This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

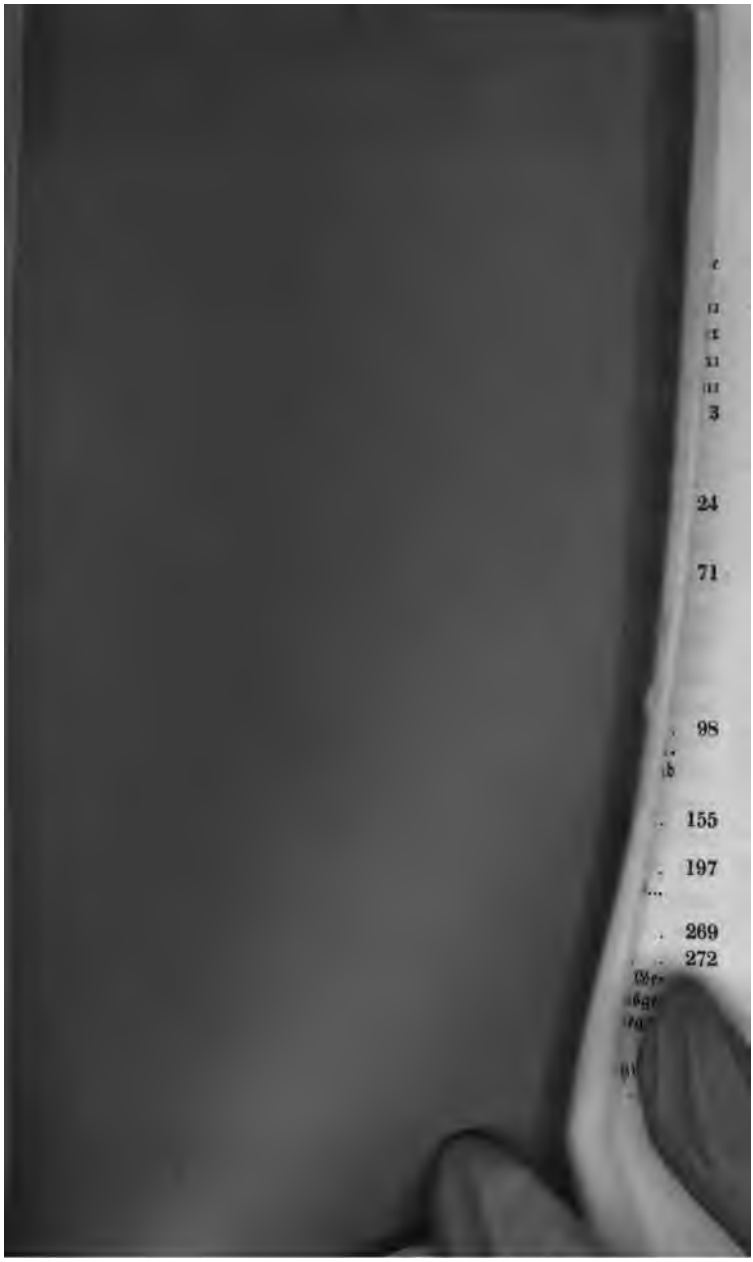
+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

STANFORD UNIVERSITY
LIBRARY

STANFORD UNIVERSITY
LIBRARY



August Wilhelm von Schlegel's

vermischte und kritische Schrifte

Herausgegeben

von

Eduard Böcking.

Erster Band.

Sprache und Poetik.

Leipzig,
Weidmann'sche Buchhandlung.
1846.

August Wilhelm von Schlegel's

sämmtliche Werke.

Herausgegeben

von

Eduard Böcking.

Siebenter Band.

Leipzig,
Weidmann'sche Buchhandlung.
1846.

LIBRARY
LELAND STANFORD JUNIOR
UNIVERSITY

63548

Inhaltsverzeichniß.

Seite

Vorrede des Herausgebers zu den vermischten und kritischen Schriften VII

Vorerinnerung zum Athenäum. 1798 XIX

Vorrede zu den Charakteristiken und Kritiken. 1801 XXI

Vorrede zu den kritischen Schriften. 1828 XXIII

Ueber die Künstler, ein Gedicht von Schiller. 1790 3
(Bürgers Akademie der schönen Redekünste. 1791. Bd. I. St. 2. S. 127...179.)

Etwas über William Shakspeare bei Gelegenheit Wilhelm Meisters. 1796 24
(Schillers Horen. 1796. St. 4. S. 57...112. — Schlegels Krit. Schriften. 1828. Bd. I. S. 365...386.)

Ueber Shakspeares Romeo und Julie 71
(Schillers Horen. 1797. St. 6. S. 18...49. — Schlegels Charakt. und Krit. 1801. Bd. I. S. 282...317. — Krit. Schr. 1828. Bd. I. S. 387...416. — Englisch: A. W. Schlegel on Shakspeare's Romeo and Juliet in Ollier's Literary Miscellany, in prose and verse. London, Ollier. 1820. 8. S. 1...39.)

Briefe über Poesie, Silbenmaß und Sprache. 1795 98
(Schillers Horen. 1795. St. 11. S. 77...103; 1796. St. 1. S. 54...74; St. 2. S. 56...73. — Schlegels Charakt. und Krit. 1801. Bd. I. S. 318...397.)

Betrachtungen über Metrik. An Friedrich Schlegel . . . 155
(Aus der letzten Hälfte der neunziger Jahre. Ungedruckt.)

Der Wettstreit der Sprachen 197
(Athenäum. 1798. I. 1. S. 3...69. — Krit. Schr. I. S. 179...257.)

Aphorismen, die Etymologie des Französischen betreffend . . 269

Vorrede zu Flore und Blanscheflur 272
(Flore und Blanscheflur. Ein episches Gedicht in zwölf Gesängen von Sophie von Knorring, geb. Tieck. Herausgegeben und mit einer Vorrede begleitet von A. W. Schlegel. Berlin 1822. 8. S. XV...XXXIV.)

Schreiben an Herrn Buchhändler Reimer, über die Uebersetzung des Shakspeare. 1838. 1839 281

Vorrede des Herausgebers.

Kam nach ihnen ein ander Geſchlecht auf, das den Herrn nicht kannte, noch die Werke, die er an Iſrael gethan hatte.
Buch der Richter 2, 10.

A. W. Schlegel iſt als Kritiker noch nie genug, geſchweige denn zu ſehr gefeiert worden; und wenngleich die heutige belletriſtiſche Welt über ihn und aus ihm wenig weiß, ſo weiß ſie doch verhältnißmäßig deſto mehr von ihm oder durch ihn. Vieles von dem, was der Verſtorbene mit ſeinem glücklichen Takt und Scharfſinn, aber auch mit gründlicher Gelehrſamkeit und raſtloſer Geiſtesübung erarbeitet hat, und was unſre Großväter kaum ahndeten, genießen wir Enkel, als ob es ohne Fleiß und Müh energiſcher Väter auf dem freien Felde unſres Geiſtes von ſelbſt emporgeſchoßen wäre, oder gar als hätten wir unſer Erbgut ſelber geſchaffen. Ich will nicht anklagen, noch vertheidigen, nur Zeugniß geben, Thatſachen zum Bewußtſein bringen, welche die wenigen Einen wieder vergeßen, die vielen Anderen noch nie gekannt haben. Woher ſollten die Jüngeren eine Anſchauung von Schlegels ganzer kritiſcher Thätigkeit ſich verſchaffen, die ſelbſt von Litterarhiſtorikern nur unvollſtändig und nicht ohne entſtellende Schiefheiten aufgefaßt wird? Man ſehe nur, daß ich, von H. Heine u. A. zu ſchweigen,

ein achtbares Beispiel anführe, Gervinus poetische Nationallitteratur: spricht er nicht mitunter von den Brüdern Schlegel, als ob sie, mindestens viele Jahre hindurch, gleich dem bekannten Mädchen von Sassari, mit beiden Oberleibern auf Einem Beingestelle gelebt hätten? Und wie verschieden sind sie doch beide! Nicht erst seit sie getrennt lebten fühlten sie das selbst, wie z. B. die Antwort A. W. Schlegels auf Schillers Brief vom 31. Mai 1797. und die Gedichte der Brüder an einander zeigen (Poet. W. I. S. 244. ff.), worin sie gerade ihre Einigkeit und Vereintheit feiern wollten. Aber selbst an den gelehrten Litteraturhistoriker kann man mit Billigkeit die Forderung nicht stellen, daß er die unglaublich zerstreuten, größtentheils ununterzeichneten, und nicht selten mit den beurtheilten Büchern bald wieder verschollenen Kritiken und Recensionen, welche die mannichfaltigsten Kreiße des Wißens und der Kunst berühren, selber sammle, um ihren Einfluß auf die Litteratur, ihre Wirkungen im Einzelnen sorgfältig würdigen zu können. So ist denn auch Schlegels Wirksamkeit in der That noch nicht gehörig gewürdigt worden: seine Altersgenoßen und mit ihm oder gegen ihn Strebenden konnten dieß so wenig als sich überhaupt die Gegenwart geschichtlich darstellen läßt; den Jüngeren aber mußten seine Werke zum großen Theile unbekannt bleiben, da der Verfaßer nicht nur nicht bemüht gewesen ist, sie zugänglich zu machen, sondern sogar den Vorwurf verdiente, viele derselben absichtlich in Vergeßenheit zu drängen. Hat er doch öfters Solche, die ihn um Bezeichnung seiner einzelnen Schriften baten, auf das Conversations-Lexikon verwiesen, dort stünden sie verzeichnet; hatte er doch selbst seine Theilnahme an den Göttinger Anzeigen seit dem vorletzten Jahrzehnt des vorigen Jahrhunderts, als er nicht lange in

die Zwanziger eingetreten war, so zu sagen gänzlich vergeßen gemacht und vergeßen, wahrlich mit Unrecht. Ja, würden nicht, wie bei den stäts wieder verweltlichenden Klöstern, so auch bei den Recenſier-Anſtalten von Zeit zu Zeit Reformen nöthig, um den Untergang abzuwenden, welchen unvermeidlich der Schlendrian herbeiführt, und wäre nicht demzufolge glücklicher Weiſe die Tendenz der alten Jenaer Litteratur-Zeitung zu Ende des vorigen Jahrhunderts ſo ſehr verſunken, daß ſich die notabelſten Mitarbeiter zurückziehen muſten und Schlegels Zwiſt mit dem ſeligen oder doch gewiß verſtorbenen Schütz ausbrach, wer könnte jetzt wißen, daß jener in die genannte kritiſche Zeitſchrift binnen etwa drei Jahren an dreihundert Recenſionen geliefert habe?

Hectora quis nosset, si felix Troia fuisset?

Und ſind mir nicht ſelbſt, der ich doch ein Dutzend Jahre mit dem Verewigten in nicht bloß collegialiſcher Freundſchaft gelebt hatte, als ich nach ſeinem Tode ein Verzeichniß ſeiner Schriften zuſammenſtellte, manche und zum Theil wichtige entgangen? Man wird dieß Alles großentheils erklärlich finden, wenn man ſeine Aeußerungen in der Vorrede zu der unvollendet gebliebenen Auswahl der 'Kritiſchen Schriften' oder in der 'Berichtigung (1828.)' lieſt, wo er ſich, damals gereizt durch litterariſche und andre Klatſchereien und Verleumdungen, die er nicht wol gänzlich ungerügt laßen konnte, feierlichſt dagegen verwahrt, daß man nicht, was er zur Vergeßenheit verurtheilt habe, nach ſeinem Tode wieder ans Licht ziehe und ihm aufbürde, und wo er laut erklärt, daß ein Herausgeber, der ſolches thue, dem Publikum einen ſchlechten Dienſt leiſten und gegen ihn ſelbſt ein wahres Unrecht begehen würde. Ich habe den

Hingeschiedenen zu sehr geachtet und geliebt, als daß ich, auch abgesehn von meinem Wunsche, absichtliches Unrechts nie geziehen zu werden, solches ihm anthun möchte; auch bin ich nicht so diensteifrig noch übelgesinnt gegen das Publikum, daß ich ihm zur Leistung eines schlechten Dienstes mich zudrängen sollte. Ich muß vielmehr nur, wie ich es auch dem lebenden zuweilen thun mußte, des verstorbenen Freundes Behauptung widersprechen und solchen Widerspruch nicht bloß bei mir selbst, sondern auch vor Schlegels und meinem Vaterlande, vor Deutschland, und der ganzen litterarischen Welt rechtfertigen. Ich widerspreche aber jenem Urtheil kühnlich, weil ich weiß, daß der Verstorbene nichts Verdammenswerthes, wenn auch ein und andres nicht zu Billigende gewollt und geschrieben hat, und weil ihm selbst, auch an den über ihn gefällten Urtheilen, die Gerechtigkeit und Wahrheit lieber war als die Gunst und grundloses Lob: Wahrheitsliebe war der Grundzug seines durchaus ehrenwerthen Charakters, der nur leicht unter einer, aus eigenthümlicher Ironie und dem Mangel an Zurückhaltung des Urtheils über das Selbst und das Eigne im Verhältniß zu Andern und Fremdem gemischten Tünche, unter dem Scheine geselliger Anmaßlichkeit und Selbstüberhebungslust verkannt werden konnte und allzuoft verkannt worden ist. (Daß er seine, wol nur wenige Deutsche ansprechende Liebe zu Zierrat und Eleganz, die doch selbst wieder aus einem ehrenwerthen Grunde aufgewachsen war, mitunter bis zum Lächerlichen trieb, gehört eben so wenig hierher, als die Nachweisung, wie er dadurch so mannichfaltig die Verleumdung und die Klatscherei gegen sich gelockt hat.) Gerechter aber können wir auch ihn gewiß dann beurtheilen, wenn wir möglichst vollständig seine Leistungen

überſchauen, als wenn wir, wie er es dort andeutet, nur einen Auszug ſeiner ſchriftſtelleriſchen Werke unſrem Urtheile zum Grunde zu legen genöthigt wären. Ich hege indeſſen auch das feſte Zutrauen, daß mein verewigter Freund und Gönner um ſo mehr gewinne, je gerechter er beurtheilt wird. Er ſagt ſelbſt 'Es ſollte mir leid thun, wenn 'mannichfaltige Welterfahrung in einer vielbewegten, ja ſtürmi-'ſchen Zeit, wenn anhaltende innere Thätigkeit des Geiſtes, ernſte 'Betrachtung und Selbſtbeobachtung in verſchiedenen Lebens-'altern mich gar nichts gelehrt hätte.' Wie wenig das bloße Facit einer Reihe von Erfahrungen und Studien ausreiche, dieſe ſammt dem Erfahrenden und Forſchenden kennen zu lehren, braucht ſicherlich hier nicht erklärt zu werden, da wol jeder Leſer dieſer Schriften ſelbſt weiß, wie kärglich die Summa des Wißens auch bei der erſtaunlichſten Maſſe des Gewuſten ſei. Und dann verſichert die Vorrede zu den kritiſchen Schriften mit beſtem Rechte 'Vergeblich würde man hoffen, durch die Aufſuchung des hier 'Weggelaßenen eine Ausbeute des Anſtößigen zu gewinnen. 'Ich mag in dieſem oder jenem Stücke meine Meinung ge-'ändert haben, manche meiner früheren Aeußerungen jetzt 'einſeitig und übertrieben finden; aber ich habe nie etwas 'drucken laßen, das ich verheimlichen müßte.' Hält man hiemit zuſammen die Grundſätze, die einſt der Verſtorbene in der Recenſion der Dresdener Ausgabe von Winckelmanns Werken aufſtellte, Grundſätze, die ich auch in andern Beziehungen faſt durchgängig befolgen konnte, ſo wird an meiner Rechtfertigung vor dem Publikum, daß ich mehr aufgenommen habe, als der Verfaßer ſelbſt gethan haben würde, kaum etwas fehlen, zumal ich durch die kleinere Druckſchrift das ausgezeichnet oder vielmehr unſcheinbarer gemacht habe,

was jener selbst wol nicht wieder hätte abdrucken laßen. Zu weiterer Rechtfertigung könnt' ich, aber ich thu' es nicht, weil ich die Heuchelei verschmähe, noch anführen, daß er durchaus keine Erklärung darüber gegeben hat, was er in den beabsichtigten, aber nicht erschienenen, ja nicht einmal besonders vorbereiteten dritten Band der 'Kritischen Schriften' aufgenommen haben wollte. Eben so wenig hat mich etwa die Besorgniß irgend bestimmt, es möchten Andere als Ergänzungen der Werke liefern was ich ausschließe: vor welcher, an sich sonst schwerlich ganz ungegründeten, ich mich nöthigenfalls mit dem Schwerte der Gerechtigkeit schirmen könnte. Dagegen darf und muß ich hier berichten, daß mir Schlegel, im Herbste 1837., als er mich die Besorgung seines Nachlaßes zu übernehmen bat, nach einer Unterredung, deren Mittheilung ich mir auf eine andere Gelegenheit vorbehalte, volle Gewalt ertheilte, nach meiner Ueberzeugung und Einsicht bei der Herausgabe seiner Schriften zu verfahren, und daß seine Erbinnen mir diese Befugniß unter Abtretung ihrer ererbten Autorrechte rechtsförmlich bestätigt haben. Der Verewigte hatte in dieser Beziehung eine besondere testamentarische Verfügung eben so wenig getroffen, als er meine Bitte, möglichst vollständig und genau aufzuzeichnen, was er von seinen Werken und wie er es herausgegeben haben wollte, obgleich er mir zu deren Erfüllung Hoffnung gemacht, erfüllt hat: die große Menge seiner hinterlaßenen Schriften fand sich unter seinen Papieren und Büchern theils gar nicht, theils nicht im mindesten zu einer Ausgabe geordnet. So stehe ich nun zwar mit der vollen Verantwortlichkeit eines nur an selbstgebilligte Grundsätze gebundenen Herausgebers dem Publikum gegenüber; muß jedoch, meiner Pflicht gegen den Verfaßer

genügen, so viel es mir thunlich ist, in dessen Geiste
rfahren: aus welchem Grunde ich auch, zumal mir seine
stimmten Willensäußerungen über diesen Punkt vorlagen,
e die Gedichte manches aufnehmen mußte, was ich, wär'
s das meinige gewesen, nicht veröffentlicht haben würde.
Dagegen halte ich dafür, daß der oben bezeichnete Entschluß,
nur eine Auswahl der kritischen Schriften aufzunehmen,
jenem Geiste nicht entspreche. Als Schlegel in dem Briefe
über seinen Bruder Friedrich an Windischmann schrieb
'Das deutsche Publikum scheint dergleichen Sammlungen
'(vollständige, ausdrücklich für geschloßen erklärte) zu lieben;
'wir haben viele Beispiele von sehr bändereichen, worin
'Schriften mit aufgenommen sind, welche bei ihrer ersten
'Erscheinung schon wenig Käufer fanden, und bei einem
'neuen besondern Abdruck deren noch weniger gefunden hätten',
als er dieß schrieb, 1834., hätte er an seinen eignen 'Kri-
tischen Schriften' seine Wahrnehmung, daß wir, das deutsche
Publikum, unvollständige Sammlungen nicht lieben, bestä-
tigt wißen können; und ich hege nicht bloß den Wunsch,
sondern auch das Zutrauen, daß der erste Theil jenes Er-
fahrungssatzes an den gesammelten Werken sich ebenfalls
bewahren möge. Ich dächte, die Erklärung jenes Satzes
läge nahe genug bei der Hand und das deutsche Publikum
hätte sich auch jener seiner Liebe, sofern nicht miteinfließende
tadelnswerthe Regungen dieselbe schänden, keineswegs zu
schämen. Wir wollen einen Schriftsteller, dem wir unsere
Aufmerksamkeit oder gar unsere Liebe zuwenden, auch mög-
lichst wahr und deshalb möglichst ganz kennen lernen kön-
nen. Aus dieser Anforderung, welche dem Bestreben der
Schriftsteller, sowol der in Wahrheit als der anderswie
thätigen, gleichmäßig, aber verschiedenartig entspricht, ist

auch die Sitte hervorgegangen, vor geſammelten oder größeren Werken den Verfaßer abzuſchildern, in Bildern und Lebensbeſchreibungen. Wir wollen, auch diejenigen unter uns, denen dieß nicht zum Bewußtſein kommt, ſelbſt urtheilen können über den Mann und ſeine Leiſtungen: das aber, weiß oder fühlt man, können wir, insbeſondere bei den hervorragenderen Geiſtern, nicht aus einzelnen Hervorbringungen, nicht aus bloßen Proben ihrer Schöpfungen, ſondern nur aus deren Geſammtheit, und ſo beruhigen wir uns an der Sammlung, während es uns die unangenehme Spannung des Unbefriedigtſeins erregt, wenn uns bloß das Einzelne oder nur eine Auswahl zugänglich iſt. Kurz, jene Erſcheinung, zu deren Beſtätigung man etwa auch auf das halbe Tauſend Bände unſrer Goethe- und Schiller-Sammlungen verweiſen könnte, iſt eben eine der mancherlei Formen, in denen unſer Wißenstrieb, wol auch unter dem Einfluß unſrer Neugierde, Eitelkeit und Habſucht, ſich äußert. Mag auch die Sammlung innerlich etwas ſehr Einzelnes ſein: das ſtört weniger; man tröſtet ſich, daß es doch Alles, daß mehr Niemanden zugänglich ſei. So urtheilt auch der deutſche Richter aus gehörig geſchloßenen Akten ruhiges Gewißens, ſeien ſie auch ihrem Inhalte nach nicht vollſtändig oder zuſammenhängend, während ohne den Aktenſchluß es an der Sicherheit über die Richtigkeit auch der dargebotenen thatſächlichen Grundlagen eines Urtheils mangelt.

Dieß wird genügen zur Erklärung und Rechtfertigung, daß ich in meiner Sammlung der Schriften Schlegels, ſoweit dieſe überhaupt zur Veröffentlichung beſtimmt waren oder jetzt eine ſolche in Anſpruch zu nehmen haben, Vollſtändigkeit erſtrebe, ohne daß ich 'Alles zuſammenraffen möchte, was jemals ſeiner Feder entfloßen iſt.' Zugleich

ist damit auch genug gesagt, daß wer um der darin beurtheilten Bücher willen nach den Recensionen in den folgenden Bänden griffe, leicht einen argen Mißgriff thäte. Die meisten dieser Bücher existieren, so zu sagen, gar nicht mehr, wenn man nicht lieber behaupten will, daß sie eigentlich niemals existiert haben; und insofern sind auch die Beurtheilungen oder Anzeigen derselben nun überflüßig; die wenigen anderen aber, die wirklich zur Existenz gekommen sind und sich daher auch erhalten werden, brauchen uns jetzt nicht mehr vorrecensiert zu werden, wir kennen sie entweder aus ihnen selbst oder aus dem miterlebten oder ererbten National-Urtheil, und zwar entweder in Uebereinstimmung mit unsrem Recensenten, und dann ist uns dieser als solcher entbehrlich, oder abweichend von ihm, und dann möchte es ihm schwerlich gelingen, uns zu seiner individuellen Ansicht hinüberzuziehen. Es ist sonach im Allgemeinen hauptsächlich ein litterar- und kunsthistorisches Interesse, welches uns dieser Beurtheilung zuführen mag. Deren Verfaßer aber war selbst einer unter den bedeutenderen der sehr bedeutenden Litteraten und Litteratoren schon im dritten und vierten Jahrzehent seiner langen Lebenszeit, welche sich mannichfaltig aufs anschaulichste in seinen Schriften abspiegelt, so wie er hinwiederauf die Gestaltung unserer Litteratur einen sehr beträchtlichen Einfluß gehabt hat. Gewiß verlohnt es also wol, auch ihn selber durch Lesung und Studium seiner großentheils meisterhaften und anmutigen Schriften und Beurtheilungen der Schriften Anderer kennen zu lernen.

Diese Schriften habe ich unter den Ueberschriften 'Sprache und Poetik', 'Charakteristiken und Littratur', 'Malerei, bildende Künste, Theater', 'Recensionen', zusammen-

gestellt. Woher das Einzelne entnommen sei, besagen den verschiedenen Abtheilungen beigegebenen Inhaltsverzeichnisse; wo diese keine Angabe des älteren Druckes hatten, ist das betreffende Stück von mir aus dem handschriftlichen Nachlaße des Verfaßers herausgegeben. Die Recensionen aus der alten Jenaer Litteratur-Zeitung sind nach einem von Schlegel selbst angefertigten und auch gedruckt herausgegebenen Verzeichnisse zusammengestellt; die aus der neuen Jenaer Litt. Zeit. aufzunehmenden machten in Betreff der Urheberschaft keine Schwierigkeit. Anders die Recensionen aus den Göttinger gelehrten Anzeigen von 1789. bis 1791., von denen der Verfaßer selbst, mit einziger Ausnahme der vom Torquato Tasso, gar keine Nachweisung hinterlaßen hat, und die ich auch sonst nirgends verzeichnet gefunden habe. Glücklicher Weise half mir aus dieser Schwierigkeit das jetzt der Tübinger Bibliothek gehörige Exemplar der Göttinger Anzeigen, in welchem mit seinem unermüdlichen Bibliothekarfleiße der selige Reuß die Namen der Verfaßer der einzelnen Recensionen beigeschrieben hat: aus diesem Exemplar verzeichnete mir Herr Doctor Klüpfel die von A. W. Schlegel verfaßten Recensionen, und bewahrte mich dadurch vor einem Mißgriffe, zu welchem Oppermann (Die Götting. gel. Anzeigen. Hannov. 1844. 8.) verleitet worden ist und auch mich vielleicht verleitet haben würde. Dieser sagt S. 119 ff., nachdem er von der Recension des Götz von Berlichingen in den G. G. 1773. Stück 146. gesprochen „Nun aber „schweigen die G. A. die ganzen siebziger Jahre und den „Anfang der achtziger Jahre hindurch von Goethe, eine Anzeige des Clavigo 1775 Zugabe S. 56. ausgenommen; „dieselbe referirt bloß, dann heißt es: 'Der Bruder, der

leich Anfangs ..... ist wohl geschildert.' Erst als Goethe's sämmtliche Werke zuerst gesammelt wurden, treten die G. A. mit Kritik hervor, und zwar thut ein großer Kritiker hier seine ersten Flügelschläge. A. W. Schlegel hörte damals in Göttingen, er hatte 1787 das philosophische Accessit erhalten, und dadurch sich den Göttinger Herren empfohlen, so daß man glaubte wagen zu dürfen, einen so jungen Mann über Goethe urtheilen zu laßen. Wir theilen diese Anzeige so mit, wie sie ursprünglich im St. 170 der G. A. v. 1787 abgedruckt war. „„Der Dichter und nun folgt die Anzeige, aber sehr ungenau wiederholt und am Schluße verstümmelt.] „Im Jahre 1790 wird Torquato Tasso angezeigt.“ Trotz meines Mißtrauens gegen das unkritische Buch, aus welcher ich so eben Mittheilung gemacht habe, konnte es mich doch verführen, die Recension der vier ersten Bände der Leipziger Ausgabe von Goethes Schriften aus dem Jahre 1787. ebenfalls Schlegeln zuzuschreiben, indem der Stil und Ton derselben, wenngleich von dem in den bald darauf folgenden schlegelschen Recensionen verschieden, einen jungen Schriftsteller erkennen läßt, und die von Oppermann sofort darauf angeführte Recension des goetheschen Tasso als eine schlegelsche bekannt ist. Und sollte man bei der Zuverläßigkeit, womit das oppermannsche Buch redet, vermuthen, daß es, wie es ist, unzuverläßig sei? Reußens Subscriptionen sind sicher zuverläßig: aus ihnen belehrt mich Klüpfel, daß die Recension jener vier Bände von Goethes Werken, so wie noch eine Menge anderer in den J. G. A. von 1787. abgedruckter, von F. L. W. Meyer, damals außerordentlichem Professor der Philosophie in Göttingen, von welchem Pütter und Saalfeld in der Götting. Gelehrten-Geschichte ein Mehreres berichten, verfaßt sei.

Die Vorleſungen über Litteratur, Kunſt und Geiſt des Zeitalters aus der 'Europa', ſo wie die über das Mittelalter aus dem 'Deutſchen Muſeum', welche allenfalls in dem Bande 'Charakteriſtiken und Litteratur' erſcheinen konnten, ſind für eine ſpätere Abtheilung der Werke, welche die Vorleſungen befaßen wird, zurückgelegt worden. Eine ganz unbedeutende und nicht ganz richtige Erklärung einer kleinen römiſchen Inſchrift, welche Schlegel vor etwa 10 Jahren im Bonner Wochenblatte mittheilte, habe ich aufzuſuchen und wieder abdrucken zu laßen nicht der Mühe werth erachtet.

Bonn den 20. Mai 1846.

Böcking.

Vorerinnerung zum Athenäum.

1798.

Die erſten Stücke dieſer Zeitſchrift können den Leſer hinlänglich über ihren Zweck und Geiſt verſtändigen. In Anſehung der Gegenſtände ſtreben wir nach möglichſter Allgemeinheit in dem, was unmittelbar auf Bildung abzielt; im Vortrage nach der freieſten Mittheilung. Um uns jener näher zu bringen, hielten wir eine Verbrüderung der Kenntniſſe und Fertigkeiten, um welche ſich ein jeder von uns an ſeinem Theile bewirbt, nicht für unnütz. Bei dieſer leitet uns der gemeinſchaftliche Grundſatz, was uns für Wahrheit gilt, niemals aus Rückſichten nur halb zu ſagen.

In der Einkleidung werden Abhandlungen mit Briefen, Geſprächen, rhapſodiſchen Betrachtungen und aphoriſtiſchen Bruchſtücken wechſeln, wie in dem Inhalte beſondre Urtheile mit allgemeinen Unterſuchungen, Theorie mit geſchichtlicher Darſtellung, Anſichten der vielſeitigen Strebungen unſers Volks und Zeitalters mit Blicken auf das Ausland und die Vergangenheit, vorzüglich auf das klaſſiſche Alterthum. Was in keiner Beziehung auf Kunſt und Philoſophie, beide in ihrem ganzen Umfange genommen, ſteht, bleibt ausgeſchloßen, ſo wie auch Aufſätze, die Theile von größeren Werken ſind. Der Prüfung der Kenner widmen wir unſre angeſtrengteſten Bemühungen; für die Unterhaltung aller Leſer wünſchen wir ſo viel Anziehendes und Belebendes in unſre Vorträge zu legen, als ernſtere Zwecke erlauben.

Wir theilen viele Meinungen mit einander; aber wir gehn nicht darauf aus, jeder die Meinungen des andern zu den seinigen zu machen. Jeder steht daher für seine eignen Behauptungen. Noch weniger soll das Geringste von der Unabhängigkeit des Geistes, wodurch allein das Geschäft des denkenden Schriftstellers gedeihen kann, einer flachen Einstimmigkeit aufgeopfert werden; und es können folglich sehr oft abweichende Urtheile in dem Fortgange dieser Zeitschrift vorkommen. Wir sind nicht bloß Herausgeber, sondern Verfaßer derselben, und unternehmen sie ohne alle Mitarbeiter. Fremde Beiträge werden wir nur dann aufnehmen, wenn wir sie, wie unsre eignen, vertreten zu können glauben, und Sorge tragen, sie besonders zu unterscheiden. Die Arbeiten eines jeden von uns sind mit dem Anfangsbuchstaben seines Vornamens, die gemeinschaftlichen mit beiden bezeichnet.

W. und F.

Vorrede zu den Charakteriſtiken und Kritiken.
1801.

Unſre kritiſchen Bemühungen und Grundſätze haben einige Aufmerkſamkeit bei dem Publikum erregt. Doch haben wir keine Urſache vorauszuſetzen, daß dieſe uns geſchenkte Aufmerkſamkeit überall mit einer gründlichen Bekanntſchaft verbunden geweſen ſei. Wir wünſchen ſie bei allen denen, die ein ernſtliches Intereſſe an der deutſchen Litteratur nehmen, zu befördern, und das iſt der Zweck dieſer Sammlung, welche außer einigen neuen Verſuchen auch eine Auswahl von älteren in Zeitſchriften zuvor einzeln gedruckten kritiſchen Abhandlungen enthält.

Da jeder der einzelnen Verſuche ſeinen Zweck und Standpunkt ſelbſt klar genug beſtimmt, ſo iſt nur noch übrig, anzuzeigen, wo die ältern Aufſätze geſtanden haben, damit, wer die Vergleichung anſtellen will, nach der Auswahl, den Abkürzungen, Aenderungen und Zuſätzen beurtheilen kann, ob wir bloß gegen Andre oder auch gegen uns ſelbſt ſtrenge ſind . . . .

. . . Die Recenſion des philoſophiſchen Journals, und alle Beurtheilungen, wie auch die Charakteriſtiken und einzelnen Bemerkungen im zweiten Theile ſind aus der Jenaiſchen A. L. Z. Manche andre Recenſionen aus dieſer von A. W. Schlegel, welche der Aufnahme eben ſo würdig ſchienen, als die wirklich aufgenommenen, erlaubte der Raum nicht in dieſen beiden Bänden drucken zu laßen.

Die Charakteriſtik des Meiſter hat im erſten Bande des Athenäums geſtanden, und der Aufſatz über Romeo ſo wie die Briefe über Poeſie und Silbenmaß in den Horen. Sie ſtehen hier als ein Beitrag und Dokument zur Theorie des Verfaßers über Sprache und Rhythmus, weil ſich mehrere der ausführlichen Beurtheilungen auf dieſe Theorie beziehen und gründen, welche er immer noch nicht ſyſtematiſch darſtellen konnte. Aber eben deswegen wird die Erinnerung nicht überflüßig ſein, daß der Verfaßer den Gang der Unterſuchung in jenen Briefen ſelbſt einſeitig und nicht rational genug findet, indem die pſychologiſche Erklärung von der Entſtehung des Rhythmus mit der phyſiologiſchen hätte verbunden werden ſollen.

Neu iſt . . . . die Kritik des Bürger . . . .

Vorrede zu den Kritiſchen Schriften.

1828.

Der Kritiker, aus deſſen Schriften man hier eine Auswahl geſammelt findet, ſtand in ſeinen jüngeren Jahren in üblem Ruf. Man ſchilderte ihn wie einen Wütherich, einen Herodes, der an einer Menge unſchuldiger Bücher nichts geringeres als einen bethlehemitiſchen Kindermord verübt habe. Nachdem dieſes Geſchrei in Deutſchland ſchon ziemlich verſchollen war, erhob es ſich von Neuem im Auslande, beſonders in Frankreich, auf Veranlaßung einer kleinen franzöſiſchen Schrift über die Phädra des Racine, und gewiſſer Vorleſungen über die dramatiſche Kunſt. Ein Pariſer Journaliſt nannte den Kritiker den Domitian der franzöſiſchen Litteratur, welcher wünſche, ſie möge nur Ein Haupt haben, um es mit einem einzigen Streiche abzuſchlagen. Der gelehrte Kunſtrichter hatte den Domitian mit dem Caligula verwechſelt, denn dieſem wird ja bekanntlich jener grauſame Wunſch zugeſchrieben. Indeſſen traf er es vielleicht beßer, als er ſelbſt wußte. Die Lieblings-Unterhaltung des Domitian, Fliegen zu ſpießen, möchte ein ganz paßendes Bild für eine ſcharfe Kritik ſein, welche an kurzlebige Erzeugniſſe der litterariſchen Betriebſamkeit, die einen Augenblick im Sonnenſchein des Modegeſchmacks herumgaukeln, verſchwendet wird.

Jetzt, nach ſo viel verfloßenen Jahren, kann ich die Schriften dieſes Kritikers wie die eines Fremden leſen; und ich darf es wohl ſagen: man hat, wie mich dünkt, dem

Manne Unrecht gethan. Er hat ſein läſtiges Amt nicht nur redlich und gewiſſenhaft, ſondern auch mit Mäßigung und Schonung verwaltet. Man würde finden, er habe oft bei weitem zu viel gelobt, wenn alle ſeine Beurtheilungen aus verſchiedenen litterariſchen Blättern hier wieder abgedruckt wären. Dieß iſt aber nicht geſchehen, weil die Schriften, zu unbedeutend um eine ernſthafte Würdigung zu verdienen, von der nächſten Welle des Zeitſtromes verſchlungen worden ſind. Es iſt eine thörichte Gutmüthigkeit gegen die Schriftſteller und das Publikum, Zeit und Kräfte an etwas zu ſetzen, das von ſelbſt erfolgen muß. Wo es achtungswerthe Namen galt, zeigt ſich eine nicht geringe Sorgfalt, die Pille des Tadels zu vergolden. Es iſt wahr: wenn eine gemeine, platte Denkart ſich in die idealiſche Poeſie breit und bequem hineinlagerte, wenn die Erſchlaffung aller ſittlichen Grundſätze ſich mit edeln Gefühlen brüſtete, ſo wandelte ihn wohl einmal der Unwille an; und wenn er ſich nicht weiter zu helfen wußte, ſo nahm er ſeine Zuflucht zu einem luſtigen Einfall oder einer Parodie. Dieß hat man ihm am meiſten verargt, und es war doch gerade das Unbedenklichſte. Was Gehalt und Beſtand in ſich hat, mag der Scherz umſpielen, wie er will: es verfängt nicht. Nur wenn der Spott auf den Grund der Wahrheit trifft, kann er der Sache, gegen die er gerichtet iſt, den Garaus machen.

Im Ernſt zu reden, ich beſorge vielmehr, meine heutigen Leſer möchten hier und da die nöthige Würze vermiſſen, als daß ihnen die Speiſe verſalzen und überwürzt dünken ſollte. Die jüngeren Zeitgenoßen, denen viele Aufſätze eben deswegen neu ſein werden, weil ſie vor einer ſchon beträchtlichen Anzahl von Jahren in Zeitſchriften erſchienen und, ſeitdem nicht wieder abgedruckt, aus dem Umlaufe gekommen

sind; die nur durch das Gerücht vernommen haben, daß damals die kritischen und satirischen Wagnisse eines Kreises von jungen Dichtern und Litteratoren, zu welchem auch ich gehörte, in Deutschland großes Aufsehen erregt haben; daß von den Vertheidigern des litterarischen Herkommens der öffentliche Unwille gegen diese gefährlichen Neuerer aufgerufen worden; — die jüngeren Zeitgenoßen, sage ich, werden vielleicht finden, diese Wirkung sei außer Verhältniß mit ihrer Ursache gewesen. Was meinen persönlichen Antheil an jenem gegebenen oder genommenen Aergernisse betrifft, so würden sie einen hinreichenden Grund auch in den kritischen Aufsätzen, welche in diese Sammlung nicht aufgenommen sind, und in einigen parodischen Gedichten, wozu ich mich genannt, wohl vergeblich suchen. Der Geschmack und die Schätzung des Werthes mancher litterarischen und künstlerischen Erzeugnisse hat sich seitdem stark verändert, und zwar in der damals angedeuteten Richtung; wobei ich weit entfernt bin, mir irgend etwas Anderes zuzuschreiben, als ein früheres, unabhängig gefälltes Urtheil, und die Voraussicht, daß es diese Wendung nehmen werde. Durch den bloßen Wechsel und, wie ich behaupten möchte, den Fortschritt der Zeiten, bin ich, ohne meinen Standpunkt zu verändern, aus einem als revolutionär verschrieenen ein völlig konstitutioneller Kritiker geworden. Sogar in Frankreich zeigen sich Symptome, daß die Sinnesart des Publikums meinen Ansichten von dem bisher für klassisch geltenden tragischen Theater, welche die nationale Eigenliebe anfangs so heftig empört haben, sich wohl einigermaßen entgegen neigen möchte. Im Allgemeinen gilt freilich dort noch das Virgilische:

manet alta mente repostum
Iudicium Paridis, spretaeque iniuria formae.

Als einige mir gewogene Gelehrte in Paris mich wegen meiner indiſchen Arbeiten zum auswärtigen Mitgliede der dritten Klaſſe des Inſtituts vorgeſchlagen hatten, ſoll ein Mitglied meine Schilderung des franzöſiſchen Theaters aus der Taſche gezogen, und ſich gegen die Verbindung mit einem des Verbrechens der beleidigten Nation ſchuldigen Fremden nachdrücklich aufgelehnt haben. — Die Gunſt des engliſchen Publikums hatte ich vom Anfange an durch meine Charakteriſtik Shakſpeares gewonnen, wiewohl, was ich über Dryden, Pope und Addiſons Cato geäußert, einige Kunſtrichter der alten Schule ziemlich verſchnupft haben mag. Ein Engländer von ſehr gebildetem Geſchmack, ein berühmter Parlamentsredner, ſagte mir, ich ſei in der Richtung der nationalen Vorliebe zu weit gegangen, und er könne nicht umhin, mich für einen Ultra-Shakſpeariſten zu erklären. — Die National-Eitelkeit der Italiäner iſt beinahe noch reizbarer als die der Franzoſen; die Alpen ſind für ſie meiſtens die Gränze der litterariſchen Welt: wenn einmal zufällig ein transalpiniſches Urtheil nach Italien gelangt, ſo erregt es eben deswegen die Aufmerkſamkeit um ſo ſtärker. Da nun das Theater die ſchwache Seite der italiäniſchen Litteratur iſt, ſo mußte ich dort lebhaften Widerſpruch finden. Selbſt mein Ueberſetzer, Gherardini, hat ſich nicht enthalten können, an Gründen ſchwache, aber im Ton ziemlich unhöfliche Widerlegungen beizufügen. Ein Florentiner, Pagani-Ceſa, beſtreitet in einer eignen Schrift über das tragiſche Theater der Italiäner meine Lehren, ſo zu ſagen, auf allen Blättern. Einzelne ſind meiner Anſicht beigetreten: junge talentvolle Männer, was immer das Wirkſamſte iſt, auf ausübende Weiſe. Die Zeit dürfte wohl kommen, wo meine Bildniſſe von Metaſtaſio und Alfieri in Italien nicht mehr ſo unverzeihlich ſcheinen werden, als jetzt.

Bei neuen Hervorbringungen von Schriftstellern, die zum erstenmale auftreten, hat der Kritiker am wenigsten zu befürchten, daß die Leser gegen ihn Partei nehmen werden. Da die öffentliche Meinung sich noch nicht festgesetzt hat, so betrachten sie ihn nur als einen vorläufigen Berichterstatter, und behalten sich allenfalls die Revision des vorgeschlagenen Urtheilspruches vor. Gleichwohl darf gerade hierbei Eifersucht und eigennützige Parteilichkeit am sichersten ihr Spiel treiben. Eine einseitige Schilderung kann durch künstlich ausgewählte Proben scheinbar bestätigt werden, und dem noch unberühmten Talent auf eine Zeitlang den Zutritt zur Mitwerbung um den öffentlichen Beifall versperren.

Das gewagteste Unternehmen der Kritik scheint der Widerspruch gegen eine durch lange Verjährung befestigte Meinung über Kunst- und Geisteswerke zu sein: denn hier hat der Einzelne, dem Anschein nach, unzählbare Tausende von Stimmen gegen sich. Aber das längst Vergangene erregt selten lebhafte Leidenschaften. Wenn vollends das fragliche Werk sich zugleich aus einem entfernten Zeitalter und von einer fremden Nation herschreibt, so läßt man sich den Widerspruch wohl gefallen. Die Zeitgenoßen sind für das gangbare Urtheile nicht verantwortlich: sie haben es schon fertig überkommen, haben es auf Glauben gelten laßen, und werden nun erst zu einer selbstthätigen Prüfung aufgefordert. Auch liegen ja in der Geschichte des Geschmacks die Beispiele des auffallendsten Wechsels zwischen Bewunderung und Herabsetzung zu Tage: in den bildenden Künsten und in der Musik noch mehr als in der Poesie. In jenen hat man so Manches ehemals beinahe vergöttert, was uns jetzt nur flüchtig anzusehen oder anzuhören schon zur Qual gereicht. Auf der andern Seite sind vermöge derselben Ausartung des Geschmacks die erhabensten Werke des menschlichen Geistes

verkannt und vernachläßigt worden. Hat es nicht eine Zeit gegeben, wo Pietro da Cortona für einen ganz andern Maler galt, als Raphael? wo man jenem die ſchöpferiſche Kraft und Fülle zuſchrieb, dieſen kalt und ſteinern nannte? wo der hohe Sinn der Antike, die man nur als antiquariſche Seltenheit ſchätzte, gegen die ſinnlichen Beſtechungen Berninis für nichts geachtet ward? Und ſolche Urtheile ſind im Angeſicht der Meiſterwerke gefällt worden. Mit der ſchönen Litteratur iſt es etwas Andres: ſie iſt national und an den Entwickelungsgang einer Sprache gebunden. Man nimmt vorlieb, bis man etwas Beßeres kennen gelernt hat. In einem Lande, wo der Kaffee noch nicht bekannt geworden wäre, würde vielleicht ein Kaufmann Glück machen, der mit Cichorien handelte, und ſie für den ächten Mokha ausgäbe. Doch hat man auch Rückfälle und Ausartungen der Litteratur und des Geſchmacks darin erlebt, und zwar nicht bloß vom Großen und Einfachen zum Ueberladenen, Ueppigen und Verkünſtelten, was ſich am leichteſten begreift, ſondern auch zum Flachen, Gemeinen und Geiſtloſen. Der Kunſtrichter wäre übel daran, der die Zeiten nach der Reihe befragen wollte: er würde ſtatt eines Orakels nur ein vervielfältigtes, verworrenes und mißlautendes Echo vernehmen. Er darf und ſoll ſich allerdings an der Geſchichte orientieren, ſeinen Sinn durch Vergleichungen ſchärfen: aber ſein Urtheil muß ſein eignes ſein; das Urbild der Vollkommenheit muß ſeinem Geiſte inwohnen: ſonſt fehlt ihm ein zuverläßiger Maßſtab für die Arten und Grade der Annäherung.

Das Mißlichſte von Allem iſt, eine ſcharfe Kritik gegen ältere Zeitgenoßen zu richten, die ſchon ſeit geraumer Zeit im Beſitz des Beifalls und des Ruhmes waren. Hier miſcht ſich in die Theilnahme des zuſchauenden Publikums ein moraliſches Gefühl, das an ſich löblich iſt, aber durch ein Mißverſtändniß auf littera-

riſche Vorfälle übertragen wird. Es iſt als ob ein angeſehener Mann ſeiner Aemter und Würden entſetzt werden ſollte, ohne förmlichen Rechtsgang, und ohne daß eine bis jetzt verheimlichte Schuld entdeckt worden wäre. Ich habe dergleichen Kritiken eigentlich niemals abgefaßt: aber man hat geglaubt, ich mache Miene dazu, und das hat mir ſchon Anfeindungen genug zugezogen. Ein nun längſt vergeßener Schriftſteller von ziemlich eilfertiger Feder bediente ſich des liebreichen Ausdrucks: „ich ſtrebe in meinem gemachten Muthwillen, die wohl erworbenen Lorbern von Wielands grauem Haupte zu reißen;“ und indem er eine ſolche Beſchuldigung anonym in der geleſenſten Zeitſchrift vorbrachte (Jen. Allg. Litt. Zeitung, 1799. Nr. 372. S. 475.), wußte er ſich noch viel mit ſeiner Moralität. Man wird in allen meinen kritiſchen Schriften kaum ein Dutzend Zeilen finden, welche Wieland betreffen: was konnten dieſe gegen einen ſo weit verbreiteten und auf der Grundlage von fünfzig Bänden aufgebauten Ruhm ausrichten? Wenn die Lorbern ſeitdem heruntergefallen ſind, ſo kam es vermuthlich daher, daß ſie welk und mürbe waren. So viel ich weiß, iſt noch keine gründliche Kritik der wielandiſchen Werke vorhanden, worin gezeigt würde, wie er das Idol des deutſchen Publikums geworden und zwanzig bis dreißig Jahre geblieben, und was er für die Ausbildung der Sprache, des Versbaues, der Formen unſerer Poeſie wirklich geleiſtet habe. Es wäre wohl an der Zeit, von der allzugroßen Vernachläßigung dieſes von manchen Seiten liebenswürdigen Schriftſtellers abzumahnen.

Wiewohl das meiſte in den folgenden Bänden Enthaltene aufgehört hat, in Deutſchland parador zu ſein, ſo ſchmeichle ich mir dennoch, daß es darum nicht trivial geworden iſt. Die Aufgabe der litterariſchen und Kunſt-Kritik iſt ja nicht, wie es von der philologiſchen und hiſtoriſchen Kritik allerdings gilt, die ſcharfſinnige und gelehrte Führung eines ſchwierigen Erweiſes.

Die Bemühung des Kritikers verliert dadurch nichts an ihrem Werth, daß das Urtheil unverbildeter, unverwöhnter und vorurtheilsfreier Leſer des Gedichtes oder Betrachter des Kunſtwerkes ſchon im Voraus mit dem ſeinigen übereinſtimmt. Man ſuchte nur einen Sprecher der gemeinſamen Empfindungen, weil die Mittheilung und Verſtändigung darüber den Genuß erhöht. Die Aufgabe iſt, für den Geſammt-Eindruck, der aus einem unendlich feinen Gewebe einzelner Eindrücke zuſammengeſetzt iſt, den angemeſſenſten Ausdruck zu finden; dieſe Wirkung des Kunſtwerkes aus den Anlagen der menſchlichen Natur, aus den Forderungen des äußern Sinnes, der Einbildungskraft, des Geſchmacks, des Verſtandes und des ſittlichen Gefühls, befriedigend zu erklären; und überall von dem beſonderen Fall auf allgemeine Wahrheiten und Grundgeſetze zurückzuweiſen. Man ſchätzt die Verbindung des philoſophiſchen Geiſtes mit der praktiſchen Einſicht, wie dieſes oder jenes anders und beßer hätte gemacht werden können, oder warum das Ganze, ſo wie es iſt, vollendet erſcheint. Denn mit abſtrakten und hohlen Theorien iſt wiederum nichts ausgerichtet.

Unter allen Aufgaben der Kritik iſt keine ſchwieriger, aber auch keine belohnender, als eine treffende Charakteriſtik der großen Meiſterwerke. Wie die ſchöpferiſche Wirkſamkeit des Genius immer von einem gewiſſen Unbewußtſein begleitet iſt, ſo fällt es auch der begeiſterten Bewunderung ſchwer und, je ächter ſie iſt, um ſo ſchwerer, zu beſonnener Klarheit über ſich ſelbſt zu gelangen. Am beſten wird es damit gelingen, wenn die Betrachtung nicht vereinzelt wird, ſondern vielmehr den menſchlichen Geiſt in dem Stufengange ſeiner Entwickelung bis zu dem Gipfel hinauf begleitet. Mit einem Worte, die Kunſtkritik muß ſich, um ihrem großen Zwecke Genüge zu leiſten, mit der Geſchichte, und, ſo fern ſie ſich auf Poeſie und Litteratur bezieht, auch mit der Philologie verbünden. Mein Verſuch über die dramatiſche Kunſt iſt bisher

der einzige in dieſer Art geblieben. Jetzt wünſchte ich, mehr dergleichen unternommen, meine Kräfte nicht am Einzelnen und zuweilen am Unbedeutenden verwendet zu haben. Aber in den nicht vollen neun Jahren, vom Sommer 1795. bis zum Frühling 1804., wo ich mich ausſchließend dem Schriftſteller-Berufe widmete, während welcher Zeit das meiſte hier Geſammelte, dann meine Nachbildungen des Shakſpeare, des Calderon und einzelner Stücke von italiäniſchen und ſpaniſchen Dichtern zu Stande gekommen ſind, hatte ich mit mancherlei Schwierigkeiten und Beſchränkungen zu kämpfen; und die Anforderungen des Augenblicks ließen mir nicht freie Muße genug, um Gegenſtände von großem Umfange zur Behandlung zu wählen, und dazu die vorbereitenden Studien zu machen. Es war längſt mein Vorhaben, eine Geſchichte der bildenden Künſte in ähnlicher Weiſe auszuführen, wie ich die Geſchichte des Theaters entworfen; bei Betrachtung der europäiſchen Kunſtſchätze, wovon ich die meiſten zu ſehen Gelegenheit hatte, war dieß mein beſtändiges Augenmerk; und einige kürzlich in Berlin vor einer kunſtſinnigen Zuhörerſchaft gehaltene Vorleſungen über dieſen Gegenſtand gaben mir dazu eine neue Anregung.

Unter meinen früheren kritiſchen Aufſätzen habe ich eine Auswahl getroffen. Was in die beiden jetzt zugleich erſcheinenden Bände, und in den dritten, welcher demnächſt folgen wird, nicht aufgenommen iſt, ſoll nach meiner Abſicht nicht von Neuem durch den Druck verbreitet werden. Wenn ein Autor ſeine zerſtreuten Schriften weder ſelbſt geſammelt noch ſonſt darüber verfügt hat, ſo läßt es ſich allenfalls mit der guten Meinung entſchuldigen, daß nach ſeinen Lebzeiten, wie zu geſchehen pflegt, alles zuſammen gerafft wird, was jemals ſeiner Feder entfloßen. Nach der obigen Erklärung würde ein künftiger Herausgeber durch das gleiche Verfahren dem Publikum einen ſchlechten

Dienſt leiſten, und gegen mich ein wahres Unrecht begehen. Wie unvollkommen auch in Deutſchland das Eigenthum des Schriftſtellers anerkannt, wie wenig es durch Geſetze geſichert iſt, ſo wird man ihm doch das Recht nicht abſtreiten, ſein eigner Beurtheiler zu ſein, an ſeinen Hervorbringungen zu ändern, wo möglich zu beßern, und was ihm nicht mehr gefällt, ihn nicht mehr befriedigt, ganz bei Seite zu ſchieben. Vergeblich würde man hoffen, durch die Aufſuchung des hier Weggelaßenen eine Ausbeute des Anſtößigen zu gewinnen. Ich mag in dieſem oder jenem Stücke meine Meinung geändert haben, manche meiner früheren Aeußerungen jetzt einſeitig und übertrieben finden; aber ich habe nie etwas drucken laßen, das ich verheimlichen müßte.*)

Die Anonymität halte ich übrigens für vollkommen rechtmäßig, wenn die anonymen Schriften ſonſt keine Mißbilligung verdienen: ohne ein ſolches Mittel, ſeine perſönliche Ruhe zu ſichern, bliebe wohl manche nützliche, aber mißfällige Wahrheit ungeſagt. Für mich machte ich nur ſelten und ausnahmsweiſe Gebrauch davon; bei recenſierenden Zeitſchriften, z. B. der jenaiſchen allgemeinen Litteratur-Zeitung, mußte ich mich der Regel des Inſtituts bequemen. Dieſe Anonymität hob ich nachher ſelbſt wieder auf. Ich hatte in den Jahren 1796...99. ſtarken Antheil an der Litteratur-Zeitung gehabt, das Fach der ſchönen Litteratur dem gröſten Theile nach beſorgt. Da ich ſah, daß die Herausgeber, welche mir Dank ſchuldig waren, ſtatt deſſen Kabalen gegen mich und meine Freunde machten, ſo fand ich mich bewogen, mich öffentlich von der ferneren Theilnahme loszuſagen. (Jen. A. L. Z. 1799. Intelligenz-Blatt, Nr. 145.) In einer weitläuftigen und geſchraubten Gegenerklärung

*) [Vergl. die Vorrede des Herausgebers.]

gaben die Herausgeber zu verstehen, ich würde mich zu manchen meiner Recensionen wohl nicht gern nennen wollen. Hierauf hatte ich keine andere Antwort, als die, das vollständige Verzeichniß in einem Anhange zum Athenäum drucken zu laßen. Ich bemerke hier, daß die dort aufgezählten Recensionen zwar alle von mir durchgesehen und eingeliefert worden sind, daß ich aber Hülfe dabei gehabt habe*). Wie hätte ich allein einen solchen Wust schlechter Bücher bewältigen können? Erst später in den Jahren 1804...1807., als Goethe die Leitung der jen. allg. Lit.-Zeitung übernommen hatte, gab ich auf dessen Einladung wiederum einige Beiträge.

Der Zeitung für die elegante Welt habe ich in den Jahren 1802 und 1803 Theater-Artikel und Beurtheilungen ausgestellter Kunstwerke eingesandt, welche sich nur für die Unterhaltung des Tages eigneten.

In den Heidelberger Jahrbüchern habe ich meine Recensionen immer unterzeichnet.

Das Athenäum unternahm ich mit meinem Bruder Friedrich von Schlegel; wir erklärten im voraus, wir seien nicht bloß Herausgeber, sondern in der Regel auch Verfaßer dieser Zeitschrift. Man wußte also, an wen man sich zu halten hätte. Wir unterzeichneten jeder mit dem Anfangsbuchstaben seines Vornamens; bei gemeinschaftlichen Arbeiten mit beiden. Dieß geschah bei einer Anzahl aphoristischer Bemerkungen und Sätze, welche unter der Ueberschrift 'Fragmente' dem ersten Bande des Athenäums eingerückt sind. Eben weil über diese Fragmente so laut Zeter gerufen worden, habe ich meinen Antheil daran, vollständig**) ausgeschieden, so fern ich mich

*) [und zwar von seiner ersten Gattin, Karoline, geb. Michaelis, hatte der Verfaßer diese Hülfe.] **) [S. jedoch die Anmerkungen zu der hier vervollständigten Ausgabe.]

nach ſo langen Jahren noch auf mein Gedächtniß verlaßen kann, hier als 'Urtheile, Gedanken und Einfälle über Litteratur und Kunſt' wieder abdrucken laßen. Die Leſer werden vielleicht auf meine Beiſteuer zu dem damaligen litterariſchen Aergerniß das Sprüchwort anwendbar finden: Viel Geſchrei und wenig Wolle!

Jedem Aufſatze habe ich die Jahrzahl der Abfaßung beigefügt, deren Beachtung mir, wie ich meine, günſtig ſein wird. Die in der Inhalts-Anzeige mit einem Sternchen bezeichneten Stücke ſind nicht ganz von mir, ſondern zum Theil von der Hand einer geiſtreichen Frau, welche alle Talente beſaß, um als Schriftſtellerin zu glänzen, deren Ehrgeiz aber nicht darauf gerichtet war *). In den 'Gemälden' iſt der Dialog nebſt den angehängten Gedichten von mir, die Beſchreibungen ſind es nur zum Theil.

Ich gedenke dem Publikum einmal einen kurzen Bericht über den Gang meiner Geiſtesbildung und über meine litterariſchen und gelehrten Arbeiten vorzulegen **). Dieſer Bericht kann vielleicht durch meine genaue Bekanntſchaft mit ausgezeichneten Zeitgenoßen einigermaßen anziehend werden. Mein Lebenslauf iſt in eine Periode höchſt merkwürdiger Entwickelungen jeder Art gefallen, wo tauſend Erfahrungen mir die Wahrheit einprägten, daß die Wirkſamkeit des Einzelnen meiſtentheils von geringer Bedeutung iſt. Niemand kennt beßer als ich das große Mißverhältniß zwiſchen meinen Beſtrebungen und dem wenigen, was mir zu leiſten vergönnt war.

Bonn im Februar 1828.

A. W. von Schlegel.

*) [S. die Anm. zu S. XXXI.] **) [Dieſer Vorſatz iſt leider nicht zur Ausführung gekommen, ſo oft auch, vielleicht nicht von mir allein, daran erinnert worden iſt. Bg.]

Sprache und Poetik.

1.

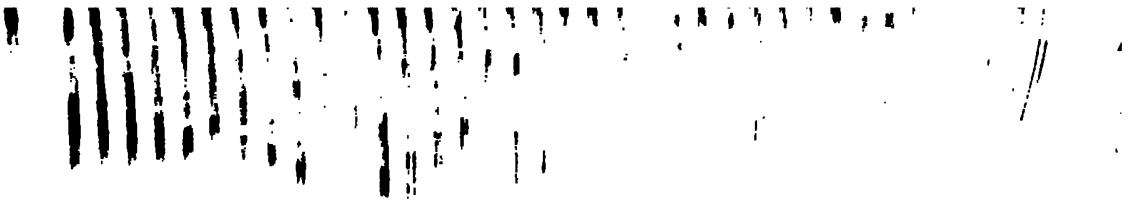
Ueber die Künstler, ein Gedicht von Schiller. [1790.]*)

Das Gedicht, das wir näher betrachten wollen, trägt einen ehrwürdigen Namen, und lockt schon durch seinen Gegenstand den Freund des Schönen herbei. Was ist geschickter, die Kunst zu verherrlichen, als sie selbst? Von einem ächten Dichter darf man erwarten, er werde mit einnehmender Wärme, mit der stillen Würde des Bewußtseins reden über den Werth seiner eignen und der übrigen Künste.

Der Ursprung und das Wachsthum der schönen Künste; die feinern Vergnügungen durch die sie den Menschen seiner ersten Wildheit entrißen; der Unterricht, den sie der kindischen Urwelt in bildlichen Darstellungen gaben; ihr mildernder und verschönernder Einfluß auf das ganze Leben; endlich ihre Wiederauflebung in neuern Zeiten, und die Aussicht auf eine höhere Vollendung des Menschengeschlechts durch die letzte Vervollkommnung derselben: dieß ist der Stoff, den der Dichter — nicht etwan in einer Hymne des Lobes nur im Fluge berührt — nicht etwan mit didaktischer Umständlichkeit erschöpft — sondern in eine lehrende, aber mit und durch Begeisterung lehrende Rhapsodie zusammengefaßt hat.

Die Klassennamen, unter welche man Gedichte zu ordnen pflegt, drücken so wenig von dem individuellen Wesen derselben aus, daß es nicht der Mühe verlohnt, zu zanken, welcher von ihnen einem

*) [Die folgende Beurtheilung ist zwar nicht unterzeichnet; dennoch hegte ich über die Verfaßerschaft gar keinen Zweifel, auch als ich sie noch nicht durch einen Brief Schillers an Schlegel d. d. Jena 5. Oct. 1795. beweisen konnte. Vg.]



n uns zu ganz deutlicher Erkenntniß gebracht wer-
n uns begnügen, es als Gefühl zu besitzen. Die
ıschensprache versagt uns sogar die Mittel, es mit-
bleibt es in unserm Busen gefangen.

ein Dichter solchem Wahrheitsgefühl Stimme giebt,
er schwebenden Erscheinungen geistiger Anschauung
ihnen durch Bilder und Töne bestimmteren, festeren
bständigkeit verleihet: sollte er nicht stärker auf uns
n unser Innres greifen, als wenn er bloß aus dem
chatze des menschlichen Wißens Wahrheiten aushebt,
poetische Sprache kleidet, die er wiederum aus dem all-
atze der Dichtkunst genommen hat? Mich däucht, das-
t, in welches die Individualität des Dichters am meisten
ei, wenn das Uebrige gleich ist, immer das beßere.
wird er alsdann nicht vielmehr schwärmerische Einbildung
Wahrheit?" — Wie man's nehmen will. Freilich keine
ie noch im dürren Buchstaben syllogistischer Formen be-
r Wahrheit für die, welche ihn faßen, weil ihr Geist
mend mit dem seinigen denket und fühlet. In jedem
gelt die Welt sich anders. Dem schöpferischen Genie bil-
atur Alles in großen idealischen Zügen vor. Seine Wahr-
es nicht etwan seinem natürlichen Hange Gewalt anthut,
kalt und abstrakt zu spekulieren) ist von der des kältesten
am weitesten verschieden.

n steht, daß auf diese Weise das lehrende Gedicht selbst im
poetisch werden könne, und daß dann die dichterische Behand-
icht mehr willkürliche Auszierung sei, sondern nothwendiges
ug der Ideen-Mittheilung.

Bestimmtere Anwendungen werden das bisher Gesagte vielleicht
beßer entwickeln. — Wie oft gehen vortreffliche Köpfe, eben
ihr starkes Wahrheitsgefühl sie hinreißt, weil sie ihre Gedanken
zergliedern und skelettieren mögen, sondern immer die volle le-
bige Gestalt geben, bei ihren Untersuchungen über die Gränze
Prosa hinaus; nicht in der Diktion (denn das ist oft ein Feh-
gemeiner Köpfe), sondern in der Gedankenbildung und Folge,
der ganzen Betrachtungsart der Dinge. Wie viele Stellen die-
r Art könnte ich aus einigen unsrer beßten Schriftsteller anführen! —

Der Systemliebhaber findet freilich dabei seine Rechnung nicht; aber sein Tadel würde nicht gelten, wenn diese Schriftsteller das, was der Poesie dem Wesen nach angehörte, auch durch die Behandlung ihr zugeeignet hätten.

Fast kein Stoff zu didaktischen Gedichten ist unversucht geblieben. Und doch, wie unerschöpflich reich, wie neu könnte die lehrende Poesie immer noch sein, nähme sie mehr diese Richtung! Man hat vortreffliche Gedichte über die Dichtkunst, in denen mit Scharfsinn, mit Eleganz, mit Witz das Beste darüber gesagt ist, was sich in Prosa auch sagen läßt. Allein wie weit höher könnte ein Dichter sich schwingen, der sein eignes Genie gleichsam in der Werkstätte seiner Schöpfungen belauschte; nicht bloß über Begeisterung philosophierte, sondern seine Leser sie ahnden ließe; der vom Schönen und Erhabnen, wie es in seinem Gefühle lebt, anschauliche Ideen gäbe. Man hat gute Gedichte über die bildenden Künste. Aber man lese gegen Watelet und Andre Winckelmann über den vatikanischen Apoll, oder Lavater in einigen Stellen der Physiognomik: wie weit poetischer! das heißt nicht: weniger wahr und gründlich, sondern fähiger in das Innre theilnehmender Seelen zu dringen, weil der, welcher schrieb, bei vieler Regsamkeit der Seele, den Ausdruck so tief als möglich aus seinem Innern zu schöpfen suchte. Welch ein Stoff zu einem Gedichte wäre z. B. das Idealschöne in der Kunst! Selbst der strenge prüfende Mengs wird darüber beinahe zum Poeten.

Nun wieder zu den Künstlern. Schiller hat seinen Gegenstand nicht so geschildert, wie er ihn etwan aus historischen Factis und philosophischen Räsonnements kennen konnte, sondern er hat ihn nach seiner Weise idealisiert; er hat das Bild dargestellt, das ein Geist, wie der seinige, nach dem Genuße, den Ihm die schönen Künste gaben, nach dem Einfluße, den sie auf Sein Leben hatten, von dem Ursprunge und Fortgange derselben, und ihren Wirkungen auf das gesammte Menschengeschlecht, sich machen mußte. Es wäre also ein völlig schiefer Gesichtspunkt, wenn man bei jeder Zeile des Gedichts fragen wollte: ist das auch wirklich so geschehen? Läßt sich das auch durch trockne Argumente darthun? — Die einzelnen Züge sollen dem Ganzen dienen, und sie sind gut, wenn sie zu seiner Einheit und Bestandheit gehören. Das Ganze aber ist nicht

willkürlich erfunden: denn es ist das Resultat von den Objekten und der Eigenthümlichkeit des erkennenden Geistes; und das sind ja alle unsre Vorstellungen.

Auf der andern Seite ist es dem Dichter damit nicht erlaubt, mystisch und dunkel zu werden, sondern seine Ideen müßen anschauliche Klarheit und anschaulichen Zusammenhang haben. Beides scheint mir Schillers Gedicht, einige Stellen ausgenommen, zu besitzen. Dieß Verdienst ist um desto größer, da er nicht an der äußern Schale seines Gegenstandes kleben geblieben, sondern in das Innre gedrungen ist, und zwar tiefer als mancher sich brüstende Philosoph. Denn es bedarf wohl keines Beweises, daß anschauliche Darstellung um so schwerer sei, je geistiger das ist, was dem Dichter vorschweht.

Es ist Geist, so rasch beflügelt —
Welche Macht kann ihn bezähmen!
Welche Macht durch Ton und Wort
Feßeln und gefangennehmen!
Leicht, wie Aether, schlüpft er fort. —

Indessen ist hier gerade der Punkt, wo die Poesie eines so verfeinerten Zeitalters, wie das unsrige, durch eigenthümliche Vorzüge glänzen kann. Je zarter und feiner die innre Organisation des Menschen durch beständige Ausbildung, je durchsichtiger und leichter die Atmosphäre der Sinnlichkeit wird, die ihn von der Geisterwelt scheidet; um so mehr verliert die Sprache an Energie in der Darstellung sinnlicher Gegenstände; doch in eben dem Grade erweitert sich der poetische Horizont auf der andern Seite: was sonst nur den betrachtenden Verstand beschäftigen konnte, nimmt nun eine sinnlichfühlbare, wenn gleich ätherische, Bildung an.

Nun zu einzelnen Stellen. Der Dichter erhebt zuvörderst die Vorzüge des jetzigen Menschengeschlechts. Er ermahnt es, die Wohlthäterin nicht zu vergeßen, die ihn zu dieser Höhe hinaufgeführt. Noch hat er sie nicht genannt, um die Erwartung desto stärker zu spannen, und den grösten Nachdruck auf den Schluß dieser ankündigenden Lobrede zu versparen:

Im Fleiß kann dich die Biene meistern,
In der Geschicklichkeit ein Wurm dein Lehrer sein,
Dein Wißen theilest du mit vorgezognen Geistern:
Die Kunst, o Mensch, hast Du allein!

Die dritte Zeile könnte beim ersten Anblick schwächer scheinen, als die vorhergehende; 'dein Wißen ist nichts gegen das Wißen vorgezogner Geister', dächte man, müßte es heißen. Aber der Gegensatz mit der letzten Zeile erlaubte dieß nicht. Und doch ist der Gedanke den diese enthält, gerade der wichtigste, gerade der, um welchen sich das Gedicht dreht. Die Kunst — ich brauche wohl nicht näher zu bestimmen, in welchem Sinne der Ausdruck hier beständig vorkommt? — ist das eigenthümlichste Vorrecht der Menschennatur, weil bei der Hervorbringung und dem Genuße schöner Kunstwerke alle Kräfte derselben in dem schönsten Verhältnisse geübt werden, und weil daher auch die Bildung, die sie gewähren, ächt menschlich ist.

Nur durch das Morgenthor des Schönen
Drangst du in der Erkenntniß Land.
An höh'ren Glanz sich zu gewöhnen,
Uebt sich am Reize der Verstand.
Was bei dem Saitenklang der Musen
Mit süßem Beben dich durchdrang,
Erzog die Kraft in deinem Busen,
Die sich dereinst zum Weltgeist schwang.

In den ersten beiden Zeilen wird man eine kleine Verwirrung gewahr, die sich nicht ganz auflösen läßt. Was heißt ein 'Morgenthor'? Ist es ein Thor, wodurch man von Osten her, oder wodurch man am Morgen eingeht? Und warum eins von beiden hier? Wo ich nicht irre, soll es sagen, daß der Sinn für das Schöne im Menschen der Morgenröthe gleicht, und eine zukünftige Mittagshelle der Erkenntniß verheißt. Aber diese Anspielung ist zu entfernt und dunkel. Die letzten vier Verse:

Was bei dem Saitenklang der Musen u. s. w.

schwingen sich mit bezaubernder Leichtigkeit dem Gange des heitern Gedankens nach.

Was erst, nachdem Jahrtausende verflossen,
Die ältrende Vernunft erfand,
Lag im Symbol des Schönen und des Großen
Voraus geoffenbart dem kindischen Verstand.

Die dritte Zeile wird nicht sogleich deutlich; wenigstens ist es durch die Konstruktion zweifelhaft gelaßen, ob das Schöne und Große (Erhabene) noch ein andres Symbol haben, oder selbst Symbol dessen sein soll, 'was die ältrende Vernunft erfand', da dann freilich

der Zusammenhang für das letzte entscheidet. Und so genommen ist es ein schöner, herrlicher Gedanke. Die Zeichensprache der Natur, gleichsam ihre ewige Offenbarung an den sinnlichen Menschen, ist das Schöne und Erhabene. Der Instinkt für dasselbe leitete ihn, und oft sichrer, auf die rechten Wege, als die weit später entwickelte Vernunft. Dieß wird in einigen Beispielen gezeigt, die weit übergehen.

Die, eine Glorie von Orionen
Um's Angesicht, in höh'rer Majestät,
Nur angeschaut von reineren Dämonen,
Verzehrend über Sternen geht,
Geflohn auf ihrem Sonnenthrone,
Die furchtbar herrliche Urania,
Mit abgelegter Feuerkrone
Steht sie — als Schönheit vor ihm da.
Der Schönheit Gürtel umgewunden,
Wird sie zum Kind, daß Kinder sie verstehn,
Was wir als Schönheit hier empfunden,
Wird einst als Wahrheit uns entgegen gehn.

Der Name Urania kann sowohl die himmlische Liebe, als die himmlische Wahrheit und Vollkommenheit bezeichnen. Alle diese Begriffe sind nahe verwandt: reine Geisterliebe wird erzeugt durch unsinnliche Vollkommenheit; und diese ist Wahrheit, in so fern Geister sie erkennen. Die hier gegebne Schilderung entscheidet auch nicht näher, in welcher unter den drei Bedeutungen Urania genommen werden soll; nur von der ersten scheint das Beiwort 'die furchtbar herrliche' wegzulenken. Aber größere Bestimmtheit ist auch hier nicht nöthig: in dieser überirdischen Höhe können wir unsre Begriffe nicht mehr scheiden und definieren; sie fließen in eine große Einheit zusammen. Immer bleibt die Deutung klar, die Schönheit sei ein himmlisches Wesen, das sich eines ätherischen Glanzes freiwillig entkleide, um uns himmlische Dinge zu lehren.

Noch etwas über die Schilderung. Die reiche Periode, in welcher besonders die erste Zeile mit ihren vollen Vokalen so prächtig hereintönt, thut viele Wirkung. Die meisten Züge, 'die Glorie von Orionen, der Sonnenthron, die Feuerkrone', drehen sich um die Idee eines allblendenden Glanzes. Die gehäufte Fülle dieser Züge wäre anderswo ein Fehler, hier ist sie analog mit dem geschilderten Gegenstande: durch sie wird das Bild selbst blendend. — 'Der

Schönheit Gürtel umgewunden', ist eine für unsre Sprache zu harte Participial-Konstruktion.

Als der Erschaffende von seinem Angesichte
Den Menschen in die Sinnlichkeit verwies,
Und seine späte Wiederkehr zum Lichte
Auf schweren Sinnenpfad ihn finden hieß,
Als alle Himmlischen ihr Antlitz von ihm wandten,
Schloß sie, die Menschliche, allein
Mit dem verlaßenen Verbannten
Großmüthig in die Sterblichkeit sich ein.
Hier schwebt sie mit gesenktem Fluge
Um ihren Liebling, nah am Sinnenland,
Und malt mit lieblichem Betruge
Elysium auf seine Kerkerwand.

Schöner, platonischer Mythus! Genuß der Schönheit ist das einzige Ueberbleibsel von dem beßern Zustande der abtrünnig gewordnen und daher gefallnen Menschheit. Er ist das einzige Pfand der nicht ganz verlornen Huld des Schöpfers, und soll uns wieder in die ursprüngliche Heimat hinaufleiten. Von allen Erdgeschöpfen hat nur der Mensch Sinn für Schönheit, und auch nur der Mensch eine höhere Bestimmung.

Als in den weichen Armen dieser Amme
Die zarte Menschheit noch geruht,
Da schürte heil'ge Mordsucht keine Flamme,
Da rauchte kein unschuldig Blut.

Der Dichter scheint hiebei die Griechen und vorzüglich die Religion derselben vor Augen gehabt zu haben; diese Religion, die, indem sie mit dem Volke aufwuchs und es wieder groß ziehen half, sich allmählich zu einem Gottesdienste der Schönheit erhob. Sie befahl nicht, sie verfolgte nicht, lehrte und schmückte nur, sie führte die Menschen am leichten Gängelbande der Freude. Die folgenden Zeilen reden mehr im Allgemeinen vom Einfluße des Schönheitsgefühls auf das sittliche:

Das Herz, das sie an sanften Banden lenket,
Verschmäht der Pflichten knechtisches Geleit;
Ihr Lichtpfad, schöner nur geschlungen, senket
Sich in die Sonnenbahn der Sittlichkeit.
Die ihrem keuschen Dienste leben,
Versucht kein niedrer Trieb, bleicht kein Geschick;
Wie unter heilige Gewalt gegeben,

Empfangen sie das reine Geisterleben,
Der Freiheit süßes Recht, zurück.

Der Dichter scheint nur schlicht zu erzählen, und doch beweist er — aber freilich als Dichter: sein Beweis besteht in einem Gleichniß, in einem hingeworfnen Ausdruck. Indem er z. B. den Dienst der Schönheit mit anschaulicher Wahrheit einen 'keuschen' Dienst nennt, ist dadurch das folgende 'kein niedrer Trieb versucht sie' schon dichterisch dargethan. Nur das daneben stehende 'kein Geschick bleicht sie' scheint mir zu abgerißen. Freilich macht ein verfeinertes Gefühl den Menschen vom Geschick unabhängiger, durch die Hülfsquellen, die es in seinem Innern eröffnet. Es macht ihn eben dadurch auch unfähiger, sich durch leidenschaftliches Streben nach äußern Glücksgaben vom Wege der Sittlichkeit abführen zu laßen. Zusammenhang ist also wohl da, nur muß man ihn zu mühsam suchen. Hier folgt eine Anrede an die Künstler, als die auserwählten Priester der Schönheit, die so schließt:

Freut euch der ehrenvollen Stufe,
Worauf die hohe Ordnung euch gestellt!
In die erhabne Geisterwelt
Seid ihr der Menschheit erste Stufe.

In der schnellen Wiederholung des Wortes 'Stufe', in verschiedner Verbindung, da die Künstler das erste Mal auf eine Stufe gestellt, das andre Mal die Stufe selbst sind, ist die nöthige Einheit zu sehr verfehlt.

Eh ihr das Gleichmaß in die Welt gebracht,
Dem alle Wesen freudig dienen —
Ein unermeßner Bau, im schwarzen Flor der Nacht
Nächst um ihn her mit mattem Strahle nur beschienen,
Ein streitendes Gestaltenheer,
Die seinen Sinn in Sklavenbanden hielten,
Und ungesellig, rauh wie er,
Mit tausend Kräften auf ihn zielten,
So stand die Schöpfung vor dem Wilden.

Der Dichter mußte nach seinem Zweck, den ganzen Werth der Künste zu zeigen, thierische, nackte, angstvolle Wildheit, nicht, nach der poetischen Vorstellungsart, ein Zeitalter seliger Unschuld für den ursprünglichen Zustand der Menschen annehmen. Jenes goldene Zeitalter seliger Unschuld mochte wohl hier und da gefunden werden, aber es war sicher nirgends der ursprüngliche Zustand. Er setzt

[illegible] so werth, als einer poetischen Be-
[illegible] Sache, daß sich der Dichter diesen Stoff
[illegible]
[illegible] der Künste erweitert sich auch der Umfang
[illegible] ein Ganzes ausmachte, schmiegt sich
[illegible] die Mannichfaltigkeit eines größern Ganzen.
[illegible] folgenden Versen entwickelte Gedanke wird
[illegible]

[illegible] dem Gleichmaß unterthan,
[illegible] sich schließen,
[illegible] zerfließen,

[illegible] der zweite Fall mit dem ersten nicht
[illegible] das größere epische Gedicht doch immer
[illegible] Allein der Schluß

[illegible] stimmt voran

[illegible] Man erwartet noch ein ähnliches
[illegible] andern Kunst, und statt dessen kommt ein
[illegible] Umstand, der sich bloß an das letzte Beispiel
[illegible] der erste, der das Heldengedicht so vergrö-
[illegible] mir das 'stimmt voran' grammatisch nicht
[illegible] Sollte 'stimmen' intransitiv gebraucht werden
[illegible] ähnliche Wörter?

[illegible] zu den Wirkungen über, die der erste
[illegible] ganzen innern und äußern Menschen hatte,
[illegible] voller Größe:

[illegible] dem Sinnenschlafe
[illegible] los,
[illegible] sprang der Sklave
[illegible] Freude Schooß.
[illegible] dumpfe Schranke,
[illegible] auf die entwölkte Stirn,
[illegible] Fremdling, der Gedanke,
[illegible] staunenden Gehirn.

[illegible] die beiden letzten Verse den Meister, der mit
[illegible] Gange die Gränze des Erlaubten betritt, und
[illegible] abnöthigt, daß seine Idee in einer so auf-
[illegible] Gestalt noch natürlich erscheint. Die
[illegible] des Gedankens erhält zugleich einen noch höhern

Reiz durch die Anspielung auf Minervens Geburt aus dem Haupte Jupiters. Mit dieser Anspielung erwachen in uns alle an diesen Mythus geknüpften Künstler- und Dichter-Ideen, und theilen jenem Bilde ihre göttliche Würde mit.

Jetzt stand der Mensch, und wies den Sternen
Sein königliches Angesicht,
Schon dankte in*) erhabnen Fernen
Sein sprechend Aug' dem Sonnenlicht.

Die Versetzung der Worte 'in erhabnen Fernen', die hinter dem Sonnenlicht stehen sollten, ist eine in unsrer Sprache schwerlich zu verstattende Licenz. Die folgende Schilderung ist eben so wahr als reizend:

Das Lächeln blühte auf der Wange,
Der Stimme seelenvolles Spiel
Entfaltete sich zum Gesange,
Im feuchten Auge schwamm Gefühl,
Und Scherz und Huld im anmuthsvollen Bunde
Entquollen dem beseelten Munde.

Man kann diesen Einfluß des geistigen Genußes in die Physiognomie des Aeußern, die hier auf die ganze Gattung ausgedehnt wird, oft sehr deutlich an einzelnen Individuen wahrnehmen; aber freilich trifft man weit häufiger die entgegengesetzten Züge, womit die Hand der Natur die böotischen Verächter des Schönen wie zur Strafe zeichnet. —

Begraben in des Wurmes Triebe,
Umschlungen von des Sinnes Lust,
Erkanntet ihr in seiner Brust
Den edlen Keim der Geisterliebe.
Daß von des Sinnes niederm Triebe
Der Liebe beßrer Keim sich schied,
Dankt er dem ersten Hirtenlied.
Geadelt zur Gedankenwürde
Floß die verschämtere Begierde
Melodisch aus des Sängers Mund.
Sanft glühten die bethauten Wangen,
Das überlebende Verlangen
Verkündigte der Seelen Bund.

Die ersten sechs Zeilen sind durch unnöthige Wiederholungen gedehnt. Der erste und zweite Vers sagen dasselbige, und dann kommt

*) [Jetzt 'nach'.]

noch einmal 'des Sinnes niedrer Trieb', und wiederum 'der Keim der Geiſterliebe', und 'der Liebe beßrer Keim'. Das, was folgt, iſt dagegen bezaubernd durch Gedanken und Ausdruck. Es liegt tiefer Sinn darin, und doch, ſo täuſchend iſt die leichte Grazie des Vortrags, könnte man faſt glauben, der Dichter ſpiele nur mit Bildern. Dieſer ſich verſteckende Tiefſinn, der dem Leſer allen Genuß des Denkens giebt, ohne ihn die Anſtrengung dabei ahnden zu laßen, iſt überhaupt ein Charakter der ſchillerſchen Werke. — Bei dem Ausdruck 'Hirtenlied' darf man nicht an unſere Idylle denken; hier werden darunter Lieder wirklicher Hirten verſtanden. Im Wohlſtande des Nomadenlebens war es, wo zuerſt ein zärteres Band, als das rohe Bedürfniß, die beiden Geſchlechter verknüpfte. Liebe gab das erſte Hirtenlied ein, und Poeſie half wiederum dieſer Leidenſchaft auf den Weg der Veredlung, in ſo fern ſie durch ihre Akkorde die einfachen Urtöne der Sympathie, wenn ich ſo ſagen darf, im Menſchen hervorrief, und ſie in eine unendliche Mannichfaltigkeit von Melodien der Empfindung auflöſte; in ſo fern durch ſie ſchöne Seelen ihren Enthuſiaſmus, ihre zauberiſchen Liebesphantaſien auch minder empfänglichen Gemüthern mittheilten. —

Der Weiſen Weiſeſtes, der Milden Milde,
Der Starken Kraft, der Edeln Grazie,
Vermähltet ihr in einem Bilde,
Und ſtelltet es in eine Glorie.
Der Menſch erbebte vor dem Unbekannten,
Er liebte ſeinen Widerſchein;
Und herrliche Heroen brannten,
Dem großen Weſen gleich zu ſein.
Den erſten Klang vom Urbild alles Schönen,
Ihr ließet ihn in der Natur ertönen!

Ich beziehe mich bei dieſer Stelle auf das, was ich oben von dichteriſcher Wahrheit geſagt: denn ſonſt dürften ſich, bei zu beſtimmter Anwendung, leicht Einwürfe dagegen machen laßen. So erhaben oft die Volksreligionen in ihren Dichtungen über die phyſiſche Vollkommenheit des höchſten Weſens waren, ſo weit blieben ſie gewöhnlich in denen über die moraliſche zurück, ſelbſt dann noch, wenn das Volk ſchon auf einer hohen Stufe der ſittlichen Kultur ſtand, weil man nicht weichen wollte von der ehrwürdigen Sage der Väter. In den Worten 'der Edeln Grazie' ſcheinen mir die Begriffe nicht richtig

gepaart zu sein. Das Substantiv sollte doch seinem Beiworte, wie die vorhergehenden den übrigen, genau entsprechen.

Der Leidenschaften wilden Drang,
Des Glückes regellose Spiele,
Der Pflichten und Instinkte Zwang
Stellt ihr mit prüfendem Gefühle,
Mit strengem Richtscheit nach dem Ziele.
Was die Natur auf ihrem großen Gange
In weiten Fernen aus einander zieht,
Wirft auf dem Schauplatz, im Gefange
Der Ordnung leicht gefaßtes Glied.
Vom Eumenidenchor geschrecket
Zieht sich der Mord, auch nie entdecket,
Das Loos des Todes aus dem Lied.
Lang', eh die Weisen ihren Ausspruch wagen,
Löst eine Ilias des Schicksals Räthselfragen
Der jugendlichen Vorwelt auf;
Still wandelte von Thespis Wagen
Die Vorsicht in den Wettenlauf.

Die pragmatische Dichtkunst ist hier aus dem erhabensten Gesichtspunkte betrachtet: sie soll die Rathschlüße des Himmels auslegen; sie soll die Menschen lehren, daß ewige Gesetze der Gleichheit und Vergeltung über ihren Schicksalen walten. Das Rad der Begebenheiten rollt auf der Schaubühne, wie auf der Bühne der wirklichen Welt, nur unendlich schneller. Der Dichter beut dem Zuschauer hier den Faden um sich hindurch zu finden, der ihm im Gewirre des Weltlaufs so leicht entschlüpft. Man vergleiche mit den Zeilen:

Vom Eumenidenchor geschrecket,
Zieht sich der Mord, auch nie entdecket,
Das Loos des Todes aus dem Lied,

folgende Stelle aus Duschens Wißenschaften, die einen ähnlichen Gedanken behandelt:

Den Wüthrich lehret sie (die Dichtkunst) die eigne Schuld empfinden,
Und straft sein hartes Herz in Strafen andrer Sünden,
Wenn sie in Trauerspielen die Todten auferweckt
Und ihn in fremden Bildern mit seinem eignen schreckt;
Wenn er bei fremdem Fall von Ahndungen ergriffen,
Den Stahl, der Gußmann trifft, sieht auf sich selbst geschliffen:
Wenn er von jedem Dolche, der Cäsars Brust durchwühlt,
Den Stoß in Todesängsten an seinem Herzen fühlt.

Welche mühsame Genauigkeit, welche Aengstlichkeit des Dichters, der Leser möge ihn nicht verstehen! Man halte die schillerschen Zeilen

dagegen, und man wird die schon öfter gemachte Bemerkung bestätigt finden, daß die Schönheit des Vortrags eben so sehr von dem abhängt, was verschwiegen, als von dem, was gesagt wird. Den Gedankenstoff, der in den Künstlern entwickelt oder halb entwickelt liegt, hätte der sonst schätzbare Dusch leicht in ein halb Dutzend Bücher ausgesponnen.

Doch in den großen Weltenlauf
Ward euer Ebenmaß zu früh getragen.
Als des Geschickes dunkle Hand,
Was sie vor eurem Auge schnürte,
Vor eurem Aug nicht aus einander band,
Das Leben in die Tiefe schwand,
Eh es den schönen Kreiß vollführte —
Da führtet ihr aus kühner Eigenmacht
Den Bogen weiter durch der Zukunft Nacht;
Da stürztet ihr euch ohne Beben
In des Avernus schwarzen Ocean,
Und trafet das entflohne Leben
Jenseits der Urne wieder an:
Da zeigte sich mit umgestürztem Lichte,
An Kastor angelehnt, ein blühend Pollurbild;
Der Schatten in des Mondes Angesichte
Eh sich der schöne Silberkreiß erfüllt.

Es kann nicht befremden, daß die Entstehung des Glaubens an ein zukünftiges Leben von den Dichtern abgeleitet wird: nach der strengsten Wahrheit muß man sie für eine Wirkung der poetisierenden Kraft im Menschen erkennen. Der Zusammenhang, in dem dieser Glaube hier vorgestellt wird, leuchtet zu mächtig ein, als daß man versucht werden sollte zu grübeln, ob seine Entstehung nicht aus andern Ursachen erklärt werden müße, ob er nicht zu einer Zeit entstanden, wo die Menschen solcher Räsonnements noch nicht fähig waren? Der Dichter hat vortrefflich idealisiert, und indem er das, was nur Lehre war, in That, in heroische That verwandelt ('da führet ihr aus kühner Eigenmacht' u. s. w.), hat er die Sache in's Große und Wunderbare hinübergespielt. Nur gegen die vier letzten Verse möchte ich Einwendungen machen. Ich begreife wohl, daß die Dioskuren als Sinnbild der Unsterblichkeit gebraucht werden können, wegen ihres abwechselnden Lebens im Olymp und in der Unterwelt. Allein was soll der Zusatz 'mit umgestürztem Lichte'? Ich entsinne mich nicht, daß die Dioskuren mit diesem Attribut

vorkämen. Soll es vielleicht auf die berühmte Gruppe von Statuen gehen, die einige für Kaſtor und Pollux, andre für ein Paar Genien halten? Die Beziehung wäre doch zu ſpeciell. Die zwei letzten Zeilen ſcheinen als Appoſition oder Erklärung zu den erſten hinzugefügt zu ſein, und vielleicht darauf zu deuten, daß man ſich nur ein dämmerndes Schattenleben nach dem Tode dachte. Allein in dieſer Verbindung ſind ſie mir gleichfalls dunkel.

Doch höher ſtets, zu immer höhern Höhen
Schwang ſich der ſchaffende Genie.
Schon ſieht man Schöpfungen aus Schöpfungen entſtehen,
Aus Harmonien Harmonie.
Was hier allein das trunkne Aug' entzückt,
Dient unterwürfig dort der höhern Schöne;
Der Reiz, der dieſe Nymphe ſchmückt,
Schmilzt ſanft in eine göttliche Athene;
Die Kraft, die in des Fechters Muskel ſchwillt,
Muß in des Gottes Schönheit lieblich ſchweigen;
Das Staunen ſeiner Zeit, das ſtolze Jovisbild,
Im Tempel zu Olympia ſich neigen.

Die Erhöhung der Kunſt zum Ideal-Schönen wird hier mit kurzen aber treffenden Zügen geſchildert, hauptſächlich von der Seite, daß das Ideal aus der Verſchmelzung verſchiednr Charaktere von Schönheit zu Einem Ganzen entſpringt. Statt 'Fechter' wünſchte ich, es möchten lieber 'Ringer' oder 'Kämpfer' ſtehen*). Die Kunſt hat nie Fechter, Gladiatoren, gebildet, obgleich die gemeine Meinung es behauptet. Bei den Griechen gab es ja nicht einmal welche. Durch das Neigen des Jovisbildes hat vermuthlich das ἐπ' ὀφρύσι νεῦσας ausgedrückt werden ſollen, welches dem Phidias zum Vorbilde ſeines Zeus diente. Ob das dadurch ausgedrückt wird? Wenigſtens möchte es dem, der dieſen Umſtand nicht weiß, ſchwer zu begreifen ſein, warum das 'ſtolze' Jovisbild ſich 'neige'.

Ich übergehe ein Paar Abſätze, die von der Vervollkommnung der Künſte als einer Gegenwirkung der durch ſie zuerſt bewirkten Ausbildung des Menſchen, von der Uebertragung der menſchlichen Begriffe von Schönheit auf das Weltall, und von dem dadurch erhöheten Genuße der ganzen Natur handeln, und ſetze dagegen die

*) [Schiller hat hiernach 'Ringer' geſetzt.]

Stelle von dem Einflusse des gebildeten Schönheits-Gefühls auf alle Lagen und Verhältnisse des Lebens vollständig her.

In allem, was ihn jetzt umlebet,
Spricht ihn das holde Gleichmaß an.
Der Schönheit goldner Gürtel webet
Sich mild in seine Lebensbahn;
Die selige Vollendung schwebet
In euren Werken siegend ihm voran.
Wohin die laute Freude eilet,
Wohin der stille Kummer flieht,
Wo die Betrachtung denkend weilet,
Wo er des Elends Thränen sieht,
Wo tausend Schrecken auf ihn zielen,
Folgt ihm ein Harmonienbach,
Sieht er die Huldgöttinnen spielen,
Und ringt in still verfeinerten Gefühlen
Der lieblichen Begleitung nach.
Sanft, wie des Reizes Linien sich winden,
Wie die Erscheinungen um ihn
Im weichen Umriß in einander schwinden,
Flieht seines Lebens leichter Hauch dahin.
Sein Geist zerrinnt im Harmonienmeere,
Das seine Sinne wolluſtreich umfließt,
Und der hinschmelzende Gedanke schließt
Sich still an die allgegenwärtige Cythere.
Mit dem Geschick in hoher Einigkeit,
Gelaßen hingestützt auf Grazien und Musen,
Empfängt er das Geschoß, das ihn bedräut,
Mit freundlich dargebotnem Busen
Vom sanften Bogen der Nothwendigkeit.

Hier, wenn irgendwo, gilt alles das, was ich vorhin von der Wahrheit-findenden Begeisterung behauptet. Wehe dem Kritiker, der es nicht fühlet, daß der kleine Maßstab seiner kalten Beurtheilung nicht bei jedem Zuge eines solchen Gemäldes angebracht werden dürfe! Wie ist besonders die beschließende und vollendende Schilderung so groß gedacht, so rein und zart empfunden, und so ganz im hohen griechischen Stil ausgeführt! Wem fallen bei dem 'sanften Bogen der Nothwendigkeit' nicht sogleich die gelinden Geschoße des Apoll und der Diana ein, wodurch Homer einen schnellen und sanften Tod bezeichnet? Das vervollkommte Schönheitsgefühl zaubert nach der Idee des Dichters das goldne Zeitalter wieder zurück, wo die Menschen, wie Hemsterhuys sagt, weil sie sich der gleichförmigen Fort-

ſchritte ihres Daſeins bewußt waren, den Tod nicht ſcheuten und ihn auch nur als eine ſolche natürliche Entwickelung ihres Weſens betrachteten. —

Der Dichter wendet ſich wieder an die Künſtler mit einer Anrede des Dankes für alle von ihnen empfangenen Wohlthaten. Man findet darin hier und da Wiederholungen ſchon da geweſener Gedanken; doch meiſtens werden ſie durch die neuen Wendungen des Ausdrucks wieder gehoben.

Aus dem, was von der Wiederaufleben der Künſte in Italien, und von der noch bevorſtehenden letzten Vollendung des Menſchengeſchlechts durch dieſelben geſagt wird, will ich nur Folgendes über das gegenwärtige Verhältniß des Künſtlers gegen den Denker ausheben:

Wenn auf des Denkens freigegebnen Bahnen
Der Forſcher jetzt mit kühnem Glücke ſchweift,
Und, trunken von ſiegrufenden Päanen,
Mit raſcher Hand ſchon nach der Krone greift;
Wenn er mit niederm Söldners-Lohne
Den edlen Führer zu entlaßen glaubt,
Und neben dem geträumten Throne
Der Kunſt den erſten Sklavenplatz erlaubt:
Verzeiht ihm — der Vollendung Krone
Schwebt glänzend über eurem Haupt.
Mit euch, des Frühlings erſter Pflanze,
Begann die ſeelenbildende Natur,
Mit euch, dem freud'gen Erntekranze
Schließt die vollendete Natur.

Ich mag bei dieſen Zeilen nichts von der ſchönen Behandlung ſagen; die lautre, gewichtige, in unſerm Zeitalter ſo ſelten beherzigte Wahrheit, die ſie enthalten, feßelt mein ganzes Intereſſe. Und nun der triumphierende Schluß:

Der Menſchheit Würde iſt in eure Hand gegeben!
Bewahret ſie!
Sie ſinkt mit euch! Mit euch wird die Geſunkene ſich heben!*)
Der Dichtung heilige Magie
Dient einem weiſen Weltenplane,
Still lenke ſie zum Oceane
Der großen Harmonie!

*) [Jetzt 'ſie ſich heben'.]

Von ihrer Zeit verstoßen, flüchte
Die ernste Wahrheit zum Gedichte,
Und finde Schutz in der Kamenen Chor.
In ihres Glanzes höchster Fülle,
Furchtbarer in des Reizes Hülle,
Erstehe sie in dem Gesange,
Und räche sich mit Siegesklange
An des Verfolgers feigem Ohr.

Der freisten Mutter freiste Söhne,
Schwingt euch mit festem Angesicht
Zum Strahlensitz der höchsten Schöne;
Um andre Kronen buhlet nicht!
Die Schwester, die euch hier verschwunden,
Holt ihr im Schooß der Mutter ein;
Was schöne Seelen schön empfunden
Muß trefflich und vollkommen sein.
Erhebet euch mit kühnem Flügel
Hoch über euren Zeitenlauf;
Fern dämmert*) schon in eurem Spiegel
Das kommende Jahrhundert auf.
Auf tausendfach verschlungnen Wegen
Der reichen Mannichfaltigkeit
Kommt dann umarmend euch entgegen
Am Thron der hohen Einigkeit.
Wie sich in sieben milden Strahlen
Der weiße Schimmer lieblich bricht;
Wie sieben Regenbogenstrahlen
Zerrinnen in das weiße Licht:
So spielt in tausendfacher Klarheit
Bezaubernd um den trunknen Blick,
So fließt in Einen Bund der Wahrheit,
In Einen Strom des Lichts zurück!

So hoch der Dichter sich auch vorher in einzelnen Stellen geschwungen haben mag, so hat er doch gewußt für den Beschluß noch etwas Höheres aufzusparen. Alles Vorhergesagte diente zur Vorbereitung auf diesen; und alles Vorhergesagte vereinigt sich hier wie in einem Brennpunkte. Dieß ist gleichsam das Band, welches die ganze Rhapsodie zusammenhält. Man sieht den Sänger schon nah am Ziele: auf einmal nimmt er einen raschen lyrischen Flug und hat es erreicht. Es thut viel Wirkung, daß er unvermerkt aus

*) [dämm're.]

der freien Versart in den lyrischen Rhythmus wiederkehrender Strophen übergeht, und darin bis an's Ende aushält. Das Quatrain, welches anfängt 'Die Schwester, die euch hier verschwunden' u. s. w. ist mir in dieser Verbindung dunkel. Hinreißend schön sind die beiden Verse:

Fern dämmert schon in eurem Spiegel
Das kommende Jahrhundert auf.

Mit großer Tiefe und Fülle des Gedankens paart sich in ihnen die heiterste Anmuth des Bildes.

Von dem Plane des ganzen Gedichts werde ich nicht nöthig haben, noch zu reden. Ich habe schon in meinen Bemerkungen darauf hinzuweisen gesucht. Mich däucht, bei diesem Tone, bei diesem Maße der Begeisterung konnte und durfte die Ordnung nicht strenger sein.

Die Versifikation ist im Ganzen vortrefflich. Nur das Einzige möchte ich erinnern, daß der Dichter nicht die ganze Mannichfaltigkeit benutzt hat, welche die verschiednen Reimstellungen bei dieser freien jambischen Versart darbieten. Fast immer läßt er die Reime so abwechseln, daß ein weiblicher vorangeht, und ein männlicher folgt. Die umgekehrte Abwechselung, und die schöne Verschlingung, wo zwei neben einander stehende Reime, männliche oder weibliche, von zwei andern eingeschloßen werden, hat er weit seltner angebracht. Einzelne harte Verse und unächte Reime sind an einem so schönen Werke nur kleine Flecken.

Die Diktion ist völlig harmonisch mit dem Gegenstande. Ueberall weht der milde Hauch jenes Kunstgefühles, das der Sänger preist, und zaubert dem Gedanken gemäßigte sanfte Formen an. Ueberall herrscht ein stiller hoher Geist, der sich seiner Stärke, die Seelen zu erschüttern, freiwillig begab, oder auch, in süßer Vertraulichkeit mit allen Göttern des Schönen, auf eine Zeitlang sie vergaß.

Etwas über William Shakspeare bei Gelegenheit Wilhelm Meisters.

Unter tausend verstrickenden Anlockungen für den Geist, das Herz und die Neugierde, unter manchem hingeworfnen Räthsel und mancher mit schalkhaftem Ernst vorgetragnen Sittenlehre, bieten 'Wilhelm Meisters Lehrjahre' jedem Freunde des Theaters, der dramatischen Dichtkunst und des Schönen überhaupt, eine in ihrer Art einzige Gabe dar. Die Einführung Shakspeares, die Prüfung und Vorstellung seines Hamlet ist ein eben so lebendiges Gemälde für die Phantasie, als sie den Verstand lehrreich beschäftigt, und ihm Gegenstände des tiefen Nachdenkens mit den flüchtigsten Wendungen zuspielt. Sie kann keinesweges als Episode in diesem Roman angesehen werden. Nichts wird von dem Erzähler in seinem eignen Namen abgehandelt: die Gespräche, die er seine Personen darüber halten läßt, werden auf das natürlichste durch ihre Lagen und Charaktere herbeigeführt; Alles greift in die Handlung ein, und endlich wird durch die geheimnißvolle Erscheinung eines bekannten Unbekannten, eines, wie man denken sollte, nichts weniger als entkörperten Geistes in eben der Rolle, welche der wackre Meister William Shakspeare selbst zu spielen pflegte, ein neuer Knote geschürzt. Mit Einem Wort, das Lob und die Auslegung des größten dramatischen Dichters ist auf die gefälligste Weise dramatisiert. Es wird keine Standrede an seinem Grabe gehalten, noch weniger ergeht ein ägyptisches Todtengericht über ihn. Er ist auferstanden und wandelt

unter den Lebenden, nicht durch irgend eine peinliche Beschwörung gezwungen, sondern willig und froh stellt er sich auf das Wort eines Freundes und Vertrauten in verjüngter Kraft und Schönheit dar.

Armer Shakspeare! durch welches Fegefeuer kunstrichterlicher Beurtheilungen hast du gehen müßen!

I could a tale unfold, whose lightest word —

Nie wurde ein Sterblicher mehr vergöttert als du, aber auch nie einer alberner bewundert und lästerlicher geschmäht. Dieß mag nun vielleicht daher kommen, weil du, wie der sinnreiche Pope zierlich bemerkt, wie beßer, so auch schlechter als jeder andre Dichter geschrieben. Allein durch welche Versündigungen an der Natur hattest du Warburtons Erläuterungen und Voltairens Nachahmungen verdient? Von dem Briefe des letzten an die französische Akademie schweige ich: er hätte dir vielleicht keinen zu verwerfenden Dienst geleistet, wenn er die Uebersetzung in's Französische dadurch hätte hintertreiben können. Noch viel mehr zweifle ich, du werdest es selbst übel empfunden haben, daß gewisse deutsche Recensenten in gewissen schönen Bibliotheken so eifrig gegen die Uebersetzung deiner Werke in unsre Sprache protestierten *), als der selige Gottsched aus billiger Besorgniß für seine tragischen Reimereien nur immer hätte thun können, wenn er dieß Herzeleid noch erlebt hätte. Hättest du aber gewisse Kommentatoren, Nachahmer und Recensenten erlebt, welch einen Stoff zu lustigen Scenen würden sie dir geliefert haben!

Man muß gestehen, auch die ächtere Kritik, wie nützlich und nothwendig sie sein möge, gehört, für sich betrachtet, keineswegs unter die ergötzlichsten Dinge auf dieser Erde, wenn sie schon nicht

*) Dieß ist vor etwa dreißig Jahren bei Gelegenheit der wielandischen, und wiederum vor ungefähr zwanzig Jahren bei Gelegenheit der eschenburgischen Uebersetzung geschehen. Aber der Ton und Geist (man verzeihe den unschicklichen Gebrauch dieses Wortes) einiger Zeitschriften bleibt sich in einem langen Zeitraume bei veränderten Verfaßern so ähnlich, daß man nicht umhin kann, eine Art von Seelenwanderung dabei anzunehmen, und zu glauben, daß diese Kritiker beim Absterben einander ihren 'Geschmack' vermachen. Sie meinen es unstreitig gut mit ihren Nachfolgern, und doch möchte es schwer halten, unter ihren Habseligkeiten ein Erbstück von geringerem Werthe auszufinden.

immer ein so fürchterliches Antlitz hat, wie Doktor Samuel Johnson, der alle Welt richtete. Der Genuß edler Geisteswerke ist unabhängig von ihr, denn er muß ihr vorangehn; sie kann ihn eigentlich nicht erhöhen, wohl aber ihm Vieles abziehen, auf's höchste ihn zergliedern und erklären. Ihr rühmlichstes Geschäft ist es, den großen Sinn, den ein schöpferischer Genius in seine Werke legt, den er oft im Innersten ihrer Zusammensetzung aufbewahrt, rein, vollständig, mit scharfer Bestimmtheit zu faßen und zu deuten, und dadurch weniger selbständige, aber empfängliche Betrachter auf die Höhe des richtigen Standpunktes zu heben. Dieß hat sie jedoch nur selten geleistet. Warum? Weil jenes nahe und unmittelbare Anschauen fremder Eigenthümlichkeit, als wäre sie mit im eignen Bewußtsein begriffen, mit dem göttlichen Vermögen, selbst zu schaffen, innig verwandt ist, und weil dieses sich immer lieber mit den Gegenständen zunächst zu thun macht, als mit den Begriffen davon, den Hülfsmitteln einer unvollkommenen Erkenntniß, wodurch die Klarheit der seinigen nichts gewinnen kann. Nur das, was man selbst auf dem Umwege des Nachdenkens gefunden, was man gelernt hat, kann man Andere durch eben dieses Mittel lehren, und sie durch Beweise davon überzeugen. Was uns hingegen schon vermöge unsrer Anlagen so gegeben ist, daß es nur einer äußern Berührung bedarf, um es ohne unser weiteres Zuthun auf einmal in uns zur Wirklichkeit zu bringen, das offenbaren wir eigentlich nur; wir sagen 'so ist es', und fordern von andern Wesen, bei welchen wir ähnliche Anlagen voraussetzen, Glauben für unsre Aussage. So verhält es sich mit der anschaulichen Erkenntniß vom Dasein und der Beschaffenheit sinnlicher Gegenstände. Wie sehr auch darin die Menschen wegen der Verschiedenheit ihrer Organe von einander abweichen, so lange sie die Richtigkeit ihrer Empfindungen nicht zu einer Angelegenheit des Verstandes machen, werden sie niemals mit Gründen darüber streiten, sondern sich durchaus nur auf die Wirklichkeit berufen. Von der wesentlichen Beschaffenheit menschlicher Gemüther, ihrer unsichtbaren Gestalt, wenn ich so sagen darf, fallen nur die äußerlichen Wirkungen, kund gegebne Gesinnungen und Handlungen, in die Sinne. Die Fertigkeit, auch die feineren unwillkürlichen Aeußerungen des innern Menschen zu bemerken, und die durch Erfahrung und Nachdenken herausgebrachte Bedeutung dieser Zeichen mit Sicherheit

anzugeben, macht den Menschenbeobachter; der Scharfsinn, hieraus noch weiter zu schließen und einzelne Angaben nach Gründen der Wahrscheinlichkeit zu einem bündigen Zusammenhange zu ordnen, den Menschenkenner. Die auszeichnende Eigenschaft des großen dramatischen Dichters ist etwas hievon noch ganz Verschiednes; das aber, wie man es nehmen will, entweder jene Fertigkeit und jenen Scharfsinn in sich faßt, oder ihn (zwar nicht für das wirkliche Leben, aber für die Ausübung seiner Kunst) beider überhebt. Es ist ein Blick, ein wunderbarer Blick in die Seelen, vor dem sich das Unsichtbare sichtbar enthüllt, verbunden mit der Gabe, die vermöge einer so außerordentlichen Sehkraft gesammelten Bilder wiederum auf die Oberfläche des geistigen Auges zurücksenden, und sie Andern darin wie in einem klaren Spiegel erscheinen laßen zu können. Wenn also ein großer dramatischer Dichter Werke eines ihm verbrüderten Geistes nach ihrem Gehalt und Wesen prüft, so wird er auch hier seine Art nicht verläugnen, und nicht sowohl beweisen, was er denkt, als darstellen, was er sieht. Sehr unsinnlichen Begriffen wird er das Einleuchtende sinnlicher Wahrheit und Gegenwart zu geben wißen, und was er sagt, wird vielmehr der Kunst selbst, als ihrer Theorie anzugehören scheinen.

Die Gedanken, welche Wilhelm Meister über Shakspeares Hamlet vorträgt, sind so einzig treffend, sie umfaßen das Ganze mit einem solchen Seherauge, daß man vielleicht den Einwurf machen könnte, er gehe dabei zu weit über seinen bisherigen Kreiß hinaus, wie vieles auch schon von seinen Talenten vorgekommen sein mag, und sein Geschichtschreiber habe ihm zu reichlich aus eigner Fülle geliehen, was er nicht wieder im Handel und Wandel anbringen könne, ohne durch Bild und Ueberschrift der Münze den wahren Eigenthümer zu verrathen. Aber der Held des Romans ist grade in den Jahren der entscheidendsten Entwickelung; diese geht nicht immer gleichförmig vor sich: wie sie zuweilen stillsteht, so thut sie auch wohl plötzlich einen Riesenschritt, wenn ein ungewöhnlicher Anlaß schlummernde Kräfte weckt, und ein solcher Anlaß ist eben für Wilhelmen die mit dem großen Dichter gestiftete Bekanntschaft. Auch ist durch einige Bemerkungen Aureliens über ihren Freund jener Einwendung schon hinlänglich vorgebeugt.

Hamlet ist von jeher vielleicht das bewundertste und gewiß das

wo alſo die dramatiſche Verknüpfung gewiſſermaßen ein Bild des logiſchen Zuſammenhanges wird (wie etwa in Leſſings Nathan); ſondern ein ſolches, aus deſſen Verwickelung Aufgaben hervorgehen, welche aufzulöſen dem Nachdenken des Leſers oder Zuſchauers überlaßen wird. Hiezu wird der Charakter eines Helden am brauchbarſten ſein, dem die Widerſprüche ſeiner ſittlichen Natur zum Hauptgegenſtande der Betrachtung werden müßen, weil ſeine Erkenntniß ſeiner Willenskraft weit überlegen iſt; und darauf beruht eben die Aehnlichkeit zwiſchen den beiden genannten Schauſpielen.

Doch nichts weiter über Hamlets Charakter, nach dem was Wilhelm Meiſter geſagt: keine Ilias nach dem Homer! Aus demſelben Grunde ſchweige ich auch von den Bemerkungen über Ophelie, und den wenigen, aber köſtlichen Worten über Polonius und das doppelte Exemplar von Höflingen, Roſenkranz und Güldenſtern. Was die Aufführung betrifft, ſo iſt ſehr zu wünſchen, daß jeder Schauſpieler, der ſie künftig anordnen oder nur daran Theil nehmen ſoll, die darüber gegebnen Winke auf das ſorgfältigſte erwäge und beherzige. Nur hüte ſich der, welcher den Geiſt ſpielen ſoll, nicht, wie der Unbekannte hier thut, ſein Viſier herunter zu laßen. Dort in dem Schauſpiel mußte Hamlet die Geſichtszüge ſeines Vaters ſehen, um vollkommen überzeugt zu werden, daß ihm wirklich ſein Geiſt erſchienen*); hier im Roman war es weſentlich, daß Wilhelm den Schalk im Harniſch nicht erkännte, um allerliebſte Abenteuer vorzubereiten; und nur einem Dichter ziemt es, ſich mit den offenbaren Abſichten eines andern poetiſche Licenzen herauszunehmen. Hingegen läßt ſich ſchwerlich mit Gewißheit ausmachen, wie Shakſpeare in der Scene zwiſchen Hamlet und ſeiner Mutter es mit den Bildniſſen hat gehalten wißen wollen, da die älteſten Ausgaben ſeines Schauſpiele ganz ohne theatraliſche Anweiſungen ſind, und in den Zeiten des barbariſchen Geſchmacks in England, wo Shakſpeares Stücke entweder gar nicht oder ſehr ſelten geſpielt wurden, die urſprüngliche Ueberlieferung der Bühne ſich nicht erhalten

*) Haml. Act. 1. Sc. 2.
Hamlet. Arm'd, say you? All. Arm'd, mylord. Haml. From top to toe? All. Mylord, from head to foot. Haml. Then saw you not his face? Horat. O yes, mylord, he wore his beaver up.

haben kann. Wilhelm erklärt ſich, gegen den allgemein eingeriſſenen Gebrauch, nach welchem Hamlet zwei Miniaturbilder herauszieht, oft auch das eine zu Boden wirft, für zwei Gemälde in Lebensgröße, an der Deferation angebracht. Der Gedanke, durch die Aehnlichkeit zwiſchen der Abbildung des verbrecherischen Königs und ſeinem Geiſte die Täuſchung zu erhöhen, iſt neu und groß, und überwiegt leicht den Einwurf, es ſei nicht wahrſcheinlich, daß die Königin das Bildniß ihres erſten Gemahls, gleichſam einen beſtändigen Zeugen ihrer Schande, in ihrem Kabinet habe dulden können. Für die Miniaturbilder ließe ſich eine Stelle des Hamlet anführen, woraus man ſieht, daß dem Dichter die Vorſtellung geläufig war, ſich dergleichen von geſchätzten Perſonen machen zu laßen *). Ja, Shakſpeare iſt zuweilen ſo ſeltſam in ſeinen Ausdrücken, daß ſich ſelbſt die Meinung derer nicht ganz verwerfen läßt, welche annehmen, es ſei nur von Bildniſſen im metaphoriſchen Sinne die Rede, und Hamlet ſehe die Geſtalten der beiden Brüder bloß in ſeiner erhitzten Einbildungskraft vor ſich. **)

Manche Bewunderer Shakſpeares werden Wilhelm Meiſtern dafür lieb haben, daß er ſich ſo ernſtlich gegen eine Verſtümmelung des Stückes ſträubt, daß er am Ende nur der gebieteriſchen Konvenienz nachgiebt, und die Umarbeitung ſelbſt übernimmt, um größeren Uebeln vorzubeugen. Bei dem Gleichniß mit einem Baume, das er gebraucht, möchte man immer noch zugeben, daß Zweige weggeſchnitten, andre eingeimpft werden könnten, ohne den freien königlichen Wuchs zu entſtellen, und die Spur der Schere ſichtbar werden zu laßen. Wie aber, wenn ein dramatiſches Gedicht dieſer Art noch mehr Aehnlichkeit mit höheren Organiſationen hätte, an denen zuweilen die angeborne Mißgeſtalt eines einzigen Gliedes nicht geheilt werden kann, ohne dem Ganzen an's Leben zu kommen? In-

*) A. II. S. 2. Haml. It is not very strange: for my uncle is king of Denmark, and those, that would make mouths at him while my father liv'd, give twenty, forty, fifty, an hundred ducats a-piece for his picture in little.

**) So ſagt Hamlet einmal, da ihm Horatio eben die Erſcheinung des Geiſtes erzählen will:

— methinks, I see my father.

Horat. O where my lord? Haml. In my mind's eye, Horatio.

worrenheit behaftet sind, welche sie hindert, ihre Geburten jemals recht aufs Reine zu bringen. Aus diesen beiden Gebrechen entstehen zwei Arten der Dunkelheit; beide verwerflich und dem Vergnügen, das ein schönes Geisteswerk gewähren soll, mehrentheils tödtlich. Hingegen ist Klarheit eben sehr wie Fülle und Kraft ein unterscheidendes Merkmal des Genius, und folglich kann in seinen Schöpfungen nicht wohl ein andre Art von Dunkelheit stattfinden, als die Unergründlichkeit der schaffenden Natur, deren Ebenbild er im Kleinen ist. An den wirklichen Dingen, wie sie aus der Hand der Natur hervorgehen, ist das Gepräge einer höhern, selbständigen Macht auch für das beschränkteste Erkenntnißvermögen im geringsten nicht zweideutig oder unbestimmt; es fühlt sehr wohl, so wenig es von ihrer Beschaffenheit einsieht, daß sie, unabhängig von seinen Vorstellungen oder Irrthümern, sind, was sie sind. Jeder mehr umfaßende, auch der höchste endliche Verstand steht in demselben Verhältnisse zur Natur. Er treibe seine Forschungen noch so weit, endlich wird er doch bei der Betrachtung der Wesen auf einen Punkt gelangen, wo er mit seinem Gefühle stillstehen, und sich unerkannten Gesetzen des Daseins gläubig unterwerfen muß. Ob sich gleich die menschliche Wißenschaft nicht rühmen darf, das Wesen eines einzigen Atoms erschöpft zu haben, so kann sie doch die todten Erzeugnisse der Körperwelt in ihre einfacheren Bestandtheile zerlegen; sie kann an organisierten Geschöpfen alle Werkzeuge des Lebens nach ihrem Bau und ihren Bestandtheilen sehr genau untersuchen: allein hat sie jemals die lebendigen Kräfte selbst erhascht, die wir überall um uns her wirkend sehen, deren eine wir in uns fühlen? Leben ist das große Geheimniß der Natur; es ist der Nilstrom, der Länder befruchtet und sich mit vielen Armen in das Meer stürzt, aber dessen Quelle kein Sterblicher erblickt hat *). Um nun die Anwendung zu machen und Großes mit Kleinem zu vergleichen: der dramatische Künstler im höchsten Sinne des Wortes, sei er Maler oder Dichter, bildet Menschen; er beseelt sie durch einen göttlichen Funken des Lebens, den er rauben muß, denn auf einem rechtmäßigen Wege ist nicht daran zu kommen. Die andern Menschen, welche die Natur selbst erschaffen hat, können sich nicht erwehren, jene anziehenden

*) Ausgenommen James Bruce!

Wetteifer rege machen: aber auch in Norwegen, einer eroberten Provinz? Daß der an sich vortreffliche Monolog Hamlets im vierten Aufzuge, wie er die Armee des Fortinbras auf ihrem Zuge nach Polen gesehen hat, wegfällt, ist vielleicht weniger zu beklagen, da er im Wesentlichen mit dem, welchen der rauhe Pyrrhus veranlaßt, übereinkömmt. Verloren geht er dennoch nicht, wenn die Aufschlüße über Hamlets Charakter, an denen er fast noch reichhaltiger ist als jener, anderweitig benutzt werden. Den Fortinbras, diesen wackern jungen Krieger, pflegt man überhaupt bei allen Abänderungen immer am ersten aufzuopfern, und doch wüßt' ich im ganzen Stücke nichts, was, wenigstens beim Lesen, inniger erschütterte, als seine feierlich wundervolle Erscheinung auf der Wahlstatt, wo das Schicksal eben seine furchtbaren Entscheidungen vollendet hat. Bleibt sie weg, so werden Gute und Böse einander auch im Tode gleich gemacht, alle sterben ohne Feierklage, und der einzige überlebende Horatio kann sich als Zeuge jener Begebenheiten nur an unbedeutende Hörer wenden. Wie groß tritt Fortinbras auf, um dem unglücklichen Edlen im Namen der Nachwelt, deren Ausspruch seine letzte Bekümmerniß war, zum ersten Male Gerechtigkeit widerfahren zu laßen. Eine so außerordentliche Verwüstung verlangt einen erhabenen Zuschauer, und nur ein Held ist würdig einer zertrümmerten Welt (denn mit diesem Eindrucke endigt das Trauerspiel) die letzte Ehre zu erweisen.

Soll indessen Hamlet unter uns verändert aufgeführt werden, wie es bisher immer geschehen, und wie er sich's ja auch in England muß gefallen laßen, so ist nichts mehr zu wünschen, als daß die von Wilhelm Meisters Geschichtschreiber erregte Hoffnung bald erfüllt werden mag. Eine solche neue Bearbeitung würde durch ihren Werth alle künftigen überflüßig und durch ihr Ansehen verdächtig machen. Daß Niemand mehr Beruf haben kann, in Shakspeares Sinne zu dichten, als der Schöpfer des Götz von Berlichingen, des Faust, des Egmont, leuchtet von selbst ein. Schwerlich wird sich einer der Schriftgelehrten unterstehen, ihn zu fragen: 'aus waser Macht thust du das?'

Aus ein Paar kleinen Bruchstücken sieht man, daß Wilhelm Meisters Uebersetzung des Hamlet prosaisch war. Es begreift sich, daß er vor der Aufführung keine Muße zu einer poetischen hatte;

[illegible] Theater bestimmten Ar-
[illegible] nicht gern mit Versen zu
[illegible] daß sie selbige entweder rade-
[illegible] die meisten Stücke Shak-
[illegible] auf die Bühne gebracht, und man hat
[illegible] zu denken zu geben. Es bleibt dem Leser über-
[illegible] vertraut zu machen, und diesem
[illegible] eine deutsche Uebersetzung nicht unwillkommner
[illegible].

[illegible] Jahren wagte sich zuerst ein Schriftsteller, [illegible] Fruchtbarkeit seines Geistes am wenigsten zum [illegible], der aber nachher auch in diesem Fache [illegible], an die herkulische Arbeit, den größern [illegible] Shakspeares zu verdeutschen. Sie war es damals [illegible] man weniger Hülfsmittel zur Kenntniß der eng-lischen Sprache hatte, und selbst in England noch wenig für die [illegible] des oft so schweren, hier und da ganz unverständlichen [illegible] geschehen war. Indessen wurde dieses Verdienst nicht gleich [illegible] anerkannt, und das war nicht zu verwundern, da auf unsrer [illegible] steife Nachahmungen der Franzosen noch allgemein herrsch-ten, und auch unsre besten dramatischen Werke ganz nach ihrem Muster gearbeitet waren. Wer hätte sich's damals einbilden dürfen, daß so heidnisch regellose, barbarische Stücke, wie man aus einem dunkeln Gerüchte wußte, daß ein gewisser Engländer, Shakspeare, geschrieben habe, uns jemals vor die Augen gebracht werden dür-fen? Lessing, dieser rüstige Feind der Vorurtheile, zeigte zuerst die tragische Kunst der Franzosen in ihrer Blöße, erhob eine nachdrück-liche Stimme über Shakspeares Verdienste, und erinnerte die Deut-schen, weil sie es so bald vergeßen zu haben schienen, sie besitzen eine Uebersetzung des großen Dichters, woran sie, ungeachtet ihrer Mängel, noch lange genug würden zu lernen haben, ehe sie noth-wendig eine beßere haben müßten. *)

Freilich konnte er nicht vorhersehen, was wenige Jahre nachher geschah, und wofür er selbst durch den Stil seiner dramatischen Werke, besonders der Emilia Galotti, die Empfänglichkeit seiner

*) In der Hamburg. Dramaturgie. St. 15.

Landsleute hatte wecken helfen. Die Erscheinung des Götz von Berlichingen stiftete, in Verbindung mit einigen andern Umständen, eine ganz neue Epoche unsrer Bühne im Guten und Bösen *). Nicht lange vorher war der einzige Britte mit glühender Beredsamkeit, die seine Gegner, wo nicht überzeugen, doch hinreißen mußte, gepriesen, und besonders die Wahrheit eingeschärft worden, daß sich der Regelnkram modiger Verfeinerung schlechterdings nicht als Maßstab für seine Schöpfungen gebrauchen laße **). Schon neun Jahre nach Erscheinung der wielandischen Uebersetzung stellte sich das Bedürfniß, nicht eines neuen Abdrucks derselben, sondern einer verbeßerten Verdeutschung der sämmtlichen Werke Shakspeares ein. Da Wieland selbst diese Arbeit nicht übernehmen konnte, fiel sie glücklicher Weise einem unsrer gelehrtesten und geschmackvollsten Litteratoren in die Hände, der mit gründlicher Sprachkunde, seltnem Scharfsinn im Auslegen, und beharrlicher Sorgfalt, der Uebersetzung ertheilte was ihr bisher noch gefehlt, nämlich Vollständigkeit im Ganzen und Genauigkeit im Einzelnen. Jetzt wurde auch mehreren Schauspielen Shakspeares eine öffentlichere Huldigung geleistet; von der Bühne herab bemächtigten sie sich der Gemüther, und ließen unauslöschliche Eindrücke zurück. Unsre größten Schauspieler fanden hier freien Spielraum für Talente, die sie sonst nicht so glänzend hätten entwickeln können ***). Er wurde immer mehr einheimisch unter uns.

*) Im Bösen, versteht sich, ganz ohne Shakspeares und Goethens Schuld. Man hat behauptet, durch Hintansetzung der konventionellen Regeln sei es leichter geworden, schlechte Schauspiele zu schreiben. Nicht doch! es ist von jeher sehr leicht gewesen. Es ist wahr, mancherlei dramatische Mißgeburten unsrer Tage kannte man in jener früheren Periode nicht: dagegen gab es in Menge mittelmäßige Stücke nach dem alten Zuschnitt, die nun vergeßen sind. Die heutigen sind unvernünftiger; diese waren dagegen noch langweiliger und frostiger. Bei gänzlichem Unwerth des Gehalts werden alle Formen gleichgültig. Nicht durch Zurückführung auf die gepriesenen, verrufnen, angefochtnen, behaupteten, in den Staub getretnen, vergötterten drei Einheiten des Aristoteles stände manchen wüsten Ritterspielen, russischen Familiengemälden u. s. w. zu helfen: unter alle möglichen Einheiten, auf Null sollte man sie herabsetzen.

**) In den fliegenden Blättern 'von deutscher Art und Kunst'.

***) Nicht ohne eine schmerzliche Empfindung erinnre ich mich Schröders in den Rollen des Shylock, Hamlet, Lear, eben in dem Zeitpunkte, da er, wie man versichert, sich dem Publikum entziehen will.

laßen [illegible] daß wir uns auch
wür [illegible] bäumt hätten, wie wir
sein [illegible] sind, uns in fremde
[illegible] uns nicht fremd: wir
de [illegible] herauszugehn, um
U [illegible] Sonne kann zuweilen
f [illegible] verdunkelt werden; aber
[illegible] Wahrheit unter uns ausstirbt,
[illegible] zurückkehren. Was er sich hie
[illegible] Nachsicht, weil uns
[illegible] nicht natürlich ist, wenn wir
[illegible] Ausschweifungen seiner Phan=
[illegible] anders dergleichen) sind gerade
[illegible] ausgesetzt sind, und seine eigen=
[illegible] Deutschen unter allen am
[illegible] die Tugenden des Dichters als
[illegible] in jenem offenbaren kann; in
[illegible] verbunden: er dichtete wie er
[illegible] Seele gestoßen*), lebt und spricht
[illegible] Gediegenheit, bescheidne Größe,
[illegible] Milde.

[illegible] and the elements
[illegible] nature might stand up
[illegible] world: this is a man!

[illegible] dramatischen Gedichten, vorzüglich seinen
[illegible] werden, daß unter allen Herausgebern
[illegible] und Malone es der Mühe werth gehal=
[illegible] dazu sehr ungünstig, Erwähnung zu thun.
[illegible] eines Mannes, selbst da, wo der tändelnde
[illegible] Ausdruck verfälscht. Sie haben schon deswe=
[illegible] von einer nicht erdichteten Freundschaft und
[illegible] da wir so gar wenig von den Lebensumstän=

Doch zu so herrlichen Schätzen ist die englische Sprache der einzige Schlüssel; zwar nicht ein goldner, wie Gibbon mit Recht die griechische Sprache nennt, doch wenn schon aus mehr gemischtem, gewiß aus eben so edlem Metall, als die unsrige. Wie sehr sich auch die Kenntniß derselben in Deutschland verbreitet hat, so ist sie doch selten genug in dem Grade, der erfordert wird, um von der Menge der Schwierigkeiten nicht beständig im Genuße unterbrochen, oder gar von der Lesung des Dichters abgeschreckt zu werden. Wie Wenige giebt es wohl unter denen, welche ihn im Ganzen (d. h. die Stellen ausgenommen, wo die Engländer selbst eines Kommentars bedürfen, weil die Wörter veraltet, die Anspielungen unbekannt, oder die Lesarten verderbt sind) ohne Anstoß lesen können, denen alle die feineren Schönheiten, die zarten Abschattungen des Ausdrucks, worauf die Harmonie eines poetischen Gemäldes beruht, so fühlbar und geläufig wären, wie in ihrer Muttersprache! Wie Wenige, die es in der englischen Aussprache zu der Fertigkeit gebracht hätten, die dazu gehört, sich den Dichter mit dem gehörigen Nachdruck und Wohlklang vorzulesen! Und dennoch erhöht dieß immer die Wirkung beträchtlich, denn die Poesie ist einmal keine stumme Kunst. Solche Leser Shakspeares, bei denen alles Obige zutrifft, möchten sich's denn doch wohl der Abwechselung wegen gefallen laßen, zuweilen auf vaterländischem Boden im Schatten seiner Dichtungen auszuruhen, wenn sie sich nur ohne zu beträchtlichen Verlust an ihrem schönen Blätterschmuck dahin verpflanzen ließen. Wäre also eine Uebersetzung derselben nicht eine sehr wünschenswerthe Sache? 'Wir haben ja schon eine, und zwar eine vollständige, richtige, gute'. Ganz recht! so viel müßten wir auch haben, um noch mehr begehren zu können. Nach der Befriedigung des Bedürfnisses thut sich der Hang zum Wohlleben hervor; jetzt ist das Beste in diesem Fache nicht mehr zu gut für uns. Soll und kann Shakspeare nur in Prosa übersetzt werden, so müßte es allerdings bei den bisherigen Bemühungen so ziemlich sein Bewenden haben. Allein er ist ein Dichter, auch in der Bedeutung, da man diesen Namen an den Gebrauch des Silbenmaßes knüpft. Wenn es nun möglich wäre, ihn treu und zugleich poetisch nachzubilden, Schritt vor Schritt dem Buchstaben des Sinnes zu folgen, und doch einen Theil der unzähligen, unbeschreiblichen Schönheiten, die nicht im

Buchſtaben liegen, die wie ein geiſtiger Hauch über ihm ſchweben, zu erhaſchen! Es gilt einen Verſuch. Bildſamkeit iſt der ausgezeichnetſte Vorzug unſrer Sprache, und ſie hat in dieſer Art ſchon vieles geleiſtet, was andern Sprachen mißglückt oder weniger gelungen iſt: man muß an nichts verzweifeln.

Wir ſind jedoch an proſaiſche Dramen aller Art, von der Poſſe bis zum heroiſchen Trauerſpiel, ſo ſehr gewöhnt, daß Mancher hiebei denken möchte, Shakſpeare ſei ja ein dramatiſcher Dichter; an ſeinen Verſen, als ſolchen, könne daher nicht viel gelegen ſein. Es komme auf die Handlung, die Charaktere, die Reden der Perſonen an, und der Ueberſetzer, der ihn in Proſa überträgt, nehme ihm höchſtens einen entbehrlichen, zufälligen Zierrat, befreie ihn wohl gar von einem wahren Fehler. Wie ſehr würde er ſich irren! Doch um dieß einleuchtend zu beweiſen, muß ich tiefer in Shakſpeares eigenthümliche Form der Darſtellung eingehn.

'Die Nataks oder indiſchen Schauſpiele', ſagt der berühmte Sir William Jones in ſeiner Vorrede zur Sakontala, 'ſind durchgehends in Verſen, wo der Dialog einen höheren Schwung nimmt, und in Proſa, wo er ſich zur gewöhnlichen Unterredung herabläßt. Den Vornehmen und Gelehrten wird das reine Sanskrit in den Mund gelegt, die Weiber hingegen ſprechen Prakrit, welches nicht viel anders iſt, als die Bramenſprache durch eine weichere Ausſprache bis zur Zartheit des italiäniſchen verſchmelzt, und die geringen Leute den Dialekt der Provinz, die ſie jedesmal nach der Vorausſetzung bewohnen'. Dieß iſt ſchon an ſich merkwürdig genug: es ließe ſich eine Abhandlung von Schlußfolgen darüber ſchreiben, welchen Grad der Bildung es bei den Hindus in dem Zeitpunkte vorausſetzt, da jene Schauſpiele geſchrieben wurden. Aber ungemein merkwürdig wird es, wenn man einen Blick der Vergleichung auf unſern Dichter wirft. Eine ſo auffallende, genaue Uebereinſtimmung in einem ganz beſondern Punkte zwiſchen zwei Dichtern, die durch ein Paar Jahrtauſende, durch ganze Welttheile, durch den größten möglichen Abſtand des Klimas, des Nationalgeiſtes, der Sitten und Sprachen, von einander geſchieden werden! Man wird wohl annehmen müßen, daß ſie nicht durch ein blindes Spiel der Willkür zuſammentreffen, ſondern daß beide aus einer gemeinſchaftlichen Quelle geſchöpft haben, die in allen Zonen und Zeita[illegible]t, wenn

Doch zu so herrlichen Schätzen ist die englische Sprache der einzige Schlüssel; zwar nicht ein goldner, wie Gibbon mit Recht die griechische Sprache nennt, doch wenn schon aus mehr gemischtem, gewiß aus eben so edlem Metall, als die unsrige. Wie sehr sich auch die Kenntniß derselben in Deutschland verbreitet hat, so ist sie doch selten genug in dem Grade, der erfordert wird, um von der Menge der Schwierigkeiten nicht beständig im Genuße unterbrochen, oder gar von der Lesung des Dichters abgeschreckt zu werden. Wie Wenige giebt es wohl unter denen, welche ihn im Ganzen (d. h. die Stellen ausgenommen, wo die Engländer selbst eines Kommentars bedürfen, weil die Wörter veraltet, die Anspielungen unbekannt, oder die Lesarten verderbt sind) ohne Anstoß lesen können, denen alle die feineren Schönheiten, die zarten Abschattungen des Ausdrucks, worauf die Harmonie eines poetischen Gemäldes beruht, so fühlbar und geläufig wären, wie in ihrer Muttersprache! Wie Wenige, die es in der englischen Aussprache zu der Fertigkeit gebracht hätten, die dazu gehört, sich den Dichter mit dem gehörigen Nachdruck und Wohlklang vorzulesen! Und dennoch erhöht dieß immer die Wirkung beträchtlich, denn die Poesie ist einmal keine stumme Kunst. Solche Leser Shakspeares, bei denen alles Obige zutrifft, möchten sich's denn doch wohl der Abwechselung wegen gefallen laßen, zuweilen auf vaterländischem Boden im Schatten seiner Dichtungen auszuruhen, wenn sie sich nur ohne zu beträchtlichen Verlust an ihrem schönen Blätterschmuck dahin verpflanzen ließen. Wäre also eine Uebersetzung derselben nicht eine sehr wünschenswerthe Sache? 'Wir haben ja schon eine, und zwar eine vollständige, richtige, gute'. Ganz recht! so viel mußten wir auch haben, um noch mehr begehren zu können. Nach der Befriedigung des Bedürfnisses thut sich der Hang zum Wohlleben hervor; jetzt ist das Beste in diesem Fache nicht mehr zu gut für uns. Soll und kann Shakspeare nur in Prosa übersetzt werden, so müßte es allerdings bei den bisherigen Bemühungen so ziemlich sein Bewenden haben. Allein er ist ein Dichter, auch in der Bedeutung, da man diesen Namen an den Gebrauch des Silbenmaßes knüpft. Wenn es nun möglich wäre, ihn treu und zugleich poetisch nachzubilden, Schritt vor Schritt dem Buchstaben des Sinnes zu folgen, und doch einen Theil der unzähligen, unbeschreiblichen Schönheiten, die nicht im

ten, hauptsächlich aber seine Narren und Poßenreißer fast ohne Ausnahme im Tone ihres wirklichen Lebens. Indessen offenbart sich innre Würde der Gesinnungen, wo sie sich immer finden mag, durch einen gewissen äußern Anstand, ohne daß es dazu durch Erziehung und Gewohnheit angekünstelter Zierlichkeiten bedürfte; jene ist ein allgemeines Recht der Menschen, der niedrigsten wie der höchsten: und so gilt bei Shakspeare die Rangordnung der Natur und der Sittlichkeit hierin mehr wie die bürgerliche. Auch läßt er nicht selten dieselben Personen zu verschiednen Zeiten die erhabenste, und dann wieder die gemeinste Sprache führen, und diese Ungleichheit ist ebenfalls in der Wahrheit gegründet. Außerordentliche Lagen, die den Kopf lebhaft beschäftigen und mächtige Leidenschaften ins Spiel setzen, heben und spannen die Seele: sie rafft alle ihre Kräfte zusammen, und zeigt, wie in ihrem ganzen Wirken, so auch in der Mittheilung durch Worte einen ungewöhnlichen Nachdruck. Hingegen giebt es selbst für den größten Menschen Augenblicke des Nachlaßens, wo er die Würde seines Charakters bis auf einen gewissen Grad in sorgloser Ungebundenheit vergißt. Um sich an den Scherzen Andrer zu belustigen, oder selbst zu scherzen, was keinen Helden entehrt, ist sogar diese Stimmung nöthig. Man gehe zum Beispiel die Rolle Hamlets durch. Welche kühne, kräftige Poesie spricht er, wenn er den Geist seines Vaters beschwört, sich selbst zu der blutigen That anspornt, seiner Mutter in die Seele donnert! Und wie steigt er in seinem Tone in das gemeine Leben hinab, wenn er sich wahnsinnig stellt, oder es mit Personen zu thun hat, mit denen er nach ihrer Würdigkeit nicht anders umgehen kann: wenn er den Polonius und die Höflinge zum Besten hat, die Schauspieler unterrichtet und sich auf die Späße des Todtengräbers einläßt. Unter allen ernsten Hauptcharakteren des Dichters ist keiner so reich, wie Hamlet, an Witz und Laune, denen er sich mitten in seiner Schwermuth überläßt; darum bedient er sich auch unter allen am meisten des vertraulichen Stils. Andre verfallen gar nicht darein, entweder weil der Pomp des Ranges sie beständig umgiebt, oder weil ein gleichförmiger Ernst ihnen natürlich ist, oder endlich weil eine Leidenschaft, nicht von der niederdrückenden Art, wie Hamlets Kummer, sondern eine erweckende Leidenschaft sie das ganze Stück hindurch beherrscht. So feine Unterscheidungen findet man

in diesem Punkte überall von Shakspeare beobachtet; ja ich möchte behaupten, wo er eine Person in derselben Rede aus Prosa in Poesie, oder umgekehrt, übergehen läßt, würde man dieß nicht ohne Gefahr, ihm zu schaden, ändern können. Nicht als ob er immer dabei mit besonnener Ueberlegung verfahren wäre; vermuthlich vertrat ein fast untrüglicher Instinkt des Schicklichen auch hier die Stelle der Kunst.

Die Rücksichten oder Leitungen des Gefühls, wornach er sich beim Gebrauch des Reimes richtete, laßen sich nicht ganz so bestimmt angeben. Man sieht wohl, daß er sinnreiche Sprüche ganz in Reime kleidet, besonders wo sie symmetrisch neben oder gegen einander gestellt sind: dieß ist nicht selten der Fall am Schluße der Scenen, der zuweilen eine epigrammatische Wendung nimmt, so daß gleichsam das Resultat des Vorhergegangenen in einige Zeilen zusammengedrängt wird. Fortgehend gereimt findet man andre Stellen, wo Feierlichkeit und theatralischer Pomp paßend ist, wie die sogenannte Maske im Sturm, und das Schauspiel, das im Hamlet aufgeführt wird. Räumte er deswegen vielleicht an einigen Stücken, am Sommernachtstraum, an Romeo und Julia, dem Reime einen bedeutenden Antheil ein, weil ihr Stoff vorzüglich viel Anläße zu gefälligen Spielen der Phantaste darbot? Es mag immer sein, daß er mitunter auch aus keinem andern Grunde in Reimen gedichtet, als weil er grade Lust daran fand. Denn, daß er den Reim geliebt, erhellet theils aus seiner Fruchtbarkeit an Sonetten, theils aus mehreren seiner Lieder, worin er mit diesem dichterischen Wiederhall gar künstlich und artig tändelt. Man hat bemerkt, daß in seinen spätern dramatischen Arbeiten wenige gereimte Stellen angetroffen werden, und bei der Untersuchung über ihre muthmaßliche Zeitfolge dieß sogar zu einem Merkmale gemacht. Aber würde jene Bemerkung auch durchgängig bestätigt, (und sie leidet ihre Ausnahmen: 'Was ihr wollt', das letzte Stück Shakspeares nach Malones eigner Angabe, gewiß eines seiner reifsten, enthält unter den Versen ziemlich viel Reime, ob es gleich großentheils in Prosa geschrieben ist) so folgt daraus noch nicht, daß er seinen jugendlichen Geschmack in der Folge verworfen. Er konnte ja auch im höheren Alter die Biegsamkeit der Einbildungskraft, und den Reichthum an Wendungen verloren haben, welcher dazu gehört, um mit Leichtigkeit zu

reimen. Dem ſei wie ihm wolle, ſo iſt es offenbar, daß die Verſchiedenheit der metriſchen Bearbeitung ſehr weſentlich auf den Inhalt zurückgewirkt. Seine gereimten Jamben ſind ſeinen reimloſen nicht nur im Ton und Gange unähnlich, ſie haben auch eine ganz andre Farbe des Ausdrucks, und ſind, ſo zu ſagen, in einer andern Gegend der Bilder und poetiſchen Figuren zu Hauſe.

Allein macht eine ſo bunte Vermiſchung verſchiedner Stile nicht einen häßlichen Uebelſtand? Wohl mehr für das Auge, das dieſe Ungleichheiten neben einander ſieht, mit dem wir aber hier nichts zu ſchaffen haben, als für das Ohr, das ſie nach einander vernimmt. Ueberhaupt möchten ſie den mehr beleidigen, der gewohnt iſt, die Alexandriner des franzöſiſch modernen Trauerſpiels alle von gleichem Maß, und mit gleichem Tritt auf ihre Parade ziehen zu ſehn, als den Leſer der griechiſchen Tragödien, wo nicht nur lyriſcher Geſang das Geſpräch unterbricht, ſondern auch zu dieſem, außer den Jamben, anapäſtiſche und trochäiſche Versarten gebraucht werden; ja, wo zuweilen eine Perſon in derſelben Rede aus Jamben in lyriſchen Geſang übergeht. Indeſſen bleibt der Stil in allen verſchiednen Silbenmaßen immer edel und poetiſch, und dieß mußte auch ſo ſein. Auf ſchöne Einfachheit und harmoniſches Ebenmaß war im griechiſchen Heldendrama Alles gerichtet. Der Charakter der einzelnen Perſonen mußte ſich unter den allgemeinen, erhöhten Charakter einer Darſtellung fügen, welche den Zuſchauer durchaus in eine vergötterte Vorwelt verſetzen ſollte: auch der Bote, der Diener, die Magd oder Wärterin, trugen von der Würde des vorgeſtellten Mythus, wozu ſie mit gehörten, ihr beſcheidenes Theil davon. Shakſpeares Theaterwelt iſt eben ſo gränzenlos mannichfaltig, als die wirkliche nach ſeinen Anſichten; er ſchloß nichts davon aus, was irgend in der menſchlichen Natur und in der bürgerlichen Geſellſchaft ſtattfand. Wie hätte er ſich nun dabei auf einen einzigen, gleichförmigen Stil der Darſtellung beſchränken können? Die Natur der Sache bewahrte ihn vor einer ſolchen Abgeſchmacktheit, denn ſobald er es verſuchte, mußten ſeine Dramen aufhören zu ſein was ſie ſind; und aus höchſt intereſſanten wären nicht ſchöne, ſondern gleichgültige Gedichte geworden. Jede ſeiner Perſonen hatte gleiche Rechte auf die Behauptung ihrer Eigenthümlichkeit: nach weſſen Weiſe hätte ſie alſo reden ſollen wenn ihr

verboten worden wäre, es nach ihrer eignen zu thun? Wir haben die Wahl, ob wir uns, was nur eine kleine Angewöhnung erfordert, zu dem äußern, ich darf ſagen, nur ſcheinbaren Mißverhältniß des häufigen und ſchnellen Wechſels der Stile bequemen, oder die ganze dramatiſche Gattung verwerfen wollen, welche ohne jene Vergünſtigung nicht beſtehen kann, ſie aber auch mit unendlichen Vorzügen bezahlt. Ich darf Leſer vorausſetzen, die ſich darüber ſchon auf eine oder die andre Art entſchieden haben: es würde mich daher nur von meinem Zwecke abführen, die ſo oft unternommenen Rechtfertigungen Shakſpeares wegen ſeiner Verknüpfung komiſcher und tragiſcher Theile zum Ganzen Einer Handlung von neuem vorzutragen.

'Gut', könnte man ſagen, 'wenn er uns denn ſchlechterdings in ſo geringe Geſellſchaft führen wollte, ſo mußte er auch ſeinen Ton darnach ſtimmen. Wir verlangen keine tragiſche Würde: aber was verhinderte ihn, eine Gleichförmigkeit der entgegengeſetzten Art zu beobachten? Warum legt er den höchſten Charakteren nicht Proſa, zwar edlere, aber doch ſchlichte Proſa in den Mund, ſo gut wie den gemeinſten? Wir wollen auf der Bühne natürliche, wirkliche Menſchen auf das täuſchendſte nachgeahmt ſehen. Man rühmt von Shakſpeares Menſchen, daß ſie das ſind, und doch wißen wir wohl, Niemand ſpricht in Verſen. Ein wohlklingendes Silbenmaß, eine gewählte poetiſche Sprache ſind ſchön: aber darf das Wahre, worauf doch allein die Theilnahme an einem Schauſpiele ſich gründet, dem Schönen aufgeopfert werden?' Dieſe Einwendungen, welche dem geſunden Urtheile, wenn es nicht recht in das Weſen der Poeſie eingedrungen iſt, ſo nahe liegen, laßen ſich nicht wohl ohne weitere Umſtände mit einer bloßen Berufung auf das Beiſpiel der Alten, und mancher vortrefflichen Neuern abfertigen, da in den neueſten Zeiten einſichtsvolle Kenner ſie durch Lehre und Beiſpiel unterſtützt haben *). Das Anſehen der Alten ſoll nichts mehr gelten als die Gründe, welche ſie ſelbſt bei dem oder jenem Verfahren für ſich

*) Diderot, Leſſing (dieſer doch nicht unbedingt, wie ſein Nathan beweiſt), und am ausführlichſten Engel in ſeiner vortrefflichen Mimik, gegen deſſen Gründe ich mir vorbehalte, meine Einwürfe bei einer andern Gelegenheit vorzutragen.

hatten, und man könnte ihm hier mit aller Ehrerbietung ausweichen, wenn man sagte, der Gebrauch des Silbenmaßes sei bei ihnen mehr eine Sache der Nothwendigkeit als der Wahl gewesen, wie schon dadurch wahrscheinlich werde, daß sie es von allen Gattungen vom Trauerspiele des Aeschylus an bis zur neuern Komödie, ja bis zu den Mimen des Syrus und Laberius herunter, durchgängig angebracht. Wenn die Stimme des Schauspielers auf ihren großen Theatern nicht ungehört verhallen sollte, so mußte sie sich zur musikalischen Recitation erheben, und diese setzte einen regelmäßigen Rhythmus voraus. In der That loben auch alte Schriftsteller den Jambus, als den für's Theater paßenden Vers, wegen seiner akustischen Eigenschaft *). Um also die obigen Zweifel gründlich zu lösen, müßen wir uns an das Wesen des Dialogs, und den Grundsatz der Nachahmung selbst nach seinem gültigen Sinne und seinen Einschränkungen wenden.

Ueber den dramatischen Dialog. 1796 **).

Menschen will man auf dem Theater sehn und hören, wirkliche Menschen, und sie sollen so genau nachgemacht sein, daß man sie durch keinen einzigen Zug von den andern außerhalb des Theaters unterscheiden könne. Nichts weiter? Das ließe sich wohlfeiler haben, sollte man denken. Auf Straßen und Märkten begegnen einem ja wirkliche Menschen zu ganzen Haufen, man kann ihnen fast nirgends aus dem Wege gehen: und doch hält man sie für etwas so Seltenes und Sehenswürdiges, daß man ein eigenes Gebäude errichtet, ein Gerüst erleuchtet, viele mühsame Anstalten macht,

*) Horat. Art. poet. v. 81. — Populares Vincentem strepitus.

**) [Unter dieser Ueberschrift ist das Folgende bis zu der Anwendung der Theorie auf Shakspeare („Wie viel anders Shakspeare!") vom Verf. selbst in die Krit. Schr. Bd. I. S. 365...379 aufgenommen und S. 380...386 mit dem am Schluße dieser Abhandlung folgenden Zusatze 1827 versehen worden.]

um etwa ein Dutzend von ihnen vor einer Versammlung, die aus eben dergleichen besteht, zur Schau zu stellen! Wahrlich, man möchte auf den Verdacht kommen, es widerfahre bloß deswegen einigen wirklichen Menschen so unverdiente Auszeichnung, um den übrigen einen hohen Begriff von ihrer eigenen Wichtigkeit zu geben. — 'Nein, so ist es nicht gemeint: man muß merkwürdige oder unterhaltende Eigenschaften haben, wenn man dieser Ehre würdig geachtet werden soll.' — Das wäre denn doch ein Umstand, der die theatralischen Personen stark von den wirklichen, wie sie so gewöhnlich sind, unterscheiden würde. Denn jeder gesteht gern ein, mit der gehörigen Ausnahme für sich selbst, daß er sie, im Ganzen genommen, weder sehr merkwürdig, noch sehr unterhaltend findet. Aber auch Menschen, die eins oder das andre in hohem Grade sind, stellen sich doch nicht in ihrem ganzen Lebenslaufe so dar: es giebt Augenblicke, ja beträchtliche Zeiten, wo der merkwürdige Mann in seinem Thun ganz alltäglich scheint, und der unterhaltende Kopf zur Langweiligkeit herabsinkt. Oft entwickeln sich erst nach einem fortgesetzten Umgange die am meisten charakteristischen Eigenschaften eines Menschen vollständig und entschieden.

Mit den Personen auf der Bühne muß unsre Bekanntschaft in ein Paar kurzen Stunden gestiftet werden, und ihren höchsten Punkt erreichen. Dazu ist es nun erforderlich, daß sie in mancherlei, und zwar in solche Lagen versetzt werden, die am geschicktesten sind, das Wesen ihres Charakters in ein helles Licht zu stellen. Wir erlauben dem Dichter daher (und müßen es, wenn wir nicht selbst unsre Absichten durch die Bedingungen, denen wir ihre Ausführung unterwerfen, vereiteln wollen) eine Verwickelung, eine Anordnung der Ereigniße zu erfinden, die dergleichen am besten herbei-

führt, ob wir schon sehr gut wißen, daß im wirklichen Leben interessante Lagen nie oder fast nie so gedrängt, und von gleichgültigen nicht unterbrochen, auf einander folgen. Aber Lagen sind nur das entferntere Mittel, Menschen kennen zu lernen: zunächst kommt es dabei auf ihr eignes Benehmen an, auf ihre Geberden, Reden und Handlungen. Die Geberden sind die Sache des Schauspielers, nicht des Dichters; schon deswegen nicht, weil ihre schriftliche Bezeichnung bei den gröberen Merkmalen stehen bleiben muß, und von dem feineren Seelenvollen nur dem eine Vorstellung zu geben vermag, der sie schon hat. Der Dichter darf höchstens einige Anweisungen für jenen einstreuen: eine Rolle wäre unvollkommen ausgeführt, wenn ein guter Schauspieler aus den Reden und Handlungen nicht hinlänglich einsehen könnte, wie er sie zu spielen hat *). Worte werden häufig den Thaten entgegengesetzt, und in einem gewissen Sinne mit Recht: in so fern sie nämlich Richtungen der Willenskraft ankündigen, die entweder gar nicht vorhanden sind, oder doch ohne weitere Wirkungen bleiben. Aber Worte können auch Thaten sein; die größten Dinge wurden nicht selten bloß durch Worte verrichtet. So wenig in einem Schauspiel müßige

*) Die ausführlichen theatralischen Anweisungen kommen heraus wie ein Wechsel, welchen der Dichter auf den Schauspieler stellt, weil er selbst nicht zahlen will oder kann. Diderot brachte sie zuerst auf: er war dabei noch einigermaßen zu entschuldigen, weil er von den Schauspielern ein ganz andres, weit ungezwungneres Spiel forderte, als das, woran sie gewöhnt waren. Beaumarchais hat es nachgeahmt, Schiller ist nicht frei davon geblieben, und bei unsern beliebten Dramatikern gieng es bis zum Lächerlichen. Ich erinnere mich in einem pathetischen Schauspiele gelesen zu haben: 'Er blizt ihn mit den Augen an, und geht ab'.

Anm. z. n. Abdruck. 1827.

Reden geduldet werden dürfen, die selbst nicht Handlung sind, und die Handlung weder fördern noch aufhalten: so wird auf der andern Seite großentheils nur redend gehandelt; und das muß so sein, weil wir die sittlichen Verhältnisse der Personen zu einander, worauf uns Alles ankommt, allein vermittelst gegenseitiger Mittheilungen ihrer Gedanken, Absichten, Gesinnungen einsehen können. Müßen auch Handlungen vorgestellt werden, die nicht bloß in dergleichen bestehen, so erhalten sie gleichwohl erst durch die vorhergegangnen oder begleitenden Reden ihren dramatischen Werth: denn nur diese können uns Aufschlüße über die Triebfedern geben, woraus sie entsprungen sind.

Am Ende muß also doch die ganze Darstellung der Charaktere bloß durch den Dialog bewerkstelligt werden: alles was mittelbar dazu helfen kann, bleibt ohne Anwendung, wenn der Dichter es nicht in Dialog zu verwandeln weiß. Muß ihm also nicht bei Benutzung des einzigen Mittels zu einem so großen und schwierigen Zwecke eine ähnliche Freiheit verstattet werden, wie bei der Anlegung des Plans? Darf er nicht, wenn er nur das Wesen des Dialogs schont, die zufälligen Beschaffenheiten so einrichten, wie es ihm am vortheilhaftesten dünkt? Darf er dabei nicht, nach dem allgemeinen, nie bestrittenen Vorrechte der Dichtkunst, über die Wirklichkeit hinausgehen, wenn seine Erdichtungen nur in den Gränzen der Wahrscheinlichkeit bleiben? Die Verneinung dieser Fragen möchte aller dramatischen Kunst ein Ende machen.

Zum Wesen des Dialogs gehört zweierlei: augenblickliche Entstehung der Reden in den Gemüthern der Sprechenden, und Abhängigkeit *) der Wechselreden von einander, so

*) derselben von 1796.

führt [illegible] ungen aus-
inte [illegible] ßen mit ent-
gle [illegible] beschaffen sein,
La [illegible] laßen muß, so
le [illegible] nen haben, weil
a [illegible] sagen wird. Alles
f [illegible] Zahl der Personen,
[illegible] Sogar ein Monolog kann
[illegible] und er sollte in einem
[illegible] en, als was man im ge-
[illegible] selbst besprechen'. Dabei
[illegible] Eingebung statt, sondern auch
[illegible] und Gegenwirkung, indem man sich
[illegible] Personen theilt.***) Was die Länge be-
[illegible] Dramen, deren Verfaßer zu glauben
[illegible] tigkeit des Dialogs bestehe darin, daß
[illegible] immer nur drei Worte hinter einander sagen,
[illegible] fast nicht zu Worte kommen laßen; da
[illegible] Leben schwerlich ein bedeutendes Gespräch
[illegible] Brocken zum Vorschein kommt, und das letzte un-
[illegible] Leuten gar nicht hergebracht ist.

Man kann den Dialog in zwei verschiednen Bedeutungen vollkommen oder unvollkommen nennen: nämlich insbesondere als Dialog; dann in allgemeiner Hinsicht nach seinem Gehalt und Ausdruck. Mit Unvollkommenheiten der einen und der andern Art ist er im gemeinen Umgange oft reichlich genug ausgesteuert, um Verdruß und Langeweile zu erregen. Billig entfernt daher der Dichter alle solche, die nicht aus

*) Rede 1796. **) ungefähr muthm. 1796. ***) Man erinnere sich an die berühmte Monologe Hamlets. 1796.

den Charaktern und Lagen der Perſonen entſpringen. Zufällig begegnet es wohl jedem Menſchen, daß er nur mit halbem Ohre hört, und mit halber Beſinnung antwortet; daß er ſich wiederholen laßen muß, was der Andere geſagt, weil er es nicht begriffen; daß er immer auf dasſelbe zurückkommt, ohne auf die Gründe des Andern zu achten; aber nur an dem Zerſtreuten, dem langſamen Kopfe, dem Hartnäckigen iſt es charakteriſtiſch. Sobald dialogiſche Unvollkommenheiten dieſes ſind, kann man ſie nicht von der dramatiſchen Darſtellung ausſchließen; ſie dürfen ſogar Hauptgegenſtand derſelben werden *). Eben dieß gilt von den Mängeln der Reden, für ſich, außer dem Zuſammenhange des Geſprächs betrachtet. Dagegen darf der Dichter den Reden alle Vorzüge verleihen, welche den Charaktern und Lagen der Perſonen nicht widerſprechen, und er wird dadurch unſere Luſt unfehlbar erhöhen. Finden wir wohl jemals im wirklichen Leben, wenn ſich nicht Eigenliebe in's Spiel miſcht, daß jemand zu treffend, zu lebhaft, zu witzig, zu **) anſchaulich, zu ſeelenvoll ſpricht? Nur müßen wir ja keine Spuren von Vorbereitung entdecken, die augenblickliche Eingebung muß immer die Muſe des Geſprächs bleiben. Sonſt ſagen wir, er rede wie ein Buch, und die vortrefflichſten Dinge, die er vorbringt, können uns keine geſellſchaftliche Unterhaltung mehr gewähren. Einen ſolchen Dialog verwerfen wir, nicht als ob er allzu ***) vollkommen wäre, ſondern weil es gar kein Dialog iſt.

*) So hat man ein artiges Nachſpiel, le Babillard. Aber von franzöſiſchen Schauſpielern muß man es aufführen ſehen: hier ſind ſie in ihrem Fache!

) darſtellend 1796. *) unvollkommen wäre, ſondern weil es eigentlich gar 1796.

Die Anwendung dieser letzten Bemerkung auf die dramatische Kunst macht sich von selbst. Nun fragt sich's nur: kann Poesie des Stils die Vollkommenheit des Dialogs *) in seiner besondern Eigenschaft vermehren, oder hebt sie vielmehr sein Wesen unvermeidlich auf? Es ist ein grobes aber gewöhnliches Mißverständniß, das Geschmückte und Rednerische mit dem wahrhaft Poetischen für **) einerlei zu halten: leider wird es durch so viele angebliche Gedichte bestätigt, wo man statt dichterischer Kunst mit rhetorischen Künsten abgefunden wird. Nur die anschaulichste Bezeichnung der Vorstellungen, der innigste Ausdruck der Empfindungen heißt mit Recht poetisch, und dieß ist unsrer Natur so wenig fremd, daß man es vielmehr in den unvorbereiteten Reden von Menschen ohne Bildung und Unterricht, wenn ihre Einbildungskraft erhitzt, oder ihr Herz bewegt ist, oft am auffallendsten wahrnimmt. Aechte Poesie des Stils ist daher nichts anders, als die unmittelbarste, natürlichste Sprache, die wir nämlich reden würden, wenn unsre Natur sich immer von zufälligen Einschränkungen befreit, in ihrer ganzen Kraft und Fülle offenbarte; sie ist mehr die Sprache der Seelen als der Zungen. Hieraus folgt, daß der Gebrauch einer solchen Sprache den Dialog, in so fern er eine Reihe von Wechselwirkungen ist, allerdings vollkommener machen kann. Je geschickter das Werkzeug der Mittheilung ist, Gedanken und Gefühle nicht bloß so ungefähr nach ihrem Stoff und ihrer allgemeinen Beschaffenheit anzudeuten, sondern ihre besonderste, eigenthümlichste ***) Gestalt darzustellen, desto vollständiger versteht man sich gegenseitig, und desto genauer

*) als solchen verm. 1796. **) schlechthin einerlei 1796.
***) Bildung 1796.

wird jede Rede der, wodurch ſie veranlaßt worden, entſprechen. Eher könnte es Zweifeln unterworfen ſein, ob ſich der poetiſche Ausdruck mit dem zweiten weſentlichen Kennzeichen des Dialogs, der augenblicklichen Entſtehung, verträgt. Ich bemerke hier zuerſt, daß alle Poeſie mehr oder weniger nach den Gattungen Anſprüche darauf macht, für eine zwar ungewöhnliche, aber doch ſchnelle, ungetheilte, ununterbrochene Eingebung, nicht für eine allmäliche Hervorbringung gehalten zu werden; daß die letzte, und nicht die leichteſte Kunſt des Dichters darin beſteht, alle Kunſt zu verbergen, und über das tiefſte Studium, die ſorgſamſte Wahl den Anſtand ungezwungener Leichtigkeit zu verbreiten, als hätte er Alles nur ſo eben hingegoßen. Zweitens: wie aus dem Weſen jeder Dichtungsart beſondre Geſetze des Stils herfließen, ſo hat auch das Drama die ſeinigen. Vieles muß darin vermieden werden, was ſchön und vortrefflich wäre, wenn der Dichter es in ſeinem eigenen Namen ſagte. Dramatiſche Schicklichkeit iſt hier die erſte Rückſicht, welcher alle andern nachſtehen müßen.

Aber nicht genug, daß die poetiſche Behandlung der Wahrheit des Dialogs nicht nothwendig Eintrag thut, ich möchte behaupten, er könne durch ſie noch dialogiſcher gemacht werden. Daß den Redenden das, was ſie ſagen, in demſelben Augenblicke einfällt, erkennen wir an gewiſſen Merkmalen, die in der Wirklichkeit nicht immer in gleichem Maße vorhanden ſind, zufällig fehlen oder abſichtlich nachgeahmt werden können. Giebt es nicht Menſchen, welche das, was ſich in der That ſo eben in ihnen entwickelt, ſo feierlich und abgemeßen vortragen, als hätten ſie es zuvor auswendig gelernt, während andre durch Impromtüs überraſchen, worauf ſie drei Tage lang geſonnen haben? Für das Vergnügen

Die Anwe[illegible]
[illegible]matische Kunst [illegible] mehr, als die
[illegible]ann Poesie [illegible] schon, daß
[illegible]einer besond[illegible] bloßer Schein
mehr sein W[illegible] den Geberden,
gewöhnliche[illegible] kleinen, in der
rische mit [illegible] Nachläßigkeiten;
leider wir[illegible] auf einem schein-
wo man [illegible] Stellung, welche
abgefund[illegible]ungen am natür-
Vorstell[illegible] werden, nicht wie man
mit Re[illegible] könnte; auf
daß m[illegible] künstlich verflochtene
Mensch[illegible]keit als der Poesie
dungs[illegible] Vorbereitung: man
lendst[illegible] wißen, wie man sie
nicht[illegible] man schon die ganze
die [illegible], im Zusammenhange
mer[illegible] Merkmale muß der Schau-
Kr[illegible] prosaischen Dialog anzu-
S[illegible] poetisch, so wird er durch
ein[illegible] die Sprache, wodurch die
[illegible] vorgeht, anschaulicher zu
[illegible] Stand gesetzt, die Zeichen der
[illegible] noch entschiedner hervorzuheben.
[illegible] Schönheit und Stärke des Aus-
[illegible]keit mehr an sich ziehn,
[illegible] sie in solcher Gesellschaft anzu-
[illegible] Vorzüge dadurch, daß sie frei-
[illegible] scheinen, einen ganz eigenen

[illegible] 1796.

Zauber gewinnen. Das Silbenmaß selbst, wenn es nicht an eine steife Regelmäßigkeit gebunden ist, kann durch einen geschickten Gebrauch die Täuschung vermehren helfen: kleine Unebenheiten darin, unerwartete Pausen, dann wieder fortströmende Fülle oder ein sanfter und stetiger Fluß, können den Anstoß, den Stillstand der Gedanken, die rasche Bewegung des Gemüths oder das Gleichgewicht seiner Kräfte einigermaßen sinnlich bezeichnen.

'Das Silbenmaß! Also doch durchaus in Versen?' Freilich, weil Poesie des Stils aus Ursachen, welche zu ergründen hier nicht der Ort ist, ohne geordnete Verhältnisse der Bewegung gar nicht bestehen kann. Der wiederkehrende Rhythmus ist der Pulsschlag ihres Lebens. Nur dadurch, daß die Sprache sich diese sinnlichen Feßeln anlegen läßt und sie gefällig zu tragen weiß, erkauft sie die edelsten Vorrechte, die innere höhere Freiheit von allerlei irdischen Obliegenheiten. Soll das Silbenmaß im Drama nicht stattfinden, so muß es ja bei der schlichtesten Prosa sein Bewenden haben; denn sonst wird unvermeidlich eine sogenannte poetische Prosa entstehen, und poetische Prosa ist nicht nur überhaupt sehr unpoetisch, sondern vollends im höchsten Grade undialogisch. Sie hat die natürliche Leichtigkeit der Prosa verloren, ohne die künstliche der Poesie wieder zu gewinnen, und wird durch ihren Schmuck nur belastet, nicht wirklich verschönert. Ohne Flügel, um sich kühn in die Lüfte zu heben, und zu anmaßend für den gewöhnlichen Gang der Menschenkinder, fährt sie, unbeholfen und schwerfällig, wie der Vogel Strauß, zwischen Fliegen und Laufen über den Erdboden hin.

'Indessen bleibt das Silbenmaß im Munde dramatischer Personen immer Erdichtung: und ist es nicht die unwahrscheinlichste, die sich denken läßt? Wie soll man glauben,

maßen für einen hiſtoriſchen Beweis gelten, daß der dramatiſche Gebrauch des Silbenmaßes unſrer Natur nicht ſogar fremde ſei, daß ſchon in der früheſten Kindheit der theatraliſchen Kunſt die Reden, welche man noch nicht aufſchrieb und auswendig lernte, ſondern aus dem Stegreif erfand, doch ſchon in Verſen, ſo gut oder ſo ſchlecht man ſie zu machen verſtand, hingeſchüttet wurden. *)

— θεὸς δ' ὑπὸ καλὸν ἄειδεν
ἐξ αὐτοσχεδίης πειρώμενος, ἠΰτε κοῦροι
ἡβηταὶ θαλίῃσι παραιβόλα κερτομέουσιν.

(— Der Gott ſang ſchön zu dem Spiele
Was ihm der Sinn eingab, Schnellfertiges, gleichwie am Feſtſchmaus
Jünglinge wohl ſich verſuchen mit neckendem Wechſelgeſange.

Die bekannte Geſchichte vom Caedmon beweiſt, daß bei den Angelſachſen, einem Volke von ſo ſchlichten Sitten, das geſellſchaftliche Improviſieren nach der Mahlzeit ebenfalls üblich war. Zuſ. 1827.) Man vergleiche Rousseau *Dictionnaire de Musique*, Art. *Improviser*. „C'est faire et chanter impromptu des chansons, airs et paroles, qu'on accompagne communément d'une Guitarre ou d'autre pareil instrument. Il n'y a rien de plus commun en Italie, que de voir deux masques se rencontrer, se défier, s'attaquer, se riposter ainsi par des couplets sur le même air, avec une vivacité de dialogue, de chant, d'accompagnement, dont il faut avoir été temoin pour la comprendre.

*) Ausdrücklich ſagt dieß Ariſtoteles (Poet. c. IV.) zwar nicht; allein wenn man zwei ſeiner Sätze vergleicht: *Γενομένη οὖν ἀπ' ἀρχῆς αὐτοσχεδιαστικὴ καὶ αὐτὴ (ἡ τραγῳδία) καὶ ἡ κωμῳδία* u. ſ. w. und nachher: *τὸ μὲν γὰρ πρῶτον τετραμέτρῳ ἐχρῶντο*; ſo wird es über allen Zweifel erhoben. Daß es mit den atellaniſchen Spielen bei ihrem Urſprunge dieſe Bewandniß gehabt, verſichert Livius, VII, 2. auf die beſtimmteſte Weiſe: Imitari deinde eos iuventus, simul inconditis inter se iocularia fundentes versibus; hernach: iuventus ipsa inter se more antiquo ridicula intexta versibus iactitare coepit, quae deinde exodia postea appellata, consertaque fabellis potissimum Atellanis sunt.

Alles Obige findet, wie sich versteht, nur bei einer schicklichen Wahl des Silbenmaßes statt: es muß weder die feierliche Fülle des epischen, noch die melodischen Schwünge der lyrischen haben; es muß den gewöhnlichen Schritt der Rede beflügeln, ohne sich zu auffallend von ihm zu entfernen. Diese Eigenschaften hat der Jambe, der eigentliche dialogische Vers, wofür ihn schon die Alten rühmen *). Aristoteles bemerkt, daß man im Gespräch sehr häufig Jamben einmische, aber selten Hexameter. Der Trimeter der Alten ist zwar noch merklich von dem englischen blank verse und unsern fünffüßigen Jamben unterschieden; aber für die beiden Sprachen leisten diese ungefähr eben das, was jener für die griechische und römische. Um über die dramatische Untauglichkeit des Reimes, den das allgemeine Urtheil in England schon vor geraumer Zeit, später bei uns, von der Bühne verbannt hat, gründlich zu entscheiden, müßte man wohl noch tiefer in sein Wesen eindringen, als bisher geschehen ist. Daß ist offenbar, daß es sehr fehlerhaft ist, wenn er der Symmetrie einer eintönigen Versart symmetrisch angehängt wird, wie in den französischen Trauerspielen. Ueberhaupt geben diese ziemlich vollständige Muster ab, wie man sowohl das Silbenmaß als die Poesie des Stils im Drama nicht gebrauchen soll; wenn wir sie anders im Gebiet der Dichtkunst anerkennen, und nicht lieber gerades Weges in die Schulen der Rhetoren, als ihre Heimat, verweisen wollen.**)

---

*) Hunc socci cepere pedem, grandesque cothurni,
Alternis aptum sermonibus, et populares
Vincentem strepitus, et natum rebus agendis.

**) [S. den Zusatz zu der vorstehenden Abh. über den dram. Dialog am Schluße.]

*)

Wie viel anders Shakspeare! Die Darstellung in seinen prosaischen Scenen ist meisterhaft: die keckſten Züge einer komischen Alltagswelt scheint er mit eben so unbekümmertem Muthwillen hinzuzeichnen, als er sie aufgefaßt haben mochte. Aber dennoch erreicht er erst vermittelst der dichterischen Behandlung den Gipfel seiner dramatischen Vortrefflichkeit. Hier ist sein Stil einfältig, kräftig, groß und edel. Wer wird sich nicht gern zu einigen Härten bequemen, wo ihn so viel einschmeichelnde Zartheit dafür entschädigt? Shakspeare hat alles Hohe und Tiefe in seinem Dasein verknüpft; seine fremdartigsten Eigenschaften bestehen friedlich neben einander: in seiner kühnsten Erhabenheit ist er noch schlicht und bescheiden, in seiner Seltsamkeit natürlich. So zieht sich selbst die höchste tragische Würde niemals wie eine Glorie um seine Menschen her; nein, es wird uns immer eine gleich vertraute Nähe gestattet. In den vergleichungsweise wenigen Stellen, wo seine Poesie aus dem wahren Dialog heraustritt, machten ihm eine zu gewaltige Einbildungskraft, ein zu üppiger Witz die völlige dramatische Entäußerung seiner selbst unmöglich. Er giebt alsdann mehr als er sollte, aber oft ist es von der Art, daß man es sich nicht ohne Bedauern würde nehmen laßen.

Die Vorzüge seines Versbaues zu fühlen und zu würdigen, steht fremden Lesern weniger zu, als den Landsleuten des Dichters. Auch haben ihm englische Beurtheiler in diesem Stück volle Gerechtigkeit widerfahren laßen. Seine reimlosen Jamben sind überaus mannichfaltig, bald mehr bald weniger regelmäßig, hier und da sogar regellos (wovon doch manches auf die veränderte Aussprache, manches auch darauf zu schieben ist, daß Shakspeare gar nicht für genaue Abschriften seiner Stücke sorgte); immer aber ausdrucksvoll und gedrängt, oft von großer Schönheit und Lieblichkeit. Er ist darin das älteste, aber in seiner Gattung (denn Miltons Versbau mit seinen athemlosen Perioden würde für das Schauspiel höchst unpaßend sein) immer noch unübertroffene Vorbild der Engländer. Von seinen gereimten Versen läßt sich nicht dasselbe sagen. Sei es nun, daß die englische Dichtkunst sich von dieser Seite später ausgebildet, oder daß gewisse Reize der Sprache, wie manche Arten

*) [S. oben S. 46. Note **)]

der Malerei, den Verwüſtungen der Zeit mehr ausgeſetzt ſind als andre: genug, Shakſpeares Reime ſind mehr veraltet, dunkel und fremd geworden, als ſeine reimloſen Verſe. In dieſen hat nach ihm nur Milton eigentlich Epoche gemacht; die Kunſt harmoniſch zu reimen hingegen, worin die Dichter im Zeitalter der Königin Eliſabeth nicht ganz unglücklich geweſen waren, gieng im nächſtfolgenden völlig verloren, wurde dann in der letzten Hälfte des ſiebzehnten Jahrhunderts wieder erworben, vielfach bearbeitet, von Dryden und endlich von Pope zur höchſten möglichen Vollendung gebracht, aber auch für immer an eine wohlklingende Einförmigkeit gefeßelt. Man muß alſo, um billig zu ſein, in dieſem Theil der Verskunſt nicht von Shakſpeare fordern, was die engliſche Sprache erſt hundert Jahre nachher liefern konnte, ſondern ihn etwa mit ſeinem Zeitgenoßen Spencer vergleichen, was gewiß ſehr zu ſeinem Vortheile ausſchlägt. Denn Spencer iſt oft gedehnt, Shakſpeare, wenn ſchon gezwungen, doch immer kurz und bündig. Der Reim hat ihn weit häufiger dazu gebracht, etwas Nöthiges auszulaßen, als etwas Unbedeutendes einzuſchalten. Doch ſind viele ſeiner gereimten Zeilen noch jetzt untadelich; ſinnreich mit anmuthiger Leichtigkeit und blühend ohne falſchen Schimmer. Die eingeſtreuten Lieder (des Dichters eigne nämlich) ſind meiſtens ſüße kleine Spiele und ganz Geſang; man hört in Gedanken eine Melodie dazu, während man ſie bloß lieſet.

Eine poetiſche Ueberſetzung, welche keinen von den charakteriſtiſchen Unterſchieden der Form auslöſchte, und 'ſeine' Schönheiten, ſo viel möglich, bewahrte, ohne die Anmaßung ihm jemals andre zu leihen; welche auch die mißfallenden Eigenheiten ſeines Stils, was oft nicht weniger Mühe machen dürfte, mitübertrüge, würde zwar gewiß ein Unternehmen von großen, aber in unſrer Sprache nicht unüberſteiglichen Schwierigkeiten ſein. Haben doch die Engländer ſchon eine gelungne poetiſche Nachbildung von einem dramatiſchen Meiſterwerke: ſollte dieß um die Verdienſte der Ausländer ſonſt ſo unbekümmerte Volk wärmere Freunde unſrer großen Dichter aufzuweiſen haben, als wir der ſeinigen? Denn herzliche Liebe zur Sache iſt freilich ein ſo weſentliches Erforderniß bei einer ſolchen Arbeit, daß ohne ſie alle übrigen Geſchicklichkeiten nichts helfen können. Auch möchten die ſechs und dreißig Stücke Shakſpeares eine zu lange

Bahn für einen Einzigen sein, um sie auf diese Art zu durchlaufen: vor der Hand wäre es genug, wenn mit einzelnen Stücken der Versuch gemacht würde.

Ich wage zu behaupten, daß eine solche Uebersetzung in gewissem Sinne noch treuer als die treueste prosaische sein könnte. Denn nicht gerechnet, daß diese eine entschiedne Unähnlichkeit mit dem Original hat, welche sich über das Ganze verbreitet, so stellt sich dabei sehr oft die Verlegenheit ein, entweder den Ausdruck schwächen, oder sich in Prosa erlauben zu müßen was nur der Poesie, und auch ihr kaum ansteht. Ferner würde es erlaubt sein, sich dem Dichter in seiner Gedrungenheit, seinen Auslaßungen, seinen kühnen und nachdrücklichen Wendungen und Stellungen weit näher anzuschmiegen. Hart möchte die Treue des Uebersetzers zuweilen sein, und er müßte sich den freiesten Gebrauch unsrer Sprache in ihrem ganzen Umfange (eine alte Gerechtsame der Dichter, was auch Grammatiker einwenden mögen) nicht vorwerfen laßen; aber nie dürfte sie schwerfällig werden. Er überhüpfe lieber eine widerspenstige Kleinigkeit, als daß er in Umschreibungen verfallen sollte. In der Kürze wetteifre er mit seinem Meister, obgleich die englische Sprache wegen ihrer Einsilbigkeit, welche sonst der Schönheit des Versbaues nicht sehr günstig ist, hierin Vieles voraus hat, und ruhe nicht eher, als bis er sich überzeugt, er habe darin alles im Deutschen Thunliche geleistet. Nicht immer wird er Vers um Vers geben können, aber doch meistentheils, und den Raum, den er an einer Stelle einbüßt, muß er an einer andern wieder zu gewinnen suchen. Dieß ist sehr wichtig, denn geht er in einem Verse über das Maß hinaus, so muß er es auch in den folgenden, bis er sich wieder in gleichen Schritt gesetzt hat. Dadurch werden dann Sätze, welche im englischen eine Zeile mit schöner Rundung umschließt, in zwei aus einander gerißen, und die bedeutenden Schlüße der Verse, worauf bei ihrem harmonischen Falle so viel beruht, verändert. Es beweist die große Uebereinstimmung der beiden Sprachen, daß manche Zeilen Shakspeares, wenn man sie wörtlich und mit beibehaltner Ordnung überträgt, sich wie von selbst in dasselbe Maß fügen; hingegen stehe ich dem Uebersetzer nicht dafür, daß bei manchen andern auch die vielfältigsten Versuche nur ein halbes Gelingen zu Wege bringen möchten. Er hüte sich vor einer zu steifen Regelmäßigkeit

in ſeinen reinleſen Jamben: aber zu ſchön können ſie ſchwerlich ſein. Es iſt in unſrer Sprache nicht ſo leicht, als man ſich gewöhnlich einbildet, dieſem Silbenmaße alle Vollkommenheit, deren es empfänglich iſt, zu geben, wie ſchon daraus erhellet, daß wir ſo wenig Vortreffliches darin beſitzen. In den gereimten Verſen wird man ſich mit einer weniger wörtlichen Treue begnügen müſſen: ihr eigenthümliches Kolorit iſt die Hauptſache, und dieſes kann nur durch Beibehaltung des Reimes übertragen werden. Vielleicht wird es hier oft unvermeidlich ſein, wenn man nicht zu viel weglaßen oder gar ein Paar Verſe in zwei ausdehnen will, ſtatt des fünffüßigen den ſechsfüßigen Jamben zu gebrauchen, wodurch Sentenzen und Schilderungen weniger verlieren, als die eigentlich dialogiſchen Stellen.

Uebrigens wäre alles ſorgfältig zu entfernen, was daran erinnern könnte, daß man eine Kopie vor ſich hat. Die Wortſpiele, welche ſich nicht übertragen, oder durch ähnliche erſetzen laßen, müßten zwar wegbleiben, aber ſo, daß keine Lücke ſichtbar würde. Eben ſo hätte es der Ueberſetzer mit durchaus fremden und ohne Kommentar unverſtändlichen Anſpielungen zu halten. Von bloß zufälligen Dunkelheiten dürfte er den Text befreien; aber wo der Ausdruck ſeinem Weſen nach verworren iſt, da könnte auch dem deutſchen Leſer die Mühe des Nachſinnens nicht erſpart werden. Schon Wieland hat treffend dargethan, warum man Shakſpeare nirgends und in keinem Stücke muß verſchönern wollen. Ein ganz leichter Anſtrich des Alten in Wörtern und Redensarten würde keinen Schaden thun. Nicht alles Alte iſt veraltet, und Luthers Kernſprache iſt noch jetzt deutſcher, als manche neumodige Zierlichkeit. Obgleich Shakſpeares Sprache in dem Zeitalter, worin er ſchrieb, neu und gebräuchlich war, ſo trägt ſie doch das Gepräge der damaligen noch einfältigeren Sitten, und in der Sprache unſrer biedern Voräldern drücken ſich dergleichen ebenfalls aus. Solche Wörter und Redensarten, welche unſre heutige Verfeinerung bloß zu ihrem Behufe erſonnen, wären wenigſtens ſorgfältig zu vermeiden. Die dramatiſche Wahrheit müßte überall das erſte Augenmerk ſein: im Nothfall wäre es beßer, ihr etwas von dem poetiſchen Werth aufzuopfern, als umgekehrt.

Dieſe Forderungen ließen ſich leicht noch mit vielen andern vermehren; allein ich möchte einem Verehrer Shakſpeares, der, wie

ich weiß, es mit einigen Stücken verſucht hat, keinen ſehr willkommenen Dienſt thun, indem ich durch den aufgeſtellten Begriff einer Vollendung, die vielleicht gar nicht erreicht werden kann, ſeine Arbeit ſchon im Voraus unter ihren wahren Werth herabſetze. Er liebt indeſſen den göttlichen Dichter ſo ſehr, daß er ſich freuen wird, wenn mein Eifer ihm Nebenbuhler bei dieſer Unternehmung erweckt, die durch ein glücklicheres Gelingen ſeine Bemühungen verdunkeln.

Zuſatz zum neuen Abdruck. 1827.

Die obigen Bemerkungen ſind aus einem Aufſatze in Schillers Horen, 'Etwas über William Shakſpeare bei Gelegenheit Wilhelm Meiſters', ausgehoben, worin ich, jedoch ohne Nennung meines noch unbekannten Namens, mein Vorhaben, den Shakſpeare zu überſetzen, auf einem Umwege ankündigte. Das Bedürfniß einer Ueberſetzung, worin die dichteriſchen Formen des Originals beibehalten wären, ſchien damals noch nicht ſonderlich gefühlt zu werden. Shakſpeare war ſchon vor langen Jahren, zuerſt von Wieland, dann genauer und vollſtändiger von Eſchenburg, in Proſa übertragen; in dieſer Geſtalt hatte man ihn, freilich außerdem noch mannichfaltig verſtümmelt und verunſtaltet, auf die Bühne gebracht: und ſelbſt in einer ſo unvollkommenen Erſcheinung hatte der hohe Genius ſeine Zaubergewalt bewährt. Auch Bürger blieb in ſeiner Bearbeitung des Macbeth, die Hexengeſänge ausgenommen, bei der Proſa; und noch kurz vor Abfaßung meines Aufſatzes gab Goethe im Wilhelm Meiſter nicht die leiſeſte Andeutung, als ob man wünſchen könne, in Deutſchland etwas anders als einen proſaiſchen Hamlet aufgeführt zu ſehen. Dieſes war um ſo weniger zu verwundern, da durch Lehre und Ausübung der verſificierte Dialog damals beinahe ganz von unſerer Bühne verbannt zu ſein ſchien.

Vorurtheil gegen den Gebrauch des Silbenmaßes
hauſpiel, — man kann es nicht anders als ein Vor-
nennen, und zwar ein ganz perſönliches Vorurtheil:
ſeine Gründe galten nur das fehlerhafte Beiſpiel der
nzöſiſchen Tragödie; durch die allgemeine Verwerfung rächte
ſich gewiſſermaßen für die Pein, welche ſeine mißglückten
Anfänge von Trauerſpielen in Alexandrinern ihm verurſacht
hatten; — Leſſings Vorurtheil alſo hatte in Deutſchland
nur allzu tiefe Wurzeln geſchlagen. Sogar ſo unabhängige
und zu freier Meiſterſchaft beſtimmte Geiſter, wie Goethe
und Schiller, konnten ſich bei dem Eintritt in ihre Laufbahn
dem Einfluße des Zeitgeſchmacks nicht entziehen. Von ihnen
gieng dieß auf die Schriftſteller vom zweiten Range über,
und ſo weiter auf die beliebten Verfertiger von Schauſpielen
für den täglichen Verbrauch. Es kam dahin, daß bei dem
Entwurfe eines dramatiſchen Werkes, zu welcher Gattung es
auch gehören mochte, der proſaiſche Dialog ſchon ohne wei-
teres vorausgeſetzt, und deſſen Zulänglichkeit für Alles gar
nicht mehr in Frage geſtellt ward. Freilich hatte, wie es
zu gehen pflegt, die Form, oder vielmehr in dieſem Falle
die Abweſenheit jeder metriſchen Form auf den Ton der
Darſtellung zurückgewirkt: Alles wurde möglichſt in die Nähe
der gewöhnlichen Wirklichkeit, der einheimiſchen und der heu-
tigen Sitte herangerückt. Sogar da, wo die geſchichtliche
Beſchaffenheit des Gegenſtandes dieß nicht ganz geſtattete,
wurde dennoch die Proſa beibehalten: in Klopſtocks Barditen,
die Bardengeſänge ausgenommen; im Götz von Ber-
lichingen; in Gerſtenbergs Ugolino und Minona; im Julius
von Tarent; im Fauſt vom Maler Müller; in der Medea
von Klinger; in Otto von Wittelsbach und ſo vielen andern
Ritterſchauſpielen. Der Urheber der falſchen Theorie hatte

selbst im Nathan, jedoch nur ganz leise, wieder eingelenkt. Bei Goethe eilte das Gefühl des künstlerischen Bedürfnisses dem deutlich gefaßten Vorhaben voran: in die leidenschaftlichen Scenen des Egmont haben sich die Jamben eingedrängt, sind aber auf dem halben Wege zur regelmäßigen Versifikation stehen geblieben. Man versichert, die Iphigenia sei zuerst auch in Prosa abgefaßt gewesen, und erst beträchtlich später in Verse gebracht. Dieselbe Umgestaltung (daneben allerdings eine noch wesentlichere) nahm der Dichter mit Erwin und Claudine vor. Allein Goethes reimlose Jamben, besonders in der Iphigenia und im Tasso, können bei der vollendeten Zierlichkeit des Ausdrucks und dem gefälligsten Wohllaut dennoch nicht für Muster von dem dramatischen Gebrauche dieser Versart gelten. Sie sind nicht dialogisch genug; es fehlt darin, was man in der Malerei heurté nennt; die Perioden schlingen sich in harmonischem Wellengange durch zu viele Zeilen fort. Der Gebrauch des Reimes im Faust hingegen, wo er bald kurze Verspaare in hans-sachsischer Weise bindet, bald Jamben von verschiedener Länge bis zum Alexandriner, mannichfaltig alternierend, begränzt, ist Goethes eigner, einzig glücklicher Gedanke, mit einer Meisterschaft durchgeführt, die mich in ein immer neues Erstaunen setzt. Die Reime werden gar leicht zu Gemeinplätzen; hier, sie mögen nun im idealischen Gebiet der Sprache daheim sein oder in's Barocke übergehen, sind sie immer neu, bedeutsam und gleichsam die Lichtpunkte der Darstellung. Auch in der Versifikation des Faust ist alles unmittelbar und augenblicklich, alles ist Leben, Charakter, Seele, Geist und Zauberei.

Schiller hatte sich bei seinem Don Carlos zuerst wieder zu einer Art von Versbau bequemt. Aber seine Erklärung über die Gründe, die ihn dazu bewogen, war un-

befriedigend, als die Jamben selbst, besonders in den Schlußfällen und Cäsuren, nachläßig und locker hingeworfen, oder vielmehr aus einander geschwemmt sind.

Die Gewohnheiten der Dichter wirkten wie natürlich auf die Schauspieler. Eckhof scheint die Recitation der tragischen Alexandriner in großer Vollkommenheit besessen zu haben: bei der verwandelten Verfaßung des Theaters starb diese Kunst mit ihm aus. Die ausgezeichneten Schauspieler des nächsten Zeitraumes, Schröder, Brockmann, dann Fleck und Iffland, fanden die Prosa schon im ausschließlichen Besitz der Bühne, und waren daher nie veranlaßt, ihrem Gedächtnisse und ihrer Stimme irgend eine auf den Vortrag von Versen abzweckende Uebung zuzumuthen. Engel pflanzte Lessings Lehre fort, er trieb sie in seiner Mimik, wo möglich, noch weiter*); er sanktionierte sie für die Schauspieler, und Engeln war geraume Zeit die Leitung des berlinischen Theaters anvertraut. Nur ein Mann von so großem Ansehen, und der die theatralische Wirkung so ganz in seiner Gewalt hatte, wie Schiller, konnte die Wiedereinführung der Verse durchsetzen. Von jedem Andern hätten damals die Direktionen versificierte und vollends theilweise in Reimen abgefaßte Stücke, als eben deswegen unbrauchbar, zurückgeschoben. Doch mußten ihm noch die Vorübungen auf dem weimarischen Theater unter Goethes Leitung zu Hülfe kommen. Anderswo geberdeten die Schauspieler sich sehr wunderlich dabei: ungefähr wie jemand, dem zum ersten Mal eine Ananas dargeboten wird, und der die unbekannte Frucht mit der stachlichten Krone voran zum Munde führt. Insbesondre schienen unsre

*) Vergl. d. Vorl. über dram. Kunst u. Litt. 3. Ausg. Bd. II. S. 411.

jungen Helden und ersten Liebhaber überzeugt gewesen zu sein, es sei die Hauptsache bei der Schauspielkunst, sich mit einer stattlichen Figur auf den Brettern zu spreizen; man müße mit seiner Person bezahlen; die Worte der Rolle seien dabei nur ein nothwendiges Uebel, womit man sich so wohlfeil abfinden dürfe, wie möglich. Sie wußten durchaus keine Vermittelung zwischen dem belebten freien Ausdruck und einer erhöhten Recitation zu treffen, und suchten also das verhaßte Silbenmaß ganz zu vernichten. Man fand es sehr unbequem, genauer auswendig lernen zu müßen, als es bei der bisherigen platten Prosa nöthig gewesen war. Die Rollen wurden wie Prosa ausgeschrieben, damit nur der rohe Naturalismus des Vortrags ja nicht gestört würde. Iffland, ein so vortrefflicher Schauspieler im charakteristischen Fache, hat niemals die ersten Elemente des Versbaues begriffen. Vergeblich hätte man sich bemüht, ihm in's Klare zu setzen, daß die Umstellung einiger Wörter, irgend ein beweglich eingeschobenes 'o Himmel!' oder dergleichen, die Ordnung der Verse zerstöre. Nur eine eben so genialische als besonnene Künstlerin, Friederike Unzelmann, nachherige Bethmann, kam der Neuerung mit Eifer entgegen: sie sah darin eine Gelegenheit, ihre Talente von einer neuen Seite zu zeigen; und ohne eines methodischen Unterrichtes zu bedürfen, bloß vermöge ihres zarten Sinnes für Wohllaut und Ebenmaß, wurde sie auch in der Recitation der Verse Meisterin.

Da seit dreißig Jahren so viel versificierte Schauspiele, nicht nur in reimfreien Jamben, sondern auch in mannichfaltigen Reimformen, auf die deutsche Bühne gebracht worden sind, so hat ohne Zweifel durch Uebung und Erfahrung auch die Schauspielerkunst von dieser Seite gewonnen. Doch artet immer noch zuweilen die Deklamation in ein Gesang

aus; und es wird nicht unnütz ſein, die Erinnerung Shakſpeares zu wiederholen, daß ſelbſt im Wirbelwinde der Leidenſchaft eine gewiſſe Mäßigung und Geſchmeidigkeit beibehalten werden müße. Die Verſifikation iſt unläugbar ein akuſtiſches Hülfsmittel. Von Meiſterwerken der dramatiſchen Kunſt darf keine Silbe verloren gehen. Dieß kann ohne übermäßige Anſtrengung der Stimme geleiſtet werden, durch reine Artikulation, richtige Betonung und die Beobachtung der gehörigen Pauſen. Wenn unſre Schauſpieler ſich dieſe Kunſt erſt ganz zu eigen gemacht haben, dann werden wohl auch die häufigen Klagen über die fehlerhafte akuſtiſche Beſchaffenheit der Theater wegfallen. Bei der Neigung unſrer Sprache zur Härte kann Biegſamkeit der Stimme und Gelindigkeit der Ausſprache nicht genug empfohlen werden. Unſre Schauſpielerinnen beſitzen dieſe Eigenſchaften häufiger, als unſre Schauſpieler. Weibliche Hauptrollen Shakſpeares, eine Julia, eine Porcia im Kaufmann von Venedig, habe ich ſchon ſo vollkommen darſtellen ſehen, auch von Seiten der Recitation, als ich es in jener Zeit, wo ich den Shakſpeare zu überſetzen unternahm, ſchwerlich erwarten durfte.

Dieſer Blick auf die Zeitumſtände und auf die Geſchichte unſers Theaters wird die Leſer des vorſtehenden Aufſatzes, der zwölf Jahre vor der Herausgabe meiner Vorleſungen über dramatiſche Kunſt geſchrieben ward, in den rechten Geſichtspunkt ſtellen. Jetzt habe ich freilich wenig Widerſpruch zu befürchten; damals aber ſtanden ſehr angeſehene Autoritäten mir entgegen. Die Theorie des proſaiſchen Dialogs zu widerlegen, kann immer noch nicht überflüßig ſcheinen: denn wie ſie von Diderot, Leſſing und Engel gelehrt, von vielen ausgezeichneten Köpfen angenommen worden, ſo könnte ſie auch einmal wieder aufkommen. Das beſte Vorkehrungs-

unter Anderem ist die deutliche Einsicht, warum und wie das Drama verändert werden soll.

Seit der die Ansicht der dramatischen Darstellung und die Einrichtung des Theaters in Deutschland seit dreißig Jahren so wesentlich verändert ist, so hat gewiß die Bekanntschaft mit den Werken Shakspeares in ihrer ächten Gestalt Nutzen gestiftet. Jetzt dürfte es an der Zeit sein, den Gebrauch der Poesie wenigstens theilweise, wieder zu empfehlen. Shakspeare hat durch die Einmischung prosaischer und sogar niedriger komischer Scenen den dichterischen Theil seiner Schauspiele vortrefflich zu heben gewußt; das Beispiel des großen Meisters sollte auch von dieser Seite für uns nicht verloren sein.

Ueber Shakſpeares Romeo und Julia. 1797.

Man hat viel Gewicht auf den Umſtand gelegt, daß Shakſpeare die dieſem Schauſpiel zu Grunde liegende Geſchichte ſogar in kleinen Beſonderheiten ohne alle eigne Erfindung grade ſo genommen, wie er ſie vorfand. Auch mir ſcheint dieſer Umſtand merkwürdig, aber in einer andern Hinſicht. Der Dichter, der, ohne auf den Stoff auch nur entfernt Anſprüche zu machen, die ganze Macht ſeines Genius auf die Geſtaltung wandte, ſetzte ohne Zweifel das Weſen ſeines Geſchäftes einzig in dieſe, ſonſt hätte er fürchten müßen, man werde ihm zugleich mit dem Eigenthum des Stoffes alles Verdienſt abſprechen. Er hatte alſo feinere, geiſtigere Begriffe von der dramatiſchen Kunſt, als man gewöhnlich ihm zuzuſchreiben geneigt iſt. Aber auch von der Bildung der Zuſchauer, für die Shakſpeare eine ſo allgemein bekannte und populäre Erzählung (denn dieß war ſie damals) dramatiſch bearbeitete, erweckt es eine günſtige Vorſtellung, daß ſie nicht durch materielle Neuheit gereizt zu werden verlangten, und daß es ihnen mehr auf das Wie als das Was ankam. Vielleicht ließe es ſich aus mancher-

lei Andeutungen wahrscheinlich genug zeigen, daß die Engländer in jenem Zeitalter, trotz ihrer Unwißenheit und einer gewissen Rauhheit der Sitten, mehr *) dichterischen Sinn und einen freieren Schwung der Einbildungskraft gehabt haben, als je nachher.

In vielen andern Schauspielen ist Shakspeare, was den Gang der Begebenheiten betrifft, irgend einer alten Chronik, oder einer schlechten Ueberſetzung des Plutarch, oder einer Novelle mit eben so gewißenhafter Treue gefolgt, als im Romeo. Wo er bloß Winke benutzt, oder unabhängig ersonnen zu haben scheint, ist man vielleicht den rechten Quellen noch nicht auf der Spur, oder sie können auch verloren gegangen sein. Ueber diesen Punkt haben hauptsächlich die neuesten Herausgeber, Steevens und Malone, so viele vorher vernachläßigte Entdeckungen gemacht, daß sich noch manche erwarten laßen, wenn mit ihrem forschenden Fleiße fortgefahren wird. Die Geschichte Romeos und Juliens war aus des Luigi da Porta ursprünglicher Erzählung **) von

*) poetischen 1797.

**) Dieß ist sie nämlich, in so fern ihr keine wahre Geschichte zum Grunde liegt. Gerolamo della Corte trägt sie umständlich als eine solche in seinen Annalen von Verona unter der Regierung des Bartolomeo della Scala vor, behauptet auch das Grabmal der beiden Liebenden (oder was man ihm dafür ausgab) häufig gesehen zu haben. Man fällt natürlich auf den Gedanken, daß die Novellen-Dichter eine so wunderbare Begebenheit von dem Geschichtschreiber werden entlehnt haben, weil der entgegengesetzte Fall bei diesem gar zu wenig Urtheil verrathen würde. Dennoch scheint es hier wirklich so gegangen zu sein; denn Gerolamo della Corte, dem der gelehrte Maffei überhaupt nicht das beste Lob ertheilt, hat die Geschichte von Verona bis auf das Jahr 1560 geführt; die Novelle von Luigi da Porta ist dagegen schon früh in der ersten Hälfte des sechszehnten

Bandello, Boiſteau und Belleforeſt in ihre Novellenſammlungen aufgenommen worden. Auch hatte man vor Shak-

---

Jahrhunderts erſchienen, und ein älteres hiſtoriſches Zeugniß wird ſich ſchwerlich finden. Es fehlt an Quellen für die veroneſiſche Geſchichte, beſonders in dem Zeitraume, wo das Haus della Scala herrſchte. Muratori klagt (Script. rer. Italic. Vol. VIII.), daß er nichts als eine kurze Chronik von Pariſius de Cereta habe auftreiben können. In der Fortſetzung dieſer Chronik durch einen Ungenannten wird nicht nur von der Geſchichte Romeos und Juliens (dieß wäre bei der großen Kürze des Berichtes nicht zu verwundern) ſondern auch von den Streitigkeiten der Montecchi und Cappelletti nichts erwähnt. Was aber die hiſtoriſche Authenticität noch weit verdächtiger macht, iſt ein negatives Zeugniß des Dante. Bartolomeo regierte vom Jahr 1301 bis 1304; Dante kam entweder in dem letztgenannten Jahre oder nach andern Angaben im Jahr 1308 nach Verona, und lebte daſelbſt beträchtliche Zeit, von Alboino, beſonders aber von Cangrande, den Brüdern und Nachfolgern des Bartolomeo, begünſtigt. Das traurige Schickſal jener Liebenden hätte alſo noch in ſehr friſchem Andenken ſein müßen, und wäre gewiß, wie die Geſchichte der Franceſca, von ihm auf eine oder die andre Art in ſein Gedicht eingeflochten worden, wenn es hiſtoriſchen Grund hätte. Dante kennt auch die beiden Geſchlechter, aber er nennt ſie gemeinſchaftlich als Freunde, wenigſtens beide als ghibelliniſch geſinnt, in ſeiner Ermahnung an Kaiſer Albrecht, ſich Italiens anzunehmen. Purg. C. VI.

Vieni a veder Montecchi e Cappelletti,
Monaldi e Filippeschi, uom senza cura;
Color già tristi, e costor con sospetti.

Die Filippeſchi und Monaldi zagen,
Sorgloſer! komm und ſieh, ſchon unterdrückt,
Die Cappelletti und Montecchi klagen.

(Die Namen der Familien ſind in der veränderten engliſchen Schreibung, Capulet und Montague, unverkennbar. So viel ich weiß, iſt dieſe Stelle von niemanden bemerkt, noch gegen die angebliche Feindſchaft, und ſomit gegen die Aechtheit der Geſchichte angeführt worden. 1828.)

speares Zeit verschiedene Uebertragungen ins Englische. Die welche er, wie nunmehr ausgemacht ist, wo nicht ausschließend, vorzüglich vor Augen gehabt, heißt: The tragicall Hystory of Romeus and Juliet: Contayning in it a rare Example of true Constancie etc., und ist in Versen abgefaßt. Ihrer Seltenheit wegen hat Malone sie hinter dem Romeo von Neuem abdrucken laßen, so daß nun jeder die Vergleichung anstellen kann. Shakspeare hat sie eben nicht zu fürchten. Giebt es doch nichts Gedehnteres, Langweiligeres als diese gereimte Historie, welche *)

Sein Geist, so wie der reiche Stein der Weisen,
In Schönheit umschuf und in Würdigkeit.

Nur die Freude, diese wundervolle Umwandlung deutlicher einzusehen, kann die Mühseligkeit vergüten, mehr als dreitausend sechs- und siebenfüßige Jamben durchzulesen, die in Ansehung alles dessen, was uns in dem Schauspiele ergötzt, rührt und hinreißt, ein leeres Blatt sind. Mit der trockensten Kürze vorgetragen, werden die unglücklichen Schicksale der beiden Liebenden das Herz und die Phantasie immer noch treffen; aber hier wird unter den breiten, schwerfälligen Anmaßungen **) einer anschaulich schildernden und rednerischen Erzählung die Theilnahme gänzlich erstickt. Wie viel war nicht wegzuräumen, ehe dieser gestaltlosen Masse Leben und Seele eingehaucht werden konnte! In manchen Stücken verhält sich das Gegebene und das, was Shakspeare daraus gemacht, wie ungefähre Beschreibung einer Sache zu der Sache selbst. So ist aus folgender Angabe:

---

*) 1797. 1801. steht statt der folg. Uebersetzung:

His genius, like richest alchymy,
Has chang'd to beauty and to worthiness.

**) einer darstellenden Ausbildung die Th. 1797. 1801.

A courtier, that eche where was highly had in price,
For he was courteous of his speeche and pleasant of devise,
Even as a lyon would emong the lambes be bolde,
Such was emong the bashfull maydes Mercutio to beholde;

und dem Zuſatze, daß beſagter Mercutio von Kindesbeinen an beſtändig kalte Hände gehabt, eine glänzende, mit Witz verſchwenderiſch ausgeſtattete Rolle geworden. Man muß ſtrenge auf dem Begriffe der Schöpfung aus Nichts beſtehn, um dieß nicht für eine wahre Schöpfung gelten zu laßen. Einer Menge feinerer Abweichungen nicht zu gedenken, finden wir auch einige bedeutende Vorfälle von der Erfindung des Dichters, z. B. das Zuſammentreffen und den Zweikampf *) der beiden Nebenbuhler Paris und Romeo an Juliens Grabe. Geſetzt aber auch, alle Umſtände, bis auf die Klötze, die Capulets Bedienter zur Bereitung des Hochzeitmahles herbeiſchleppt, wären ihm fertig geliefert, und ihre Beibehaltung vorgeſchrieben worden, ſo würde es deſto bewundernswürdiger ſein, daß er mit gebundenen Händen, Buchſtaben in Geiſt, eine handwerksmäßige Pfuſcherei in ein dichteriſches Meiſterwerk umzuzaubern gewußt.

Shakſpeares gewöhnliche Anhänglichkeit an etwas Vorhandenes läßt ſich nicht ganz aus der vielleicht von ihm gehegten Meinung erklären, als ob dieß Pflicht ſei, noch weniger aus einem bloßen Bedürfniſſe; denn zuweilen hat er dreiſt genug durch einander geworfen, was ihm in der urſprünglichen Beſchaffenheit untauglich ſchien, und ſeine Erfindſamkeit, beſonders in komiſchen Situationen, glänzend bewährt. Welche Fülle und Leichtigkeit er gehabt, weiß man: konnte ihm ſein Ueberfluß nicht das Wählen und Anordnen erſchweren, wenn er das unermeßliche Gebiet der Dichtung

*) des Paris u. R. 1797. 1801.

bloß nach Willkür durchschweifte? Bedurfte er vielleicht einer äußern Umgränzung, um sich der Freiheit seines Genius wohlthätig bewußt zu werden? In der entlehnten Fabel baut er immer noch einen höheren, geistigern Entwurf, worin sich seine Eigenthümlichkeit offenbart. Sollte nicht eben die Fremdheit des rohen Stoffes zu manchen Schönheiten Anlaß gegeben haben, indem die nur durch gröbere Bande zusammenhängenden Theile durch die Behandlung erst innere Einheit gewannen? Und diese Einheit, wo sie sich mit scheinbaren Widersprüchen beisammen findet, bringt eben jenen wundervollen Geist hervor, dem wir immer neue Geheimnisse ablocken, und nicht müde werden ihn zu ergründen.

Mit der letzten Bemerkung ziele ich mehr auf einige andre Stücke, als auf den Romeo. Dieser ist voll tiefer Bedeutung, aber doch einfach; es sind keine Räthsel darin zu entziffern. Daß Shakspeare sowohl durch die bestimmte und leicht übersehbare Begränzung der Handlung, als durch eine nicht nur die Theilnahme, sondern auch die Neugier spannende Verflechtung, den bloß technischen Forderungen an den Mechanismus des Dramas hier mehr Genüge geleistet hat, als er meistens pflegt, ist ein fremdes und zufälliges Verdienst: denn es lag in der Novelle, und doch war es gewiß nicht diese Beschaffenheit, was sie ihm zur dramatischen Bearbeitung empfahl. Das Zusammendrängen der Zeit, worin die Begebenheiten vorgehn, gehört schon weniger zu den Aeußerlichkeiten: sie folgt dem reißenden Strome der Leidenschaften. Das Schauspiel endigt mit dem Morgen des sechsten Tages, da sich in der Erzählung Alles in langen Zwischenräumen hinschleppt. Doch sollten wir Shakspearen wohl so genau nicht nachrechnen, der diese Dinge mit einer heroischen Nachläßigkeit treibt, und unter andern die Gräfin

Capulet, die im ersten Aufzuge eine junge Frau von noch nicht dreißig Jahren ist, im letzten plötzlich von ihrem hohen Alter reden läßt.

Die Feindschaft der beiden Familien ist der Angel, um welchen sich Alles dreht: sehr richtig hebt also die Exposition mit ihr an. Der Zuschauer muß ihre Ausbrüche selbst gesehen haben, um zu wißen, welch unübersteigliches Hinderniß sie für die Vereinigung der Liebenden ist. Die Erbitterung der Herren hat an den Bedienten etwas plumpe, aber kräftige Repräsentanten: es zeigt, wie weit sie geht, daß selbst diese albernen Gesellen einander nicht begegnen können, ohne sogleich in Händel zu gerathen. Romeos Liebe zu Rosalinden macht die andre Hälfte der Exposition aus. Sie ist Vielen ein Anstoß gewesen, auch Garrick hat sie in seiner Umarbeitung weggeschafft. Ich möchte sie mir nicht nehmen laßen: sie ist gleichsam die Ouvertüre zu der musikalischen Folge von Momenten, die sich alle aus dem ersten entwickeln, wo Romeo Julien erblickt. Das Stück würde, nicht in pragmatischer Hinsicht, aber lyrisch genommen (und sein ganzer Zauber beruht ja auf der zärtlichen Begeisterung, die es athmet), unvollständig sein, wenn es die Entstehung seiner Leidenschaft für sie nicht in sich begriffe. Sollten wir ihn aber anfangs in einer gleichgültigen Stimmung sehn? Wie wird seine erste Erscheinung dadurch gehoben, daß er, schon von den Umgebungen der kalten Wirklichkeit gesondert, auf dem geweiheten Boden der Phantasie wandelt! Die zärtliche Bekümmerniß seiner Eltern, sein unruhiges Schmachten, seine verschloßene Schwermuth, sein schwärmerischer Hang zur Einsamkeit, Alles an ihm verkündigt den Günstling und das Opfer der Liebe. Seine Jugend ist wie ein Gewittertag im Frühlinge, wo schwüler Duft die schönsten, üppigsten Blü-

[illegible] Wankelmuth die Theil-
[illegible] Der schließen wir vielmehr von
[illegible] Hanges, der schon
[illegible] Allgewalt des neuen Eindrucks?
[illegible] nicht zu den Flatterhaften, deren
[illegible] erhitzt, und doch in der
[illegible] Absicht auf Erwiederung hin-
[illegible] Heuchelei, sein Herz auf andre Ge-
[illegible] Romelio zu suchen anräth; und
[illegible] mit widerstrebenden Ahndun-
[illegible] Capulets Hause führt, hätte er noch
[illegible] können. Er sieht Julien: das
[illegible] entschieden. Jenes war nur willig
[illegible] Gesicht der Zukunft, der Traum ei-
[illegible] Gemüths. Die zartere Innigkeit, der
[illegible] zweiten Leidenschaft, die doch eigentlich
[illegible] unverkennbar bezeichnet. Dort staunt er
[illegible] Widersprüche der Liebe, die wie ein fremdes Kleid
[illegible] nicht natürlich sitzt; hier ist sie mit seinem Wesen
[illegible] geworden, als daß er sich noch von ihr unter-
[illegible] könnte. Dort schildert er seine hoffnungslose Pein
[illegible] Gegensätzen; hier bringt ihn die Furcht vor
[illegible] zur wildesten Verzweiflung, ja fast zum Wahn-
[illegible] Seine Liebe zu Julien schwärmt nicht müßig, sie
[illegible] mit dem entschlossensten Nachdrucke. Daß
[illegible] wagt, um sie in der Nacht nach dem Balle
[illegible] zu sprechen, ist ein Geringes; der Schwierigkei-
[illegible] der sich seiner Verbindung mit ihr entgegensetzen, wird
[illegible] gedacht; wenn sie nur sein ist, bietet er allen Leiden

Julia durfte nicht an Liebe gedacht haben, ehe sie den

Romeo ſah: es iſt das erſte Entfalten der jungfräulichen Knoſpe. Ihre Wahl iſt ebenfalls augenblicklich:

Amor' al cor gentil ratto s'apprende;

*) Die Liebe zündet ſchnell in edlen Herzen;

aber ſie gilt für ewig. Es wäre unmöglich, ſie für nichts weiter, als ein unbeſonnenes Mädchen, zu halten, die im Gedränge unbeſtimmter Regungen, deren ſie ſich zum erſtenmale bewußt wird, gleichviel auf welchen Gegenſtand verfällt. Man glaubt mit den beiden Liebenden, daß hier keine Verblendung ſtattfinden kann, daß ihr guter Geiſt ſie einander zuführt. In Juliens Hingebung iſt noch eine göttliche Freiheit ſichtbar. Zürnet nicht mit ihr, daß ſie ſo leicht gewonnen wird: ſie iſt ſo jung und ungekünſtelt, ſie weiß von keiner andern Unſchuld, als ohne Falſch dem Rufe ihres innerſten Herzens zu folgen. Im Romeo kann nichts ihre Zartheit zurückſcheuchen, noch die **) feinſten Forderungen einer wahrhaft von Liebe durchdrungenen Seele verletzen. Sie redet offen mit ihm und mit ſich ſelbſt: ſie redet nicht mit vorlauten Sinnen, ſondern nur laut, was das ſittliche Weſen denken darf. Ohne Rückhalt geſteht ſie ſich die ungeduldige Erwartung, womit ſie am nächſten Abend ihrem Geliebten entgegenſieht; denn ſie fühlt, daß holde Weiblichkeit ihr auch in den Augenblicken des Taumels zur Seite ſtehen, und jede Gewährung heiligen wird. Im Gedränge zwiſchen ſchüchternen Wallungen und den Bildern ihrer entflammten Phantaſie ergießt ſie ſich in einen Hymnus an die Nacht, und fleht ſie an, ſowohl ***) dieſen Regungen, als der verſtohlnen Vermählung ihren Schleier zu gönnen.

Der früheſte Wunſch der Liebe iſt, zu gefallen; er be-

*) 1797. 1801. haben die Ueberſ. nicht. **) feinen 1797. 1801. ***) dieſen als 1797. 1801.

[illegible] und die erste Annäherung Romeos und Juliens beim Tanze. Es ist unendliche Anmuth über ihre Reden hingegossen, wie sie nur aus dem reinsten Sittenadel und natürlicher Schönheit der Seele hervorgehen kann. Wie zart weiß [illegible] die Kühnheit seiner Bitten unter Bildern der schüchternen Andeutung zu verschleiern! Ein in der Nähe so vieler Augen gewechselter Kuß darf uns nicht befremden: man führt Beispiele an, welche zeigen, daß dieß zu Shakspeares Zeiten nicht für eine bedeutende Vertraulichkeit galt. Vielleicht dachte er aber auch an die freiere Lebensweise südlicher Länder, die ihm hier oft vorgeschwebt hat, so daß durch das Ganze hin eine italiänische Luft zu wehen scheint. Ich denke, dem Sinne des Dichters gemäß müßte dieß Gespräch so vorgestellt werden, daß Romeo, wie Julie nach dem Tanz anfordert, an der Rücklehne ihres Sitzes steht und sich seitwärts zu ihr hinüber neigt. Gröber kann man wohl nicht mißverstehen, als der Maler, der auf einem Bilde der Shakspeares-Gallery den Romeo als Pilger verkleidet vor Julien hintreten läßt, weil sie ihn Pilger nennt, indem sie die niedliche Tändelei seiner Anrede fortführt.

Die Unterredung im Garten hat einen romantischen Schwung, und doch ist auch hier das Bildlichste und Phantasiereichste immer mit der Einfalt verschwistert, woran man die unmittelbaren Eingebungen des Herzens erkennt. Welche süßen Geheimnisse verräth uns die Allwißenheit des Dichters! Nur die verschwiegene Nacht darf Zeugin dieser rührenden Klagen, dieser hohen Betheuerungen, dieser Geständnisse, dieses Abscheidnehmens und Wiederkommens sein. Die arme Kleine! Wie sie eilt, den Bund unauflöslich zu knüpfen! — Auch *) der Schauplatz ist nichts weniger als gleichgültig.

*) Die Ferne 1797. 1801.

Unter dem heitern Himmel, bei deſſen Anblick Romeo Juliens Augen wohl mit Sternen vergleichen konnte, von den Bäumen umgeben, deren Wipfel der Mond mit Silber ſäumt, ſtehen die Liebenden unter dem näheren Einfluße der Natur, und ſind gleichſam von den künſtlichen Verhältniſſen der Geſellſchaft losgeſprochen. Eben ſo wird in der Abſchiedsſcene durch die Nachtigall, die nachts auf einem Granatbaum ſingt, ein ſüdlicher Frühling herbeigezaubert; und nicht etwan ein Glockenſchlag, ſondern die Stimme der Lerche mahnt ſie an die feindliche Ankunft des Tages.

Eine Lage wie die, worein Julien die Nachricht von dem unglücklichen Zweikampfe und von Romeos Verbannung verſetzt, ließ ſich ſchwerlich ohne alle Härten und Disſonanzen darſtellen; indeſſen will ich nicht läugnen, daß Shakſpeare ſie weniger geſpart habe, als unumgänglich nöthig war. Johnſons Tadel, den Perſonen dieſes Stücks, wie bedrängt ſie auch ſeien, bleibe in ihrer Noth immer noch ein ſinnreicher Einfall übrig, hat vielleicht bei den Ausbrüchen der Verzweiflung Juliens am erſten einigen Schein. Doch glaube ich, bis auf wenige Zeilen, die ich glücklicher Weiſe in meiner Ueberſetzung auslaßen mußte, weil ſie ganz in Wortſpielen beſtehn, läßt ſich mit richtigen Begriffen von der Wahrheit im Ausdrucke der Empfindungen Alles retten. Ich behalte mir darüber eine allgemeine Bemerkung vor.

Romeos Qual iſt noch zerreißender, weil er mit Unrecht, aber doch natürlicher Weiſe, ſich als ſchuldig anklagen muß. Es entehrt ihn nicht, daß er ſeiner durchaus nicht mehr mächtig iſt. Wer wollte dieß von dem Jünglinge fordern? Was dem Manne ziemt, weiß der Mönch wohl, aber auch, daß er in die Luft redet und nur die Amme erbauen wird. Doch vergehen darüber einige Minuten, während wel-

cher der Verzweifelnde ſich ſammeln, und dann auf den bündigeren Troſt horchen kann, daß ihm eine Julia zugeſagt wird, was die Philoſophie nicht vermochte. Romeos ſanfte Männlichkeit giebt ſich bei andern Gelegenheiten kund. Auch ohne die Vermittlung der Liebe ſcheint er über den Haß hinweg zu ſein, und an der Feindſchaft der beiden Familien keinen Antheil zu nehmen. Mit Capulets Tochter verbunden, läßt er ſich von Tybalt auf das ſchnödeſte reizen, ohne es zu ahnden. Er beſitzt Muth genug, um hier feig ſcheinen zu wollen, und nur der Tod des edlen Freundes waffnet ſeinen Arm.

Wenn der Dichter uns von dem ſtürmiſchen Schmerze der Liebenden nichts erließ, ſo iſt es dagegen himmliſch zu ſehen, wie ſich deſſen Ungeſtüm am Morgen darauf in den Entzückungen der Liebe beſänftigt hat, wie dieſe bei dem wehmüthigen Abſchiede zugleich vertrauensvoll und Unglück ahndend aus ihnen ſpricht. Nachher iſt Romeo, obſchon in der Verbannung, nicht mehr niedergeſchlagen; die Hoffnung, die blühende, jugendliche Hoffnung hat ſich ſeiner bemeiſtert; faſt fröhlich wartet er auf Nachricht. Ach! es iſt nur ein letzter Lebensblitz, wie er ſelbſt nachher ſolche Aufwallungen nennt. Was er nun von ſeinem Bedienten hört, verwandelt auch wie ein Blitz ſein Inneres: zwei Worte, und er iſt entſchloßen zum Tode in die Erde hinabzuſteigen, die ihn eben noch ſo ſchwebend trug.

Nach dieſer unerſchütterlichen Entſcheidung iſt eine Rückkehr in ſich ſelbſt nicht am unrechten Orte. Die Berathſchlagung, wie er ſich Gift verſchaffen ſoll, und ſeine Bitterkeit gegen die Welt in dem Geſpräche mit dem Apotheker hat etwas vom Tone des Hamlet. Daß Romeo den Paris an Juliens Grabe treffen muß, iſt eine von den vielen Zu-

ſammenſtellungen des gewöhnlichen Lebens mit dem ganz eignen ſelbſtgeſchaffnen Daſein der Liebenden, wodurch Shakſpeare den unendlichen Abſtand des letzten von jenem anſchaulich macht, und zugleich das Wunderbare der Geſchichte beglaubigt, indem er es mit dem ganz bekannten Laufe der Dinge umgiebt. Der gutgeſinnte Bräutigam, der Julien recht zärtlich geliebt zu haben glaubt, will ein Außerordentliches thun: ſeine Empfindung wagt ſich aus ihrem bürgerlichen Kreiße, wiewohl furchtſam, bis an die Gränze des Romanhaften hin. Und doch, wie anders iſt ſeine Todtenfeier, als die des Geliebten! Wie gelaßen ſtreut er ſeine Blumen! Ich kann daher nicht fragen: war es nöthig, daß dieſe redliche Seele noch hingeopfert wird? daß Romeo zum zweitenmale wieder Blut vergießt? Paris gehört zu den Perſonen, die man im Leben lobpreiſt, aber im Tode nicht unmäßig betrauert; im Augenblicke des Sterbens *) gewinnt er zu allererſt unſre Theilnahme durch die Bitte, in Juliens Grab gelegt zu werden. Romeos Edelmuth bricht auch hier wie ein Strahl aus düſtern Wolken hervor, da er über dem durch Unglück mit ihm Verbrüderten die letzten Segensworte ſpricht.

Wie Juliens ganzes Weſen Liebe, ſo iſt Treue ihre Tugend. Von dem Augenblicke an, da ſie Romeos Gattin wird, iſt ihr Schickſal an das ſeinige gefeßelt; ſie hat den tiefſten Abſcheu gegen alles, was ſie von ihm abwendig machen will, und fürchtet in gleichem Grade die Gefahr entweihet oder ihm entrißen zu werden. Die tyranniſche Heftigkeit ihres Vaters, das Gemeine im Betragen beider Eltern iſt ſehr anſtößig; allein es rettet Julien von dem

*) intereſſirt er zu allererſt durch 1797. 1801.

Kampfe zwischen Liebe und kindlicher Gesinnung, der hier gar nicht an seiner Stelle gewesen wäre: denn jene soll hier nicht als aus sittlichen Verhältnissen abgeleitet, und mit Pflichten im Streit, sondern in ihrer ursprünglichen Reinheit als das erste Gebot der Natur vorgestellt werden. Nach einer solchen Begegnung konnte Julia ihre Eltern nicht *) mehr achten; da sie gezwungen wird, sich zu verstellen, thut sie es daher mit Festigkeit und ohne Gewißenszweifel.

Daß zu ihrem furchtbaren Selbstgespräch, ehe sie den Trank nimmt, die Anlage in der Erzählung schon vorhanden war, gereicht wieder zu Shakspeares Ruhme. Diese oberflächliche Aehnlichkeit des Gemeinsten mit dem Höchsten ist der Triumph der Kunst. Mit welcher Ueberlegenheit hat er ein solches Wagestück von Darstellung bestanden! Erst Juliens Schauer, sich allein zu fühlen, fast schon wie im Grabe; **) das Bestreben, sich zu faßen; der so natürliche Verdacht, und wie sie ihn mit einer über alles Arge erhabenen Seele von sich weist, größer als jener Held, der wohl nicht ohne seine Zuversicht zu Schau zu tragen die angeblich vergiftete Arzenei austrank; wie dann die Einbildung in Aufruhr geräth, so viele Schrecken das zarte Gehirn des Mädchens verwirren, und sie den Kelch im Taumel hinunterstürzt, den gelaßen auszuleeren eine zu männliche Entschloßenheit bewiesen hätte.

Ihr Erwachen im Grabe und die wenigen Augenblicke nachher schließen sich, eben durch den Gegensatz, auf das schönste hier an. Der Schlummer, der ihre Lebensgeister so lange gefeßelt hielt, hat den ***) Aufruhr ihres Blutes ge-

---

*) 1797. 1801. sehr achten. **) das Ermannen, der so nat. 1797. 1801. ***) Tumult.

ſtillt. Sie ſchlägt die Augen auf wie ein Kind, dem die Mutter etwas verſprach und dem davon geträumt hat, mit voller Beſinnung ſich ſelbſt zurechtweiſend über das Grauenvolle um ſie her. Sie läßt ſich nicht hinreißen von der Stätte zu weichen, wo ſie ihren Geliebten todt ſieht, ſie fragt nicht, ſie weiß damit genug.

Wie eine milde ſorgſame Vorſehung, die jedoch nicht mächtig genug iſt, um dem feindſeligen Zufalle vorzubeugen, ſteht vom Anfange an Bruder Lorenzo *) in der Mitte der beiden Liebenden. Kein Heiliger, aber ein Weiſer in der Mönchskutte, ein würdiger, ſanft nachdenkender Alter, faſt erhaben in ſeiner vertrauten Beſchäftigung mit der lebloſen Natur, und äußerſt anziehend durch ſeine eben ſo genaue Kenntniß des menſchlichen Herzens, die mit einer fröhlichen, ja witzigen Laune gefärbt iſt. So liebenswürdig er ſich zeigt, laßen uns doch ſeine naivſten Aeußerungen noch eine achtungswürdige Gewalt in ſeinem Weſen fühlen. Er hat einen ſchnellen Kopf, ſich in den Augenblick zu finden und ihn zu nutzen; muthig in Anſchlägen und Entſchlüßen, fühlt er ihre Wichtigkeit mit menſchenfreundlichem Ernſt, und ſetzt ſich ohne Bedenken Gefahren aus, um Gutes zu ſtiften. Wenn er thut, was ſeine jungen Freunde von ihm verlangen, ſo giebt er nicht leidend ihrem Ungeſtüme nach, ſondern ſeiner eignen Ueberzeugung, ſeiner Ehrerbietung vor einer Leidenſchaft wie dieſe, welche ſein Herz erräth, wenn er gleich ihre Herrſchaft nie an ſich ſelbſt erfuhr, oder wenigſtens die geläuterte Atmoſphäre ſeines Daſeins längſt nicht mehr von Stürmen getrübt wird. Er thut an Julien eine Forderung wie an eine Heldin, ermahnt ſie zur Standhaftigkeit in der

*) Lorenzo — amante antico e saggio — 1797. 1801.

Liebe wie an eine Tugend, und scheint vorher zu wißen, daß er sich in ihr nicht betrügen wird. Von seinem Orden hat er nichts an sich, als ein wenig Verstellungskunst und physische Furchtsamkeit. Indessen muß die letzte wohl auch auf Rechnung des Alters kommen. Sie übermannt und verwirrt ihn so, daß er in der unglücklichen Nacht auf dem Kirchhof Julien in dem Grabmale allein läßt, was freilich bei ruhiger Besonnenheit gar nicht zu entschuldigen wäre. Doch ist er gleich darauf in einer Gefahr, der er nicht mehr entrinnen kann, freimüthig und Herr seiner selbst. Es ist sonderbar, daß diesem Mönche bei allen Gelegenheiten religiöse Vorstellungsarten eben so weit aus dem Wege liegen, als ihm sittliche Betrachtungen geläufig sind. Wie er den verzweifelnden Romeo zu trösten sucht, bietet er ihm

Der Trübsal süße Milch, Philosophie; —

und in der That ist die vortreffliche Rede, die er kurz darauf an ihn hält, eine Predigt aus der bloßen Vernunft. Ein einziges Mal theilt er Anweisungen auf den Himmel aus, nämlich wie er den trostlosen Eltern über Juliens vermeinten Tod zuspricht; also bei einem Anlaße, wo es ihm nicht Ernst damit ist. Man sieht hieraus, mit welchem dumpfen Sinne Johnson den Dichter muß gelesen haben, da er meint, Shakspeare habe an Julien ein Beispiel der bestraften Heuchelei aufstellen wollen, weil sie ihre Streiche meistens unter dem Vorwande der Religion spiele. Was für Namen soll man einer so dickhäutigen Fühllosigkeit geben?

Mercutio ist nach dem äußern Bau der Fabel *) eine Nebenperson. Das Einzige, wodurch er auf eine bedeutende Art in die Handlung eingreift, ist, daß er durch seinen Zwei-

*) eine große Nebenp. 1797. 1801.

kampf mit Tybalt den des Romeo herbeiführt (ein Umſtand, den Shakſpeare nicht einmal in der Erzählung vorfand), und dazu bedurfte es keines ſo hervorſtechenden und reichlich begabten Charakters. Aber da es im Geiſte des Ganzen liegt, daß die ſtreitenden Elemente des Lebens, in ihrer höchſten Energie zu einander gemiſcht, ungeſtüm aufbrauſen,

— wie Feu'r und Pulver
Im Kuſſe ſich verzehrt;

da das Stück, könnte man ſagen, durchhin eine große Antitheſe iſt, wo Liebe und Haß, das Süßeſte und das Herbeſte, Freudenfeſte und düſtre *) Ahndungen, liebkoſende Unmarmungen und Todtengrüfte, blühende Jugend und Selbſtvernichtung unmittelbar beiſammen ſtehen, ſo wird auch Mercutios fröhlicher Leichtſinn der ſchwermüthigen Schwärmerei des Romeo in einem großen Sinne zugeſellt und entgegengeſetzt. Mercutios Witz iſt nicht die kalte Geburt von Beſtrebungen des Verſtandes, ſondern geht aus der unruhigen Keckheit ſeines Gemüths unwillkürlich hervor. Eben das reiche Maß von Phantaſie, das im Romeo mit tiefem Gefühle gepaart einen romantiſchen Hang erzeugt, nimmt im Mercutio unter den Einflüßen eines hellen Kopfes eine genialiſche Wendung. In beiden iſt ein Gipfel der Lebensfülle ſichtbar, in beiden erſcheint auch die vorüberrauſchende Flüchtigkeit des Köſtlichſten, die vergängliche Natur aller Blüthen, über die das ganze Schauſpiel ein ſo zartes Klagelied iſt. Eben ſo wohl wie Romeo iſt Mercutio zu frühzeitigem Tode beſtimmt. Er geht mit ſeinem Leben um, wie mit einem perlenden Weine, den man auszutrinken eilt, ehe der rege Geiſt verdampft. Immer aufgeweckt, immer ein

*) Ahnungen 1797. 1801.

wie es
ſo muthig
der Zunge
Hunde nicht aus
mit einem Spaße die
gemacht hat.
Shakespeare unſtreitig mit
Ihr hat eine ſprechende
die Ideen nach willkürlichen
gehn, ſo iſt in ihrem Betra-
der Inkonſequenz, und doch weiß
in ihrem ſchlauen Verſtande, als mit
Sie gehört zu den Seelen, in denen
us Vorurtheile, und deren Sittlichkeit
von der Wechſel des Augenblicks abhängt. Sie hält
Konvention, hat aber dabei ein uneigennützi-
Sünden einer gewiſſen Art, und ver-
Anlagen zu einer ehrbaren Kupplerin.
unendliche Freude, eine Heiratsge-
Unterhaltendſte, was ſie im Leben weiß, wie
Liebeshandel zu betreiben. Darum rechnet
die Beſchwerden der Botſchaft ſo hoch an.
nicht ſo ſehr albern, ſo würde ſie ganz und gar
nichts nutzen. So aber iſt es doch nur eine ſündhafte Gut-
müthigkeit, was ihr den Rath eingiebt, Julia ſolle, um der
Bedrängniß zu entgehn, den Romeo verläugnen, und ſich
mit Paris vermählen. Daß ihre Treue gegen die Lieben-
den die Prüfung der Noth nicht beſteht, iſt weſentlich, um
Juliens Seelenſtärke vollkommner zu entfalten, da ſie nun

*) Freund der S. 1797. 1901.

bei denen, die ſie zunächſt umgeben, nirgends einen Halt mehr findet, und bei der Ausführung des vom Lorenzo ihr angegebenen Entſchluſſes ganz ſich ſelbſt überlaßen bleibt. Wenn auf der andern Seite dieſe Abtrünnigkeit aus wahrer Verderbtheit herrührte, ſo ließe ſich nicht begreifen, wie Julia ſie je zu ihrer Vertrauten hätte machen können. Das kauderwelſche Gemiſch von Gutem und Schlechtem im Gemüth der Amme iſt alſo ihrer Beſtimmung völlig gemäß, und man kann nicht ſagen, daß Shakſpeare den bei ihr aufgewandten Schatz von Menſchenkenntniß verſchwendet habe. Allerdings hätte er mit Wenigerem ausreichen können, allein Freigebigkeit iſt überhaupt ſeine Art, Freigebigkeit mit Allem, außer mit dem, was nur bei einem ſparſamen Gebrauche wirken kann. Das Verhältniß ſeiner Kunſt zur Natur erfordert nicht jene ſtrenge Sonderung des Zufälligen vom Nothwendigen, welche ein unterſcheidendes Merkmal der tragiſchen Poeſie der Griechen ausmacht. Das obige gilt auch vom alten Capulet (bei dem die Zugabe von Lächerlichkeit uns zum Theil des ernſteren Unwillens überhebt, den ſein Betragen gegen Julien ſonſt verdient) und von den übrigen komiſchen Nebenrollen Peters, der Bedienten und Muſikanten. Der geſellige, wohlmeinende, redliche Benvolio, der rohe Tybalt, der feine, geſittete Graf Paris, ſind bloß nach dem Geſetze der Zweckmäßigkeit mit wenigen, aber beſtimmten Zügen gezeichnet. Der Prinz iſt grade, wie man ihn ſich wünſchen möchte, ehrenfeſt und ſtattlich. Daß ihn der Augenblick des Bedürfniſſes immer ſo auf den Punkt herbeiruft, iſt eine theatraliſche Freiheit, die nicht nach kleinen Wahrſcheinlichkeiten berechnet werden darf, und den Vortheil gewährt, daß dieſe unerwartete Dazwiſchenkunft unter dem heftigſten Sturme feindſeliger Leidenſchaften wie die eines

Briefe über Poesie, Silbenmaß und Sprache.

Erster Brief.

Der Dichter, so rühmten von jeher die glühenden Bewunderer seiner Kunst, ist vor allen andern Sterblichen ein begünstigter Liebling der Natur, ein Vertrauter und Bote der Götter, deren Offenbarungen er jenen überbringt. Die irdische Sprache, die nur zu unverkennbar die Spuren des Bedürfnisses und der Eingeschränktheit, welche sie erzeugten, an sich trägt, kann ihm hiezu nicht genügen; die seinige athmet in reinem Aether, sie ist eine Tochter der unsterblichen Harmonie. Fast ohne daß er selbst es weiß, verwandelt sich auf seinen Lippen das Wort in Gesang. Das Entzücken, womit er das von oben Empfangne wieder ausströmt, wird die Belohnung seiner Wohlthat. Leicht und frei wie auf Flügeln wird er über das Looß der Sterblichkeit hinweggehoben, und der heilige Schimmer, der seine begeisterte Stirn verklärt, fordert Anbetung von seinen erstaunten, hingerißenen Zuhörern.

Aber ach! (verzeih mir die getäuschte Erwartung, liebste Freundin, wenn anders mein feierlicher Ton dich irre führen

konnte) dieſer Dichter iſt ſelbſt nur ein Geſchöpf der dichtenden Phantaſie. Wie viel anders erſcheint er in der Wirklichkeit, wenn man ihn in ſeiner Werkſtätte belauſcht! Denn er hat eine Werkſtätte, wie jeder andre Künſtler. Wohl nur ſcherzend hat man ſie mit einer Schmiede verglichen: hier ſcheinen nicht ſo wohl Donnerkeile, wie auf dem Amboß der Cyklopen, als Nadeln zugeſpitzt zu werden. Das ſchönſte Gedicht beſteht nur aus Verſen; die Verſe aus Wörtern; die Wörter aus Silben; die Silben aus einzelnen Lauten. Dieſe müßen nach ihrem Wohlklange oder Uebelklange geprüft, die Silben gezählt, gemeßen und gewogen, die Wörter gewählt, die Verſe endlich zierlich geordnet und an einander gefügt werden. Doch dieß iſt noch nicht Alles. Man hat bemerkt, daß es das Ohr angenehm kitzelt, wenn nach beſtimmten Zwiſchenräumen gleichlautende Endungen der Wörter wiederkehren. Dieſe muß der Dichter alſo aufſuchen, und oft einer einzigen wegen das ganze Gebiet der Sprache von Weſten bis Oſten durchſtreifen. Bei großer Anſtrengung körperlicher Kraft findet noch ein gewiſſes erhebendes Gefühl ſtatt: aber was kann für den langweiligen Fleiß, für die kleinliche Sorgfalt entſchädigen, womit ein vollendetes Gedicht allmählich zuſammenbuchſtabiert wird? Wie muß dieß alles den erhabnen Geiſt demüthigen, der des Umganges mit Göttern gewohnt iſt! Gewiß, der Fluch der Mühſeligkeit, der ſich über alles menſchliche Thun verbreitet, drückt ihn vorzüglich hart. Auch an ihn ergeht eine drohende Stimme: Im Schweiße deines Angeſichtes ſollſt du Verſe machen! Mit Schmerzen ſollſt du Gedichte zur Welt bringen.

Ich bitte dich indeſſen, liebe Amalie, was ich dir hier anvertraue, ja nicht weiter zu erzählen. Du würdeſt mich unfehlbar in üble Händel mit der Zunft verwickeln, für deren

Mitglied du mich aus unverdienter Güte zählen willst. Sieh, das ist eben das Schlimmste. Andre wackre Leute dürfen sich wenigstens ihrer Arbeit nicht schämen; ja sie finden eine Erleichterung darin, es unverhohlen zu äußern, daß ihre Geduld oder ihre Kräfte der Erschöpfung nahe sind. Um den Dichter wäre es geschehen, wenn er sich nur von fern etwas dergleichen merken ließe. Er muß sich knechtischem Zwange mit der stolzen Miene der Freiheit unterwerfen. Seine mit Feßeln beladenen Hände und Füße bewegt er zum leichten anmuthigen Tanze. Du glaubst, er ruhe wollüstig auf Rosen, während er sich auf dem Bette des Prokrustes peinlich dehnt oder krümmt.

Freilich gelingt es auch nicht immer damit. Irgend ein hartnäckiges Wort will nicht aus seiner Stelle. Ein Reim, ein einziger, unerbittlicher Reim ist hinlänglich, um ihn in dem kühnsten und glücklichsten Fluge aufzuhalten. Stundenlang ruft er diese spröde Echo, ohne daß sie ihm antwortet. Ja, nicht selten bricht der geheime und anhaltende Zwiespalt zwischen Gedanken und Ausdruck auf der einen, Silbenmaß und Reim auf der andern Seite in so heftige Thätlichkeiten aus, daß er, unvermögend die Rechte beider Parteien zu schonen, zu einem Machtspruch genöthiget wird, wodurch er es mit dem Ohr oder dem Geiste seiner Zuhörer, oder auch wohl mit beiden verdirbt.

Hiemit hängt der Umstand zusammen, der dich gewiß in deiner Meinung von der geringen Wichtigkeit metrischer Vollendung bestärkt hat, und sie in der That zu begünstigen scheint: daß nämlich die größten Originaldichter oft ein gewisses Ungeschick zum Versbau verrathen, und sich mehr als billig darin erlauben. Wenn Bilder und Gedanken wie etwas Fremdes und Zufälliges gleichsam von außen gegeben wer-

den, der kann leicht verändern und vertauschen, weglaßen und hinzusetzen. Der selbständige Geist hingegen, welcher sie tief aus seinem Innern schöpft, würde bei diesen Umwandlungen an seinem theuersten Eigenthum, ja gewissermaßen an seiner Person leiden. Nicht zum Dienen erschaffen, unterwirft er sich daher das Silbenmaß; und sollte selbst der Ausdruck hier und da in's Gedränge kommen, er bleibt unbekümmert dabei. Es ist zweifelhaft, ob Dante und Shakspeare, auch in einem mehr gebildeten Zeitalter, sich um Tassos und Popens glückliche Geschmeidigkeit beworben hätten, und noch zweifelhafter, ob es ihnen damit gelungen wäre. Wenn sich indessen jene unabhängige Fülle nicht mit diesem Talent in derselben Organisation verträgt, so macht sie es auch entbehrlich.

Vielleicht bist du mir bei der obigen, leider nicht übertriebnen Schilderung schon mit den Fragen zuvorgeeilt, die sich hier natürlich darbieten: Wozu also jene Einschränkungen? Ist das Silbenmaß der Poesie wesentlich? Ist es nicht vielmehr unnatürlich, die Ergüße eines bewegten Herzens, einer entflammten Einbildung, eines ganz von seinem Gegenstande erfüllten Geistes, nach einer mechanischen Regel abzumeßen? Und sollte man den Dichter nicht mehr über die Thorheit seines Vornehmens, als über die Schwierigkeit der Ausführung beklagen? Es ist unläugbar, daß nur die Allgemeinheit der Sitte das Fremde und Auffallende, was darin liegt, unsrer Bemerkung entziehen kann. Aber eben dieß muß uns auch vor einer zu raschen Beantwortung jener Fragen warnen. Ueberall finden wir die Poesie vom Silbenmaß begleitet, damit verschwistert, davon unzertrennlich. Sein Gebrauch erstreckt sich also fast eben so weit, als die bewohnte Erde; seine Erfindung ist nicht viel jünger, als das Menschengeschlecht.

Bei einer so allgemeinen Ansicht verdienen einige neuere Ausnahmen (bei den Alten würde man sie vergeblich suchen) kaum erwähnt zu werden. Ganz allgemein ist das Silbenmaß in keinem heutigen Volke von der Bühne verbannt worden, wenn der dramatische Dichter diesen Schmuck verwirft oder vernachlässigt, so muß er zugleich alle Ansprüche auf eigentlich dichterische Schönheiten des Dialogs aufgeben, und selbst der tragische Schauspieler thut in diesem Falle wohl, den Kothurn abzulegen. Dieß kann daher eher für eine Beschränkung des Gebietes der Poesie gelten, als für eine Erweiterung, wie man sie bei der sogenannten poetischen Prosa im Sinne gehabt zu haben scheint. Wirst du es auf dich nehmen, dieser zweideutigen Erfindung eine Schutzrede zu halten? Der Name weissagt nicht viel Gutes, und wenn man sich bei den Alten nach etwas Aehnlichem umsieht, so wird man unglücklicher Weise an die Romane der spätern Sophisten erinnert. Denn es gilt ziemlich gleich, ob rhetorische Anmaßung, oder eine Art von dichterischem Unvermögen eine solche Gattung erzeugt, die, indem sie die ausschließenden Vorrechte der Poesie und Prosa vereinigen will, die ächte Vollkommenheit beider verfehlt. Bemerke auch, daß sie unter den neuern Sprachen am besten in der französischen gediehen ist, welche mehr den Zwang als die Musik der Silbenmaße kennt. Es mag ihr also hingehen, daß sie sich für eine Verwahrlosung der Natur an der Kunst zu rächen sucht. Bei einigen geschätzten Werken dieser Art unterscheidet man billig den Geist der Urheber von dem Werthe der von ihnen gewählten Form.

Jene Uebereinstimmung der verschiedensten Völker und Zeiten läßt sich unmöglich zu einem willkürlichen, zufälligen Einverständnisse herabsetzen. So unstatthaft es ist, von de-

schaftlichen Vortrags, die mehr anziehende historische Form geliehen hätte. Sie kann sie annehmen: denn indem man erklärt, wie die Kunst wurde, zeigt man zugleich auf das einleuchtendste, was sie sein soll. Auch ist nicht zu besorgen, die Ansichten der Theorie möchten dadurch beschränkt werden; sie hat vielmehr Erweiterung davon zu hoffen. Eben deswegen haben ja viele Kunstrichter ein so enges Regelgebäude errichtet, weil sie nur die Werke ihres eignen Volkes und zwar im Zeitalter der künstlichen Bildung vor Augen hatten; weil sie sich nie bis zur Weltgeschichte der Phantasie und des Gefühls erhoben. Welch ein weiter Horizont ist es, der alles uns bekannte Schöne der Poesie, was jemals irgendwo unter den Menschen erschien, in sich faßt! Gewiß, der Forscher hat keine Ursache, sich darüber zu beklagen, daß er jenseit desselben nichts wahrzunehmen vermag, und es dem dichtenden Geiste überlaßen muß, die noch nicht vorhandne Vortrefflichkeit vorherzusehen.

Meine Absicht ist, dir darzuthun, daß das Silbenmaß keineswegs ein äußerlicher Zierrat, sondern innig in das Wesen der Poesie verwebt ist, und daß sein verborgner Zauber an ihren Eindrücken auf uns weit größern Antheil hat, als wir gewöhnlich glauben. Ich unternehme es nicht, hiebei von allgemeinen Grundsätzen auszugehen, weil mir das Meiste von unsrer so wunderbar zusammengesetzten äußern und innern Organisation abzuhängen scheint, welche wir als eine Thatsache erst aus einzelnen Beobachtungen kennen lernen. Eine förmliche Geschichte der Metrik würde bei mir weit mehr Kenntnisse, bei dir vielleicht mehr Geduld erfordern, als wir beide haben. Indessen dürfen wir doch nicht bei den Werken unsrer heutigen Dichtkunst stehen bleiben, deren musikalischer Theil, ganz vernachläßigt, beinah ver-

stummend in Büchern aufbewahrt wird. Hier erscheint sie uns durch Erfindungen des geschäftig müßigen Witzes so vielfach bereichert oder entstellt, und dem Eigensinn der Gewohnheit oft so unterthänig, daß wir in Gefahr kommen möchten, das Ursprüngliche und Unwandelbare in ihr vergebens zu suchen, oder, fänden wir es auch, es nicht für das, was es ist, anzuerkennen. Nein, laß uns in jene früheren Zeiten zurückkehren, wo die erst unmündige, bald kindliche, dann jugendliche Kunst (wenn sie anders da schon diesen Namen tragen soll, der die Vorstellung von besonnenen Absichten und von kühlem Ueberrechnen der Wirkung eines Verfahrens erregt) von der gütigen Natur selbst gepflegt und erzogen ward. Diese Wandrung wird wohlthätig für uns sein; wir werden sie nicht in Gesellschaft jenes höchst verfeinerten Geschmacks anstellen, welcher oft nur in Empfindlichkeit gegen oberflächliche Berührungen bei einer gänzlichen Erstorbenheit des Innern besteht.

Die Folge meiner Betrachtungen war etwa diese. Der Zwang des Silbenmaßes scheint bei der Aeußerung lebhafter Vorstellungen und nachdrücklicher Regungen nicht natürlich, und daher auch mit der Absicht des Dichters, sie Andern so vollkommen als möglich mitzutheilen, im Widerspruch zu sein. Dennoch tritt die Poesie überall und zu allen Zeiten in irgend einer gemeßenen Bewegung auf. Dieß muß, wie jede durchaus allgemeine Sitte, seinen Grund in der menschlichen Natur haben, dem man am leichtesten im Ursprunge derselben nachspüren kann, weil Absicht und Ueberlegung sich da noch am wenigsten in die Spiele des sicher leitenden Instinktes mischen. Poesie entstand gemeinschaftlich mit Musik und Tanz, und das Silbenmaß war das sinnliche Band ihrer Vereinigung mit diesen verschwisterten Künsten.

ſchaftlichen Vortrags, die mehr anzlehende hiſtoriſche Form geliehen hätte. Sie kann ſie annehmen: denn indem man erklärt, wie die Kunſt wurde, zeigt man zugleich auf das einleuchtendſte, was ſie ſein ſoll. Auch iſt nicht zu beſorgen, die Anſichten der Theorie möchten dadurch beſchränkt werden; ſie hat vielmehr Erweiterung davon zu hoffen. Eben deswegen haben ja viele Kunſtrichter ein ſo enges Regelgebäude errichtet, weil ſie nur die Werke ihres eignen Volkes und zwar im Zeitalter der künſtlichen Bildung vor Augen hatten; weil ſie ſich nie bis zur Weltgeſchichte der Phantaſie und des Gefühls erhoben. Welch ein weiter Horizont iſt es, der alles uns bekannte Schöne der Poeſie, was jemals irgendwo unter den Menſchen erſchien, in ſich faßt! Gewiß, der Forſcher hat keine Urſache, ſich darüber zu beklagen, daß er jenſeit desſelben nichts wahrzunehmen vermag, und es dem dichtenden Geiſte überlaßen muß, die noch nicht vorhandne Vortrefflichkeit vorherzuſehen.

Meine Abſicht iſt, dir darzuthun, daß das Silbenmaß keinesweges ein äußerlicher Zierrat, ſondern innig in das Weſen der Poeſie verwebt iſt, und daß ſein verborgner Zauber an ihren Eindrücken auf uns weit größern Antheil hat, als wir gewöhnlich glauben. Ich unternehme es nicht, hiebei von allgemeinen Grundſätzen auszugehen, weil mir das Meiſte von unſrer ſo wunderbar zuſammengeſetzten äußern und innern Organiſation abzuhängen ſcheint, welche wir als eine Thatſache erſt aus einzelnen Beobachtungen kennen lernen. Eine förmliche Geſchichte der Metrik würde bei mir weit mehr Kenntniſſe, bei dir vielleicht mehr Geduld erfordern, als wir beide haben. Indeſſen dürften wir doch nicht bei den Werken unſrer heutigen Dichtkunſt ſtehen bleiben, deren muſikaliſcher Theil, ganz vernachläßigt, beinah ver-

willſt du den Zutritt durchaus nicht verſtatten. Geſtehe nur, deine Abſicht hiebei iſt weniger, es dir leicht, als es mir ſchwer zu machen. Du beſorgſt, ich möchte ein unwillkommenes Licht auf Gegenſtände werfen, die du lieber in einer freundlichen Dämmerung erblickſt, und den Zauber vernichten, indem ich mich bemühe, ihn zu erklären. Aber gieb mir nur Raum: auch nach den ſtrengſten und ſorgfältigſten Zergliederungen bleibt unſre eigne Natur uns immer noch ein Räthſel; beſonders iſt das Gewebe unſrer Empfindungen ſo fein und dicht, daß ſich die einzelnen Fäden, woraus es beſteht, kaum unterſcheiden, geſchweige denn unverſehrt auftrennen laßen. Wir werden oft Gelegenheit finden, im Genuße des Ahnens und halben Errathens den forſchenden Ernſt aufzuheitern.

Wenn du gleich auf der einen Seite die Langeweile eines methodiſchen Unterrichts flieheſt, ſo biſt du doch wohl auf der andern nicht von jener Begierde nach verſagter Erkenntniß frei, die zwar uns Allen angeboren ſcheint, ſich aber doch, wenn wir einer ehrwürdigen Urkunde trauen ſollen, in keinem Geſchlechte am früheſten verrathen hat. Sie lockt auch mich, ich will es nicht läugnen, zu Unterſuchungen über jene Geſchichte hin, die aller eigentlichen Geſchichte vorausgeht. Wir ſteigen gar zu gern in die Tiefe der Zeiten bis zu einer unbekannten und eben deswegen heiligen Urwelt hinab. Wir bekümmern uns genauer um den erſten Menſchen, als manchmal um unſre Vettern und Muhmen. Wir ängſtigen uns, wie er doch ſeine von der armſeligſten Thierheit gefeßelten Anlagen entwickeln, wie er ſich aus ſo manchen Verlegenheiten ziehen wird. Was gäben wir nicht darum, bei ſeiner Erſchaffung, ja bei der Schöpfung überhaupt gegenwärtig geweſen zu ſein!

Die Frage vom Urſprunge der Sprache ſteht mit den Meinungen über den anfänglichen Zuſtand des Menſchen in engem Bezuge. Sie iſt ſehr alt, denn ſie hat ſchon vor ein Paar tauſend Jahren Denker beſchäftigt; und die mancherlei entgegengeſetzten Auflöſungen, welche man damals, wie in den neueſten Zeiten, verſucht hat, erinnern uns zwar, daß es faſt eben ſo ſchwer iſt, neue Irrthümer, als neue Wahrheiten zu erſinnen, aber ſie dürfen uns keine Zweifel erregen, ob eine vollſtändige und genugthuende Beantwortung auch wohl möglich ſei. Hiſtoriſche Nachrichten kann die Philoſophie freilich nicht ertheilen: ſie begnügt ſich darzuthun, aus und mit welchen Anlagen des Menſchen die Sprache ſich entwickeln konnte und mußte, ohne den wirklichen Vorgang dieſer Begebenheit nach Zeit, Ort und Umſtänden erzählen zu wollen. Zwiſchen der letzten, beſtimmteſten Anwendung ihrer allgemeinen Lehren, und den älteſten Urkunden, die wir in aufbewahrten Schriften oder in der Kindheit noch vorhandner Sprachen entziffern können, iſt der Abſtand ſo groß, daß man nur durch einen tödtlichen Sprung hinüber gelangen kann. Viele haben ihn indeſſen von diesſeits und jenſeits gewagt, die Lücke iſt mit ſinnreichen Spielen oder ſchwerfälligen Grübeleien einer gewiſſen philoſophiſchen Etymologie, die weder der genaue Sprachforſcher, noch der nüchterne Philoſoph anerkennt, reichlich bevölkert, ſcheinbar ausgefüllt worden; und wenn man jene Schattenweſen nicht ſo unſtät und ohne Haltung herumſchweben ſähe, könnte man wirklich glauben, ſie hätten feſten Boden unter ſich. Was das Uebelſte iſt, ſo haben die mißlungenen Bemühungen, die Sprachen aller Völker von einem gemeinſchaftlichen Stamme abzuleiten, indem man ſie mit der philoſophiſchen Theorie über ihren Urſprung verwechſelte, dieſe ſelbſt verdächtig

[illegible]. Da [illegible] nur es gern, die von den Schulübungen [illegible] zu erzählen, von dem göttlichen [illegible] der [illegible], die Sprache zu erfinden, zu [illegible] [illegible] [illegible], da doch zu ihrer Erlernung [illegible] [illegible] wird, dem ihre Erfindung an[illegible] nämlich das Vermögen, Vorstellungen durch Zeichen [illegible] und zu erneuern: oder von der müßigen und [illegible] Verabredung der Menschen, kraft welcher sie den Dingen diese oder jene beliebigen Namen gaben, wie man [illegible] [illegible] Kinder [illegible], und sich also verständigten, ehe sie ein Mittel der Verständigung hatten. Diese beiden Meinungen sind vielleicht noch nicht für immer abgewiesen, doch gewiß für immer widerlegt. Aber ihre siegreichen Gegner sind nur darin einig, daß sie keine Verirrung aus der menschlichen Natur oder über sie hinaus gelten laßen, und einen wesentlichen Zusammenhang zwischen den ersten Zeichen und ihrer Bedeutung anerkennen: sie widersprechen sich in der Art ihn zu erklären. Die Sprache ist entweder aus Tönen der Empfindung ganz allein, oder aus Nachahmungen der Gegenstände ganz allein, oder aus beiden zusammen entstanden. Der Hauptsache und dem Wesen nach laßen sich nicht mehr Systeme denken, als diese drei: und wenn die zahlreichen Schriften, worin sie vorgetragen werden, eine größere Mannichfaltigkeit darbieten, so liegt sie nur in ihrer Begründung und ausführlicheren Bestimmung.

Nicht dem Menschen allein, auch vielen Gattungen von Thieren dringt das Gefühl ihres Zustandes gewisse Laute ab, die von verwandten Geschöpfen mit einer ähnlichen, oft fast eben so starken Erschütterung der Nerven wie die, welche sie erzeugte, vernommen werden. Bei manchen bleibt die Stimme nur für die dringendste Noth, für die heftigsten

Leidenschaften aufgespart, und selbst ihre Geselligkeit ist meistens stumm. Andern hingegen ist bei einer Organisation, die sich der menschlichen weit weniger nähert, zum Theil auch bei beschränkteren Anlagen und einem geringern Maße von Gelehrigkeit, der vielfachste, beredteste Ausdruck sogar der zarteren Regungen, und, wie es scheint, eine unermüdliche Lust an ihren eignen Tönen gegönnet.

Wenn man den Menschen, bloß nach seiner körperlichen Zusammensetzung betrachtet, zu jenen rechnet (und dieß hat allen Anschein für sich; denn zu unsrer Demüthigung gleichen wir dem häßlichsten Affen viel mehr, als der Nachtigall): so ist es allerdings einleuchtend, daß der Schrei körperlicher Schmerzen oder thierischer Begierden vom ersten Wimmern des Neugebornen bis zum letzten Aechzen des Sterbenden, sich nie bis zur Rede erheben kann; und der Empfindung wird folglich mit Recht aller Antheil an ihrer Entstehung abgesprochen. Selbst die einfachen Ausrufe der Leidenschaft (Interjektionen), welche auch die verfeinteste Sprache noch gelten läßt, sind eigentlich nicht mehr jene unwillkürlich hervorgebrachten Laute selbst, sondern vertreten sie nur durch ihren gemilderten Ausdruck, und fließen also mit allen übrigen Wörtern aus der gemeinschaftlichen Quelle der Nachahmung her.

Dennoch ist es unläugbar, und wir erfahren es täglich, daß der Mensch eben so wohl für seine Empfindungen als für seine Gedanken Zeichen der Mittheilung hat; und zwar nicht allein für die, welche seinen Organen von außen durch eine körperliche Gewalt eingedrückt werden, sondern auch für solche, deren ihn bloß seine höhere Natur empfänglich macht, und wodurch der prometheische Funke in dem Stoffe, den er belebt, sich freithätig und herrschend beweiset. Diese Zeichen

bestehen im lebendigen Vortrage der Rede und in den Geberden: wenn anders alles, wodurch sich das Innre im Aeußern offenbart, mit Recht Sprache heißt, so verdienen sie eben so sehr diesen Namen zu tragen, als die Schätze des Wörterbuchs. Einige Geberden sind nachahmend, oder zeigen auch gleichsam auf die Gegenstände hin; manche Biegungen der Stimme dienen dazu, die Beziehung der Begriffe auf einander deutlich, ihre größere oder geringere Wichtigkeit anschaulich zu machen; allein in den meisten redet das Gefühl, und zwar wendet es sich hiebei nicht an den Verstand, als an den Ausleger seiner Aeußerungen, sondern weiß sich unmittelbar mitzutheilen. Wenn wir zum Beispiel die Mienen eines Traurigen sehen, und den Ton seiner Stimme hören, ohne die Worte zu verstehn; ist etwa erst ein Schluß nöthig, um uns von seiner Gemüthslage zu unterrichten? oder wird nicht vielmehr durch die Eindrücke auf Auge und Ohr in unsern innern Organen, und dadurch in unsrer Seele eine ähnliche Bewegung hervorgebracht? 'Jede Regung', sagt ein alter Philosoph, 'hat von Natur ihre Geberde, Miene und Stimme: der ganze Körper des Menschen gleicht den Saiten einer Leier, welche, je nachdem die Seele sie rührt, verschiedne Töne angeben.' Könnte man dieß schöne Gleichniß nicht auch auf die Mittheilung der Gefühle anwenden, und, um sie zu erklären, an jenes Gesetz der tönenden Körper erinnern, nach welchem gleichgestimmte Saiten, ohne sich sichtbar zu berühren, nur durch die erschütterte Luft ihre Bebungen gegenseitig bis zu einander fortpflanzen? Aber wie es auch zugehen mag: wohl uns, daß ein innigeres Band des Mitgefühls, als der eigennützige Ideenhandel des Verstandes, das menschliche Geschlecht zu einem Ganzen verknüpft! Wir würden sonst mitten in der Gesellschaft einsam,

im Leiden von aller Theilnahme verlaßen, im Glücke ſelbſt zu den todten Freuden des Egoiſmus verdammt ſein.

Dieſe Sprache ſchränkt ſich keineswegs bloß auf die ſtärkſten Regungen oder eigentlichen Leidenſchaften ein. Sie folgt mit ihrem Ausdrucke den unendlich verſchiednen Graden und Abſtufungen der Empfindung, im weiteſten Sinne des Wortes, für Wahrnehmung des eignen Zuſtandes genommen; ja ſelbſt die Gleichgültigkeit hat den ihrigen. Irgend einer wird daher mit allen ausgeſprochenen Gedanken vernommen, und nur, indem wir ihnen durch das künſtliche Hülfsmittel der Schrift eine Art von Fortdauer außer uns verſchaffen, wird es möglich, ihn ganz davon abzuſondern. Sobald aber dieſe Zeichen wieder durch die Stimme belebt werden ſollen, ſo muß der Leſer den Ausdruck hinzubringen, mit welchem er vermuthen kann, daß der Urheber eines Gedankens ihn ausgeſprochen hätte.

Weit entfernt, daß die Sprache der Geberden, Mienen und Accente von irgend einer Uebereinkunft abhienge, oder erſt durch die Erziehung erlernt würde, iſt aller Zwang der Erziehung und des Wohlſtandes nicht im Stande, ſie je ganz zu unterdrücken, oder, wo es an innrer Empfänglichkeit fehlt, den Mangel im Aeußern vollkommen zu erſetzen. Wie weit man es auch in der Herrſchaft über die Bewegungen des Körpers und der Stimme bringen mag; einige Gefühle ſind dennoch zu ſtark, als daß man ihren Ausdruck völlig erſticken, andre zu heilig, als daß man ihn erheucheln könnte. Selbſt wo die verſtrickenden Verhältniſſe der bürgerlichen Geſellſchaft die Verſtellung zum täglichen Geſchäfte machen, täuſcht man ſich nicht ſonderlich, weil der Scharfſinn im Unterſcheiden mit der Geſchicklichkeit im Nachahmen immer im gleichen Grade zunimmt. Die Einfalt

der Natur ist als Schauspielerin dessen, was sie wirklich fühlt, der geübtesten Kunst überlegen, die eine fremde Rolle übernimmt.

Nicht wahr, meine Freundin, jetzt gewinnt die Lehre, welche, mit Ausschließung der Nachahmung, die Empfindung zur einzigen Bildnerin der Sprache macht, ein ganz andres Ansehen? Wir forschen nach dem Ursprunge der Sprache; wir betrachten ihre jetzigen Bestandtheile; wir finden darunter etwas, was so wenig der künstlichen Verabredung oder dem Witze einzelner Menschen angehört, daß es vielmehr durch alle von diesen herrührende Zusätze und Veränderungen unfehlbar geschwächt und entstellt wird; das sich in seiner größten Reinheit und Stärke grade unter solchen Völkern findet, deren Zustand sich am wenigsten von dem Ursprünglichen zu entfernen scheint, oder deren reiche und regsame Empfänglichkeit den Wirkungen der feinern Ausbildung das Gegengewicht hält; etwas, worin jedes Kind und jeder Wilde die Beredsamkeit eines Demosthenes beschämt; wodurch endlich Menschen aus den entferntesten Zonen, und, würden sie wieder ins Leben gerufen, aus den entferntesten Jahrhunderten, einander mittheilen könnten, was in ihrem Innern vorgeht. Dürfen wir also noch anstehen, dieß für die ächte, ewige, allgemein gültige Sprache des Menschengeschlechts anzuerkennen? Und ist sie das: wie ließe sich noch zweifeln, daß sie in allen einzelnen und abgeleiteten Sprachen das Ursprüngliche ausmacht?

Nun scheint auch der Einwurf wegzufallen, der von dem Gegensatze zwischen thierischem Geschrei und artikulierter Rede hergenommen wird, indem man behauptet, der gänzliche Mangel an Verwandtschaft zwischen beiden mache einen Uebergang unmöglich. Es ist wahr, die vierfüßigen Thiere schreien nur; aber die Vögel singen zum Theil; hier sehen wir also

ſchon zwei ganz verſchiedne Sprachen (ohne die vielen Dialekte der beſondern Thiergeſchlechter zu rechnen), welche die Natur durch die verſchiedne Einrichtung der Organe mit ähnlichen Empfindungen verknüpft hat. Wäre es denn ſo unwahrſcheinlich, daß ſie auch dem edelſten Thier eine ihm ausſchließend eigne Sprache der Empfindung verliehen hätte? Jeder Menſch fängt freilich den Gebrauch ſeiner Stimme mit Schreien an, wenn wir nicht etwa jene Kinder der Choraſmier ausnehmen wollen, die nach der Erzählung eines morgenländiſchen Geſchichtſchreibers*) ſchon in der Wiege die muſikaliſchen Anlagen des Volkes verrathen, indem ſie faſt melodiſch weinen. Allein, man würde ſich ſehr irren, wenn man von den erſten Uebungen eines noch ſchwachen Organs einen ungünſtigen Schluß auf das, wozu die Natur es im Zuſtande ſeiner völligen Entwickelung und Stärke beſtimmt hat, herleiten wollte. Die Jungen der Nachtigall könnte man nach ihrem unbedeutenden Zwitſchern mit Sperlingen verwechſeln. Die Kinder lernen erſt durch Nachahmung der Erwachſenen ſprechen: beweiſt dieß, daß die dazu erforderliche Bewegung ihren Organen nicht von Natur eigen iſt? Zeigt nicht vielmehr ihr früher Trieb dazu das Gegentheil? Ihre Fortſchritte hierin ſind im Vergleich mit denen, welche ſie in jeder andern Verrichtung machen, nicht vorzüglich langſam; ja, viele Kinder lernen die Zunge weit eher fertig bewegen, als die Füße. Vielleicht findet auch bei Thieren eine Nachahmung der Alten durch die Jungen, bei manchen ſogar eine Art von Unterricht ſtatt. Einige Vögel ſcheinen ja ihre Kleinen fliegen zu lehren: warum nicht auch ſingen? Von der Nachtigall wirſt du es dem Dichter und Muſiker, die

*) Ibn Arabſchah. S. Jones de poesi Asiat. im erſten Kapitel.

dieſen Gedanken ſo bezaubernd ausgeführt haben *), gewiß willig glauben, ohne auf die Beſtätigung des Naturforſchers zu warten. Zwar iſt ſchöner Geſang dem Menſchen nicht ſo angeboren, wie dieſem beneideten zarten Geſchöpfe, das gleichſam ganz Kehle, ganz Wohllaut iſt; aber die Stimme auf irgend eine Art ſingend zu biegen, iſt auch den menſchlichen Organen ſehr natürlich, wie man es oft an Kindern beobachten kann. Die erſte Sprache mag ein wüſtes Gemiſch von Geſchrei und Geſange geweſen ſein: und warum wäre es unmöglich, daß dieſes nach und nach gemäßigt und herabgeſtimmt, durch viele Mittelſtufen ſich endlich in eine artikulierte Rede umgebildet hätte? Viele Sprachen der Wilden wurden von Reiſenden noch ſehr unartikuliert gefunden, ſo daß ſie mit aller Mühe die gehörten Laute nicht nachſprechen, geſchweige dann in unſrer Schrift aufzeichnen konnten.

Wie nun? Wofür ſollen wir uns im Gedränge zwiſchen dieſen zwei entgegengeſetzten Syſtemen entſcheiden? Da wir nicht beide zugleich gelten laßen, und doch weder das eine, noch das andre unbedingt verwerfen können, ſo müßen wir ſie friedlich zu vereinigen ſuchen. Beide ſcheinen mir Theil an der Wahrheit zu haben, und nur darin unrichtig zu ſein, daß ſie ihr Grundgeſetz des Urſprunges der Sprache als das einzige, mit Ausſchließung des andern, behaupten. Die, welche Alles auf die Aehnlichkeit der Zeichen mit den benannten Gegenſtänden, erſt mit den hörbaren, dann durch entferntere Beziehungen zwiſchen den verſchiednen Sinnen auch mit andern, zurückführen, ſchränken den der menſchlichen Organiſation eignen Ausdruck der Empfindung willkürlich zu enge ein: denn Erfahrungen an Menſchen in einem widernatürlichen Zuſtande,

*) Klopſtock und Bach. Das Lied heißt, wo ich nicht irre, Aëdon.

zum Beispiel an solchen, die unter Thieren verwilderten, oder an Taubgebornen, taugen zum Beweise ihrer Voraussetzung nicht. Die ausdrucksvolle Beweglichkeit der menschlichen Glieder, vorzüglich des Antlitzes, widerspricht ihr vielmehr. Gleicht der Mensch hierin einem vielbesaiteten, von Leidenschaften mannichfaltig gerührten Instrumente, indessen der thierischen Eingeschränktheit eine oder wenige Saiten genügen: warum nicht auch in den Tönen der Empfindung? Will man hingegen die Sprache ganz von diesen ableiten, so bleibt es unerklärlich, wie sie so unendlich hat erweitert und vervollkommt werden können. In der Empfänglichkeit des Menschen allein, wäre sie auch noch so vieles zarter und umfaßender, als in den übrigen Thieren, liegt kein unterscheidendes Kennzeichen seiner Natur. Er würde also, wie wir es an jenen sehen, mit den Vorzügen seiner Organisation durch alle Geschlechter hin beständig auf eben dem Punkte beharren, wäre ihm nicht eine selbstthätige Richtung derselben verliehen. Bei dem Eindruck der Gegenstände durch die Sinne auf die innern Organe, und bei der Gegenwirkung dieser auf die äußern verhält er sich bloß leidend: der Gebrauch einer ganz hierauf beruhenden Sprache würde folglich gar nicht von seinem Willen abhängen. Unser Liebling Hemsterhuys hat bei dem System, das er vertheidigt *), dieser Einwendung dadurch vorzubeugen gesucht, daß er bei der Sprache, als Werkzeug der Mittheilung betrachtet, die innre Sprache der Seele, das Vermögen, Vorstellungen durch Zeichen festzuhalten und zu erneuern, schon voraussetzt, und nur die Beschaffenheit der Mittheilungszeichen durch den nothwendigen Zusammenhang

*) S. Lettre sur l'homme et ses rapports, in den Oeuvres philosophiques de M. F. Hemsterhuys. T. I. vorzüglich p. 182...190.

zwischen den Bewegungen der innern und äußern Organe bestimmen läßt. Allein warum sollte die Selbstthätigkeit grade hier still stehen, da doch ihre Macht sich so viel weiter erstreckt? Wir wißen nur zu gut, daß ihr Einfluß den Ausdruck der Empfindungen eher verfälscht und stört, als befördert. Aber Zeichen mit den Vorstellungen von Gegenständen außer uns, vorzüglich nach dem Gesetz der Aehnlichkeit, verknüpfen, und sie dadurch auch in Andern erwecken, ist ihr eigentliches Geschäft: und wie sollte sie es bei der ersten Bildung der menschlichen Rede nicht ausgeübt haben?

Mehrere Philosophen sind zwar einen Mittelweg gegangen, und haben zwei Quellen der Sprache anerkannt: allein sie räumen dabei der Empfindung meistens zu wenig ein; bleiben bei den Interjektionen, als dem Einzigen, was ihr angehöre, stehen; und bemerken ganz richtig, daß diese nur im Zeitalter der rohen Sinnlichkeit, der ungezähmten Leidenschaft, eine bedeutende Rolle unter den Wörtern spielen konnten, sich aber mit dem Fortgange der Verfeinerung immer mehr verlieren müßen. Es ist wahr, jene mächtigen Eindrücke, welche auf einen Augenblick alle Vorstellungen verdunkeln, äußern sich nur in abgebrochenen Ausrufungen. Aber daß die Empfindung, in so fern sie als Wahrnehmung des eignen Zustandes jede Vorstellung von etwas außer uns nothwendig begleitet, sowohl an dem Ursprunge als an der weitern Ausbildung der Sprache, mit dem Bestreben, die Dinge nachahmend zu bezeichnen, einen gleich wesentlichen und allgemeinen Antheil habe, scheint mir durch alles Bisherige ausgemacht. Freilich läßt sich ihr Werk nicht an einzelnen Worten darlegen; auch in der ganzen Masse einer Sprache ist sie nicht sichtbar vorhanden und gleichsam mit Händen zu greifen, eben so wenig, wie man den lebhaften

Vortrag einer Rede in Schriftzüge würde auffaßen können. Es iſt eine geiſtige Gegenwart, wie die der Luft in ſo vielen von ihr durchdrungenen Körpern unſichtbar und belebend. Indeſſen will ich dir doch nachher, wann ich von dem ſinnlich Schönen in den Sprachen reden werde, wenigſtens flüchtig anzudeuten verſuchen, wie dieſes hauptſächlich von dem Reichthum und dem Charakter der Empfänglichkeit eines Volkes abhängt.

Nun zum Urſprunge der Poeſie, worauf ich mit allen meinen Betrachtungen hinzielte. Hiſtoriſch wißen wir davon eben ſo wenig, als von der Entſtehung der Sprache. Denn, obgleich die fabelnden Sagen einzelner Völker darüber vielleicht auf manchen wirklichen Umſtand in ihrer früheſten Geſchichte anſpielen, ſo ſind ſie doch immer an ihre beſondre Scene gebunden; und das wunderbare Alterthum, wohin ſie Alles zurückſchieben, iſt jung neben dem Menſchengeſchlechte. Die erwachſene Muſe mochte ſich von ihrer Kindheit Einiges dunkel erinnern: wie hätte ſie es von dem erſten Augenblicke ihres Daſeins gekonnt? Wir müßen uns alſo mit den allgemeinen Aufſchlüßen begnügen, die uns die Lehre vom Urſprunge der Sprache geben kann. Aus der Beſchaffenheit des Bodens, woraus der erſte Keim der Poeſie aufſproßte, läßt ſich ungefähr vermuthen, wie er gediehen ſein mag. War die älteſte Sprache wirklich das Werk jener beiden vereinigt wirkenden Anlagen der menſchlichen Natur, denen wir ſie zugeſchrieben haben, ſo war ſie auch zuverläßig ganz Bild und Gleichniß, ganz Accent der Leidenſchaften: die ſinnlichen Gegenſtände lebten und bewegten ſich in ihr, und das Herz bewegte ſich mit allen. Dieß iſt es, was man ſo oft geſagt hat, und was doch nur in einem gewiſſen Sinne wahr iſt: Poeſie und Muſik ſei vom Anfange an da geweſen, und

gleichalt mit der Sprache. Welch eine Poeſie und welch eine Muſik kann man ſich hiebei denken? Beiden fehlte noch etwas, woran doch ihre ganze Entwickelung zu ſchönen Künſten hieng, nämlich ein Geſetz der äußern Form; und wie dieſes gefunden worden, iſt dadurch noch im geringſten nicht erklärt. Zwar brauchte nur einmal die Freiheit von äußern Bedürfniſſen und ungewöhnlich ſtarke Regung der innern Lebensfülle in Einer Stunde zuſammenzutreffen, ſo miſchte ſich die noch ungeübte rauhe Kehle des Menſchen unter die übrigen Waldgeſänge und ſtimmte den erſten Hymnus an. Allein wie kam eine gleichförmige Bewegung, ein Zeitmaß in ſeinen Geſang, oder (denn beides war ja urſprünglich eins) ein Rhythmus, ſei er auch noch ſo unförmlich geweſen, in ſeine Worte? Mußten ſie nicht vielmehr, den augenblicklich wechſelnden Antrieben gemäß, regellos hinſtrömen? Und wie verfiel der freie Sohn der Natur darauf, den Ungeſtüm ſeiner Phantaſie und ſeiner Gefühle ſelbſt irgend einen Zügel anzulegen? — Das nächſte Mal will ich dieß Räthſel zu löſen ſuchen.

Dritter Brief.

Ein Kaiſer von Sina, Namens Tſcho-hong, welcher vor vielen Jahrtauſenden lebte, hörte eines Tages auf einem Spaziergange (die Regierungsgeſchäfte mochten ihm wohl einige Muße übrig laßen) ein Concert der Vögel. Es gefiel ihm ungemein, er beſchloß auch eins dergleichen anzuſtellen, und erfand durch dieſe Veranlaßung eine wunderwürdige und unwiderſtehliche Muſik, welche die Leidenſchaften beſänftigte, die unregelmäßigen Wallungen im menſchlichen Körper hemmte, und dadurch ſogar das Leben verlängerte. Seitdem ſind nun die Sineſer, Dank dem klugen und geſchmack-

vollen Tscho-yong, im Besitz einer so vortrefflichen Kunst; und da es unhöflich sein würde, die Erfindungen eines Kaisers unvollkommen zu finden, so kann man sich leicht denken, daß sie nur Weniges werden hinzugesetzt oder verändert haben. Vermuthlich werden sie auch, wenn es dem Himmel gefällt, in alle Ewigkeit auf eben den Fuß zu musicieren fortfahren.

Verachte mir dieß alberne Märchen nicht zu sehr, liebe Amalie. Vielleicht ist es recht paßend für den Charakter der sinesischen Musik, deren Langweiligkeit leicht an die Langeweile eines Monarchen erinnern mag. Freilich wird darin nicht erwähnt, ob seine Majestät den Takt aus eignem Belieben ersonnen; oder ob die Vögel in Sina zur Zeit Tschoyongs, welcher der sechszehnte Fürst der neunten Periode war, taktmäßig gesungen haben; oder ob diese kaiserliche Musik ganz ohne Takt bestehen konnte. Allein ich habe in mehreren angeblich philosophischen Schriften, die von der Verwandtschaft der Poesie und Musik und von ihrem gemeinschaftlichen Ursprunge handeln, keinen beßern Aufschluß über die Erfindung des Zeitmaßes gefunden. Man nimmt darin den natürlichen Hang des Menschen, seine Gefühle durch Töne und Bewegungeu des Körpers auszudrücken, für die einzige und hinreichende Grundlage des Gesanges und Tanzes an. In so fern man hierunter nichts weiter als starke, leidenschaftliche Biegungen der Stimme, und wilde Geberden und Sprünge versteht (und nur zu solchen beseelt die bloße Empfindung), gehört die Vorstellung von einem Zeitmaße gar nicht dazu. Trägt man aber diese gleich mit in die Worte hinein, wie es ihr gewöhnlicher Gebrauch erfordert, so verwechselt man willkürlich die Bedeutungen, und überspringt die eigentliche Schwierigkeit der Frage, indem

man das als schon vorhanden voraussetzt, wovon die Entstehung erst erklärt werden soll.

Allerdings läßt sich eine Musik von Instrumenten ohne Takt gar nicht denken; auch die von Instrumenten begleitete Stimme ist durchaus an die Beobachtung desselben gebunden; aber wenn sie sich ganz allein hören läßt, so darf sie in diesem Stücke ihre natürliche Freiheit wieder geltend machen, und darin auch neben dem künstlichen Reichthum musikalischer Zusammensetzung gefallen wollen. Du siehst, ich rede vom Recitativ, das besonders in der italiänischen Oper eine so schöne Stelle einnimmt, und dem man doch den Namen eines Gesanges nicht versagen kann. Die Kennzeichen, woran das Ohr die singende Stimme von der redenden unterscheidet (auf welchem verschiednen Spiel der Organe die Eigenthümlichkeit beider auch beruhen möge), sind ein gewisses Schweben, das den Tönen Dauer verleiht; ihre Bestimmbarkeit in Ansehung der Höhe und Tiefe; und der Uebergang von einem zum andern nach bestimmbaren Zwischenräumen oder Stufen. Im Gesange der Nachtigall, bei welchem dieß alles eintrifft, und der so sehr Gesang ist, daß man versuchen konnte, ihn musikalisch aufzuzeichnen, bemerkt man nichts, was einem Zeitmaße gliche.

Dürfte man in der Geschichte der Entwickelung der menschlichen Fähigkeiten die Erfindung eines Instruments vor den ersten Uebungen der Stimme im Gesange vorangehen laßen, so wäre dadurch die Schwierigkeit der Auflösung um vieles verringert, aber keineswegs ganz gehoben. Da musikalische Instrumente erst durch eine künstliche Nachahmung einigermaßen den Ausdruck der Empfindung erreichen können, welcher den Stimmen lebender Geschöpfe ursprünglich eigen ist, so kann ihre erste Anwendung keine andre sein, als bloß

das Ohr zu ergötzen. Dieß vermögen sie durch einzelne Töne in keinem erheblichen Grade, und durch eine Folge derselben, nach unserm Urtheile wenigstens, nicht anders, als wenn darin ein Gesetz des Zeitmaßes obwaltet. Es ist daher nicht fremde, daß der Mensch, wenn er sich einmal das Ergötzen zum Geschäft machte, mancherlei Versuche anstellte, und gleichsam so lange herumtastete, bis er das Rechte traf. Indessen sind ungeübte, aber nach Allem begierige Sinne äußerst leicht zu befriedigen. Das armseligste Geklimper oder Geklingel bezaubert das Ohr eines Kindes oder eines Wilden, und ihr Entzücken über das schon Gefundne entfernt sie von dem Streben nach einer höhern, noch unbekannten Vollkommenheit. Vaillant beschreibt sehr artig ein Concert seiner Hottentotten: er hatte ihnen Maultrommeln und andre dergleichen Instrumente ausgetheilt; nun spielten sie ohne allen Takt auf das betäubendste durch einander, und fanden dennoch ein unbeschreibliches Vergnügen daran. Doch wir brauchen so weit nicht zu suchen: wie lärmen unsre Knaben nach einem Jahrmarkte mit ihren neuen Trommeln, Pfeifen oder Geigen durch die Gaßen! Und scheinen sie bei dieser musikalischen Ergötzlichkeit wohl im geringsten das Bedürfniß des Taktes zu fühlen?

Der Schriftsteller, bei dem ich das obige Märchen angeführt sah, nimmt es so, als ob demselben zufolge in Sina die Instrumentalmusik früher erfunden wäre, als der Gesang. Mir scheint es nicht ausdrücklich der Vorstellung zu widersprechen, der Kaiser habe sein menschliches Vögelconcert bloß durch Singstimmen zu Stande gebracht. Allein, gesetzt auch, das Gegentheil würde deutlich gemeldet, so muß das Ansehen einer Sage immer durch die innre Wahrscheinlichkeit der Begebenheiten unterstützt werden, und kann gegen sie

nichts gelten. Die Vermuthung, daß die Menschen, als Spiel und Gesang schon durch viele Fortschritte zu einer üblichen Unterhaltung geworden, und ihr Ohr für musikalischen Genuß mehr gebildet war, eine beschämende Vergleichung zwischen dem lieblichen Klange einiger Vögelstimmen und der Rauhigkeit ihrer eignen angestellt, und sich bemüht haben, jene nachzuahmen: diese Vermuthung möchte ich nicht verwerfen. Dagegen wißen wir historisch, daß die meisten Völker nie eine eigentliche, das heißt ohne Gesang für sich bestehende, Instrumentalmusik gekannt haben, und daß diese, wo sie etwa eingeführt ward, zu den späten, schwächenden Verfeinerungen der Kunst gehörte. Das Werkzeug des Gesanges bringt der Mensch mit auf die Welt, es begleitet ihn in jedem Augenblicke seines Lebens, und die Antriebe des Gefühls setzen es früh auf mannichfaltige Weise in Bewegung: die ersten unförmlichen Lieder mußten daher ohne Absicht, fast ohne Bewußtsein entstehn. Aber der Gebrauch eines äußern Werkzeuges, wäre es auch nur ein gespaltnes Bambusrohr, zur Begleitung des Gesanges, erfordert Ueberlegung, Benutzung der Natur, die nichts ohne Zubereitung dazu Taugliches darbietet, ja sogar einige Beobachtungen über die Gesetze des Schalles. So bewundernswürdig schienen auch der Vorwelt solche Erfindungen, daß nach der griechischen Sage nur der sinnreichste aller Götter den Einfall haben konnte, einige Schafsdärme über eine Schildkrötenschale zu spannen.

Aber wie? so hast du mir vielleicht schon vorhin eingewandt: schreibt nicht die Beschaffenheit der Empfindung selbst den Bewegungen einen gewissen Takt vor? Hüpft nicht die Freude mit raschem, schleicht nicht die Traurigkeit mit gedehntem Tritt? Und verhält es sich nicht eben so mit schnel-

len und langſamen Tonfolgen? Um dieſen Zweifel aufzuklären, denke dir eine Reihe von gleich lange dauernden, oder in gleichen Zeiträumen auf einander folgenden Schällen; zum Beiſpiel den Schlag des Pulſes, das Picken einer Uhr, das Läuten einer Glocke. Du ſiehſt, alles dieß kann uns durchaus keine andre Vorſtellung, als die von Schnelle und Langſamkeit, geben, und hat nicht die entfernteſte Beziehung auf den Charakter verſchiedner Empfindungen. Sobald hingegen Rhythmus entſteht, das heißt ſobald Abwechſelung in die Dauer der einzelnen Eindrücke gebracht, und Längen mit Kürzen gemiſcht werden, ſo kann eine ſolche Tonfolge auch ohne Hülfe der Modulation ſchon einigen Einfluß auf unſer Gemüth haben, es erwecken oder beruhigen. Bemerke ferner, daß wir aus dem langſameren oder ſchnelleren Zeitmaße der Schritte eines Menſchen an ſich nichts weiter erfahren, als den Grad ſeiner Eile, nach einem gewiſſen Ziele zu gelangen; ſeine Gemüthslage verräth ſich erſt durch andre hinzukommende Bewegungen, die zwar mit dem Gange übereinſtimmen, aber doch nicht bloß durch die Art der Folge, ſondern jede für ſich betrachtet, bedeutend ſind. Ueberhaupt muß eine Leidenſchaft ſchon bis zur Stimmung, zum fortwährenden Zuſtande der Seele, gemildert ſein, wenn ein gewiſſes Ebenmaß in ihrem Ausdrucke ſtattfinden ſoll. Denn was uns am ſtärkſten erſchüttert, hat am wenigſten Beſtand, und deswegen äußern ſich in der Natur die lebhafteſten Gefühle in ſtürmiſchen, völlig unregelmäßigen Folgen von Bewegungen und Tönen. Führt dieß nicht auf die Folgerung, daß alſo in beiden nicht das Abgemeßene, das gleichförmig Wiederkehrende, ſondern das Abwechſelnde, die Uebergänge von einem zum andern, der Empfindung entſprechen und ſie wieder erregen?

Und doch, wirſt du ſagen, iſt es ſo fühlbar, daß der jeder Melodie angemeßne Takt die Seele derſelben iſt. Das iſt er allerdings: allein erinnre dich, wir ſind hier ſchon im Gebiete der Kunſt, die nicht bei unmittelbarer Nachahmung der Natur ſtehen bleibt, ſondern durch eine Art von Erdichtung ſich ihr wieder nähert. Ein zuſammengeſetztes Gefühl, welches die Seele aber doch auf einmal faßen kann, entfaltet der Muſiker nach der feinſten Eigenthümlichkeit desſelben in einer melodiſchen Folge von Tönen, und legt durch das beſtimmte Verhältniß ihres Fortſchrittes dem fliehenden Augenblicke gleichſam Feßeln an; oder man kann auch ſagen, er bildet aus Empfindungen ein geordnetes Ganzes, was ſie eigentlich in der Wirklichkeit niemals ſind. Das Silbenmaß kann in der Poeſie etwas Aehnliches leiſten: aber welche geübte, beſonnene Empfänglichkeit gehört dazu, ſolch eine Wirkung nur wahrzunehmen, geſchweige denn, ſie ſelbſt hervorbringen zu wollen! Wir müßen uns wohl hüten, den ſchönen Gebrauch einer Erfindung mit dem, was ſie zuerſt veranlaßte, zu verwechſeln.

Ein Schriftſteller, der glücklicher darin war, Geheimniſſe in die Gegenſtände ſeiner Nachforſchung hineinzulegen, als die darin liegenden zu löſen, oder der dieß wenigſtens gern auf eine geheimnißvolle Art that, dem es eine allzu reizbare Organiſation ſchwer machen mußte, das wirklich Wahrgenommene vom Eingebildeten zu ſcheiden, findet den Urſprung des Zeitmaßes im Tanze und Geſange darin, daß den körperlichen Bewegungen, und den ausgeſprochnen oder geſungnen Worten, wozu bloß Leidenſchaft den Menſchen drängt, ein äußrer Zweck mangelt. Der gewöhnliche Gang, ſagt er, hat zur Abſicht, irgend wohin zu führen; die gewöhnliche Rede, uns Andern verſtändlich zu machen. Da beim Tanze

und Gesange solch ein äußres Bedürfniß ganz wegfällt, und folglich diese Handlungen um ihrer selbst willen vorgenommen werden, etwas an sich ganz Zweckloses aber uns kein Vergnügen gewähren kann, so strebt die Seele unwillkürlich darnach, sich einen Grund angeben zu können, warum sie jedesmal die Bewegungen und Töne so oder so auf einander folgen laße. Dieß erlangt sie nun durch ein innres Gesetz, ein Maß ihrer Folge. Indessen strebte sie vielleicht lange vergeblich, bis etwa zufälliger Weise dieselbe Abwechselung langsamerer und schnellerer Bewegungen mehremale auf einander folgte. Dieß immer in gleicher Ordnung Wiederkehrende feßelte die Aufmerksamkeit, prägte sich dem Gedächtnisse ein, ward bewundert, nachgeahmt und allmählich zum künstlichen, regelmäßigen Tanze, oder in Ansehung der Poesie zum künstlichen regelmäßigen Versbau gebildet.

Ich habe dir diese Erklärung umständlich angeführt, weil sie in einem sonst schätzbaren Buche, nämlich der Deutschen Prosodie von Moriz, steht; denn freilich ist sie zu luftig, als daß sie uns lange aufhalten dürfte. Die Redensart 'zufälliger Weise' gebraucht der Verfaßer mehrmals, und das ist schon ein übles Zeichen. Erlaubt man es sich einmal, bei einer, wenn ich so sagen darf, dem ganzen Menschengeschlechte gemeinschaftlichen Erfindung, den Zufall zu Hülfe zu rufen, so kann man sich die Mühe dieser und aller ähnlichen Untersuchungen ersparen, und jenem blinden Gotte die Entwickelung der menschlichen Fähigkeiten überhaupt anvertrauen. Wäre der Satz wahr, daß nichts Zweckloses uns Vergnügen gewähren könne, so müßte man entweder behaupten, kein bloß sinnlicher Genuß reiche über die Befriedigung des Bedürfnisses hinaus, oder man müßte dem Worte 'Zweck' eine höchst seltsame Ausdehnung geben. In dem ge-

bräuchlichen Sinne sind Zwecke bloß Sache des Verstandes; folglich handelt nur der gebildete Mensch nach ihnen, und auch dieser nicht, sobald Leidenschaften seinen Verstand ganz übermeistern. Dieß ist in der kindischen Seele des unerzogenen Natursohns unaufhörlich der Fall: er ist daher der Gewalt jedes dunkeln Antriebes hingegeben. Eine lebhafte Regung nöthigt ihn, ohne allen weitern Zweck, sie in Geberden und Tönen auszudrücken: aber wird wohl jemand noch nach einem Zwecke fragen, wo ein dringendes Bedürfniß befriedigt wird? Nähme man indessen auch an, die Erfindung des Taktes gehöre erst in die Zeiten, wo durch Gesang und Tanz nicht mehr eigne und gegenwärtige Leidenschaft ausgedrückt, sondern fremde oder vormalige zur Ergötzung nachgeahmt wurde, so ist ja doch Genuß des Daseins der Mittelpunkt aller Zwecke, und was unmittelbar dazu dient, steht in ihrer Rangordnung oben an. Wenn also die wahrste Nachahmung, die gewiß als solche kein Zeitmaß beobachtete, wie aus der Natur der Leidenschaften erhellt, schon an sich ergötzen mußte, so war ja nichts Zweckloses darin.

Ferner begreife ich nicht, wie Moriz den Zweck der Rede darauf einschränken kann, daß man sich verständlich machen will. Soll sie nicht noch in Zeiten der Verfeinerung, sollte sie nicht um so viel mehr, je näher die Sprache ihrem Ursprunge war, Theilnahme an den Empfindungen des Redenden erregen? Und sollten dieß nicht gleichfalls die ältesten Lieder, wofern man nicht etwa annimmt, ihre Urheber haben sie nur sich selbst vorgesungen? Endlich ist das Fortschreiten von einem Orte zum andern, worauf hier die Vergleichung des Tanzes mit dem Gange sich gründet, ein durchaus unwesentlicher Umstand. Es giebt sehr beliebte Tänze, bei denen man seine Stelle gar nicht verläßt; ja auf den freund-

ſchaftlichen Inſeln im Südmeer ſah man dergleichen, wobei nicht einmal die Füße wechſelsweiſe gehoben wurden. Der Tanz hat freilich kein beſtimmtes Ziel der Bewegungen wie der Gang, aber die ausdrucksvollen Geberden, aus denen er mit Hinzufügung des Taktes entſtanden iſt, haben es eben ſo wenig.

Es fehlt ſo viel, daß die Rede, ſobald ſie ſich in die Form eines Geſanges fügt, dem Dienſte eines äußern Zweckes entzogen würde, daß Poeſie vielmehr in den früheſten Zeiten nicht nur als Angelegenheit betrieben wurde, ſondern auch an allen Angelegenheiten des Lebens den wichtigſten Antheil hatte; und daß ſich bei einigen, zum Beiſpiel beim Gottesdienſte, die uralte Sitte ſogar bis auf uns fortgepflanzt hat. In Liedern wurden von jeher die Götter angefleht und geprieſen; in Liedern die Todten betrauert; Lieder bereiteten die Krieger zum Kampfe vor. Bei Völkern, die ſchon längſt in vielen Hinſichten geſittet heißen konnten, wurden die Geſetze noch als Lieder abgefaßt und geſungen. Die Araber haben im Tempel zu Mekka zwei Liedern einen unſterblichen Platz angewieſen, wodurch die Abgeſandten zweier Stämme im Namen derſelben ein Bündniß feierlich beſiegelten. Der eine von ihnen, Hareth Ben Helſa, ließ, auf ſeinen Bogen gelehnt, die Eingebungen des Augenblicks im höchſten Feuer der Begeiſterung hinſtrömen. Sowohl auf den Inſeln des Südmeers als in andern Gegenden wurden die europäiſchen Weltumſegler von den Eingebornen mit abgemeßenem Geſange bewillkommt. Durch ſtolze Lieder bietet der amerikaniſche Wilde mitten in der Todesqual ſeinen Feinden Trotz. Es iſt daher auch nichts Unglaubliches in der Sage, daß die nordiſchen Helden oft mit Liedern, in denen ſie ihre eignen Thaten verherrlichten, vom Leben Ab-

ſchied nahmen. Du kennſt vielleicht den Geſang, womit Regner Lodbrog, der däniſche König, lächelnd im Kerker ſtarb. Ein andrer Held, Hallmund genannt, dichtete, tödtlich verwundet, ein Lied von ähnlichem Inhalt, und hieß ſeine Tochter es aufbewahren. Solche Gedichte waren kein Gedicht: die Poeſie, welche dieſe Männer im Leben und Tode begleitete, war ihr heiligſter Ernſt, ihre lebendigſte Wahrheit.

Wüßte man nicht hiſtoriſch das Gegentheil, ſo könnte man leicht auf den Gedanken gerathen, das Zeitmaß gehöre unter die ſpätern Erfindungen; der Geſang habe, ſo lange nur wirkliche Leidenſchaft ihn eingab, in dithyrambiſcher Freiheit geſchwärmt, und erſt als er zum ergötzenden Spiele geworden, habe man den Mangel jenes urſprünglichen Nachdrucks durch einen kunſtmäßigen Reiz zu erſetzen geſucht. Aber die Beobachter wilder Völker rühmen einſtimmig die bewundernswürdige Genauigkeit im Takt, womit ſie ihre Geſänge und Tänze aufführen. Selbſt die kannibaliſchen Schlachtlieder der Neuſeeländer, wobei die furchtbarſte Wuth ihre Augen verdreht und alle ihre Geſichtszüge verzerrt, werden vollkommen taktmäßig geſungen.

Wenn man alſo nicht annehmen kann, der ordnende Geiſt ſei es, der ſich durch Regelmäßigkeit in den Ausbrüchen der ungeſtümen Leidenſchaften herrſchend beweiſe; wenn ferner die, beſonders in kindiſchen Seelen, ſo unſtäten und raſch wechſelnden Gefühle nichts Abgemeßenes an ſich haben: ſo müßen wir uns nach einem andern Grunde dieſer Erſcheinung umſehn, und diejenige Art ſie zu erklären, wobei man der beſonnenen Abſicht am wenigſten einräumt, wird die wahrſcheinlichſte ſein. Indeſſen ſcheint alles Meßen, weil es auf einer Vergleichung beruht, ein Geſchäft der denkenden Kraft in uns zu ſein. Körperliche Gegenſtände, die man

nach ihrer Ausdehnung gegen einander meßen will, hat man oft zugleich vor Augen: aber in einer Zeitfolge ist kein Theil mit dem andern zugleich vorhanden; die Vorstellung von dem Zeitraume, welcher den übrigen zum Maßstabe dienen soll, muß folglich im Gedächtnisse festgehalten werden. Ueberdieß ist die Wahrnehmung von der Dauer der Zeit sehr abhängig von der Beschaffenheit und Menge der sie ausfüllenden Eindrücke. Man sollte also denken, es müße für die Seele höchst schwierig sein, den Vergleich nur einigermaßen genau anzustellen, und dennoch fühlen wir die Leichtigkeit, womit wir Bewegungen nach einem Zeitmaße vornehmen. Dieß führt natürlich auf den Schluß, daß wir dieselbe nicht sowohl der Seele, als dem Körper, verdanken, daß sie mit Einem Worte bloß mechanisch ist. Unser Körper ist ein belebtes Uhrwerk; ohne unser Zuthun gehn in ihm unaufhörlich mancherlei Bewegungen, zum Beispiele das Herzklopfen, das Athemholen, und zwar in gleichen Zeiträumen vor, so daß jede Abweichung von diesem regelmäßigen Gange irgend eine Unordnung in der Maschine anzuzeigen pflegt. Auch bei andern Bewegungen, die von unserm Willen abhängen, gerathen wir leicht, vorzüglich wenn wir sie anhaltend wiederholen, von selbst und ohne es zu wißen, in ein gewisses Zeitmaß. Nehmen wir mehrerlei solche Handlungen zugleich vor, zum Beispiel Gehen und Sprechen, so richtet sich die Geschwindigkeit der einen gewöhnlich nach der andern, wenn wir nicht etwa vorsätzlich die Uebereinstimmung zwischen ihnen aufheben wollen. Eben so setzen sich mehrere Menschen bei gemeinschaftlichen Arbeiten ohne Absicht oder Verabredung in eine gleichmäßige Bewegung. Freilich kommt alsdann der Umstand hinzu, daß man einander sonst mit den Werkzeugen, zum Beispiel beim Rudern, Dreschen, Mähen,

hinderlich sein würde; aber auch wer ganz allein angreifende Arbeiten der Art verrichtet, wird, sobald er darin geübt ist, ohne besondre Aufmerksamkeit einen Takt beobachten. Gleichmäßig wiederholte Bewegungen erschöpfen am wenigsten: das Wohlthätige davon für den Körper muß sich leicht fühlen.

Daß die Seele sich mehr leidend, als durch Vergleichen und Urtheilen thätig beweise, indem eine Folge von Zeiten sich, wenn ich so sagen darf, von selbst an der Organisation abmißt, wird dadurch noch wahrscheinlicher, daß auch mehrere Arten von Thieren an Beobachtung des Taktes in ihren Bewegungen, einige Vögel sogar in ihrem Gesange gewöhnt werden können. Auch das scheint diese Vermuthung zu bestätigen, daß wir nur innerhalb eines gewissen Kreißes Zeitmaße genau und sicher wahrnehmen, und daß wir dabei eben auf solche Grade der Geschwindigkeit oder Langsamkeit eingeschränkt sind, die mit dem fühlbaren Zeitmaß der Bewegungen im Körper in einem nahen Verhältnisse stehn. Bei einer sehr schnellen Folge ist dieß weniger zu verwundern: die Eindrücke vermischen sich unter einander, so daß eine große Menge derselben in die Vorstellung von einem einzigen zusammengedrängt wird, wie wir zum Beispiel nach der verschiednen Anzahl der Bebungen einer Saite in einer gegebnen Zeit nur einen einzigen höheren oder tieferen Ton vernehmen. Wir brauchen nur an die Schnelligkeit zu denken, womit sich Schall und Licht durch unermeßliche Räume fortpflanzen, um überzeugt zu sein, daß dasjenige, was uns wie ein einziger untheilbarer Augenblick vorkommt, eine sehr zusammengesetzte Masse von Zeiten ist. Aber wie käme es, daß bei einer sehr langsamen Folge, wo wir doch um so mehr Muße haben, die einzelnen Zeiträume zu unterscheiden,

die Wahrnehmung von ihrer Gleichheit oder Ungleichheit ſich ebenfalls verliert, wenn ſie nicht auf Verhältniſſen zu unſrer Organiſation beruhte? Man laße eine Glocke alle Minuten einmal ſchlagen: niemand wird auch mit dem geübteſten Ohre entſcheiden können, ob die Zwiſchenräume ſich immer gleich ſind, er müßte ſie denn etwa durch ein körperliches Hülfsmittel eintheilen und die Anzahl der Theile in jedem mit einander vergleichen.

'Die Vorſtellung vom Zeitmaße', ſagt Hemſterhuys, 'iſt 'vielleicht die erſte von allen unſern Vorſtellungen, und geht 'ſogar der Geburt voran; denn es ſcheint, daß wir ſie ein'zig den aufeinander folgenden Wallungen des Bluts in der 'Nachbarſchaft des Ohres verdanken.'

Es ließe ſich hiebei fragen, ob die Fähigkeit Zeiten zu meßen unter unſern Organen dem Ohre ausſchließend gehöre; ob die Wallungen des Bluts in ſeiner Nähe, auch bei der gröſten äußern Stille, wirklich hörbar ſein können; wie früh Vorſtellungen ohne Bewußtſein in uns wirkſam zu werden anfangen, und dergleichen mehr. Du ſiehſt, eine gründliche Erörterung jenes Satzes würde uns in Labyrinthe der Phyſiologie und Pſychologie führen. Es iſt mir indeſſen lieb, mich wenigſtens in ſo weit mit Hemſterhuys auf Einem Wege zu finden, daß er die Anlage zum Takte auch für körperlich hält, und annimmt, nur die Regelmäßigkeit gewiſſer Bewegungen in unſrer Organiſation mache ſie zum tauglichen Werkzeuge der Zeitmeßung.

Zwar iſt auf dieſe Art noch nicht erklärt, wie die Menſchen darauf fallen konnten, die fremdartige Vorſtellung vom Takt auf den Ausdruck durch Geberden und Töne anzuwenden; doch iſt die Auflöſung, die ich jetzt deiner Prüfung übergeben will, dadurch vorbereitet.

Je mehr der Mensch noch ganz in den Sinnen lebt, desto mächtiger sind seine Leidenschaften. Zwar eröffnet ihnen die Entwickelung des Verstandes und die Vervollkommnung der geselligen Künste eine Welt von vorher unbekannten Gegenständen: aber eben dadurch, daß der Kreiß ihrer Wirksamkeit sich erweitert, muß ihr blinder Ungestüm gemäßigt werden. Hiezu kommt die tausendfache Abhängigkeit von Verhältnissen, die dem verfeinerten Menschen bei ihrer Befriedigung im Wege stehn. Ein Zögling des Anstandes, hat er schon früh gelernt, ihre Ausbrüche zu ersticken, und Gleichgewicht in seinem Betragen zu erhalten. Der rohen Einfalt hingegen scheint alles anständig, was die Natur fordert. Noch unbekannt mit den Anreizungen erkünstelter Verderbniß läßt sie sich nur von natürlichen Trieben, aber von diesen auch unumschränkt beherrschen. Wie eine Krankheit in einem gesunden Körper um so heftiger wüthet, je größern Ueberfluß an Lebenskräften sie vorfindet, so ist es auch mit den Leidenschaften: die gewaltsamsten Zustände, worein sie den künstlich erzognen Menschen versetzen, scheinen neben ihrer ausschweifenden Unbändigkeit in der Seele des freien und kräftigen Wilden nur ein besonnener Rausch zu sein. Sei es nun Freude oder Betrübniß, was sich seiner bemächtigt, so würden die aufgeregten Lebensgeister ihre Gewalt nach innen zu wenden, und seine ganze Zusammensetzung zerrütten, wenn er ihnen nicht durch den heftigsten Ausdruck in Worten, Ausrufungen und Geberden Luft machte. Er folgt der Anforderung eines so dringenden Bedürfnisses; durch jede äußre Verkündigung der Leidenschaft fühlt er sich eines Theils ihrer Bürde entledigt, und hält daher instinktmäßig Stunden, ja Tage lang mit Jauchzen oder Wehklagen an, bis sich der Aufruhr in seinem Innern allmählich gelegt hat. Bei schmerz-

lichen Gemüthsbewegungen werden sogar körperliche Verletzungen für nichts geachtet, wenn sich die Seele dadurch nur die Linderung verschaffen kann, sie auszulaßen. Hierin liegt unstreitig der Grund jener so vielen Völkern gemeinschaftlichen Sitte, beim Trauern über die Todten sich Wangen und Brust mit den Nägeln oder andern scharfen Werkzeugen zu zerfetzen, wenn auch nachher ein bloß äußerlicher Gebrauch oder eine Pflicht daraus wurde.

Freude ist zwar *) der wohlthätigste Affekt für den Körper; allein ihr sinnloser Taumel kann doch bis zu einer erschöpfenden Verschwendung der unaufhaltsam überströmenden Lebensfülle gehen. Selbst Jubeln und Springen, so ausgelaßen und anhaltend, wie es der wilde Naturſohn treibt, wird zu einer Art von Arbeit. Dennoch, wie ermüdet auch der Körper sich fühlen möge, reißt ihn die Seele mit sich fort, und gönnt ihm keine Ruhe. So leitete den Menschen dann der Instinkt, oder, wenn man lieber will, eine dunkle Wahrnehmung auf das Mittel, sich dem berauschendsten Genuße ohne abmattende Anstrengung lange und ununterbrochen hingeben zu können. Unvermerkt gewöhnten sich die Füße nach einem Zeitmaße zu hüpfen, wie es ihnen etwa der rasche Umlauf des Bluts, die Schläge des hüpfenden Herzens angaben; nach einem natürlichen Gesetze der Organisation mußten sich die übrigen Geberden, auch die Bewegungen der Stimme in ihrem Gange darnach richten; und durch diese ungesuchte Uebereinstimmung kam Takt in den wilden Jubelgesang, der anfangs vielleicht nur aus wenigen oft wiederholten Ausrufungen bestand.

Hatte man erst einmal das Wohlthätige dieses Zügels

*) die wohlthätigste Leidenschaft 1796. 1801.

[illegible] Vermuthung, daß die Menschen, als [illegible] viele Fortschritte zu einer [illegible] gemacht, und ihr Ohr für musikali- [illegible] eine beschämende Verglei- [illegible] Klange einiger Vögelstimmen [illegible] angestellt, und sich bemüht [illegible] Diese Vermuthung möchte ich nicht [illegible] wissen wir historisch, daß die meisten [illegible] das heißt ohne Gesang für sich [illegible] gekannt haben, und daß diese, [illegible] zu den späten, schwächenden [illegible] der Kunst gehörte. Das Werkzeug des Ge- [illegible] der Mensch mit auf die Welt, es begleitet ihn [illegible] Augenblicke seines Lebens, und die Antriebe des [illegible] es früh auf mannichfaltige Weise in Bewe- [illegible] unförmlichen Lieder mußten daher ohne Ab- [illegible] Bewußtsein entstehn. Aber der Gebrauch [illegible] Werkzeuges, wäre es auch nur ein gespaltnes [illegible] zur Begleitung des Gesanges, erfordert Ueber- [illegible] der Natur, die nichts ohne Zubereitung [illegible] ja sogar einige Beobachtungen [illegible] Schalles. So bewundernswürdig schie- [illegible] Erfindungen, daß nach der grie- [illegible] der sinnreichste aller Götter den Einfall [illegible] Schafsdärme über eine Schildkröten- [illegible]

[illegible] du mir vielleicht schon vorhin ein- [illegible] die Beschaffenheit der Empfindung [illegible] einen gewissen Takt vor? Hüpft nicht [illegible] nicht die Traurigkeit mit [illegible] es sich nicht eben so mit schnel-

len und langſamen Tonfolgen? Um dieſen Zweifel aufzuklären, denke dir eine Reihe von gleich lange dauernden, oder in gleichen Zeiträumen auf einander folgenden Schällen; zum Beiſpiel den Schlag des Pulſes, das Picken einer Uhr, das Läuten einer Glocke. Du ſiehſt, alles dieß kann uns durchaus keine andre Vorſtellung, als die von Schnelle und Langſamkeit, geben, und hat nicht die entfernteſte Beziehung auf den Charakter verſchiedner Empfindungen. Sobald hingegen Rhythmus entſteht, das heißt ſobald Abwechſelung in die Dauer der einzelnen Eindrücke gebracht, und Längen mit Kürzen gemiſcht werden, ſo kann eine ſolche Tonfolge auch ohne Hülfe der Modulation ſchon einigen Einfluß auf unſer Gemüth haben, es erwecken oder beruhigen. Bemerke ferner, daß wir aus dem langſameren oder ſchnelleren Zeitmaße der Schritte eines Menſchen an ſich nichts weiter erfahren, als den Grad ſeiner Eile, nach einem gewiſſen Ziele zu gelangen; ſeine Gemüthslage verräth ſich erſt durch andre hinzukommende Bewegungen, die zwar mit dem Gange übereinſtimmen, aber doch nicht bloß durch die Art der Folge, ſondern jede für ſich betrachtet, bedeutend ſind. Ueberhaupt muß eine Leidenſchaft ſchon bis zur Stimmung, zum fortwährenden Zuſtande der Seele, gemildert ſein, wenn ein gewiſſes Ebenmaß in ihrem Ausdrucke ſtattfinden ſoll. Denn was uns am ſtärkſten erſchüttert, hat am wenigſten Beſtand, und deswegen äußern ſich in der Natur die lebhafteſten Gefühle in ſtürmiſchen, völlig unregelmäßigen Folgen von Bewegungen und Tönen. Führt dieß nicht auf die Folgerung, daß alſo in beiden nicht das Abgemeßene, das gleichförmig Wiederkehrende, ſondern das Abwechſelnde, die Uebergänge von einem zum andern, der Empfindung entſprechen und ſie wieder erregen?

[illegible] Verstandes:
[illegible] und
[illegible] Verstand ganz
[illegible] des unerzo=
[illegible] daher der
[illegible] lebhafte
[illegible] Ge=
[illegible] jemand
[illegible] Bedürf=
[illegible] an, die Er=
[illegible] Zeiten, wo durch
[illegible] gegenwärtige Leiden=
[illegible] vormalige zur Er=
[illegible] Genuß des Daseins
[illegible] unmittelbar dazu dient,
[illegible] Wenn also die wahrste
[illegible] Zeitmaß beobachtete,
[illegible] erbellt, schon an sich
[illegible] Zweckloses darin.

[illegible] Moriz den Zweck der
[illegible] man sich verständlich
[illegible] Zeiten der Verfeinerung,
[illegible] näher die Sprache ihrem
[illegible] Empfindungen des Re=
[illegible] gleichfalls die ältesten
[illegible] ihre Urheber haben
[illegible] ist das Fortschreiten
[illegible] hier die Vergleichung
[illegible] gründet, ein durchaus un=
[illegible] sehr beliebte Tänze, bei
[illegible] verläßt; ja auf den freund=

ſchaftlichen Inſeln im Südmeer ſah man dergleichen, wobei nicht einmal die Füße wechſelsweiſe gehoben wurden. Der Tanz hat freilich kein beſtimmtes Ziel der Bewegungen wie der Gang, aber die ausdrucksvollen Geberden, aus denen er mit Hinzufügung des Taktes entſtanden iſt, haben es eben ſo wenig.

Es fehlt ſo viel, daß die Rede, ſobald ſie ſich in die Form eines Geſanges fügt, dem Dienſte eines äußern Zweckes entzogen würde, daß Poeſie vielmehr in den früheſten Zeiten nicht nur als Angelegenheit betrieben wurde, ſondern auch an allen Angelegenheiten des Lebens den wichtigſten Antheil hatte; und daß ſich bei einigen, zum Beiſpiel beim Gottesdienſte, die uralte Sitte ſogar bis auf uns fortgepflanzt hat. In Liedern wurden von jeher die Götter angefleht und geprieſen; in Liedern die Todten betrauert; Lieder bereiteten die Krieger zum Kampfe vor. Bei Völkern, die ſchon längſt in vielen Hinſichten geſittet heißen konnten, wurden die Geſetze noch als Lieder abgefaßt und geſungen. Die Araber haben im Tempel zu Mekka zwei Liedern einen unſterblichen Platz angewieſen, wodurch die Abgeſandten zweier Stämme im Namen derſelben ein Bündniß feierlich beſiegelten. Der eine von ihnen, Hareth Ben Helſa, ließ, auf ſeinen Bogen gelehnt, die Eingebungen des Augenblicks im höchſten Feuer der Begeiſterung hinſtrömen. Sowohl auf den Inſeln des Südmeers als in andern Gegenden wurden die europäiſchen Weltumſegler von den Eingebornen mit abgemeßenem Geſange bewillkommt. Durch ſtolze Lieder bietet der amerikaniſche Wilde mitten in der Todesqual ſeinen Feinden Trotz. Es iſt daher auch nichts Unglaubliches in der Sage, daß die nordiſchen Helden oft mit Liedern, in denen ſie ihre eignen Thaten verherrlichten, vom Leben Ab-

Die meisten thierischen Laute gehören wohl zu den Bewegungen der zweiten Art, welche einen Zustand verkündigen, nicht zu jenen, wodurch etwas erreicht oder vermieden werden soll. Zwar scheinen sich manche Thiere allerlei dadurch zu verstehen zu geben, einander herbeizurufen, ja ganze Unterredungen zu halten. Indessen könnte man, ohne sich grade, wie jener morgenländische Weise, dafür auszugeben, man wisse die Sprache der Vögel zu deuten, doch wohl unternehmen, dergleichen Laute und die Antworten darauf, mit Ausschließung alles Absichtlichen, bloß aus dem Antriebe eines gefühlten Bedürfnisses, und aus ähnlichen, durch die gehörte Stimme eines verwandten Thiers angeregten Reizen zu erklären. Wie dem auch sei, betrachtet man die Bewegungen der Stimme nicht als Mittel, Gegenstände zu bezeichnen, sondern nur als Ausdruck innrer Zustände, worauf sie doch beim Gesange zurückgeführt werden soll, so fehlt so viel, daß der Mensch sich hierin eines angebornen Vorzugs rühmen könnte, daß er vielmehr nur durch eine Ausbildung, die er allein sich selbst zu geben vermag, und durch die fortgesetzte Uebung vieler Geschlechter, sich die Biegsamkeit, den Umfang der Singstimmen, und das feine Gehör für das Harmonische in den Uebergängen erwirbt, welche manchen Gattungen der Vögel ohne Unterricht eigen sind. Doch an künstlicher Schönheit des Gesanges mag der Mensch sie noch so weit übertreffen; die zarte Regsamkeit der Organisation, wodurch bei ihnen allen Gefühlen der Lust und des Verlangens Stimme gegeben wird, so daß ihr innigstes Leben in der Kehle zu wohnen scheint, muß er an diesen kleinen Musen der thierischen Schöpfung bewundernd lieben, und kann dieselbe höchstens nur mit ihnen theilen.

An den Bewegungen der Glieder und der Stimme,

ihrer Ausdehnung gegen einander meßen will, hat man zugleich vor Augen: aber in einer Zeitfolge iſt kein Theil mit dem andern zugleich vorhanden; die Vorſtellung von dem Zeitraume, welcher den übrigen zum Maßſtabe dienen ſoll, muß folglich im Gedächtniſſe feſtgehalten werden. Ueberdieß iſt die Wahrnehmung von der Dauer der Zeit ſehr abhängig von der Beſchaffenheit und Menge der ſie ausfüllenden Eindrücke. Man ſollte alſo denken, es müße für die Seele höchſt ſchwierig ſein, den Vergleich nur einigermaßen genau anzuſtellen, und dennoch fühlen wir die Leichtigkeit, womit wir Bewegungen nach einem Zeitmaße vornehmen. Dieß führt natürlich auf den Schluß, daß wir dieſelbe nicht ſowohl der Seele, als dem Körper, verdanken, daß ſie mit Einem Worte bloß mechaniſch iſt. Unſer Körper iſt ein belebtes Uhrwerk; ohne unſer Zuthun gehn in ihm unaufhörlich mancherlei Bewegungen, zum Beiſpiele das Herzklopfen, das Athemholen, und zwar in gleichen Zeiträumen vor, ſo daß jede Abweichung von dieſem regelmäßigen Gange irgend eine Unordnung in der Maſchine anzuzeigen pflegt. Auch bei andern Bewegungen, die von unſerm Willen abhängen, gerathen wir leicht, vorzüglich wenn wir ſie anhaltend wiederholen, von ſelbſt und ohne es zu wißen, in ein gewiſſes Zeitmaß. Nehmen wir mehrerlei ſolche Handlungen zugleich vor, zum Beiſpiel Gehen und Sprechen, ſo richtet ſich die Geſchwindigkeit der einen gewöhnlich nach der andern, wenn wir nicht etwa vorſätzlich die Uebereinſtimmung zwiſchen ihnen aufheben wollen. Eben ſo ſetzen ſich mehrere Menſchen bei gemeinſchaftlichen Arbeiten ohne Abſicht oder Verabredung in eine gleichmäßige Bewegung. Freilich kommt alsdann der Umſtand hinzu, daß man einander ſonſt mit den Werkzeugen, zum Beiſpiel beim Rudern, Dreſchen, Mähen,

aufgehoben. Nur solche Leidenschaften, die ein wahres Bedürfniß zum Ziele haben, können, wenn die Befriedigung verschoben wird, zu einer für das Thier selbst zerrüttenden Heftigkeit gelangen. Andre, wobei dieß nicht der Fall ist, zum Beispiele, wenn ein Thier durch Neckereien zum Zorne gereizt worden, hören bald von selbst auf, befriedigt oder unbefriedigt, wenn der Gegenstand den Sinnen entrückt ist. Der Mensch hingegen ist mit seinem Dasein nicht auf die Eindrücke des Augenblicks eingeschränkt. Er hat das Vermögen, Vorstellungen selbstthätig festzuhalten und zu erwecken. So wie darauf die ganze Entwickelung der menschlichen Erkenntnißkräfte beruht, so läßt sich auch ohne dasselbe keine Anlage zur Sittlichkeit denken. Ohne Vergleichung könnte der Verstand nicht urtheilen und der Wille nicht wählen. Aber lange ehe der Mensch von seinen Vorstellungen einen sittlichen Gebrauch machen, und sich durch ihr Gegengewicht wider alle sinnlichen Reize bei einem Vorsatze behaupten lernt, wirken sie sinnlich, und ihre ganze Macht wirft sich verstärkend auf die Seite der Leidenschaften. Diese beherrschen also, bis die Vernunft sie unter ihre Botmäßigkeit gebracht hat, den menschlichen Körper unumschränkt, da sie bei dem Thiere nur seinen Bedürfnissen oder seiner Sicherheit dienen; weswegen auch jede Zähmung derselben, wie nützlich der Mensch sie für seine Absichten mit den Thieren finden möge, als eine wahre Ausartung anzusehen ist. Wie frühe schon leidenschaftliche Vorstellungen über körperliche Empfindungen im Menschen die Oberhand gewinnen, darüber laßen sich an ganz kleinen Kindern die auffallendsten Beobachtungen machen. Wie oft laßen sie ihren Verdruß über ein weggenommenes Spielzeug, wodurch doch kein eigentliches Bedürfniß, sondern nur der Trieb nach Beschäftigung befriedigt

lichen Gemüthsbewegungen werden ſogar körperliche Verletzungen für nichts geachtet, wenn ſich die Seele dadurch nur die Linderung verſchaffen kann, ſie auszulaßen. Hierin liegt unſtreitig der Grund jener ſo vielen Völkern gemeinſchaftlichen Sitte, beim Trauern über die Todten ſich Wangen und Bruſt mit den Nägeln oder andern ſcharfen Werkzeugen zu zerfetzen, wenn auch nachher ein bloß äußerlicher Gebrauch oder eine Pflicht daraus wurde.

Freude iſt zwar *) der wohlthätigſte Affekt für den Körper; allein ihr ſinnloſer Taumel kann doch bis zu einer erſchöpfenden Verſchwendung der unaufhaltſam überſtrömenden Lebensfülle gehen. Selbſt Jubeln und Springen, ſo ausgelaßen und anhaltend, wie es der wilde Naturſohn treibt, wird zu einer Art von Arbeit. Dennoch, wie ermüdet auch der Körper ſich fühlen möge, reißt ihn die Seele mit ſich fort, und gönnt ihm keine Ruhe. So leitete den Menſchen dann der Inſtinkt, oder, wenn man lieber will, eine dunkle Wahrnehmung auf das Mittel, ſich dem berauſchendſten Genuße ohne abmattende Anſtrengung lange und ununterbrochen hingeben zu können. Unvermerkt gewöhnten ſich die Füße nach einem Zeitmaße zu hüpfen, wie es ihnen etwa der raſche Umlauf des Bluts, die Schläge des hüpfenden Herzens angaben; nach einem natürlichen Geſetze der Organiſation mußten ſich die übrigen Geberden, auch die Bewegungen der Stimme in ihrem Gange darnach richten; und durch dieſe ungeſuchte Uebereinſtimmung kam Takt in den wilden Jubelgeſang, der anfangs vielleicht nur aus wenigen oft wiederholten Ausrufungen beſtand.

Hatte man erſt einmal das Wohlthätige dieſes Zügels

*) die wohlthätigſte Leidenſchaft 1796. 1801.

gebändigt. Das letzte hätte einen Vorſatz erfordert, welchen zu faßen das ſinnliche Geſchöpf noch ganz unfähig war; jenes geſchah ohne ein abſichtliches Wollen durch das Bedürfniß. Die anfangs unwillkürliche und inſtinktmäßige Beobachtung des Zeitmaßes in ausdrückenden Bewegungen und Tönen ſtellte das Gleichgewicht zwiſchen Seele und Körper wieder her, welches durch die Uebermacht wilder Gemüthsbewegungen und des gleich ſtarken Triebes, ſie auszulaßen, aufgehoben worden war. Hatte der Menſch dieſe wohlthätige Wirkung erſt einmal erfahren, ſo kehrte er natürlicher Weiſe bei jedem neuen Anlaße zu dem zurück, was ſie ihm verſchafft hatte, und machte es ſich zur Gewohnheit. Die geordnete Freiheit, die er in ſeinem Innern noch nicht kannte, mußte ihm doch in den äußern Verkündigungen desſelben gefallen: er ahnete darin entfernt ſeine höhere Beſtimmung. Indem er ſich ſeiner Leidenſchaft ungebunden hingab, ſchmeichelte ihm ein gemeßner Rhythmus mit einer Art von Herrſchaft über ſie. Zwar ſtellt ſich der Menſch in ſeinem ganzen äußern Thun ſo dar, wie es der Beſchaffenheit und Lage ſeines Innern gemäß iſt; allein dieſe innige Gemeinſchaft zwiſchen Gefühl und Ausdruck iſt nicht bloß einſeitige Abhängigkeit. Der Ausdruck, wie ſich jeder dieß leicht durch eigne Erfahrung beſtätigen kann, wirkt nach Innen zurück, und verändert das Gefühl ſelbſt, wenn ihm eine fremde Urſache einen verſchiednen Grad der Stärke, oder eine verſchiedne Richtung gegeben hat. Auf ſolche Weiſe mußten die Leidenſchaften, indem ihre kräftigen Ausbrüche durch Einführung eines ordnenden Maßes in Geſang und Tanz umgeſchaffen wurden, ebenfalls gemildert werden.

Daß der Rhythmus gleich von den früheſten Zeiten nach ſeiner Entſtehung dieſe Wirkung gehabt, darüber giebt es,

wie ſich von ſelbſt verſteht, keine hiſtoriſchen Nachrichten, und kann dergleichen nicht geben. Welches Alterthum viele Sagen der Völker auch von ſich rühmen mögen, ſo ſind ſie doch gewiß alle viel ſpätern Urſprungs, und nur der Geiſt des Wunderbaren, welcher in ihnen herrſcht, entrückt ſie in jene dämmernde Ferne. Poeſie wurde nachher das einzige Mittel, wodurch jedes Geſchlecht dem folgenden die Haupteindrücke ſeines Lebens als den köſtlichſten Nachlaß übergab. In ihrer erſten Geſtalt, wo ſie noch nichts weiter war, als unmittelbarer Ausbruch einer beſtimmten, gegenwärtigen Leidenſchaft, lebte ſie ſelbſt nicht länger als das, was ihr Odem gegeben hatte. Allein geſetzt auch, Ueberlieferung wäre ſchon möglich geweſen: wie hätte der Menſch, noch kaum zur Beſinnung erwacht, der Rückkehr in ſich ſelbſt fähig ſein ſollen, welche erfordert wurde, um ſich von einer ſolchen allmählichen, nie von andern Gefühlen abgeſonderten Wirkung auf ſein Innres Rechenſchaft zu geben? Wie viel gehörte nicht dazu, bis er überhaupt nur ſo weit kam, zu ſich ſelbſt zu ſagen. er habe eine Seele! Wir ſehen es ja aus manchem Denkmal alter oder wenig gebildeter Sprachen, daß Völker, unter denen ſchon viele andre Betrachtungen angeſtellt worden waren, immer noch große Mühe hatten, von der wollenden und denkenden Kraft, welche dem Menſchen inwohnt, ſich eine nur nicht gar verworrene Vorſtellung, wie von einem körperlichen Werkzeuge zu machen. Indeſſen haben wir doch in einigen Mythen, welche die erſten Fortſchritte des Menſchengeſchlechts bildlich erklären ſollten, das gültigſte Zeugniß, das man in einer Sache dieſer Art verlangen kann. Die Anfänge des geſitteten Lebens werden mit der Erfindung der Muſik zuſammengeſtellt; die als Götter oder Heroen verehrten Stifter beider, Oſiris und Iſis bei den Aegyptiern, bei

den Griechen vorzüglich Orpheus, ſollen ſich der Macht des Geſanges bedient haben, um die rohen Gemüther zu zähmen. Freilich läßt ſich hievon auch eine andre nicht zu verwerfende Deutung geben, daß man nämlich ein ſo großes Wunder nicht ſowohl dem Rhythmus der Lieder, als den Empfindungen, die aus ihnen athmeten, den Lehren, die ſie vortrugen, zuſchreibt. Aber alsdann verjüngt man dieſe Sagen gewiſſermaßen, und betrachtet jene Namen, mit welchen ein religiöſer Glaube nachher ſo viel Allgemeines verflocht, als wirkliche Perſonen, deren Wohlthaten ihr Andenken auf die Nachwelt gebracht haben. Denn damit ſich einzelne Menſchen unter ihren Mitbrüdern durch *) menſchlicheres Gefühl und höhere Erkenntniß auszeichnen können, muß ſchon das ganze Geſchlecht nicht mehr auf der unterſten Stufe ſtehn. Der Geſang muß ſchon ein Gegenſtand des Wohlgefallens geworden ſein, wenn durch ſeine Hülfe ſanften Empfindungen, weiſen Sprüchen Eingang verſchafft werden ſoll. Die älteſten aller Erfindungen dankt das Menſchengeſchlecht Niemanden insbeſondre: ſie gehören ſeiner eignen Natur, und demnächſt dem Himmel und der Erde an, inſofern dieſe durch günſtige Einflüße ihrer Entwickelung zu Hülfe kamen. Der älteſte Orpheus war wohl nirgends perſönlich gegenwärtig: er wohnte überall verborgen im thieriſchen Menſchen, und als er zum erſtenmal göttlich hervortrat, und das wüſte Toben der Leidenſchaft durch melodiſchen Rhythmus feßelte und zähmte, konnte kein Ohr und kein Herz ſeiner Zaubergewalt widerſtehen.

Der Trieb, andre gleichſam in ſein eignes Daſein aufzunehmen, und wiederum in ihnen vervielfacht zu leben, der zwar nicht ſelbſt die Fähigkeit zur Sprache iſt, aber ſie doch

*) menſchliches 1801.

hervorgerufen hat, macht die eigentlich menſchliche Grundlage der Geſelligkeit aus, wie viel andre Umſtände und Bedürfniſſe auch dazu einladen oder nöthigen mögen. Schon in den früheſten Zeiten des geſelligen Standes (und wann lebte der Menſch wohl völlig einſam?) mußte daher häufig der Fall kommen, daß dieſelben Gefühle mehrere Gemüther zu gleicher Zeit bewegten, entweder weil Einer ſie den Uebrigen durch ſichtbaren und hörbaren Ausdruck mitgetheilt hatte, oder weil das, was ſie hervorbrachte, Alle gemeinſchaftlich betraf. Das Beiſammenſein einer Anzahl von Menſchen in leidenſchaftlichem Zuſtande, von denen jeder ſich ganz ſeiner Willkür überläßt, muß auch dann, wenn ſie alle nach derſelben Richtung hinſtreben, unausbleiblich tumultuariſch werden. Man hat es ja häufig unter geſitteten Völkern erlebt, daß in ſolchen Fällen die Wahrheit Raſende machte, und der Patriotiſmus Gräuelthaten verübte. Es entſteht ein Chaos von Kräften, worin ſelbſt das Gleichartige ſich zu kennen aufhört und mit blinder Feindſeligkeit gegen einander treibt. Will eine Verſammlung ihrer würdig handeln, das heißt nicht als roh zuſammengehäufte Maſſe, ſondern als ein Ganzes, von Einem Willen beſeelt, ſo muß jeder Einzelne ſich bis auf einen gewiſſen Grad ſeiner Freiheit entäußern, um dagegen von allen Uebrigen vertreten zu werden. Der allgemeine Wille bedarf einer Stimme, die ihn rein und vernehmlich verkündige; wenn die Eintracht einer verſammelten Menge nicht mit ſinnlicher Gegenwart in ihrer Mitte erſcheint, ſo iſt ſie ſo gut als nicht vorhanden. Gäbe es nun ein Mittel, wodurch viele Menſchen ſich im Ausdrucke derſelben Empfindungen vereinigen könnten, ohne ſich gegenſeitig zu ſtören noch zu übertäuben, und wodurch bei einem noch ſo vielfachen, gewaltigen Widerhalle des lauten Lebens-

odems doch alles Mißhellige vermieden würde: ſo müßte dabei die gemeinſchaftliche Regung, durch die erklärte Theilnahme Aller beſtätigt, ſich zwar um ſo tiefer in die Gemüther pflanzen; aber es könnte nicht fehlen, der milde Sieg des geſelligen Triebes über den ſelbſtiſchen würde ihre äußere Stürme um vieles beſänftigen. Die Leidenſchaften der einzelnen Glieder der Geſellſchaft glichen alsdann nicht mehr wildlaufenden Waßern, die beim geringſten Aufſchwellen eine Ueberſchwemmung verurſachen müßen, ſondern wären wie Bäche in einem Strom verſammelt, und flößen in ihm zwar unaufhaltſam, doch um ſo ruhiger fort, je tiefer und breiter ſein Bett geworden wäre. Ein ſolches Mittel iſt aber Geſang und Tanz, ſobald beide durch das Zeitmaß geordnet ſind, denn das wird weſentlich erfordert, wenn man nicht bacchantiſch durcheinander toben ſoll. Dieſes könnte man als die zweite Art anſehen, wie der Rhythmus, bloß als Geſetz der Bewegung betrachtet, den wilden Menſchen ein wohlthätiger, göttlicher Orpheus ward. Er war es, der ausdrückende Geberden und Töne, in denen ſonſt nur uneingeſchränkte, hartnäckige Willkür geherrſcht, an ein friedliches Nebeneinanderſein gewöhnte, ſie zum Bande der Geſelligkeit und zugleich zu ihrem ſchönſten Sinnbilde umſchuf. Kein Wunder alſo, wenn Geſang und Tanz unter wenig gebildeten Völkern von jeher die Seele aller Zuſammenkünfte war, und noch iſt. Ein gemiſchter Haufe wird dadurch in Chöre abgeſondert und geordnet.

Daß dieſe menſchlich natürlichen Künſte Sache der Geſellſchaft wurden, konnte und mußte zum Theil auf ihre weitere Bildung den entſchiedenſten Einfluß haben. Zuverläßig beſchränkte es zuvörderſt ihre urſprüngliche Freiheit, und fügte zu dem, worin man ohne Abſicht, faſt ohne A über-

einſtimmte, äußerliche Geſetze der Uebereinkunft und des Herkommens hinzu. Um Verwirrung zu vermeiden, war eine gewiſſe Anordnung, beſonders beim Tanze, unentbehrlich; und da dieſe nicht im Weſen des Alle beſeelenden Gefühls lag, ſo gewann der Verſtand dabei Raum, beſonnener zu verfahren, zu wählen und das an ſich Gleichgültige allmählich mit dem Gefallenden zu vertauſchen. Das Verlangen nach dieſem iſt ſo tief und weſentlich im Menſchen gegründet, daß er es faſt eben ſo früh zu offenbaren anfängt, als er Erzeugniſſe der Natur für irgend einen Zweck benutzt. Es genügt ihm nicht, daß ſein Werkzeug dieſen erreiche: er will ſich gern durch etwas Höheres als Schöpfer darin erkennen. Der Bogen des Wilden muß nicht bloß in die Ferne treffen; das Holz oder Horn, woraus er verfertigt iſt, muß auch zierlich geſchnitzt und geglättet ſein. Bald wird die Außenſeite ſeines eignen Körpers ihm ein Gegenſtand dieſes künſtleriſchen Triebes: Putz war überall, ausgenommen in ganz rauhen Himmelsſtrichen, das frühere Bedürfniß, und bedeckende Kleidung nur ein ſpäterer Fortſchritt zur Ueppigkeit. Mag uns der Putz der Wilden (ſo ſchelten wir einander nationenweiſe, ſagt ein wackrer Forſcher, ohne daß einmal jemand ſo keck oder ſo billig wäre, zu ſagen, was ein Menſch und was ein Wilder ſei) noch ſo abenteuerlich, widerſinnig, ja abſcheulich vorkommen; das eigenthümliche Gepräge unſrer Natur, welches ihm ſeine Beſtimmung giebt, kann zwar darin entſtellt, aber nie ganz ausgelöſcht werden. Im Wohlgefallen an vermeintlich ſchönem Zierrat, und in dem Vermögen der Einbildungskraft, ihn zu erfinden, liegen die edelſten Künſte, die ſich je unter geiſtreichen Völkern bis zur Reife entfaltet haben, wie in ihrem Keime beſchloßen. Man glaube auch nicht etwa, daß eine beträchtliche Höhe der Ausbildung dazu

[illegible] werden können, weil wir
[illegible] geringeren Ständen oft jede
[illegible] durch eine drückende Lage
[illegible] mit ihm zugleich der wohl-
[illegible] wird, ohne daß die Vor-
[illegible] dafür dienen, so wird der
[illegible] der Barbarei zurückgewor-
[illegible] Wildheit gewiß weit vorzu-

[illegible] kleinen Abschweifung zurück.
[illegible] vorher schlafenden Triebes nach
[illegible] ganz neue, weite Aussicht
[illegible] drei rhythmischen Künste. Die
[illegible] Ausdrucke ihrer Gefühle, wenigstens
[illegible] schmerzlich sind, zu gefallen, und
[illegible] auch wenn das Bedürfniß, wel-
[illegible] gedrungen hatte, schon gestillt war.
[illegible] Tanz und Gesang als Ergötzung ge-
[illegible] dahin kommen, daß man sich
[illegible] freiwillig aus einem ruhigen Zu-
[illegible] Regungen versetzte. So entstand eigent-
[illegible] Nachahmung zum Vorschein: denn
[illegible] reine, unvermischte Wahrheit ge-

[illegible] haben, liebe Freundin, daß ich im
[illegible] Betrachtungen zwei Sätze ohne Beweis
[illegible] schweigend zum Grunde gelegt habe,
[illegible] einzuleuchten schienen. Erstlich: Poesie
[illegible] der Art gewesen, die man in der Kunst-
[illegible] nennt. Zweitens; man habe sie immer un-
[illegible] der Eingebung des [illegible] gesungen:

mit einem Ausdrucke, der uns Deutſchen wie die Sache ſelbſt fremd iſt, 'improviſiert'. Was jenes betrifft, ſo erinnre ich hier nur mit wenigen Worten, daß dem empfindenden Weſen ſein eigner Zuſtand das Nächſte iſt; daß der Geiſt die Dinge zuerſt nur in ihrer Beziehung auf dieſen wahrnimmt, und ſchon zu einer ſehr hellen Beſonnenheit gediehen ſein muß, um ſeine Betrachtung derſelben, wenn ich ſo ſagen darf, ganz aus ſich heraus zu ſtellen. Durch welche Veranlaßungen und auf welchen Wegen die andern Gattungen, die in der lyriſchen eingewickelt lagen, ſich in der Folge von ihr geſondert, erzähle ich dir ein andres Mal. Vorbereitung läßt ſich ohne Abſicht nicht denken: und wie ſollte dieſe bei den älteſten Geſängen, Kindern der Leidenſchaft und des Bedürfniſſes ſtattgefunden haben? Das Natürliche geht immer vor dem Künſtlichen her. Zu der Zeit, da noch alle Menſchen dichteten, waren die Dichter wohl nicht ſo ängſtlich für die Ewigkeit ihrer Werke beſorgt, als heut zu Tage: das Lied, das auf ihren Lippen geboren ward, ſtarb auch in demſelben Augenblicke. Es dem Gedächtniſſe einzuprägen, konnte ihnen ſchwerlich einfallen, eben ſo wenig, als wir alle Worte, in der Hitze eines leidenſchaftlichen Geſprächs ausgeſchüttet, aufzubewahren gedenken. Das gemeinſchaftliche Singen gab vielleicht auch hiezu den erſten Anlaß. Sollte der Chor wiederholen, was Einer vorgeſungen hatte, ſo mußte er ſich Worte und Melodie wenigſtens für ſo lange merken; das Gedächtniß wurde mit ins Spiel gezogen, wie gering auch der Dienſt ſein mochte, den man ihm anfangs zumuthete. Doch dieß läßt ſich auch aus einer andern Urſache ableiten. Die Sprache war ſo äußerſt arm an Worten und Wendungen, der Kreiß der Vorſtellungen ſo enge gezogen, daß man nicht vermeiden konnte, häufig auf eben dasſelbe zurück zu kommen. Wenige

Ausrufungen hießen ſchon ein Lied: ſie genügten dem einfältigen Herzen, erſchöpften aber auch den ganzen Reichthum des kindiſchen Geiſtes. Oft geſungen, blieben ſie natürlich ſammt ihren Anordnungen im Gedächtniſſe hängen, und boten ſich bei einer ähnlichen Gelegenheit von ſelbſt wieder dar.

Um deine Geduld zu belohnen, liebſte Amalie, wenn du dieſen Brief, ohne etwas zu überſpringen, bis zu Ende geleſen haſt, füge ich etwas hinzu, worüber du wenigſtens einen Augenblick lächeln magſt; ein Paar Proben von Poeſie, welche ein Weltumſegler aus der Südſee zurückgebracht hat. Folgendes Lied dichteten einige Neuſeeländer aus dem Stegreif, als ſie den Tod eines ihnen befreundeten Taheitiers erfuhren:

Aeghih, matte, ah wäh, Tupaia!
Gegangen, todt! O weh! Tupaia!

Das zweite iſt fröhlicher. Die Taheitierinnen begrüßen damit ihre Göttin O-Hinna, die nach ihrem Glauben in den Flecken des Mondes wohnt:

Te-Uwa no te malama,
Te-Uwa te hinarro.
*) Das Wölkchen in dem Monde,
Das Wölkchen liebe ich.

Dem Monde iſt doch von jeher in allen Landen viel Artiges geſagt worden. Lebe wohl!

*) [Die Ueberſetzung ſteht in den Horen nicht.]

Betrachtungen über Metrik.

An Friedrich Schlegel.

Du ſchreibſt mir über Bürger: 'Es ſcheint mir etwas ſehr Un-'tergeordnetes zu ſein, ſchön zu reimen in unſrer Sprache, die der 'höhern Harmonie empfänglich iſt.' Ich habe immer vergeßen dir für das artige Kompliment zu danken, das du mir machſt, indem du ein Verdienſt, auf das ich nur gar zu gern Anſprüche machte — auf das ich, wie man mir ſchmeichelt, auch einige habe — ſo ſehr gering findeſt. Wenn die Schwierigkeit etwas bei der Sache entſcheidet, ſo kann ich dir ſagen, daß es ſehr ſchwer iſt, im Deutſchen in gereimten Silbenmaßen wohlklingend und ausdrucksvoll zu ſchreiben. Vielleicht dürfte ich mich rühmen und es beweiſen, daß ich auch das Andre, in griechiſchen Silbenmaßen, kann, wenn ich will. Es möchte ſogar viel leichter ſein; verſucht habe ich es; denn ich glaubte auch einmal vor uralten Zeiten an Klopſtock.

Bürger macht ſehr ſchöne Hexameter — ich beziehe mich auf ſeine Ueberſetzung des Homer.

Du bekommſt nun aber den gerechten Lohn für deine Impertinenzen: eine Abhandlung über dieſen Gegenſtand — wenn ich ſie zu Ende bringe: ein volles gerütteltes und geſchütteltes Maß. Sie ſoll drei Theile haben: über Euphonie; über Eurhythmie; und über den Reim. Dieſer iſt mit beiden verwandt — es iſt alſo wohl billig, daß man ſeine Theorie zuletzt vornimmt. Ueber den Reim möchte ich leicht allerlei zu ſagen haben, was du nicht vermutheſt.

Übrigens ist es mir gar nicht darum zu thun, einen Proselyten zu machen. Ich kann dir gern die Gedichte, welche niemand liest, vom Messias an bis zur Borussias, überlassen, und mich an die vielen Werke unsrer vortrefflichen Dichter halten, die in gereimten oder reimfähigen Silbenmaßen geschrieben sind. Was C. betrifft, so wende nur Alles an, um ihren Geschmack zu verderben; sie wird doch das Rechte treffen, und dazu keiner Theorie nöthig haben.

Du glaubst es nicht, lieber Fritz, wie mich vor dieser verwünschten Kunstrichterei ekelt, zu der mich die Natur verdammt hat. Mein Motto ist immer:

Grau, junger Freund, ist alle Theorie,
Und grün des Lebens goldner Baum.

Da Klopstocks Ansehen in der Metrik, vorzüglich der deutschen, dir so viel gilt, so will ich dir einige Betrachtungen darüber mittheilen, und dabei von seinen Fragmenten, die ich eben einmal wieder gelesen, dann und wann Veranlaßungen hernehmen. Befürchte aber nicht, daß der Inhalt dieser Blätter ganz polemisch sein wird — die Untersuchung hat genug Reiz für mich, um ihr selbst weiter nachzuspüren; und Kl. zu widerlegen ist in den meisten Fällen so leicht, daß man sich gar nicht lange dabei aufzuhalten braucht.

In alten und neuern Sprachen ist wenig Gutes über die Sache geschrieben, und es ist nicht schwer anzugeben, woher dieß rührt. Der Gegenstand scheint geringfügig, und ist doch sehr wichtig — lockt also den Forschungsgeist nicht an. Man muß ihn praktisch kennen, also Gedichte geschrieben, und dabei nach metrischer Vollkommenheit gestrebt haben. Nun haben aber die guten Dichter meistens einen Ekel vor der Theorie, oder auch nicht die gehörigen Talente dazu. Man kann sehr wohlklingende Verse zu machen verstehen, und gar nicht im Stande sein, zu entwickeln, wie man dabei verfährt. Auch läßt man sich dabei durch tausenderlei feine Wahrnehmungen bestimmen, die dem Ausdrucke entschlüpfen, oder wenn man sie auszudrücken versucht, nur Mißverständnisse hervorbringen.

Will man nun vollends nicht bloß über die Metrik seiner eigenen Sprache schreiben, sondern Vergleichungen anstellen, und die Sache aus einem höhern Gesichtspunkte betrachten [illegible] ört noch

weit mehr dazu: Kenntniß einer Menge Sprachen, nicht bloß auf dem Papier, sondern nach dem lebendigen Vortrage; Biegsamkeit der Sprachorgane, um in fremden Sprachen die Aussprache täuschend nachahmen zu können; und dabei äußerste Empfindlichkeit, um zu fühlen, was schwer und leicht auszusprechen ist; große Feinheit und gänzliche Unparteilichkeit des Ohres — also keine Muttersprache. Nur ein solcher Richter wäre befugt, zwischen mehrern Nationen über Sachen des Wohlklangs zu entscheiden. Du siehst, wieviel Klopstocken hievon fehlt. Er weiß viel zu wenig Sprachen — hat die neuern, welche er kennt, nicht genau untersucht, und bezieht sich immer nur auf die todten, deren lebendigen Vortrag wir gar nicht kennen, und von denen wir also wie der Blinde von der Farbe reden. Er hat ein wahrhaft deutsches Ohr — das heißt, eines, welches sich entsetzliche Dinge bieten läßt, ohne aufrührisch zu werden; dabei ist er in hohem Grade parteiisch — wenn er die deutsche Sprache so ganz über Maß und Gebühr lobt, so überzeugt er mich von weiter nichts, als von der Wahrheit des Sprichworts: jedem Narren gefällt seine Kappe! Sua cuique regina pulchra est. Die Frage ist ja gar nicht, ob sie ihm wohlklingt, sondern ob sie fein unterscheidenden Sinnen, ohne den Einfluß der Gewöhnung und Ohrenhärtung, gefallen kann. Da möchte die Entscheidung denn wohl ganz anders ausfallen.

Klopstock bemerkt ganz richtig, daß der Wohlklang einer Sprache wesentlich von ihrer prosodischen und rhythmischen Beschaffenheit unterschieden ist. Allein ich glaube, er legt auf die letzte ein viel zu großes, und auf jene ein viel zu geringes Gewicht. Mein Grund ist folgender. Bloß sinnliche Eindrücke sind stärker, als die feinern ästhetischen. Daher wird unfehlbar ästhetische Lust durch sinnliches Mißvergnügen zerstört; oder mit andern Worten: einer unangenehmen Materie läßt sich keine gefallende Form geben. Dagegen bleibt das sinnliche Vergnügen was es ist, wenn es auch mit keiner feinern Lust gepaart wird, oder wenn selbst der ästhetische Sinn widerspricht.

In der Malerei sind die Farben, in so fern sie das Auge gern oder nicht gern hat, ohne irgend eine andre Beziehung, die Materie; in der Musik der Klang der Stimmen oder Instrumente. Die Verhältnisse der Gleichzeitigkeit und Folge — Harmonie und

[illegible] — machen die Form aus. Ueberhaupt beruht die Form immer auf Verhältnissen. Der äußere Sinn empfängt einzelne Eindrücke — nur der Reflexion des innern Sinnes ist es gegeben, Verbindungen unter ihnen anzustellen, und mehrere als ein Ganzes zu betrachten. In der Sprache also, sofern sie als etwas Hörbares betrachtet wird, machen die Bestandtheile der Silben die Materie aus: ihre prosodischen und rhythmischen Verhältnisse die Form. Kl. preist die deutsche Sprache in dieser letzten Hinsicht vor allen andern — mit wie vielem Rechte untersuche ich vielleicht nachher; in jener sucht er sie wenigstens zu rechtfertigen. Hiebei muß ich zuerst verweilen: denn wäre die deutsche Sprache wirklich, wie viele behaupten wollen, für ein unverwöhntes und unverhärtetes Ohr in vielen Fällen übelklingend, so hülfe ihr jenes Lob nichts, wie gegründet es auch sein möchte. Der Sinn, der immer zuerst seine Stimme giebt, läßt den Verstand, der durch die der Bedeutung entsprechende Prosodie befriedigt wird, nicht zur Sprache kommen. Dieser läßt dagegen Alles hingehen, wenn Reiz und Vergnügen den Sinn vorher gefesselt und bezaubert haben. So sind wir Menschen — sinnliche Geschöpfe!

Kl. nimmt beim Wohlklange einer Sprache nur auf Einen Umstand Rücksicht — nämlich die verhältnißmäßige Menge der Vokale und Konsonanten. Das heißt die Sache wie ein Tuchkrämer abthun und die Sprachen nach der Elle meßen. Er vergleicht in dieser Rücksicht die deutsche Sprache mit der griechischen, und bringt heraus, daß jene nur in Einen Fehler verfällt, nämlich in die Härte; daß die griechische diesen Fehler auch und den der Weichheit noch überdieß hat. Indessen will er doch nicht in Abrede sein, daß in der deutschen Sprache der Konsonanten ein wenig zu viel sind. Könnte man ihr also noch ein Paar Ellen Vokale zumeßen, wie der [illegible] König von Preußen mit seinem 'sagena, schreibena' wirklich hat thun wollen, so wäre ihr geholfen.

Außer dem Uebergewichte der Konsonanten oder Vokale — einem [illegible], der freilich viel wichtiger ist, als Kl., der diese partie [illegible] unsrer Sprache mit kindlicher Ehrerbietung zu bedecken [illegible] glauben machen möchte — kommt beim Wohlklange sehr vieles auf die Beschaffenheiten der Vokale und Konsonanten an, die in einer Sprache am häufigsten vorkommen: auf die Zusam-

menſtellung der Konſonanten; und auf die Verbindung beider unter einander. Ehe ich unterſuche, wie ſich's im Einzelnen mit allen dieſen Dingen in unſrer Sprache verhält, noch einige allgemeine Bemerkungen über Euphonie.

Man wird es ziemlich allgemein beſtätigt finden, daß alles, was den Sprachorganen mühſam oder ſchmerzlich auszuſprechen iſt, auch dem Gehör mißfällt. Daß alles, was ſich leicht und angenehm ausſpricht, auch dem Ohre gefällt, will ich nicht eben ſo zuverſichtlich behaupten. Man muß bei jener Regel aber auf den natürlichen Bau der Sprachorgane Rückſicht nehmen — denn ſie ſind, wie der ganze Menſch, wunderbar biegſam und bildſam; Gewöhnung kann ſie ungeſchickt zu Hervorbringung ſehr leichter, und auf der andern Seite unempfindlich gegen die Schwierigkeiten der härteſten artikulierten Töne machen.

Vielleicht findet eine Sympathie zwiſchen den verſchiednen Organen ſtatt — indem wir einen Andern reden hören, empfinden unſre eignen Werkzeuge der Sprache etwas von dem, was der Redende fühlt. Es ließe ſich manches anführen, um dieſe Hypotheſe wahrſcheinlich zu machen; z. B. die Angſt, die es uns macht, einen Stammelnden mühſelig eine Redensart hervorbringen zu hören. Auch dieß: wenn wir unſre Landsleute deutſch reden hören, klingt es uns ſelten hart oder übel — warum? Es koſtet ihnen keine Mühe. Hören wir hingegen Fremde, vorzüglich ſolche, deren Mutterſprache wohlklingender iſt, als die unſrige, bei denen noch große Anſtrengung und Verdrehungen dazu erfordert werden, ſo ſcheint uns ihre Ausſprache, obgleich vielleicht gemildert, doch entſetzlich übelklingend. Dabei läßt ſich's immer noch erklären, daß das Ohr eines Ausländers doch gepeinigt wird, wenn er uns gleich mit Leichtigkeit deutſch reden hört. Die Arbeit der Organe geſchieht nämlich wirklich, wenn wir uns ihrer ſchon nicht bewußt ſind. Der Ausländer nimmt ſie daher auch an fertigen Sprechern wahr, wo ſie uns der Gewöhnung wegen nicht mehr auffallen kann.

Die Ungewohntheit kann machen, daß uns ein Laut ſehr viel zu ſchaffen macht, der an ſich ſelbſt ſanft iſt, und alſo auch leicht auszuſprechen ſein ſollte; dieß iſt z. B. der Fall mit dem engliſchen th. Ja, der, welcher ſeine Organe durch tägliche ſchwere Arbeit abgehärtet hat, iſt oft ganz unfähig, das Sanfteſte auszuſprechen.

Melodie — [illegible] im Französischen nie weiter
immer auf [illegible] [illegible]! — Die Hände,
drücke — nur [illegible] müssen nicht hacken und
gleichungen [illegible]
betrachten. [illegible] gelinde Berührungen
betrachtet wird, [illegible] — Flüge, Schwingungen und
aus; ihre [illegible] gewaltsame Werfen, Stoßen,
Kl. preist [illegible] und unangenehmen Lau-
andern — [illegible], welche von der Zunge,
in jener [illegible] durch die gelindeste Bewe-
zuerst verweil[illegible] [illegible]den, müßen auch die wohl-
behaupten [illegible] wohlklingender als p, t, f; g
len Fällen [illegible] wohlklingender als sch;
det es auch [illegible] in the wohlklingender als
giebt, läßt [illegible] Konsonanten, obgleich der
Prosodie [illegible] doch alle noch so leidlich —
dagegen [illegible] weiß ich nicht, was ich von
her gefeß[illegible] soll. Die Mißlaute ent-
liche [illegible] Konsonanten, wenn nämlich
Kl. [illegible] einen Vokal ausruhen zu
stand [illegible] ganz entgegengesetzten über-
und [illegible]-zerren erfolgt.
thun [illegible] Kombinationen der Kon-
ser [illegible] noch wenigere wohllautend.
heraus [illegible] die Konsonanten das Uebergewicht
daß [illegible] kakophonische Zusammensetzun-
über[illegible]
der [illegible] an Konsonanten eine Sprache
Kön[illegible] allzuviel Vokale machten sie weich,
vor[illegible] sonderbare Behauptung! Würde
thun [illegible] man sagte: wenn in den Röh-
[illegible] so tönt sie hart oder rauh;
Um[illegible] so wird ihr Ton weichlich. —
hon[illegible] dich, sondern Klopstock), wenn
sucht [illegible] thut, dann tönt die Orgel gar
les [illegible] nur. Was sind denn die Vokale?
die [illegible] verengter oder erweiterter Oeffnung

hervorgehende Luft — alſo ein Hauch, ein Odem, der allein die Sprache belebt und beſeelt. In ihnen beſteht eigentlich die Stimme wie auch ihr lateiniſcher Name andeutet; die andern Buchſtaben tönen nur mit — ohne Vokale würden ſie ſich nicht zu artikulierten Lauten erheben, ſondern bloß ein dumpfes Geräuſch bleiben, wie man ſich leicht überzeugen kann, wenn man die dazu erforderlichen Bewegungen mit den Sprachorganen vornimmt, ohne ſie mit Luft zu verſorgen. Wie ſollte alſo der Ueberfluß an dem einzigen, was in der Sprache tönt, ſie weichlich machen können? Allzutönend, zu ſonor — das kann ich begreifen, wenn die Vokale darnach ſind, und dieß iſt vielleicht im Spaniſchen der Fall.

Nimm dazu, daß die Leidenſchaften, wenn ſie einen Menſchen ganz übermeiſtern, meiſtens in bloßen Vokalen reden — und zwar nicht nur die ſanft hinreißenden, ſondern auch die widrigen und zerrüttenden; daß im Geſange, ſelbſt dem männlichſten, die Vokale weit mehr vorhallen, als in der gewöhnlichſten Rede; daß — aber ſage mir doch, iſt dir denn je das Geſchrei eines Eſels, oder einer Katze weichlich vorgekommen? Jii — aa — Mi — aa — uu — ſind das nicht Vokale?

Vergieb mir die Skurrilität — ich will ſehen, ob ich dich durch intereſſante Bemerkungen entſchädigen kann. Ich zweifle gar ſehr, ob der Sprache überhaupt, als bloßer Materie für den Gehörſinn, Weichlichkeit zum Vorwurfe gemacht werden kann; ob ihre Laute je zu ſanft, zu angenehm, zu ſchmeichelnd ſein können. Die Beſtandtheile der Silben, ſagte ich oben, ſind die Materie der Sprache, in ſo fern ſie etwas Hörbares iſt. Allein in einer andern Hinſicht ſind dieſe Beſtandtheile auch Form — nämlich in ſo fern ſie etwas bedeuten. Denn hier iſt ein Verhältniß zwiſchen Bedeutung und Laut; der innre Sinn vergnügt ſich daran, Analogien zu ſuchen und zu finden. Wenn nun eine Sprache Alles durch ſchmeichelnde, weiche Töne ausdrückt, ſo widerſprechen ſich die Eindrücke auf den Sinn und den Verſtand ſehr oft, und hieran findet die Reflexion Mißfallen. Was noch mehr iſt, ſo kann die Sprache ſolche Gegenſtände, zu denen dergleichen Töne vorzugsweiſe paßen, nicht mehr auszeichnen — ſie wird alſo unbedeutſam. Unbedeutſamkeit wäre alſo wohl ein ſchicklicherer Name für dieſen Fehler, als Weichlichkeit — denn es iſt eigentlich der Verſtand und nicht der Sinn, von dem der

Wie manchen Obersachsen giebt's, der's im Französischen nie weiter bringt als: pon schour, ma schollie minchonne! — Die Hände, welche auf der Harmonika spielen sollen, müßen nicht hacken und graben.

In der ganzen tönenden Natur findet man gelinde Berührungen der Körper und leichte Bewegungen — Flüge, Schwingungen und Bebungen — von angenehmen, alles gewaltsame Werfen, Stoßen, Schlagen, Schütteln u. s. w., von rauhen und unangenehmen Lauten begleitet. Diejenigen Buchstaben also, welche von der Zunge, dem Gaumen, den Zähnen, den Lippen, durch die gelindeste Bewegung oder Berührung hervorgebracht werden, müßen auch die wohlklingendsten sein. Also ist b, d, w, wohlklingender als p, t, f; g wohlklingender als ch; das französische je wohlklingender als sch; und von dem doppelten englischen th das in the wohlklingender als das in thought. Doch sind die einfachen Konsonanten, obgleich der eine angenehmer ist als der andre, doch alle noch so leidlich — etwan das ch ausgenommen — auch weiß ich nicht, was ich von dem Knurr- und Hundelaut r urtheilen soll. Die Mißlaute entstehen erst aus übel zusammentreffenden Konsonanten, wenn nämlich die Organe unmittelbar, ohne sich durch einen Vokal ausruhen zu können, von einer Bewegung zu einer ganz entgegengesetzten übergehen müßen, und also ein Hin-und-her-zerren erfolgt.

Von den unendlich vielen denkbaren Kombinationen der Konsonanten, sind nur wenige möglich, und noch wenigere wohllautend. Je mehr also in einer Sprache die Konsonanten das Uebergewicht haben, desto häufiger müßen auch solche kakophonische Zusammensetzungen vorkommen.

Kl. giebt zu, daß der Ueberfluß an Konsonanten eine Sprache hart mache; zugleich meint er, allzuviel Vokale machten sie weich, das heißt bei ihm weichlich. Eine sonderbare Behauptung! Würde man nicht ausgelacht werden, wenn man sagte: wenn in den Röhren einer Orgel nicht Luft genug ist, so tönt sie hart oder rauh; pumpen die Bälge aber allzuviel, so wird ihr Ton weichlich. — Nein, guter Freund (ich meine nicht dich, sondern Klopstock), wenn der Bälgentreter seine Pflicht nicht thut, dann tönt die Orgel gar nicht, sondern die Tasten klappern nur. Was sind denn die Vokale? Doch wohl die aus der Kehle mit verengter oder erweiterter Oeffnung

daß die Natur den Mund zwar vor-
ſchließend zum Sprechen beſtimmt hat.
ſt, daß die Bewegungen des Mundes
der Empfindung begleitet, und mit ihm
hingegen, wenn ein Menſch die mimiſche
rigen Körper vornähme, und nur die un-
Gefühls mit dem Munde hervorbrächte, im-
würde, als wenn Einer deklamiert, und ein
dazu macht.

egen den mimiſchen Urſprung der Sprachen
aunlichen Abweichungen von einander in gleich-
ern anzuführen — ein Einwurf, mit dem man
ce pſychologiſche Gründe nichts ausrichtet. Denn
Sprache, je mehr ſie ſich von ihrem Urſprunge ent-
llkürlicher modificiert — und wir kennen bei dieſer
nur die Sprachen gebildeter Völker, nicht die der Wil-
welche genauere Beobachtungen und Unterſuchungen,
her hat, zu wünſchen wären. Wir kennen oft nicht die
ammſilben, oder haben wenigſtens ihre Bedeutung verlo-
lich iſt die Sprache keine vollſtändige Beſchreibung der
nde — ſondern ſie ergreift nur einen oder den andern Um-
ei einer Sache. Verſchiedne Völker ſind daher, nach der
ümlichen Wendung ihrer Phantaſie, auch zu Auffaßung ganz
iedner Aehnlichkeiten und Beziehungen geneigt. Ueberdieß ſind
Vorſtellungen von denſelben Dingen ſelbſt, nach dem verſchiednen
ß und der Miſchung der Vorſtellungskräfte, äußerſt abweichend.
Vielleicht ſind wir gebildete Menſchen auch nicht ganz befugte
ichter über dieſe feinen Analogien der Bezeichnung mit dem Be-
zeichneten; es iſt nur allzu gewiß, daß, troß aller unſrer Bildung,
rohe Wilde eine gewiſſe Schärfe der ſinnlichen Wahrnehmungskraft
vor uns voraus haben.

Die Sprache iſt in ihrem Urſprunge mimiſch, und ſie ſoll
noch in ihrer höchſten Ausbildung darſtellend ſein, wenn ſie nicht
in den Fehler der Unbedeutſamkeit verfallen will. Vergebens hofft
man aber mit dem harten und widrigen Eindrucke, den viele Ge-
genſtände auf uns machen, das unangenehme Zuſammenſtoßen der
Buchſtaben, das Krachen, Poltern, Ziſchen u. ſ. w. in den Worten,

[illegible] Zum Ideal einer schönen [illegible] Darstellung. Eine solche [illegible] treu als möglich zurück, ohne [illegible] Sinne Beleidigende an denselben [illegible] kann eine sehr treffende Dar- [illegible] Furchtbarem in sich enthalten' [illegible] Wohlklang anzustoßen. Ich könnte [illegible] eines anführen: ich nehme die [illegible] sforzar, rampogna, fracas- [illegible] im Deutschen auch wohl einige [illegible] Grundsatz zu dem auch Kl. [illegible] durchaus und überall euphonische [illegible] und Starken mangelhaft, also [illegible] müße. — Unsre liebe Muttersprache [illegible] dieser Seite nur allzutreu. Was [illegible] werden kann, sind die tausend [illegible] die gar nichts darstellen, oder [illegible] Bedeutung sanfte Laute fordert.

[illegible] ein Spiel meiner Phantasie, wenn [illegible] und Charakter verschiedner Nationen [illegible] Konsonanten und Vokale in ihren [illegible] beider mannichfaltig abbildet. [illegible] berühren — für eigentliche Beweise ist [illegible] einen Andern nur auffordern, selbst [illegible] genaue Entwickelung würden mir auch

[illegible] haben die Bewohner der südlichen Hälfte [illegible] Empfänglichkeit und einen schnelleren [illegible] nördlichen. Wir Nordländer (erlaube mir [illegible] von den peuples du Nord zu reden) haben [illegible] bewegliche Einbildungskraft: unser Ver- [illegible] aber langsam. Zugleich werden wir [illegible] sehr stark von den Eindrücken gerührt, und [illegible] Gegenständen zu verweilen. Es ist, als [illegible] geglaubt hätten, die Beschreibung der Dinge [illegible] genug machen zu können. Es war ihnen [illegible] Umstand an einer Sache zu faßen — sie packten

ihrer drei oder vier auf einmal. Daher klebt unsrer und andern nordischen (sowohl germanischen als slawischen) Sprachen diese Schwerfälligkeit an, daß es zuweilen ist, als könnten sie gar nicht fertig werden, sich gar nicht herauswinden. Sie strotzen daher von Konsonanten. In unsrer Muttersprache haben die einsilbigen Wurzeln wenigstens einen Konsonanten vor und einen hinter dem Vokal (wenige Ausnahmen kommen hier nicht in Betracht), sehr oft aber zwei, drei Konsonanten vor, und, sobald durch Ableitung Nebenumstände bezeichnet werden sollen, eben so viele hinter ihm. Dagegen bestehen die griechischen Wurzellaute aus Einem Konsonanten und Einem Vokal. (Diese Stellung gewährt große Vorzüge in Absicht auf Euphonie, wovon nachher.) In ihr und den übrigen Sprachen südlicher Völker, die mir bekannt sind, der römischen, italiänischen, spanischen, ich glaube auch in der arabischen und persischen, der Lieblingssprache des Orients, endlich auch in der indischen, wenn ich aus den Namen in der Sakontala schließen soll, — findet man ein schönes Gleichgewicht zwischen Konsonanten und Vokalen; und wenn sie ausarten, so ist es eher durch den Ueberfluß dieser als jener. Daß dieß Gleichgewicht etwas Wünschenswerthes ist, sieht man, wenn man dem Gange der Ausbildung solcher Sprachen nachspürt, die es ursprünglich nicht hatten. Man bemerkt, daß sie auf alle Weise darnach gestrebt, und sich dabei erlaubter und unerlaubter Kunstgriffe bedient haben. Trendelnburg macht es wahrscheinlich, daß die griechische Sprache im höchsten Alterthume, vorzüglich am Ende der Worte, viele Konsonanten gehabt, die sie nachher weggeworfen. Sieh nur, wie hart und rauh die römische in den Gesetzen der zwölf Tafeln und an der Ehrensäule des Duilius erscheint! Wie war sie zu den Zeiten Augusts gemildert — ob sie gleich in diesem Punkte immer hinter der griechischen zurückblieb. Auch in einigen neuern Sprachen beweist die Orthographie unwiderleglich, daß ehedem weit mehr und zum Theil harte Konsonanten ausgesprochen wurden, z. B. im Englischen. Nur wir Deutschen sind in diesem Stücke, wie in allen, die Geduldigen und ewigen Lastträger des Herkommens und sprechen vermuthlich das meiste noch ungefähr eben so, wie damals, da Kaiser Karl der Fünfte nur mit seinen Pferden deutsch sprechen wollte. Der hochdeutsche Dialekt ist hierin vorzüglich unglücklich — ihm scheint ganz die Gabe des Wegschlei-

fens zu fehlen, die selbst der Niederdeutsche vor ihm voraus hat. Der schwäbische, wie ihn die Minnesänger sprachen, ist vielleicht auch weniger mit Konsonanten überhäuft gewesen.

Die mindere Empfänglichkeit der nordischen Völker verräth sich zuerst in der Kargheit, womit sie ihren Sprachen die Vokale — also Stimme, Gesang, Lebensodem, Seele — zugemeßen haben; und dann auch in der Beschaffenheit derselben. Wir Deutschen machen es in jener Rücksicht freilich noch nicht so schlimm, wie die Böhmen zum Beispiel, die ganze Worte ohne einen einzigen Vokal haben, und bei denen solche wie 'Przmysl' ganz gewöhnlich sind; aber, Klopstock mag sagen was er will, so klappern doch auch bei uns die Tasten oft ganz gewaltig. Dieß ist sowohl in unsern einfachen Worten (schwarz, Sprung, Pfropf, stirb, Furcht, Krampf u. s. w.) oft der Fall, als auch, und noch weit mehr in unsern Zusammensetzungen. Diese gleichen häufig den gezwungnen Ehen. Es ist, als ob sich den Worten selbst die Haare sträubten, wenn sie sich zu sehen kriegen, und doch müßen sie ohne Gnade zusammen. Nimm nur solche wie 'Kopfschmerzen, Gesichtskreiß, Sprachwerkzeuge' — den 'Hechtskopf', womit man die Fremden gewöhnlich zu plagen pflegt, will ich dir hier erlaßen. – Kl. versteht so wenig vom Wohlklange, daß er diese Gewaltthaten für eine Eleganz unsrer Sprache hält, und ihrer, außer den eingeführten, noch viele ganz neue und unerhörte begeht, um Spondeen herauszubringen. Sieh nur die Chöre im letzten Gesange des Messias.

Die Vokale haben — dieß bemerkt Kl. ganz richtig — einen dreifachen Ton: den abgebrochnen (toll), den offnen (so), den gedehnten (Ohr). Der abgebrochne ist am wenigsten musikalisch; denn die Stimme kann bei ihm nicht verweilen, sondern muß zu dem folgenden oder den folgenden Konsonanten so eilig als möglich übergehen. Frage nur einen Komponisten. Der gedehnte Ton macht eine Silbe unfehlbar lang — und diese Länge ist selbst ein wenig schleppend; sie ist es in hohem Grade, wenn nach dem Vokale noch zwei oder mehrere Konsonanten ausgesprochen werden müßen (strömt, rührt, sucht). Bei dem offnen hat die Stimme die freieste Modulation — sie kann ihn, je nachdem die Silbe, worin er steht, lang oder kurz sein soll, in seiner ganzen Fülle hören laßen, oder ihn nur unmerk-

lich andeuten — er behält immer seine musikalische Natur. Eine Sprache, worin er herrscht, ist daher nicht nur für den Komponisten die bequemste, für den Sänger die leichteste und angenehmste, sondern sie muß auch in der gewöhnlichen Rede am meisten Gesang haben. Vielleicht wirken auch psychologische Gründe mit dazu, daß er uns mehr als die beiden andern Tonarten gefällt. Er beschließt die Silbe — das Gefühlausdrücken kommt also nach dem Bezeichnenden der Vorstellung; wir können uns ihm überlaßen, ohne nachher noch auf dieses die Aufmerksamkeit richten zu müßen. Der Ausdruck des Gefühls schallt vor, weil er mit ihm beschloßen wird. — Es scheint, daß die Seele beim Vernehmen der artikulierten Laute mehr thätig aufmerksam ist, beim Anhören der eigentliche Töne mehr leidend empfängt. (Das Nämliche gilt vielleicht von den Eindrücken des Auges, Gestalten und Farben. Jene meßen wir aus, diese laßen wir uns nur so darbieten, wenn wir nicht einen besondern Zweck bei genauer Unterscheidung haben. Ein Gegenstand, an dem die Gestalt Alles, die Farbe Nichts ist, beschäftigt uns am meisten; ein zauberisches Farbenspiel, bei dem gar keine bestimmten Gestalten herauskommen, z. B. ein schöner Abendhimmel, gewährt uns das leidendste Vergnügen.) Es ist also wohl beßer, die Ruhe auf die Beschäftigung folgen zu laßen, als umgekehrt. Bei den Silben mit abgebrochnem Tone (nennen, Kalk) wird uns gar keine Ruhe gelaßen, sondern wir werden gleich weiter geschleppt zum nächsten Konsonanten. Bei den gedehnten Silben (lobt, schlugst) findet zwar Ruhe statt, aber sie ist täuschend. Wir ergeben uns ihr, und nun werden wir auf einmal aufgefordert — o Schrecken, — noch zwei bis drei Konsonanten anzuhören, bevor die Silbe zu Ende ist. In unsrer löblichen Muttersprache nämlich; im Italiänischen und andern wohlklingenden Sprachen haben die gedehnten Vokale nur Einen Konsonanten hinter sich.

Wenn vor und hinter dem Konsonanten Vokale stehen, so wird auch das Bezeichnende einer Silbe dadurch gleichsam zerrißen. Die am feinsten empfindenden Völker haben es gern ganz an einer Seite, am liebsten voran; und hier ließen sie sich lieber Härten gefallen, als zu theilen.

Ich bin es zwar zufrieden, wenn du dieß Grübelei und Spielerei nennst — ich gebe es dir ja nur für eine verlorne Hypothese.

Das müssen wir niemals aus den Augen verlieren, daß in der Sprache alles auf erstaunlich feine Beziehungen ankommt. Wäre ich ein Mediziner, so könnte ich dir vielleicht beßere physiologische Gründe aus dem Bau des Ohres anführen, warum die offnen Vokale angenehmer sind als die übrigen. Wenn wir aber auch gar keine Beweise dafür hätten, und auch kein Gehör, so könnten uns schon die Sprachen der am feinsten organisierten Völker davon überzeugen.

Dieß Alles habe ich deswegen hergesetzt, um zu beweisen, daß die überhäuften Konsonanten nicht nur an sich selbst Uebellaut verursachen, sondern auch die Vokale in einer Sprache verderben. Denn wenn fast alle Silben mit Konsonanten eingefaßt sind, so können auch fast alle nur den abgebrochnen oder gedehnten Ton haben. So ist es auch im Deutschen. Unsre meisten kurzen und tonlosen Silben haben jenen; unter den langen giebts ihrer mehrere, die den offnen Ton haben – allein im Ganzen theilen doch jene beiden Tonarten sie unter sich.

Der abgebrochne Ton, wenn er herrscht, raubt einer Sprache die Sonorität; der gedehnte macht sie schleppend. Dieß letzte ist bei der holländischen Sprache der Fall, die aber wirklich auch sonorer ist, als die unsrige.

Ueber den Wohl- oder Uebellaut der Konsonanten, sowohl an sich selbst, als in der Verbindung mit andern, wäre ein langes Kapitel zu schreiben, das auch deswegen schwierig ist, weil hierin die Urtheile der Völker, auch solcher, die eine sehr gültige Stimme haben, oft weit abzuweichen scheinen. Ich werde nur Einiges berühren.

l, m, n, scheinen mir unbedingt angenehm im Anfange der Silben (nämlich unmittelbar vor dem Vokal: [illegible] klingt nicht gut), und verdoppelt zwischen zwei Silben: Wonne, Flamme, Hölle. Dergleichen Worte sind aber in unsrer Sprache selten. — Das l vor dem m oder n in der Mitte eines Wortes ist auch nicht: almus, ἀλμυρός. So kommt es bei uns äußerst wenig vor. Dagegen haben wir diese flüßigen Buchstaben viel in ganzen Zusammenstellungen mit andern, aber nicht so häufig zu Anfang und in der Mitte der Worte, als am Ende, wodurch Alles wieder verdorben wird.

B, d, w, ſind angenehmer als p, t, f. Wir haben ungeheuer viel f; denn v und f ſind bei uns eins. Ich wünſchte unſrer Sprache mehr b und d — du mußt bemerken, daß wir oft die harten Buchſtaben ausſprechen, wo wir die weichen ſchreiben; z. B. labt, ſind. Ich will das nicht in Rechnung bringen, daß die Majorität der Provinzen das b und d gar nicht hervorzubringen im Stande iſt, und ſie etwan nur aus den Berichten der Reiſenden kennt. Auch w könnten wir wohl mehr vertragen.

G iſt offenbar angenehmer als ch. Wir haben jenes ziemlich viel, wenn wir es nur rein bewahrten und nicht bald ins j, bald ins k, bald — was das Abſcheulichſte iſt, ins ch verfielen. Dieſen Gurgellaut haben wir viel zu viel — ja wir ſind ſolche Virtuoſen darin, daß wir ſogar ein doppeltes ch haben, da andre Nationen nur eine Art kennen. Das eine ch wird nach a, o, u und au geſetzt: ach, auch. Das andre, welches uns eigenthümlich iſt, uns vielleicht angenehmer iſt als das andre, aber Ausländern unglaubliche Schwierigkeit macht, ſteht nach i, e, ä, ö, und den Konſonanten: nicht, Furcht. Es herrſcht in vielen Wörtern der erſten Nothdurft: ich, dich, nicht u. ſ. w.

Wir machens in dieſem Stücke indeſſen noch längſt nicht ſo arg, wie die Holländer. Dieſe haben zwar meiſtens da, wo wir ch haben, k; aber dagegen wo bei uns g ſteht, jenes. Ueberdieß trennt ihre Sprache im ſch das ſ vom ch (s-choon, s-chriklyk), welches über alle Beſchreibung widrig iſt — ſo wie ſie es aus der Gurgel hervorholen.

J als Konſonant oder Jod iſt ein ziemlich gleichgültiger Buchſtabe. Nur in Einer Verbindung wird er angenehm, nämlich nach dem l in der Mitte der Worte. Vielleicht auch nach dem n (gentille, regner). In beiden Verbindungen haben wir ihn nicht. Nach jenem giebt er eine Art von Vibration, ſowohl der Zunge als des Klanges. Im Anfange der Worte haben es die Spanier: llorar, llanura, und das liebe ich vorzüglich.

Ich weiß nicht, ob ich unſrer Sprache Glück dazu wünſchen ſoll, daß ſie den Naſenbuchſtaben, das n nasal, nicht hat. Am Ende und mit Maße gebraucht, wie bei den Engländern (king, song), mag er gut ſein; aber ſo häufig wie bei den Franzoſen, oft mehrmals in Einem Worte (entendre), giebt er der Sprache etwas Schnarrendes.

Eben so bin ich zweifelhaft, ob es uns Vortheil oder Schaden bringt, daß wir die Worte nicht mit dem geschärften s der Italiäner, Engländer, Franzosen, Spanier anfangen, sondern mit dem gelindern oder dem z der Franzosen. Zuweilen kommt es zu häufig vor: 'Wollen Sie sie sehn?' Einem jungen Franzosen, den ich deutsch lehrte, fiel es erstaunlich auf. C'est tout comme le Prince Lixi! sagte er lachend.

Einen gleichen Ueberfluß haben wir am sch, an sich keinem unangenehmen Buchstaben: aber wie wir ihn zusammenstellen? Wollte man auch läugnen, was mir unläugbar scheint, daß er in ß, sp, str, spr gesprochen werden muß, so bleibt er uns in schl, schw, schr. Uns klingt er da freilich gut — aber wie viel vermag nicht die Gewöhnung.

Den lieblichsten aller Konsonanten haben wir gar nicht. Ich meine das sanftere sch, entweder rein oder mit einem leisen d voraus (sh, dsh; joli, giallo). Ja, so sehr sind deutsche Ohren und Zungen gegen Euphonie gepanzert, daß Viele diesen Laut von sch gar nicht zu unterscheiden und ihn auch nicht hervorzubringen wißen.

Qu, einen angenehmen zusammengesetzten Laut — denn es ist eigentlich kw — haben wir beinah nur in Worten ausländischen Ursprungs (außer Quelle, Qual ꝛc. — du siehst welche schöne Worte), eben so x. Z dagegen reichlich, ursprünglich deutsch, und so hart ausgesprochen als möglich.

Nun zu den Zusammenstellungen. Erst noch die allgemeine Bemerkung, daß die Härte einer Sprache nicht sowohl aus gehäuften Zusammenstellungen der Konsonanten zu Anfange und in der Mitte, als am Ende der Worte herrührt. Kl. hat sie ganz übersehen — ich will mich bei den Beweisen dafür so kurz als möglich faßen, da ich oben schon Einiges berührt habe.

Die Konsonanten zu Anfange verderben den Vokal nicht. Wenn dieser offen und tönend ist, so vergeßen wir das ausgestandne Ungemach, und sind ausgesöhnt, ehe die Silbe noch zu Ende ist. Stimme und Ohr ruhen von der Arbeit der Konsonanten im Vokal aus. Daher finden wir auch durchgängig in allen, selbst den anerkannt wohllautendsten Sprachen zu Anfange der Worte str, spr, u. s. w.

Mit den Konsonanten in der Mitte ist es noch leichter zu be-

greifen. Denn diese theilen sich — der vorhergehende Vokal und der folgende nimmt jeder welche zu sich, und so kommen sie alle unter Dach und Fach, wenn ihrer nicht zu viele sind.

In Ansehung der Anfänge ist der Unterschied zwischen der griechischen und deutschen Sprache nicht beträchtlich — vorausgesetzt, daß sie ihre Konsonanten so ausgesprochen haben, wie wir thun — wir wißen vom ζ und ϑ mir ziemlicher Gewißheit das Gegentheil. Ich habe keine Wörterbücher bei der Hand, will also nur hersetzen, was mir eben einfällt.

Gemeinschaftliche Anfänge beider Sprachen:

Sanfte: bl, dr, fl, gl, pl, kl, sp, st;

Stärkere: br, fr, gr, pr, kr, kn, tr;

Starke: str, spr.

Eigenthümliche der griechischen Sprache:

Sanfte: sk (Skylla), sf (Sfäre); bd (βδέλλα), und vielleicht noch andre. Sm, Smintheus.

Härtere: tl (Tlepolemos), ks oder x (wir haben es nicht in ursprünglich deutschen Wörtern), kl, pt (beide haben wir zwar nicht zu Anfange, aber welches weit schlimmer ist, zu Ende der Worte), tm, km (diese kommen wenig vor), mn (auch nur wenig), chr.

Kl. führt unter den harten Zusammenstellungen auch φϑ oder phth an. Ich höre da keine Härte, auch wenn wir das ϑ wie t aussprechen: Ftia. Spricht man es aber wie das englische th, so ist es sogar sanft.

Eigenthümliche im Deutschen:

Sanfte: willst du schweigen, schmiegen, schlingen, dafür rechnen? Ich bins zufrieden.

Härtere: schr, z; die Griechen fangen zwar auch mit ζ an — aber das stand nicht für ts, wie unsres, sondern für δσ oder σδ — zw; entsetzlich hart, besonders wenn nachher noch ein z folgt: zwanzig.

Pf; diesen sehr harten Zusammenstoß hatten die Griechen nur selten in der Mitte der Worte: Σαπφώ — also Sapfo nicht Saffo — wie zu Anfange oder Ende. Klopstock will ihn der deutschen Sprache abläugnen — er behauptete, man bilde sich nur ein, daß man ihn ausspreche, und das zwar in allen oder den meisten Provinzen. Er schreibt daher: Ferd, Flicht u. s. w. Er muß wohl seit langer Zeit

nicht in die südlichern Gegenden Deutschlands gekommen sein. Ich erinnere, daß das Ansehen der Niedersachsen in der Sprache gar nichts gelten kann, sobald sie die Majorität der übrigen Provinzen gegen sich haben. Sie sind Niederdeutsche. Ohne die Abstammung in älteren Zeiten zu untersuchen, beziehe ich mich nur auf die bekannten flamändischen Kolonien, die im Mittelalter diese Gegenden besetzt haben. Sie haben das Hochdeutsche wie eine fremde Sprache erlernt, die auch erst ganz vor kurzem über ihren platten Dialekt gesiegt hat. In einigen Stücken sprechen sie es sanfter — in hundert Fällen aber äußerst fehlerhaft. Das offenbar fremdartige Sanfte verschönert eine Sprache nicht, sondern macht sie breiweich. Wie ekelhaft klingt das Slagen, Sweigen, Smollen u. s. w. im Munde der ächten Niedersachsen! Wollen wir aber einmal das f statt pf von ihnen annehmen, so ist kein Grund da, warum wir nicht auch sagen sollten: Das mag der Deubel duhn! Du liewer Jott! Es is eine rechte jroße Blage!

Die Ursache, warum das pf so sehr übel klingt, ist, daß es aus zwei verwandten, nämlich Lippenbuchstaben besteht, die in der Verwandtschaft einander entgegengesetzt sind. Beim p stößt man die Lippen von sich, beim f muß man sie einziehn. Wir haben außer dem pf noch pfr und pfl — ungeheure Härten! aber sie sind da.

Gesetzt nun auch, Kl. hätte Recht, und pf fände nicht statt zu Anfange und nach einem andern Konsonanten (dampft), so kann er es doch niemals am Ende wegbringen, wenn er nicht Kof, Frof, schöft, sprechen und chreiben will. Sein großer Haß gegen diesen Doppelbuchstaben — denn sonst ist er den Härten eben nicht gram — scheint aus einer geheimen Ursache herzurühren. Die Leute, welche affektiert hochdeutsch sprechen, nennen ihn Klopfschtock — ein Beispiel deutscher Kakophonie, das ihm an seinem eignen Namen, einem Dichternamen, sehr empfindlich sein mußte. —

Kl. meint, die Konsonanten vor dem Vokale würden schneller ausgesprochen, als die nach ihm. Ich habe keine Geduld, das jetzt auszuhorchen — doch mag es vielleicht wahr sein, da bei den Griechen auch die Silben nicht durch voran, sondern am Ende stehende Konsonanten lang wurden. Ist die schnelle Aussprache, wie er anzunehmen scheint, dem Wohlklange günstig, so fiele die Bemerkung sehr zu unserm Nachtheile aus, weil wir häufig, die Griechen aber

nur selten, viele Konsonanten nach dem Vokal haben. Ich zweifle aber sehr daran, wenn man sie nämlich in der That ausspricht, nicht einige gleiten läßt: denn in je kürzerer Zeit die Arbeit der Sprachorgane geschehen muß, desto mühseliger ist sie.

Er bemerkt ferner: "di Schnelligkeit der Aussprache nimt mit der Zal der Mitlaute sogar zu." Dieß ist wahr, aber keine Tugend, sondern eine Noth. Die Artikulation der Mitlaute fordert die Hülfe des Selbstlautes. Zu Anfange der Silbe eilt man daher, über mehrere Konsonanten hin, ihm zu. Wenn am Ende vier bis fünf Konsonanten stehen, so ist man im Gedränge, wie man zu Ende kommen will, ehe der Vokal ganz verhallet. In demselben Verhältnisse also, wie ein nachfolgender Konsonant sich von dem Vokal entfernt, wird er daher auch mühseliger auszusprechen: sich — Gesicht — Gesichts; — nun nimm an, daß noch ein k hinten angesetzt wurde — ein leichter Laut, und in der Verbindung mit s angenehm — Gesichtsk, das erfordert eine ungeheure Anstrengung.

Alle Völker, die ein zartes Gehör hatten, haben es bei den Konsonanten am Ende der Worte bewiesen. Die Griechen haben eine Menge ursprünglich vorhandne weggeschafft. Nachher waren, wo ich nicht irre, nur vier erlaubt: k, n, r, s mit einigen Zusammensetzungen: ls, ps, ks. Die Römer waren weniger ekel, bei ihnen galt auch in den gebildeten Zeiten der Sprache: b, c, d, l, m, n, r, t, nc, u. s. w. — Aus der Abstammung des Lateinischen und der mehreren Härte der Nation ist dieß sehr begreiflich.

Die Italiäner wollen nicht einmal das s am Ende leiden, welches die Spanier viel haben — und auch l, n, r, kommt meistens nur dann vor, wenn den Worten ein Vokal abgeschnitten ist. Ueberall wo ursprünglich ein Konsonant stand, halfen sie sich durch Anhängung eines Vokals. Dadurch wird ihre Sprache in Prosa, wo sie das Hülfsmittel der Elision nicht hat, zu vielsilbig.

Bei den Franzosen wird nach vielen Konsonanten wenigstens ein stummes e gefordert. Die Provenzalsprache, im Mittelalter unter allen die schönste, war kürzer in ihren Wörtern, als die italiänische; es standen also auch mehrere Konsonanten am Ende — doch gab es, wo ich nicht irre, auch bei ihnen verbotne.

Nur wir Deutschen laßen uns alle gefallen — nur

nicht in die südlicher[illegible] [illegible]stellungen, die nur irgend
erinnere, daß das [illegible] dem Kopfe ein Verzeichniß
nichts gelten kann, [illegible]
gegen sich haben. [illegible]
in älteren Zeiten [illegible]: b, d, oder, welches einerlei
kannten flamändisch [illegible]
besetzt haben. [illegible] chs, cht, nf, lf, rf, lk, nk, rk,
erlernt, die auch [illegible] lt, pf, lm, ln, rm, rn, bt, ps,
gesiegt hat. [illegible]
dert Fällen aber [illegible] rst, chts, rz, nz, lz, fz, chz, nst,
verschönert eine [illegible] nscht, rscht, zt, kst, pft, rkt, ngs,
ekelhaft klingt [illegible]
der ächten [illegible] rnst, rzt, nzt, lzt, fzt, chzt, rmst,
von ihnen an[illegible] u. s. w.
sagen sollten [illegible] nur: mpfst, ein; du stampfst. Es
eine recht[illegible]

Die [illegible] [illegible]mand vom Wohlklange unsrer Sprache
zwei ver[illegible] wirf einen Blick auf dieß leicht noch
wandtsch[illegible] ihrer Eleganzen. Glaube auch nicht,
Lippen [illegible] Viele unsrer besten und nothwendig-
dem [illegible] wie es dasteht. Die zweite Person des
[illegible] Poesie sehr häufig vor. Wollte man im-
Anfang [illegible] setzen, so würde dieser abscheuliche
es [illegible] Allein man kann nicht einmal sagen:
schr[illegible]
De[illegible] Dichter durch, und sieh wie oft sie solche En-
sch[illegible] noch obendrein, wenn das folgende Wort
a[illegible] Konsonanten anfängt. Nur selten haben
[illegible] Folge, daß, wenn ein Wort mit einem
[illegible] nächste mit einem Vokal anhebt, oder umge-
[illegible] eine Kontinuität, welche macht, daß das
[illegible] wirkt, indem man seine Theile weniger
[illegible] Hieraus ist es auch erklärbar, daß dieses Ab-
[illegible] die jedes mit einem Konsonanten endigen und
[illegible] vermögen konnte, die Endsilbe des ersten als-
[illegible] zu rechnen — ein Gesetz ihrer Prosodie, das
[illegible] —

Mit den Vokalen stehts, wo möglich, noch schlechter in unsrer Sprache, wie mit den Konsonanten. Ich muß erst auf einige allgemeine Bemerkungen zurückkommen, und neue hinzufügen.

Die Vokale sind das Gefühlausdrückende in einer Sprache. Wenn man den unartikulierten Laut der heftigen Leidenschaften beobachtet, so wird man finden, daß jeder darunter verschieden gebraucht wird, und einer besondern Gattung von Gefühlen am analogsten ist. Man hat wohl Tonleitern der Vokale gegeben, und bei der Bezeichnung der wirklichen musikalischen Tonleiter ihre Verschiedenheit benutzt: ut re mi fa sol la; – wenn du mit Tändeleien der Phantasie Nachsicht haben kannst, so will ich dir eine Vokal-Farbenleiter, nebst dem Charakter eines jeden hersetzen. Nimm es nicht übel, daß kein vollständiger Regenbogen herauskommt:

A, O, I, Ue, U.
roth, purpurn, himmelblau, violett, dunkelblau.

Man könnte auch dem A die weiße, dem U die schwarze Farbe geben. Damit trifft das ganz gut überein, daß das E zwischen diesen beiden Vokalen in der Mitte steht, wie Grau zwischen den Farben. Denn das E gehört durchaus nicht unter die Farben des Regenbogens — es ist grau. Ich habe nachher noch mehr Böses von ihm zu sagen.

Ae könnte man gelb nennen, und Oe spielt ins bräunliche.

A roth oder lichthell. Ausdruck: Jugend, Freude, Glanz, z. B. Strahlen, Gewand, Klang, Adler.

O purpurn; es hat viel Adel und Würde — oft wiederholt fällt es ins Prächtige, z. B. Sonne, thronen, los ojos — das lateinische formosus.

I himmelblau; ist der Vokal der Innigkeit und Liebe, z. B. schlingen, Gespielen, Kind.

Ue violett. Bescheidner Genuß, sanfte Klage, z. B. Fülle, kühl, fühlen.

U dunkelblau. Trauer, melancholische Ruhe, z. B. dumpf, Kluft, rufen. Bei öfterer Wiederholung wird seine Farbe sehr dunkel, z. B. in Uhu — ululare. Dagegen ist es in dem italiänischen usignuolo vom schönsten Lazurblau. Und wie purpurn nachher das herrliche Wort endigt! Wir malen die 'Nachtigall' mit zu hellen Farben — die unleidlich sein würden, wenn nicht noch di

alle einzeln [illegible] ist weniger schreiend.
aussprechb[illegible] [illegible]aus nichts weiter aus als
unsrer End[illegible] [illegible] der Vokal der Innigkeit
Endu[illegible] [illegible]mische luscinia, vorzüglich
ist: v, t, [illegible] annimmst, daß es lu-skinia
Vo[illegible]
ng, rg, [illegible] [illegible]druck zugestehn, als daß es
st, z (ts), [illegible] etwan Ernst und Nachdenken
Vgn [illegible] [illegible]ßen aber, und hauptsächlich
lst, rst, [illegible] unsrer Verba: sagen u. s. w.
nks, rgl [illegible] treffendste Bild der Gleichgül-
Vo[illegible] [illegible] den Sprachwerkzeugen schwer und
rfst, rzt [illegible], kann ich nicht ganz gelten
V[illegible] [illegible] oft sehr viele Längen und sehr
giebt [illegible] Gewiß ist das rohen Organen
[illegible] [illegible] mich nicht wundern, wenn ein
etwas [illegible] Musik der griechischen Sprache für
zu ver[illegible] [illegible] fragen: ist es leichter zu singen
daß [illegible] [illegible]allen? oder zu schweigen?'
sten [illegible] [illegible] die Bildung artikulierter Laute.
Sing[illegible] [illegible] und Reden beruht nicht auf einem
mer [illegible] [illegible], womit wir die Konsonanten her-
Vokal [illegible] [illegible]ern oder geringern Stärke und
du [illegible] [illegible]ens, und auf der verengten oder
[illegible] [illegible]des. Da nur von Euphonie, nicht
dung[illegible] [illegible] so konnten auch die Schwierigkeiten
mi[illegible] [illegible] nicht in Betracht kommen. Uebrigens
wi[illegible] [illegible] die Folgen von langen und kur-
Kon[illegible] [illegible]gen: in den uns bekannten Sprachen
keh[illegible] [illegible] ist keine Hoffnung da, jemals Grie-
Ga[illegible] [illegible] Organen wäre es unmöglich? Sollten
bei[illegible] [illegible] oder Sänger unsrer Zeiten unter den
fo[illegible] [illegible]nen, ein Dutzend gleich kurzer Silben
an[illegible] [illegible]? Ich, für meinen Theil, mache mich
[illegible] [illegible] als Meister in der Gastrilalie meine
K[illegible] [illegible] dieser einzige Umstand sollte uns

von der Unmöglichkeit überzeugen, uns die Aussprache des Griechischen, auch nur auf die entfernteste Weise, vorzustellen. —

Uebrigens gebe ich jenen Grundsatz für nichts Beßeres, als eine Hypothese, deren Güte darnach geprüft werden muß, ob sie die Sache aus natürlichen Gründen erklärt, und in allen Fällen zutrifft. Jenes glaube ich gethan zu haben. Was das Letzte betrifft, so habe ich eine Menge Fälle angeführt, wo das in der Aussprache Mühselige auch unangenehm klingt. Um mich aus meiner Hypothese herauszutreiben, mußt du die Fälle der entgegengesetzten Art aufstellen. Indessen werde ich sie nur dann gern aufgeben, wenn du mir eine fester begründete dafür wiedergeben willst. —

'Und ist nicht überall das Weichliche mehr vom Schönen entfernt, wie das Harte?' Erlaube mir, erst einen Mangel an Genauigkeit im Ausdrucke zu rügen. Weichlichkeit ist keine sinnliche Beschaffenheit der Dinge, sondern eine sittliche Eigenschaft des Menschen. Ein sybaritisches Bett ist weich; wer, gemächlich darauf ruhend, selbst den Druck eines Rosenblattes übel empfindet, ist weichlich. Es ist Weichlichkeit, jedes Ungemach über die Gebühr zu scheuen, oder dem, was den Sinnen durch sanfte Eindrücke oder gänzliche Abspannung schmeichelt, einen zu hohen Werth beizulegen. Abhärtung ist davon das Gegentheil.

Man kann moralische Begriffe nicht gegen ästhetische abwägen, weil es an einem Vergleichungspunkt zwischen ihnen fehlt. Die Aesthetik hat auch mit jenen nur in so fern zu thun, als sie, durch Kausalverbindung oder sonst, Beziehung auf ästhetische Eigenschaften haben. Weichlichkeit in der Lebensart ist gewiß der Schönheit des Körpers, wenigstens des männlichen, nachtheilig Eben so läßt sichs auch denken, daß die Weichlichkeit eines Volks in seiner Sprache sich verriethe. (Man redet ja von der Männlichkeit unsrer Sprache.) Allein ich weiß kein Beispiel davon. Wenn ich letzthin das Französische wegen seiner zu großen Weichheit tadelte, so that ich vielleicht dieser gefälligen Sprache Unrecht. Ich könnte dir aus ihr eine Menge Ausdrücke für das Große und Starke anführen, die kräftiger sind, als die unsrigen. — Oder wirst du etwan mit Kl. das Griechische und Italiänische weichlich schelten?

Wenn du in deiner Frage den ästhetischen Begriff an die Stelle des sittlichen setzest, so antworte ich ohne Bedenken: O nein! grade

das Gegentheil. Das Harte ist nicht nur entfernt vom Schönen — es widerspricht ihm durchaus. Dagegen läßt sich sein Eindruck auf unsre Sinne mit dem, welchen das Große und Erhabne auf die Seele macht, ohne Schwierigkeit vereinbaren. Die Wirkungen des Weichen auf unsre Sinne sind mit denen des Schönen homogen. — Es muß ihnen geschmeichelt werden, um das liebliche Ideenspiel in uns zu erregen, wodurch der Geist sich das Schöne aneignet, oder es vielmehr in sich selbst erschafft. Das Weiche schmeichelt ihnen auch, läßt aber den Geist schlummern. Es thut allerdings dem Schönen Eintrag, wenn bedeutende Verhältnisse in Weichheit erschlaffen, wenn uns, wo wir Form verlangen, nur Materie dargeboten wird. Aber als Einfaßung des Schönen, an den umgebenden Gegenständen, besonders solchen, die ihrer Natur nach wenig empfänglich für Form sind, ist es gewiß dem höhern Genuße nicht hinderlich. Wer wird ein reizendes Weib nicht lieber auf einem sybaritischen Lager umarmen wollen, als zwischen den eisernen Bettwänden des Prokrustes? Was Wunder also, wenn sich die Muse sträubt, der ein Barde auf der Lagerstätte des uralten Riesen aus Norden, Thulsko, den Gürtel lösen will?

'Deine Behauptung, daß sinnlicher Reiz das erste Erforderniß 'einer Sprache sei, daß ohne diesen Schönheit und Rhythmus nicht 'wirken können, hast du nicht erwiesen.'

Es ist mir nie eingefallen, dieß zu behaupten oder zu beweisen. Ich habe nur gesagt, daß es eine vergebliche Mühe ist, einem unangenehmen Stoff schöne Form geben zu wollen. Er braucht den Sinnen kein positives Vergnügen zu gewähren; es ist schon hinreichend, wenn er ihnen an sich selbst, ohne die Verhältnisse, auf welchen Schönheit beruht, nur gleichgültig ist. In jeder Sprache giebt es wohl einige unangenehme Töne — es kommt auf die Häufigkeit derselben, und auf die Menge der angenehmen Töne an, die das wieder aufwiegen oder überwiegen.

So wie ich den Satz aufgestellt habe, liegt der Beweis in der Natur der sinnlichen und ästhetischen Empfindungen, und in dem Verhältnisse unsrer innern und äußern Organisation zu beiden. Der Instinkt der uns das, was die Sinne widrig trifft, lieber heißt als der freie Trieb des Genies, ästhetischen Erfordernissen nachzugehen. So ist es auch in der Ordnung: denn

dieſer dient nur zur Entwickelung unſrer geiſtigen Kräfte, jener iſt nothwendig zu unſrer Erhaltung. Der Schmerz, der höchſte Grad des ſinnlichen Mißvergnügens, iſt ein Bote der Zerſtörung. — Der Sinn entſcheidet eher als der Geiſt: wenn jener eine Sache für unangenehm erklärt hat, ſo gilt keine Appellation an dieſen, der ſich niemals anmaßen kann, über ſeine Gerichtsbarkeit hinauszugehen. — Ein gebildeter Geiſt kann ſich um der feineren Luſt willen wohl entſchließen, ſeinen Sinnen Gewalt anzuthun — aber, wohl gemerkt, nicht an demſelben Gegenſtande. Er wird vielleicht um einer Müſik willen üble Luft, Hunger und Durſt nicht achten — aber die Ohren dürfen ihm nicht davon gellen, wenn er ſie ſchön finden ſoll. Oder glaubſt du, daß ſich durch Schweine- oder Katzen-Geſchrei ein gutes Konzert hervorbringen ließe, wenn man nur ihre Stimmen nach der Höhe und Tiefe ordnete, und die Kunſt erfände, ſie taktmäßig in Bewegung zu ſetzen? —

Uebrigens iſt die Härte einer Sprache ein Fehler, der nicht bloß die Materie, ſondern in vielen Fällen auch die Form betrifft, und alſo keine Schönheit zuläßt. Jedes harte und unangenehme Wort für eine ſanfte, liebliche Sache iſt eben wegen dieſes Mißverhältniſſes zwiſchen der Bezeichnung und dem Bezeichneten häßlich. Wir haben in unſrer Sprache tauſend ſolche Wörter. Es iſt alſo eine ſeltſame Forderung, die du an mich machſt, zu beweiſen, daß ſie bei ihrer Härte der Schönheit nicht fähig ſei. Wenn du jene eingeſtehſt, ſo liegt es dir vielmehr ob, zu zeigen, wie ſie dennoch in ſchöner Geſtalt auftreten kann. —

Zum Studium der griechiſchen Poeſie gehört gewiß auch das ihrer Metrik. Ich kenne ſie nur etwan aus einigen ihrer Dichter, nicht aus den Theoriſten, über die ich dir daher auch nichts ſagen kann. Allein ich glaube, ſie müßen mit äußerſter Vorſicht gebraucht werden — ich will dir deswegen hauptſächlich zwei Warnungen geben.

Vor allen Dingen muß man ſich hüten, keine Ideen aus ſeiner Mutterſprache zu ihnen hinzubringen, welches doch ſo gar leicht geſchieht. Man verfällt ſo leicht in den Irrthum, ihre Bezeichnung von Tönen, die uns unbekannt ſind, auf diejenigen Laute zu deuten, wofür wir nun zufällig eben dieſe Zeichen gebrauchen; und dieß erzeugt unzählige Mißverſtändniſſe. Wenn Dionyſius das S als

[illegible] bemerkt, welchen Laut mag er gemeint haben? Unser [illegible] S das z der Franzosen, oder das geschärfte S der übrigen [illegible] oder etwas unserm sch Aehnliches? Beim griechischen R [illegible] mag [illegible] deutlich Manches verborgen sein, wie sich auch aus den [illegible] schließen läßt. In Ansehung der Vokale schweben wir [illegible] Dunkeln; aber auch die Aussprache mehrerer Konsonanten, [illegible] ist uns unbekannt oder ungewiß. Von der Art, die [illegible] Zungen auszusprechen, haben wir nun vollends keinen [illegible]. Die vielen langen und kurzen Silben hinter einander habe [illegible] schon erwähnt. — Die Accente laßen Einige ganz aus [illegible]. Andre geben den Silben, die sie haben, die Länge. Bei[illegible] ganz falsch. Mehrere haben gesagt, die Accente [illegible] Modulation, die Höhe und Tiefe der Stimme, so [illegible] Quantität den Takt, die Zeit des Verweilens bei einer [illegible]. Ich möchte aber wohl Jemanden hören, der nach [illegible] das Griechische zu lesen und beiden ihr Recht zu geben [illegible] ‘Die Accente’, sagt ein vortrefflicher Schriftsteller, ‘diese [illegible] Noten, die von einer attischen Zunge, und für ein [illegible] die geheime Seele der Harmonie sein mußten, sind [illegible] und bedeutungsleere Zeichen, überflüßig in Prosa [illegible] in Versen.’ —

[illegible] nun bei Schriftstellern, die sich unaufhörlich auf diese [illegible], und durchaus keine hinlängliche Beschreibung zu[illegible] beziehen, nur die Wahl haben, ob wir sie gar nicht [illegible] nach angeerbten oder willkürlich gebildeten Vor[illegible] der griechischen Aussprache mißverstehen wollen, so [illegible] um irgend eine Anwendung ihrer Lehren auf [illegible] unsrer Verskunst. Es wird sichrer sein, uns [illegible] gut oder übel klingt, mit unsern eignen Ohren, als [illegible] oder Dionysius zu berathschlagen, beson[illegible] für deutsche und nicht für griechische Ohren be[illegible]

[illegible] Theoristen kamen erst viele Zeitalter nach den großen [illegible] Sprache Jahrtausende früher als Grammatik, so [illegible] weit früher Verse, und sehr schöne Verse da, als [illegible] und Metrik. Die Grammatiker hatten die al[illegible] und zogen nun aus diesen Regeln ab; weil

sie diese nicht immer beobachtet fanden, Regeln der Ausnahmen; weil sie auch von den Ausnahmen Abweichungen bemerkten, Regeln der Ausnahmen von den Ausnahmen, und so weiter bis ins Unendliche. Die alexandrinischen Dichter waren meistens selbst Grammatiker, und brachten dergleichen schulfüchsische witzige Unterscheidungen ausübend in ihre Poetereien. Die alten Sänger, die zum Theil gedichtet hatten, ehe die Schreibekunst überhaupt im Gebrauch, oder als sie wenigstens noch sehr unvollkommen war, und also die Worte unmöglich so in ihre Bestandtheile zerlegt und haarscharf anatomisiert werden konnten, hattens vermuthlich bloß nach dem Gehör getrieben, 'wie Eßen und Trinken frei.' Hätten sie sich das Leben so sauer gemacht, so wäre vermuthlich niemals eine Iliade geworden. — Es ist offenbar, daß im Homer eine Menge Verstöße gegen die Grammatik der griechischen Sprache in ihrer reichsten Ausbildung, und gegen die nach dem Verfall der Dichtkunst erfundne Prosodie zu finden sind. Mir sind beide sehr willkommen, als ein Beweis, daß die Aristarche, aus deren Häuden wir ihn haben, noch einigermaßen säuberlich mit ihm verfahren, und nicht gar zu großmüthig mit ihren Korrekturen gewesen sind. Kl. tadelt ihn in seinen Fragmenten weitläuftig darüber. Ist es nicht lächerlich, wenn ein nordischer Barbar nach dreitausend Jahren den ehrwürdigen Alt- und Stamm-Vater der Poesie belehren will, er habe gar nicht recht gehört, und nichts weniger als seinen Vers verstanden; so und so hätte er hören sollen — dann wäre noch Hoffnung da gewesen, sich der Vollkommenheit der Herameter, die er, Klopstock, macht, von ferne zu nähern. Das ist nun dein kritisches Genie!

Auf die Wahrscheinlichkeit oder Gewißheit, daß sich bei den Griechen, wie bei allen andern Nationen, im Laufe der Zeiten Aussprache und Orthographie allmählich verändert haben, will ich jetzt nicht einmal Rücksicht nehmen. Wer steht uns dafür, daß nicht schon beim ersten Aufschreiben der Ilias die Bestandtheile der Worte, auf denen ihre Quantität beruhte, hier und da Veränderungen erlitten hatten? (Eben wie bei unsern Minnesängern, wenn wir sie nach der heutigen Aussprache lesen, häufig der Reim, der doch ursprünglich gewiß richtig war, verloren geht.) Merke wohl, daß wir alle ältern Dichter aus alexandrinischen Recensionen haben. Ist es so unglaublich, daß diese Grammatiker Vieles nach ihrer Sprachtheorie

dann und wann auch wohl zwei Diphthongen. Du mußt hiebei bemerken, daß wir oft Aſpirationen ſchreiben, wo wir ſie nicht ausſprechen: z. B. ſehend, blühend. Solcher Worte giebt's ſehr viel: ferner: Schmähung — reuig — beurlauben — Auen — Beſchauung — Heuernte — Seen — herbeieilen (zwei Diphth.) — die Ehe (drei Vok.) u. ſ. w. — Unvermeidliche Wortfolgen: der Artikel mit weiblichen Subſtantiven, die mit einem Vokal anheben, oder mit dergleichen im Pluralis, z. B. eine Augenweide, die Alten; einige Präpoſitionen mit dergleichen Worten, z. B. bei ihnen, zu uns u. ſ. w. —

Wie du das Verbot der Rhetoriker und die genieloſe Kleinigkeitskrämerei des Iſokrates in Anſehung der zuſammentreffenden Vokale gegen mich anführen kannſt, begreife ich in der That nicht. Ich hatte gegen Kl. behauptet, zu viele Vokale könnten eine Sprache nicht weich, wohl aber allzuſonor machen. Wenn die griechiſchen Rhetoren dieſes Uebermaß nur dem erhabnen Vortrage erlaubt haben, ſo hat es ihnen doch unmöglich weich, ſondern voll und ſtark geſchienen. — Behaupten ſie im Allgemeinen, daß auf einander folgende Vokale den Fluß der Rede hemmen — ſo mag das vielleicht im Griechiſchen ſo geweſen ſein; einer ſo leicht fließenden Sprache, daß der geringſte Anſtoß merklich werden konnte. Dieß heißt, denke ich, dieſe Herren mit aller Höflichkeit behandeln — denn daß es in neuern Sprachen oft nicht ſo iſt, davon überzeugen uns unſre Ohren. Giebt es wohl ſanftere, flüßigere Worte als Louisiane, poésies? Und ſolcher giebt es beſonders im Franzöſiſchen, Italiäniſchen und Spaniſchen viele hunderte. Vielleicht haſt du aber die Behauptung zu allgemein genommen. Es kommt wohl ſehr viel auf die Beſchaffenheit der Vokale an — ἠόνες und βούωσαν ſcheinen wirklich nicht ohne Hiatus ausgeſprochen werden zu können. (Bemerk' aber, daß wir in dem letzten das o nicht vom ω verſchieden auszuſprechen verſtehen.) Es ließen ſich vielleicht über die guten und nicht guten Folgen der Vokale Regeln geben — da wäre Iſokrates nun recht der Mann, dem nachzugrübeln. Nur dieß: i ſcheint mir vor allen andern Vokalen gut zu ſtehen: διά, δίοδος, diu u. ſ. w. Die Wiederholung desſelben Vokals klingt vielleicht immer übel: da aß er, geh', eh er kommt, die ihn, ſo ohnmächtig, zu uns. Sage mir doch das Urtheil deines Ohres hierüber. Von der üblen Wirkung unſres tonloſen e am Ende hab' ich ſchon geſprochen; dieß

erſtreckt ſich auch auf die Anfangsſilbe be und ge vor einem Vokal: beengen, beeifern, beurlauben u. ſ. w., geirrt, zugeeignet u. ſ. w.

Lange Folgen von Vokalen ſind dem ioniſchen Dialekt ſehr natürlich, wegen des häufigen Auflöſens der Diphthongen in zwei Vokale. Sieh nur den Herodot — findeſt du, daß dieſes Auseinanderziehen der Worte ihm ein erhabnes Anſehen giebt, oder daß es vielmehr ſeinem Geſchwätz noch mehr naiven Reiz verleiht? Auch der gute Homer muß nicht beleſen in den Rhetorikern geweſen ſein, denn er hat die ἠϊόνες und βοόωσαν faſt in jede Zeile aufgenommen, und nicht etwan bloß, wo von erhabnen Dingen die Rede iſt, ſondern auch, wo ein Ferken gebraten wird, oder Jemand ſich die Füße waſchen läßt.

Μῆνιν ἄειδε, θεά, Πηληϊάδεω Ἀχιλῆος.

Ueber die Regeln des deutſchen Jamben.

Fragmentariſche Winke.

Des Jamben — oder wie du ihn ſonſt nennen willſt; damit ich nur gleich deinem Einwurfe antworte, daß ja aus Jamben, Trochäen und Pyrrhichien durcheinander keine Jamben werden können. Was kommt darauf an, wie eine Versart heißt, wenn ſie nur gut iſt? Wie du auch meinen Satz verdrehſt! Durcheinander! Als ob dieſe drei Füße ungefähr gleich häufig vorkommen ſollten. Der Jambe ſoll bei weitem und noch weit mehr als im Griechiſchen der Hauptfuß ſein; reine Jamben ſind an ſich betrachtet die ſchönſten — nur des Ausdrucks, oder der Abwechſelung wegen, oder um dem Dichter die Schwierigkeit zu erleichtern, ſoll die Einmiſchung der Nebenfüße erlaubt ſein.

Ich muß dir nur geſtehn, lieber Fritz, ich bin in Gefahr, mich zu ereifern, wenn du aus der griechiſchen Theorie gegen Eigenheiten unſrer Verskunſt räſonnierſt, die du gar nicht praktiſch kennſt — nicht einmal aus einem genauen Studium unſrer Deklamation. Die Theorie hilft nichts ohne ein geübtes Ohr, an dem ſie geprüft werden muß; aber ein geübtes Ohr hilft wohl ohne jene — die ſchönſten Verſe ſind nicht nach ihr gemacht.

Du wirst glauben, ich fühle mich im Namen aller deutschen Versifikatoren und in meinem eignen beleidigt. Also will ich mich überwinden, und so ruhig als möglich, ohne allen Flammeneifer, dir meine Gründe weiter entwickeln. —

Jede Sprache hat ihre Metrik, die aus ihrer eignen Art und Struktur abgeleitet und entwickelt werden muß. Nur einheimische Gesetze gelten. Ja die Abweichungen hierin sind so groß, daß in verschiednen Sprachen die metrischen Namen nicht mehr dieselben Begriffe bezeichnen, und man sich also unaufhörlich mißversteht. — Im Deutschen vollkommen die griechischen Silbentänze nachmachen wollen, thut eine lächerliche Wirkung; man kann einen starken, aber schwerfälligen Zugochsen unmöglich den Galopp eines englischen Renners lehren.

Ueberhaupt würde es bei uns ein allzugroßer Zwang sein, sich an so komplicierte und doch so genau bestimmte und abgewogne Wechsel von Kürzen und Längen zu binden. Die Griechen warfen die Worte beinah in jede beliebige Ordnung; unsre Wortfolge ist grammatisch bestimmt, und auch in der Poesie sind nur geringe Freiheiten verstattet. Die griechische Sprache war äußerst biegsam — und ihre Worte litten besonders in ihren vielsilbigen Endungen die mannichfaltigsten Modifikationen, die, ohne dem Sinn zu schaden, durch die veränderte Quantität dem Silbenmaße zu Hülfe kamen. Die unsrige ist halsstarrig — sie kann an ihren Worten nicht modeln, hinzusetzen oder wegnehmen laßen; denn es ist Alles daran nothwendig, und nur zur Leibes Nahrung und Nothdurft vorhanden. Die griechische Sprache rankt sich wie eine zarte Rebe ohne Mühe an jedem so oder so gebildeten Stabe des Silbenmaßes hin. Die deutsche ist ein Eichbaum, der, wenn der Nordwind (unser Genius) drein bläst, wohl brechen kann, aber niemals sich biegen.

Endlich, was die Schwierigkeit für uns unendlich vermehrt, ist die begriffsmäßige Bestimmung unsrer Quantität. (Ob sie wirklich ein Vorzug ist, untersuch' ich ein andres Mal.) Die griechische ist mechanisch bestimmt; von zwei Worten, die gleich viel bedeuten, kann das eine aus lauter kurzen, das andre aus lauter langen Silben bestehen. Bei uns müßen, um einen Molossus hervorzubringen, drei Wurzelsilben, deren jede einen Hauptbegriff bezeichnet, zusammentreten; um einen Tribrachys, drei Ableitungssilben und Neben-

begriffe. Hieraus iſt klar, daß das Verhältniß, Gleich- oder Ueber-Gewicht der kurzen oder langen Silben, und ihre Stellung gegen einander bei uns einen weit entſcheidenderen Einfluß auf den Ton des Ausdrucks, ja ſelbſt auf die ganze Gedankenbildung hat. — Daß einige von Klopſtocks Chören im Meſſias und von ſeinen Oden ſo ganz über allen Ausdruck mißrathen ſind, kommt gewiß nur von dieſem unſrer Sprache unerträglichen Zwange. Am fremdeſten, ſteifſten, unverſtändlichſten wirſt du unter ſeinen Gedichten immer die finden, wo er ein ſtarkes Uebergewicht, entweder von langen oder kurzen Silben, hat erkünſteln wollen. Unſre Sprache wägt ſie meiſtens gleich — ſie leidet keine ſtarken Abweichungen von einer oder der andern Seite — daher ſind auch Jamben und Trochäen ihre natürlichſten und gleichſam freiwilligen Silbenmaße.

Ein andrer charakteriſtiſcher Unterſchied iſt es, daß der Gang der griechiſchen Sprache (ſo viel wir vermuthen können) unendlich raſcher und flüchtiger muß geweſen ſein; ihre Kürzen kürzer, ihre Längen weniger lang. Die Beſtandtheile ihrer Silben, die Geſetze ihrer Quantität laßen uns daran nicht zweifeln. In jenen iſt ihr die franzöſiſche Sprache ähnlich — und wie fliegt ſie der deutſchen voraus! Die ſechs Silben von irritabilité ſind ſchneller geſagt, als die drei von Reizbarkeit; ein franzöſiſcher Moloſſus (wenn man dieſer Sprache bei der großen Unbeſtimmtheit ihrer Proſodie ſo etwas zuſchreiben kann) ſchneller als ein deutſcher Anapäſt. Im lebhaften vertraulichen Geſpräch wird in dieſer Sprache das Meiſte, außer den Silben, die den Ton haben, kurz; wenn ſie mit Nachdruck und Emphaſe reden, haben ſie oft ganze Folgen von langen Silben. Dieß würde dir deutlicher ſein, wenn du das franzöſiſche Theater kenneſt; z. B.

Me pardonnerez vous de vous avoir fait naître

Oder:

Oh, les honnêtes gens sont sans doute aux galères,
Car ceux qui n'y sont pas! —

In dieſer ſo angegebenen Quantität wäre ſonſt freilich viel Willkürliches; aber in dem Zuſammenhange beſtimmt die Deklamation ſie unwandelbar. Dieß ſollte nur zum Beiſpiele dienen, wie ſich etwan die Folgen von Längen im Griechiſchen ausnehmen mochten.

Sie wirkten nicht so stark, und hielten auch im Aussprechen nicht so lange auf. Bei uns trifft der Ton, die Wichtigkeit der Bedeutung, und oft auch das Mechanische der Vokalendehnung, der Diphthongen und der doppelten und dreifachen Position auf denselben Silben zusammen. Daher sind vier vollkommne Längen beinah für alles, was ein Dichter ausdrücken wollen kann, schon zu stark; z. B. Der Sturm tobt wild her.

Hieraus folgt nun, daß das Verhältniß der Längen und Kürzen bei uns nicht so fein kann und darf, wie bei den Griechen. Sie brauchen mehr Längen, um die äußerste Flüchtigkeit ihrer Kürzen in Zaum zu halten; wir mehr Kürzen, um die Schwerfälligkeit unsrer Längen zu beleben. Ein Hexameter, wie der unsrige, in welchem der Trochäe statt des Spondeen (also auch eine Silbenzeit weniger) erlaubt ist, würde im Griechischen unstreitig fade und matt sein; der wahre griechische Hexameter aus Daktylen und Spondeen bestehend, würde im Deutschen (könnte man die Sprache auch hineinzwängen) sich mühselig fortschleppen, oder man müßte die Zahl der Daktylen noch weit größer, die der Spondeen weit geringer machen, als selbst beim Homer.

Darum also dürfen wir in unsern Jamben die Spondeen nicht so häufig gebrauchen, als die Griechen; darum ist auch der Pyrrhichius dann und wann uns erlaubt: darum also ist es mißlicher, den Anapäst zu gebrauchen, weil die eingeschobne Kürze selten, wie bei den Griechen, ein Sechzehntheilchen, sondern meistens einen Achtel- oder Viertel-Takt ausmacht.

Unsre Sprache neigt sich fast durchgängig zu jambischen, oder, welches einerlei ist, zu trochäischen Versarten. Ich könnte dieß mit der ausführlichsten Genauigkeit darthun, allein ich will nur auf zwei Punkte aufmerksam machen.

1. Die Quantität der einzelnen Worte. Die einsilbigen sind eben so häufig lang als kurz. Jenes die Substantiva und Adverbia; dieses immer die Artikel, die wir unaufhörlich gebrauchen, meistens auch die Präpositionen, Konjunktionen, zum Theil die Pronomina. Die zweisilbigen, unter allen die gröste Anzahl, sind meistens ⏑– oder –⏑, seltener ––, und nie ⏑⏑. Die dreisilbigen Worte folgen ihrer Häufigkeit oder Seltenheit nach so aufeinander: ⏑–⏑, –⏑⏑ (deren viele dem Amphimaker ähneln), –⏑–,

erſtreckt ſich auch auf die Anfangsſilbe be und ge vor einem Vokal: beengen, beeifern, beurlauben u. ſ. w., geirrt, zugeeignet u. ſ. w.

Lange Folgen von Vokalen ſind dem ioniſchen Dialekt ſehr natürlich, wegen des häufigen Auflöſens der Diphthongen in zwei Vokale. Sieh nur den Herodot — findeſt du, daß dieſes Auseinanderziehen der Worte ihm ein erhabnes Anſehen giebt, oder daß es vielmehr ſeinem Geſchwätz noch mehr naiven Reiz verleiht? Auch der gute Homer muß nicht beleſen in den Rhetorikern geweſen ſein, denn er hat die ἠόνες und βοόωσαν faſt in jede Zeile aufgenommen, und nicht etwan bloß, wo von erhabnen Dingen die Rede iſt, ſondern auch, wo ein Ferken gebraten wird, oder Jemand ſich die Füße waſchen läßt.

Μῆνιν ἄειδε, θεά, Πηληϊάδεω Ἀχιλῆος.

Ueber die Regeln des deutſchen Jamben.

Fragmentariſche Winke.

Des Jamben — oder wie du ihn ſonſt nennen willſt; damit ich nur gleich deinem Einwurfe antworte, daß ja aus Jamben, Trochäen und Pyrrhichien durcheinander keine Jamben werden können. Was kommt darauf an, wie eine Versart heißt, wenn ſie nur gut iſt? Wie du auch meinen Satz verdrehſt! Durcheinander! Als ob dieſe drei Füße ungefähr gleich häufig vorkommen ſollten. Der Jambe ſoll bei weitem und noch weit mehr als im Griechiſchen der Hauptfuß ſein; reine Jamben ſind an ſich betrachtet die ſchönſten — nur des Ausdrucks, oder der Abwechſelung wegen, oder um dem Dichter die Schwierigkeit zu erleichtern, ſoll die Einmiſchung der Nebenfüße erlaubt ſein.

Ich muß dir nur geſtehn, lieber Fritz, ich bin in Gefahr, mich zu ereifern, wenn du aus der griechiſchen Theorie gegen Eigenheiten unſrer Verskunſt räſonnierſt, die du gar nicht praktiſch kennſt — nicht einmal aus einem genauen Studium unſrer Deklamation. Die Theorie hilft nichts ohne ein geübtes Ohr, an dem ſie geprüft werden muß; aber ein geübtes Ohr hilft wohl ohne jene — die ſchönſten Verſe ſind nicht nach ihr gemacht.

Du wirst glauben, ich fühle mich im Namen aller deutschen Versifikatoren und in meinem eignen beleidigt. Also will ich mich überwinden, und so ruhig als möglich, ohne allen Flammeneifer, dir meine Gründe weiter entwickeln. —

Jede Sprache hat ihre Metrik, die aus ihrer eignen Art und Struktur abgeleitet und entwickelt werden muß. Nur einheimische Gesetze gelten. Ja die Abweichungen hierin sind so groß, daß in verschiednen Sprachen die metrischen Namen nicht mehr dieselben Begriffe bezeichnen, und man sich also unaufhörlich mißversteht. — Im Deutschen vollkommen die griechischen Silbentänze nachmachen wollen, thut eine lächerliche Wirkung; man kann einen starken, aber schwerfälligen Zugochsen unmöglich den Galopp eines englischen Renners lehren.

Ueberhaupt würde es bei uns ein allzugroßer Zwang sein, sich an so komplicierte und doch so genau bestimmte und abgewogne Wechsel von Kürzen und Längen zu binden. Die Griechen warfen die Worte beinah in jede beliebige Ordnung; unsre Wortfolge ist grammatisch bestimmt, und auch in der Poesie sind nur geringe Freiheiten verstattet. Die griechische Sprache war äußerst biegsam — und ihre Worte litten besonders in ihren vielsilbigen Endungen die mannichfaltigsten Modifikationen, die, ohne dem Sinn zu schaden, durch die veränderte Quantität dem Silbenmaße zu Hülfe kamen. Die unsrige ist halsstarrig — sie kann an ihren Worten nicht modeln, hinzusetzen oder wegnehmen laßen; denn es ist Alles daran nothwendig, und nur zur Leibes Nahrung und Nothdurft vorhanden. Die griechische Sprache rankt sich wie eine zarte Rebe ohne Mühe an jedem so oder so gebildeten Stabe des Silbenmaßes hin. Die deutsche ist ein Eichbaum, der, wenn der Nordwind (unser Genius) drein bläst, wohl brechen kann, aber niemals sich biegen.

Endlich, was die Schwierigkeit für uns unendlich vermehrt, ist die begriffsmäßige Bestimmung unsrer Quantität. (Ob sie wirklich ein Vorzug ist, untersuch' ich ein andres Mal.) Die griechische ist mechanisch bestimmt; von zwei Worten, die gleich viel bedeuten, kann das eine aus lauter kurzen, das andre aus lauter langen Silben bestehen. Bei uns müßen, um einen Molossus hervorzubringen, drei Wurzelsilben, deren jede einen Hauptbegriff bezeichnet, zusammentreten; um einen Tribrachys, drei Ableitungssilben und Neben-

begriffe. Hieraus iſt klar, daß das Verhältniß, Gleich- oder Ueber-Gewicht der kurzen oder langen Silben, und ihre Stellung gegen einander bei uns einen weit entſcheidenderen Einfluß auf den Ton des Ausdrucks, ja ſelbſt auf die ganze Gedankenbildung hat. — Daß einige von Klopſtocks Chören im Meſſias und von ſeinen Oden ſo ganz über allen Ausdruck mißrathen ſind, kommt gewiß nur von dieſem unſrer Sprache unerträglichen Zwange. Am fremdeſten, ſteifſten, unverſtändlichſten wirſt du unter ſeinen Gedichten immer die finden, wo er ein ſtarkes Uebergewicht, entweder von langen oder kurzen Silben, hat erkünſteln wollen. Unſre Sprache wägt ſie meiſtens gleich — ſie leidet keine ſtarken Abweichungen von einer oder der andern Seite — daher ſind auch Jamben und Trochäen ihre natürlichſten und gleichſam freiwilligen Silbenmaße.

Ein andrer charakteriſtiſcher Unterſchied iſt es, daß der Gang der griechiſchen Sprache (ſo viel wir vermuthen können) unendlich raſcher und flüchtiger muß geweſen ſein; ihre Kürzen kürzer, ihre Längen weniger lang. Die Beſtandtheile ihrer Silben, die Geſetze ihrer Quantität laßen uns daran nicht zweifeln. In jenen iſt ihr die franzöſiſche Sprache ähnlich — und wie fliegt ſie der deutſchen voraus! Die ſechs Silben von irritabilité ſind ſchneller geſagt, als die drei von Reizbarkeit; ein franzöſiſcher Moloſſus (wenn man dieſer Sprache bei der großen Unbeſtimmtheit ihrer Proſodie ſo etwas zuſchreiben kann) ſchneller als ein deutſcher Anapäſt. Im lebhaften vertraulichen Geſpräch wird in dieſer Sprache das Meiſte, außer den Silben, die den Ton haben, kurz; wenn ſie mit Nachdruck und Emphaſe reden, haben ſie oft ganze Folgen von langen Silben. Dieß würde dir deutlicher ſein, wenn du das franzöſiſche Theater kenneſt; z. B.

Me pardonnerez vous de vous avoir fait naître

Oder:

Oh, les honnêtes gens sont sans doute aux galères,
Car ceux qui n'y sont pas! —

In dieſer ſo angegebenen Quantität wäre ſonſt freilich viel Willkürliches; aber in dem Zuſammenhange beſtimmt die Deklamation ſie unwandelbar. Dieß ſollte nur zum Beiſpiele dienen, wie ſich etwan die Folgen von Längen im Griechiſchen ausnehmen mochten.

Sie wirkten nicht so stark, und hielten auch im Aussprechen nicht so lange auf. Bei uns trifft der Ton, die Wichtigkeit der Bedeutung, und oft auch das Mechanische der Vokalendehnung, der Diphthongen und der doppelten und dreifachen Position auf denselben Silben zusammen. Daher sind vier vollkommne Längen beinah für alles, was ein Dichter ausdrücken wollen kann, schon zu stark; z. B. Der Sturm tobt wild her.

Hieraus folgt nun, daß das Verhältniß der Längen und Kürzen bei uns nicht so fein kann und darf, wie bei den Griechen. Sie brauchen mehr Längen, um die äußerste Flüchtigkeit ihrer Kürzen in Zaum zu halten; wir mehr Kürzen, um die Schwerfälligkeit unsrer Längen zu beleben. Ein Hexameter, wie der unsrige, in welchem der Trochäe statt des Spondeen (also auch eine Silbenzeit weniger) erlaubt ist, würde im Griechischen unstreitig fade und matt sein; der wahre griechische Hexameter aus Daktylen und Spondeen bestehend, würde im Deutschen (könnte man die Sprache auch hineinzwängen) sich mühselig fortschleppen, oder man müßte die Zahl der Daktylen noch weit größer, die der Spondeen weit geringer machen, als selbst beim Homer.

Darum also dürfen wir in unsern Jamben die Spondeen nicht so häufig gebrauchen, als die Griechen; darum ist auch der Pyrrhichius dann und wann uns erlaubt: darum also ist es mißlicher, den Anapäst zu gebrauchen, weil die eingeschobne Kürze selten, wie bei den Griechen, ein Sechzehntheilchen, sondern meistens einen Achtel- oder Viertel-Takt ausmacht.

Unsre Sprache neigt sich fast durchgängig zu jambischen, oder, welches einerlei ist, zu trochäischen Versarten. Ich könnte dieß mit der ausführlichsten Genauigkeit darthun, allein ich will nur auf zwei Punkte aufmerksam machen.

1. Die Quantität der einzelnen Worte. Die einsilbigen sind eben so häufig lang als kurz. Jenes die Substantiva und Adverbia; dieses immer die Artikel, die wir unaufhörlich gebrauchen, meistens auch die Präpositionen, Konjunktionen, zum Theil die Pronomina. Die zweisilbigen, unter allen die gröste Anzahl, sind meistens ⏑– oder –⏑, seltener ––, und nie ⏑⏑. Die dreisilbigen Worte folgen ihrer Häufigkeit oder Seltenheit nach so aufeinander: ⏑–⏑, –⏑⏑ (deren viele dem Amphimaker ähneln), –⏑–,

dann ⏑–– oder ––⏑, selten –·–, vielleicht nie (in demselben Worte) ⏑⏑–. Weiter will ich dieß nicht verfolgen; denn die Anzahl der vier- oder mehrsilbigen Worte ist verhältnißmäßig nur gering; auch unter ihnen giebt es viele ⏑–⏑– und –⏑–⏑; und die ⏑⏑–– und ––⏑⏑ sind für unsern Jamben (oder wie er heißen mag) nicht ganz unbrauchbar.

2. Die ganze Art unsrer prosodischen Bestimmung. Die wenigsten Längen und Kürzen sind es bei uns absolut; die meisten relativ, nach ihrer Stellung. Sie werden gegen die vorhergehende und nachfolgende Silbe abgewogen, und gelten für kurz, wenn sie nur leichter sind als diese; für lang, wenn schwerer. Daher kommts, daß unsre meisten Molossen (–––) sich zum –⏑–, unsre ⏑⏑⏑ zum ⏑–⏑ neigen. Das erste ist immer der Fall, wenn auf einen trochaïsierenden Spondeen eine absolut lange Silbe folgt; z. B. die Schwermuth siegt. Das zweite leidet auch nur wenige Ausnahmen; etwan: beseligende Ruh. Huldigung ist –⏑⏑ wenn eine vollkommne Länge folgt; aber Huldigungen ist nothwendig –⏑–⏑.

Also wird gewöhnlich durch diese Folge der Silben: –⏑⏑⏑–, oder ⏑–––⏑, der jambische Gang des Verses gar nicht gestört; und man darf ohne Schwierigkeit den jambisierenden Spondeen (⏑– | –– | ⏑–) und den jambisierenden Pyrrhichius (⏑– | ⏑⏑ | ⏑–) darin aufnehmen.

Der trochaïsierende Spondee ist viel häufiger bei uns, als der eigentliche oder gleich abgewogene: alle Zusammensetzungen von zwei Wurzelsilben bilden jenen. Bei unsrer begriffmäßigen Quantität kann dieß nicht anders sein — denn der allgemeinere Geschlechtsbegriff wird gewöhnlich ans Ende, der specifische Unterschied, ein Umstand, oder eine individuelle Bestimmung voran gesetzt; z. B. krank, seekrank, Fall, Rheinfall. Der Geschlechtsbegriff ist leerer, enthält weniger von der Sache — die differentia specifica hat mehr Bestandheit, nähert sich dem wirklichen Dinge schon mehr; und dieß wird dann auch in der Prosodie bezeichnet. Kommt nun am Ende noch eine Biegungssilbe hinzu, die einen grammatischen Nebenbegriff ausdrückte und also kurz ist, so bleibt zwar der Spondee trochaïsierend, aber die letzte Hauptsilbe bleibt doch entschiedner lang, als

vorher; z. B. Muth, Schwermuth, schwermüthig. Dieser Fuß – – ⏑ ist daher in Einem Worte nicht angenehm — die erste und letzte Silbe arbeiten sich in Ansehung der mittelsten gleichsam entgegen; jene verkürzt, diese verlängt sie. Sie ist also in einer unbequemen Lage, wie ein Mensch, der an einem Arm ein schwereres Gewicht trägt, als am andern. Hieraus ließe sich wieder Manches über die Vorzüge des Jamben in unsrer Sprache folgern.

Die gleich gewognen Spondeen entstehen bei uns meistens nur aus Zusammenstellungen zweier einsilbigen Hauptworte; z. B. der Strom braust. Die Längen müßen so lang als möglich sein, wegen der gegenseitigen Wirkung der Silben auf einander. Jede Länge mißt sich gleichsam an der, die bei ihr steht; und wenn sie der andern nur die geringste Schwäche anmerkt, wird sie gewiß ihren Vorrang geltend machen. Die Längen müßen einander also durchaus nichts anhaben können. Darum ist dieser Spondeus ein so sehr starker Fuß: zwischen seinen Bestandtheilen ist immer eine Art von Kampf.

Kl. wünscht unsrer Sprache mehr Reichthum daran. Er hat der Sponda (er mußte den Spondeus erst weiblich machen, damit man ihn nicht etwan einer Leidenschaft nach griechischen Sitten beschuldigen möchte) seine Liebe auf das zärtlichste erklärt, aber zugleich über die wenige Erwiderung geklagt. Diese Ode, deren du dich gewiß erinnerst, zeigt poetische Kunst und zugleich Pedanterie auf ihrem höchsten Gipfel: sie würde vortrefflich in einem poetischen Raritätenkabinet prangen. Der Enthusiasmus sinkt, wenn man näher erwägt, für wen der liebende Dichter schmachtet. Die deutsche Sponda ist nicht die griechische: jene ist eine nervige, knochige, herkulische Schöne, gewaffnet mit Keule und Löwenhaut, aber nicht, wie Omphale, über runden Schultern und zartgeschweiften Hüften: nur ein nordischer Barde kann ihre Umarmungen begehren. Die Wahrheit ist, daß unsre meisten Spondeen durch breite Dehnungen und Diphthongen und gehäufte Konsonanten bis zur gänzlichen Unbrauchbarkeit übellautend sind. Der Dichter mag also eher die Muse bitten, ihm derer, die wir haben, ohne Nachtheil entrathen zu helfen, als ihm noch mehrere zu bescheren.

Aber wie, wenn sich Kl. nun gar in der Person seiner Ge-

liebten geirrt, und wie ein Professor sein Ehegesuch an die falsche gebracht hätte? Die Sponda, eine Folge von zwei Längen, ist reichlich in unsrer Sprache vorhanden — nur bildet sie leider, von kurzen Silben eingefaßt, den Antispastus, der unter allen Füßen am wenigsten musikalisch, und ein wahrer Dämon der Disharmonie ist: z. B. die See tobte, hinaufsteigen, verantworten, Gesichtspunkte und viele hunderte. Den psychologischen Grund seiner üblen Wirkung hat Moriz recht gut entwickelt, und auch der griechische Name zeigt ihn an: er zieht Ohr und Seele nach verschiedenen Seiten hin. Aus dem Hexameter, Jamben und überhaupt den meisten alten Silbenmaßen ist er deswegen auch verbannt.

Die Sponda steckt also, wie die Alten eine Grazie in der Statue eines rauhen Satyrs zu verbergen pflegten, in dem garstigen Gegenzerrer wie eingeschachtelt. Wie wäre sie da herauszuholen? Mit Einem Wort, ausgenommen zu Anfang oder Ende eines Verses ist mit zwei Längen nichts anzufangen; drei müßen beisammenstehen, um den Antispast zu vermeiden. Der Dichter begehrt also eigentlich die Molossa, nicht die Sponda. Indessen muß jene, sonst rauh und barbarisch, wie der molossische König Echion, doch nicht hierüber eifersüchtig geworden sein, sie gewährt Klopstocken, besonders in der letzten Hälfte des Messias und seinen spätern Oden, nur allzu oft.

Kl. macht es dem Jamben zum Vorwurf, daß man dergleichen wie 'Angst wehklagt' nicht ohne Silbenzwang hineinbringen könne. Gott bewahre uns! Wer wird denn überhaupt solche Monstruositä in ein Gedicht bringen wollen? Wenn der Jambe uns davor beschirmt, so verdient er gar schönen Dank.

Wie der Spondeus mit einfaßenden Kürzen den Antispast, so bildet der Pyrrhichius mit den umgebenden Längen den schönen Choriambus (–⏑⏑–). Dieses schönen Fußes berauben wir uns freilich, wenn wir aus unserm Jamben den Anapäst ausschließen: allein ich bin auch weit entfernt, den anapästischen Jamben in unsrer Sprache zu verwerfen. Vielleicht, wie wir nachher sehen werden, giebts auch eine Auskunft, den Choriambus ohne Aufnahme des Anapästes doch wieder zu bekommen.

Ueber den Gebrauch der Nebenfüße in unserm Jambus mußt du folgende Regeln nur als einen flüchtigen hingeworfnen Versuch ansehen.

Mühseligkeit auf. W. Humboldt hat dieß bei einer Ode Pindars gethan, die ich habe; überdieß ist sein Silbenmaß nicht sehr glücklich aus lauter Anapästen, Jamben, Trochäen, Daktylen zusammengesetzt. — — — Hätte ich meine Abhandlung über die Metrik fortgesetzt, so würde ich dir nun schon die Vorzüge des fünffüßigen Jamben entwickelt haben. Dieß wird schwerlich fürs erste geschehen; nimm also mit folgenden Winken vorlieb.

1. Die eigentliche Feinheit des Trimeters ist uns verborgen. Denn sage selbst: ist unser Ohr wohl im Stande, einen Grund anzugeben, warum in der 1., 3. u. 5. Stelle ein Spondee oder Anapäst stehn darf, in der 2., 4. und 6. Stelle nicht? —

2. Der im Griechischen sehr häufige Gebrauch der Spondeen ist bei uns theils wegen der Seltenheit der Spondeen und Molosse unmöglich; theils würde er wegen der Beschaffenheit unsrer Spondeen (wovon in meiner Metrik gehandelt werden wird) den Vers zu sehr belasten.

3. Der Vers ist für unsre Sprache beinah zu lang; denn du mußt bemerken, daß unsre Kürzen weniger kurz und unsre Längen länger sind als die griechischen.

4. Der Gebrauch des Anapästs scheint mir im Deutschen der tragischen Würde zuwider; freilich brauchen ihn die Griechen (wenigstens Aeschylus, den ich vor mir habe) auch nur selten; ich finde oft eine ganze Seite hinunter nur einen oder ein Paar. In einer Uebersetzung aus dem Griechischen müßte man ihn vielleicht der Beiwörter wegen, die vor ihren Hauptwörtern oft unvermeidlich Anapästen bilden, aufnehmen, aber mit weiser Sparsamkeit.

5. Der fünffüßige Jambe, wie ihn Lessing, Goethe, Schiller, Klopstock selbst, in gereimten oder reimlosen Gedichten gebraucht haben, steht dem Trimeter an Mannichfaltigkeit nicht nach, auch wenn du in jenem den Anapäst, in diesem nicht gebrauchst. Denn:

a) Unser Jambe endigt bald männlich, bald weiblich; der griechische immer männlich; b) jener hat männliche oder weibliche Abschnitte nach der 4., 5., 6., allenfalls auch nach der 7. Silbe — dieser muß den Abschnitt immer weiblich haben, und zwar immer in der Mitte des dritten oder vierten Fußes: denn am Ende des dritten Fußes macht er den Vers einförmig, nach dem zweiten oder vierten kakorhythmisch. Versuch' es nur bei deinem eignen Gehör. c) Der

brauche der hyperkatalektischen Verse oder weiblichen Versendungen übrig.

Was vom jambischen Verse gesagt ist, läßt sich leicht mit den gehörigen Modifikationen auf den trochäischen anwenden.

Eines der besten Muster ist Goethe in der Zueignung, Iphigenia, Tasso, Claudine, Erwine. Weit weniger ausgearbeit ist Don Karlos; besonders fehlt es Schillers Jamben oft an Fülle. Lessings Nathan, so viel ich mich erinnern kann, ist für das vertrauliche Gespräch gut. Klopstocks Trauerspiele erinnere ich mich nicht. —

Ich habe nie behauptet, daß unser Jambus an sich beßer sei, als der griechische, nur gestanden, daß er mir für unsere Sprache passender scheint. Du erklärst mir die Theorie des Trimeters, als ob ich an ihr gezweifelt hätte, da mein Zweifel doch nur war, ob die Unterscheidung der Regionen nicht für unser Ohr zu fein sei? Ich will nicht einmal dieß verneinen, denn meinem Ohre sind noch niemals griechische Trimeter in deutscher Sprache vorgekommen. Schicke mir nur welche, ich will dir treulich wiedererzählen, was mein Ohr dazu sagt. Ich befürchte indessen, die vollkommne Beobachtung jener Gesetze wird nur eine vergebliche Mühseligkeit sein.

Der anapästische Jambus, wie er sich z. B. im neuen Amadis und einigen Stellen des Oberon findet, hat bisher bei uns eine zu ungebundne Freiheit genoßen. Man sollte ihm den Pyrrhichius und Trochäus als Nebenfüße ganz verbieten, ihm nur den Spondeus erlauben, und die Anzahl und Stellen der zu brauchenden Anapäste genauer bestimmen.

Du mußt dich die Mühe nicht verdrießen laßen, lange Stücke, gereimte und reimlose, in unsern Dichtern nach den angegebnen Rücksichten durchzuskandieren und zu deklamieren. Es ist wohl eine verzeihliche Eitelkeit, wenn ich dir dazu auch meine Gedichte empfehle. — Ob ich mir gleich diese Gesetze nie so deutlich entwickelte, wirst du sie darin doch so ziemlich beobachtet finden. —

Eine so lange polyrhythmische Strophe, wie in den griechischen Chören, besonders wenn dann noch die Epode dazwischen kommt, kann das deutsche Ohr nicht faßen. Wählen wir bei der Uebersetzung kurze und einfache Strophen, so wird der Gang zu abgemeßen; lange und verwickelte, so laden wir uns eine vergebliche

Mühseligkeit auf. W. Humboldt hat dieß bei einer Ode Pindars gethan, die ich habe; überdieß ist sein Silbenmaß nicht sehr glücklich aus lauter Anapästen, Jamben, Trochäen, Daktylen zusammengesetzt. — — — Hätte ich meine Abhandlung über die Metrik fortgesetzt, so würde ich dir nun schon die Vorzüge des fünffüßigen Jamben entwickelt haben. Dieß wird schwerlich fürs erste geschehen; nimm also mit folgenden Winken vorlieb.

1. Die eigentliche Feinheit des Trimeters ist uns verborgen. Denn sage selbst: ist unser Ohr wohl im Stande, einen Grund anzugeben, warum in der 1., 3. u. 5. Stelle ein Spondee oder Anapäst stehn darf, in der 2., 4. und 6. Stelle nicht? —

2. Der im Griechischen sehr häufige Gebrauch der Spondeen ist bei uns theils wegen der Seltenheit der Spondeen und Molosse unmöglich; theils würde er wegen der Beschaffenheit unsrer Spondeen (wovon in meiner Metrik gehandelt werden wird) den Vers zu sehr belasten.

3. Der Vers ist für unsre Sprache beinah zu lang; denn du mußt bemerken, daß unsre Kürzen weniger kurz und unsre Längen länger sind als die griechischen.

4. Der Gebrauch des Anapästs scheint mir im Deutschen der tragischen Würde zuwider; freilich brauchen ihn die Griechen (wenigstens Aeschylus, den ich vor mir habe) auch nur selten; ich finde oft eine ganze Seite hinunter nur einen oder ein Paar. In einer Uebersetzung aus dem Griechischen müßte man ihn vielleicht der Beiwörter wegen, die vor ihren Hauptwörtern oft unvermeidlich Anapästen bilden, aufnehmen, aber mit weiser Sparsamkeit.

5. Der fünffüßige Jambe, wie ihn Lessing, Goethe, Schiller, Klopstock selbst, in gereimten oder reimlosen Gedichten gebraucht haben, steht dem Trimeter an Mannichfaltigkeit nicht nach, auch wenn du in jenem den Anapäst, in diesem nicht gebrauchst. Denn:

a) Unser Jambe endigt bald männlich, bald weiblich; der griechische immer männlich; b) jener hat männliche oder weibliche Abschnitte nach der 4., 5., 6., allenfalls auch nach der 7. Silbe — dieser muß den Abschnitt immer weiblich haben, und zwar immer in der Mitte des dritten oder vierten Fußes: denn am Ende des dritten Fußes macht er den Vers einförmig, nach dem zweiten oder vierten kakorhythmisch. Versuch' es nur bei deinem eignen Gehör. c) Der

fünffüßige Jambe kann ganz ohne Abſchnitt beſtehen; der ſechsfüßige ohne Abſchnitt erſchöpft den Odem allzuſehr. d) Der Trimeter hat zum Hauptfuß den Jambus, zu Nebenfüßen den Spondeus und Anapäſt; unſer Jambe hat zu Nebenfüßen den Spondeen, den Trochäen und den Pyrrhichius. Man könnte alſo eher glauben, er wäre allzu mannichfaltig, wenn dieß nicht wieder durch die vielen Einſchränkungen und Beſtimmungen gemäßigt würde, unter denen der Gebrauch dieſer Füße verſtattet iſt. Die feinen Regeln dieſer Versart hat noch kein Prosodiker entwickelt, ſie liegen aber ziemlich beſtimmt in der Praxis unſrer guten Dichter, ſo beſtimmt wenigſtens, als zu Homers Zeiten die Regeln des Herameters ſein mochten. Hievon in meiner Metrik. Gegen die Leute, welche glaubten, in unſren Jamben müße der Jambus der einzige Fuß ſein, hatte Klopſtock freilich gewonnenes Spiel: denn dieß iſt weder ſchön, noch möglich. Wo bleibt nun die Monotonie? Aber ſage mir im Ernſt, iſt dir denn jemals Goethes Iphigenia, etwan von Carolinen vorgeleſen, monotoniſch vorgekommen? Nun ſo helf dir Gott und Sankt Klopſtock!

Der Wettſtreit der Sprachen.

Ein Geſpräch über Klopſtocks grammatiſche Geſpräche. 1798.

Vorerinnerung.

Was in den Reden des Deutſchen mit Häkchen bezeichnet iſt, ſind Klopſtocks Sätze aus der obengenannten oder früheren Schriften, immer dem Inhalte, zuweilen auch dem Ausdrucke nach. Der dialogiſchen Form wegen mußte in den Reden des Griechen Einiges als Behauptung vorgetragen werden, was nur Vermuthung iſt.

Poeſie. Soll ich meinen Augen trauen? Du lebſt alſo wirklich?

Grammatik. Ja, es iſt mir ſelbſt wunderlich dabei zu Muthe. Vor Klopſtocks grammatiſchen Geſprächen *) war es mir niemals begegnet.

Poeſie. Ganz recht! Klopſtocks grammatiſche Geſpräche. Derentwegen bin ich eben herbeſchieden. Aber ſage mir, was habe ich mit ihnen zu ſchaffen? Ich trete ja nicht darin auf.

Grammatik. Wie konnteſt du? Weißt du nicht, daß Leben und Tod einander immer das Gegengewicht hal-

*) iſt 1798.

Deutſchheit (draußen). Wehrt mir's nicht. Ich wage mein Leben für den ächten deutſchen Barden. Meine Loſung iſt: Er und über ihn!

Franzoſe. Wie grob! Ich hielt nur die Thür zu, um erſt zu fragen, wer ſie wäre, und ſie ſchleudert mich eine Ecke weit in den Saal hinein.

Grieche. Wer iſt dieſe blonde Gigantin?

Deutſchheit. Ich achte mich höher als euch alle. Nur du biſt meines Grußes werth, Göttin des Geſangs! Biſt groß und gut, ein biedres deutſches Weib.

Poeſie. O weh! ſie zerdrückt mir die Hand.

Grammatik. Was willſt du hier, Deutſchheit? Ich kenne dich, du haſt mir auch ſchon Unheil genug angerichtet.

Deutſchheit. Er iſt mein Vater. Wer mir von dem ausländiſchen Volke etwas wider ihn und unſre alte Kernſprache ſagt, dem ſoll dieſe ſtarke Fauſt —

Grammatik. Hier wird nicht mit Gewalt geſtritten, ſondern mit Gründen.

Deutſcher. Ich erkenne ſie nicht an, ich habe nichts mit ihr gemein, ſie würde meinen guten Handel verderben.

Poeſie. Schafft ſie hinaus! Die Ungeſchlachte gehört nicht in dieſen gebildeten Kreiß.

Deutſchheit. Bei Hermanns Schatten! —

Franzoſe. O der erſcheint längſt nicht mehr!

Grieche. Die Barbarin! fort mit ihr!

Poeſie. So hätten wir *) denn wieder Ruhe. Aber ſage mir, Deutſcher, welche Bewandtniß hat es mit der Abſtammung, deren ſie ſich rühmt?

*) dann 1798.

Deutscher. Es ist wohl nur eine von ihren Prahlereien, denn du weißt ja: Von selbst weiß Niemand, wer ihn gezeuget. Bedenke, daß eine Stunde der überflüßigen Kraft noch ganz andern Geschöpfen das Dasein gegeben hat. Auch wäre es unbillig, *)Klopstocken die Schuld ihres Betragens beizumeßen. Sie hatte zwar schon als Kind etwas von gezierter Männlichkeit und prunkhaftem Biedersinn an sich, aber erst durch die Erziehung der Jünger ist sie so leer und hochtrabend, und endlich, wie es den meisten Menschen geht, wenn sie nun recht in's bürgerliche Leben eintreten, platt geworden.

Poesie. Von den Nachäffern laß uns nicht reden; aber selbst der Urheber hat einen schlimmen Mißgriff gethan. Die meisten Nationen haben das Vorurtheil, sich höher als alle andern zu halten: wenn nun einmal eine es nicht hat, warum soll man es ihr mit Gewalt anschwatzen? Uebrigens, wie stolz auch dieß vorsätzliche und unaufhörliche Erinnern an den Werth alles Deutschen klingt, so ist es doch etwas sehr Demüthiges: denn es setzt voraus, das, woran man erinnert, sei so beschaffen, daß es gar leicht könnte vergeßen werden.

Deutscher. Wenn man nun aber seine Vorzüge wirklich vergißt?

Poesie. Es hat damit bei Nationen eben so wenig auf sich, als bei einzelnen Menschen. Man soll ja nicht im Bewußtsein ihres Besitzes unthätig werden. Wenn man nur die Vorzüge nicht vergißt, nach welchen man zu streben hat.

Deutscher. So wird man uns doch freien Ausdruck unsrer Eigenthümlichkeit erlauben.

---

*) ihm 1798.

Poeſie. Der wird verfehlt, ſo bald man ihn ſich vornimmt. Ueberdieß müßt ihr über euren Charakter erſt mit euch ſelbſt einig werden. Was ihr für Deutſchheit ausgebt, iſt meiſtens, bei Licht beſehn, nur die Nordiſchheit. Ich kann am beſten wißen, ob ihr nationale Eigenthümlichkeit habt.

Deutſcher. Freilich keine einſeitig beſchränkte.

Grammatik. Zur Sache. Die Sprache des Griechen hat den Vorrang der Würde und des Alterthums; und Klopſtock macht ſich, eben weil er ſie am meiſten ehrt, faſt immer mit ihr zu thun, um die ſeinige mit ihr zu meßen. Was er von ihr ſagt, gilt zum Theil die römiſche mit. Auf die neueren wirft er nur einige ſchnöde Seitenblicke. Der Grieche ſei alſo Wortführer der Klage: die Andern mögen ſie bei den Punkten, die auf ſie Bezug haben, unterſtützen; und wenn ihnen beſondere Beleidigungen widerfahren ſind, nachher reden.

Deutſcher. Sollen unſre Sprachen ſich anfeinden, Grieche? Sie ſind Schweſtern.

Grieche. Mir war nichts davon bewußt, ich habe es durch Klopſtock erfahren.

Deutſcher. 'Schon Plato hat ja πῦρ und andre ſolche zugleich griechiſche und altdeutſche Worte aus dem Scythiſchen, dem erſten Quell des Deutſchen, abgeleitet.'

Grieche. Leitet der Philoſoph nicht etwa auch das Wort Ironie aus dem Scythiſchen her? Die Stelle iſt im Kratylus, wo Sokrates die etymologiſche Weisheit eines gewiſſen Euthyphron durch die wunderlichſten und drolligſten Ableitungen, immer unter dem Schein des Ernſtes, zum Beſten giebt. Bei allen unerhörten Gewaltthätigkeiten, die er ſich mit den Wörtern erlaubt, behält er ſich immer noch

das Recht vor, wo er sich gar nicht weiter zu helfen weiß, vorzugeben, ein Wort sei barbarischen Ursprungs, und er könne es also nicht erklären. Dieß thut er bei πῦρ. Gesetzt aber, er spräche im Ernste, so bewiese seine Aussage gerade das Gegentheil von Verwandtschaft. Denn es wären ja nach ihm nur einige scythische Wörter fremd in das Griechische gekommen, und zwar hauptsächlich 'durch die unter den Barbaren wohnenden Hellenen.'

Deutscher. Ihr verdankt eure erste Bildung dem Orpheus, 'einem getischen Druiden.'

Grieche. Weil er ein Thracier heißt? Wanderte nicht auch der Thracier Thamyris im Peloponnesus umher? Durch jene Benennung wird Orpheus zu einer historischen Person gemacht, da er doch bloß eine mythische ist. Die Sage von ihm verdient um so weniger Glauben, da sie nicht so alt zu zu sein scheint, als Priester sie *) ausgeben. Homer kennt sie nicht.

Deutscher. 'Die Deutschen bildeten vor Alters viele ihrer Zeitwörter durch Verdoppelung des anfangenden Mitlautes, und hatten einen Dual wie wir. Sprachen, die sogar solche Sonderbarkeiten gemein haben, wie der Dual ist, haben überhaupt viel Gleiches.'

Grammatik. Die Verdoppelung ist allerdings eine seltnere Eigenheit, die der Römer aber auch mit dem Griechen gemein hat. Der Dual findet sich in den verschiedensten Sprachen; im Hebräischen und im Finnischen. Er ist dem Ursprunge der Gesellschaften und der Kindheit des menschlichen Geistes sehr natürlich: je weniger zahlreich jene sind, desto häufiger tritt der Fall ein, daß nur zwei zusammen

*) ausgaben 1828.

handeln; und der unmündige Verstand erhebt sich durch den Begriff des Paares wie durch eine Stufe zu dem allgemeineren der Vielheit. Die Griechen gaben vielleicht das einzige Beispiel einer Sprache, die den Dual auch in der höchsten Ausbildung nicht ablegt; und wer weiß was geschehn wäre, hätten die Dichter nicht gethan.

Deutscher. Die Stammväter der Deutschen und Griechen waren in ihren ursprünglichen Sitzen Nachbarn.

Grieche. Reicht eure Geschichte bis da hinauf? Homer und Herodot sagen nichts davon. Doch nimm an, die Pelasger wären von Norden her in mein Vaterland eingewandert: das Volk der Hellenen ist erst weit später durch Abtrennung von jenen entstanden, und hat zugleich mit dieser durch unbekannte Ursachen bewirkten Umwanplung eine andre Sprache bekommen. Herodot wagt es nicht, mit Sicherheit zu bestimmen, welche Sprache die Pelasger geredet; er vermuthet aber eine barbarische, das heißt, nicht eine durch die Mundart, sondern wesentlich und durchaus von der hellenischen verschiedne. War also die pelasgische Sprache mit der deutschen verwandt, was folgt daraus für die hellenische?

Deutscher. Durch alles dieß wird die Thatsache nicht umgestoßen, daß viele deutsche Benennungen mit den griechischen auffallend übereinstimmen.

Grieche. Wenn ihr die ausnehmt, wo eine gewisse Beziehung des Zeichens auf den Gegenstand stattfindet, und die, welche ihr durch Vermittlung der Römer, entweder bei der Niederlaßung christlicher Priester oder schon früher, erhalten, so wird keine beträchtliche Zahl übrig bleiben. Wie viele Namen erhieltet ihr zugleich mit den Dingen! Oder haben die Germanier in ihren uralten Wäldern den 'Wein' schon mit 'Rosen' gekränzt?

Deutscher. Nein, aber bis Zehn gezählt haben sie doch wohl?

Grieche. Sie nahmen vielleicht mit der Erlernung der Ziffern auch die dazu gehörigen Benennungen großentheils an, und ließen ihre alten dahinten. Ich sage nur, was ein entschiedener Zweifler einwenden könnte.

Franzose. Es ist lustig anzuhören, wenn einer dem andern seine Verwandtschaft im zwanzigsten Grade vorrechnet, die dieser nicht anerkennen will.

Engländer. Man möchte ihm antworten: ich will glauben, daß ihr mein Vetter seid; aber ich weiß gewiß, daß ich eurer nicht bin.

Grieche. Wir streiten zu lange über die Herkunft. Welcher Verständige giebt bei Menschen und Sprachen etwas darauf, wenn sie sich nicht durch Verdienst bewährt? Hatte eure Sprache gleiche Abstammung mit der unsrigen, desto schlimmer für euch, *) daß ihr nichts Gefälligeres aus ihr gemacht. Doch da sie in ihrer Kindheit einen milderen Himmel gewohnt war, so hat sie sich vermuthlich in den feuchten Wildnissen Germaniens erkältet, und seitdem eine heisere Stimme behalten.

Römer. Die Verwandtschaft der lateinischen Sprache mit der griechischen war, denke ich, von ganz anderer Art. Und dennoch wäre sie bei den

Versen, **) wie vormals wohl sie die Faun' und die Seher gesungen, geblieben, hätte die Siegerin nicht die Erziehung ihrer Ueberwundenen empfangen.

Italiäner. Da das Lateinische aus den ältesten Mundarten des Griechischen, das Italiänische aber aus der Ver-

*) da 1828. **) welche vordem die Faunen und Priester gesungen 1798.

Italiäner. Oder unſere.

Grammatik. Aber — ehe die Parteien weiter fortfahren — iſt der Streit der Sprachen über den Wohlklang nicht vergeblich, und nie auszugleichen? Sage mir, Poeſie, du biſt ja Kennerin des Schönen, giebt es dabei etwas Allgemeines, und an ſich Gültiges, oder hängt Alles von der verſchiedenen Organiſation, Gewöhnung und Uebereinkunft ab, und gilt auch hier das Sprichwort: Jedem iſt ſeine Königin ſchön?

Engländer. Oder jedem Narren gefällt ſeine Kappe.

Italiäner. Du ſiehſt ja, Grammatik, daß ſich alle Nationen Europas vereinigen, unſre Sprache wohlklingend zu finden.

Franzoſe. Für den Geſang.

Italiäner. Was ſich gut ſingt, ſpricht ſich auch gut.

Poeſie. Hierin haſt du nicht unrecht, Italiäner. Aber dein ſelbſtgefälliges Berufen auf jene Anerkennung war wenigſtens ſehr voreilig. Was iſt das heutige Europa gegen den Umfang des Menſchengeſchlechtes in den verſchiedenſten Himmelſtrichen und Zeitaltern? Europäiſcher Geſchmack iſt nur ein erweiterter Nationalgeſchmack. So weit es ſich ohne geiſtige und körperliche Zergliederung thun läßt, Grammatik, will ich deinem Verlangen Genüge leiſten. Ich habe ja die Welt umwandert und umflogen: habe an den ſchönen Ufern des Ganges und Ohio geweilt, die Wüſten Afrikas und die Steppen Siberiens beſucht, und mich unter den Nebeln des ſchottiſchen Hochlandes, wie unter dem ewig unbewölkten Himmel der Südſee-Heſperiden gelagert.

*)Franzoſe. Ah qu'elle devient poétique!

---

*) Die Ausrufung des Franzoſen fehlt 1828.

Poesie. Keinem Volke, wie roh und beschränkt es sein mochte, verschmähte ich durch meine Töne die Mühen des Lebens zu lindern.

Franzose. Dieß wird zu arg. Sie schreibt nur nicht den Feuerländern bel esprit zu.

Poesie. Ich kenne daher auch die unzähligen Sprachen, welche du niemals geordnet, noch ihnen zur Kenntniß ihrer selbst geholfen hast. Es giebt allerdings allgemeine Gesetze des Wohlklanges, auf die menschliche Natur und das Wesen der Töne gegründet.

Deutscher. Es ist mir doch lieb, daß man auch darüber etwas a priori wißen kann.

Poesie. Alles was den Sprachorganen leicht wird hervorzubringen, ist dem Ohr angenehm zu vernehmen. Dieß ist die nothwendige Wirkung einer sinnlichen Sympathie. Indessen können die Organe durch Gewöhnung es auch in den gewaltsamsten und verworrensten Bewegungen zu einer gewissen Leichtigkeit bringen, und deswegen scheinen sogar die rauhesten Sprachen den Einheimischen, von ihnen selbst gesprochen, *) leidlich. Erst wenn Fremde dieselben Laute mit Anstrengung herauszwingen, wird ihr Ohr beleidigt. Auf der andern Seite kann den Organen bei einer solchen Gewöhnung das Leichteste schwer fallen: sie werden durch harte Arbeit zu den sanfteren Biegungen ungeschickt; die Faust des Tagelöhners kann nicht auf Harmonikaglocken hingleiten. Doch das angegebne Gesetz betrifft mehr die Vermeidung des Mißfälligen, als die Hervorbringung dessen, was ich in den Sprachen liebe und hervorhebe. Das Wohlklingende muß, wie alles Schöne, einen Gehalt haben, und

*) sehr leidlich 1798.

[illegible] nur durch einen mannichfaltigen, tönenden und [illegible] Gebrauch der Stimme. Der Sitz der Stimme ist [illegible] die Seele wohnt, in der Brust. Was nicht aus ihr hervorgeht, ist nicht Stimme; die Verrichtungen der Zunge, des Gaumens, der Lippen und Zähne beim Sprechen werden erst durch ihre Begleitung recht hörbar, da sie sonst ein unvernehmliches Geräusch sein würden. Die Alten haben daher die Selbstlaute die Stimmigen (φωνήεντα), wenn es solch ein Wort gäbe, oder schlechthin die Stimmen (φωνεῖς) genannt.

Deutscher. Jenes hat man ehedem durch 'die Stimmer' zu verdeutschen gesucht.

Poesie. Die Mitlauter hingegen hießen den Griechen die Stimmlosen (ἄφωνα). Wenn nun in einer Sprache die stimmlosen Buchstaben herrschen, und von den Stimmen höchstens nothdürftig begleitet werden, so entsteht nicht nur Schleies, daß das Ohr die gehäuften und oft mit einander streitenden Bewegungen der Organe ungern vernimmt, sondern die Wirkung der Stimme wird auch durch das Geräusch verdunkelt. Geräusch hat gar nichts Musikalisches an sich, nur die Stimme kann sich zum Gesange erheben; und derjenige Gebrauch der redenden Stimme ist der schönste, von welchem dieser Uebergang am leichtesten ist. Also entschiedene, reine, volle, nicht dumpfe noch schleichende Töne. Die natürliche Tonleiter der Vokale werde durch Accente, durch einen belebten Wechsel der Höhe und Tiefe unterstützt. Wo mehrere unmittelbar folgen, wird es durch diese beiden Umstände entschieden, ob gefällige Stätigkeit dabei möglich ist. Aber damit es gegliederte Rede bleibe, und nicht in ein

[illegible]

beweiſt es aber, wenn man zum Beiſpiel bei Aufnahme fremder Wörter das ſchon vorhandne Verhältniß zerſtört, die Konſonanten behält, und kaum nothdürftig Vokale übrig läßt.

Deutſcher. O weh! das ſind wir.

Grieche. Die Poeſie, Deutſcher, hat auch hier bewährt, daß ihr Weſen Wahrheit iſt. Sie hat, ohne es zu wollen, meine Sache geführt, und ich kann mich nun kurz faßen. Klopſtock hat behauptet, der Klang des Griechiſchen arte nicht ſelten durch gehäufte Diphthongen und übelvereinte Konſonanten in Rauhigkeit, auf der andern Seite durch allzuviele Vokale in Weichheit aus.

Deutſcher. Richtig, und jenes habe unſre Sprache mit eurer gemein, von der letzten ſchlimmeren Ausartung ſei ſie frei.

Grieche. Von den Diphthongen habe ich ſchon genug geſagt. Die harten Zuſammenſtellungen der Konſonanten, die mir Klopſtock vorwirft, ſtehn zu Anfange der Silben, wo ſie ſehr leidlich ſind, weil das Ohr bei dem darauf folgenden Vokale wieder ausruht.

Deutſcher. Dieß mildert nur, aber es hebt nicht auf.

Grieche. Ueberdieß ſind ſie gar nicht häufig. Jene Milderung gilt auch von den in der Mitte zweier Silben zuſammentreffenden Konſonanten: der vorangehende und der folgende theilen ſich in ſie. Und was ſind ſie gegen die bei euch vorkommenden? Finde doch im Griechiſchen Wörter wie 'Geſichtskreiß.'

Deutſcher. Ihr endigt auch oft das Wort mit mehreren Konſonanten.

Grieche. Niemals als vor dem ſchließenden ς mit den wenigen, die ſich leicht damit vereinigen laßen: ἄλς, ἄψ, φάλαγξ. Klopſtock führt verſchiedene unſtatthafte Bei-

eine warme Sonne machen ihm das Leben leicht. Seine Bruſt hebt ſich dem beſeelenden Odem der reinen Luft entgegen. Sein ganzes Weſen wird elaſtiſch und expanſiv. Das ſchöne Gemälde der Natur ſteigt in heitern leichten Farben vor ſeinen Blicken auf, und die Bewegungen des Lebens um ihn gleiten in vollen Melodien, nicht verworren oder ſchreiend, vor ſeinem innern Sinn vorüber. Sein Geiſt ſondert und ordnet die Gegenſtände ſchnell und mit Leichtigkeit; er darf nicht mühſelig ihre Merkmale häufen, um ſie feſtzuhalten. Die Empfindung behält daher den freieſten Spielraum, und gaukelt unaufhörlich auf der Oberfläche ſeines Daſeins.

Wende dich in Gedanken von dieſen glücklichen Gefilden weg, und durchſchneide, wie jene kühnen Weltumſegler, die Zonen bis gegen den Nordpol hin. So wie die Natur karger, der Himmel unfreundlicher wird, ſo weicht die fröhliche Hingegebenheit dem Ernſt und der Sorge. Die Bruſt verengt ſich. Die Sinne, nicht mehr dem Genuße offen, ſind nur zu Kampf und Arbeit geſchärft. Der langſamere Verſtand greift Alles ſchwer und gewaltſam an. Der ſchlanke Leib badet ſich nicht mehr leicht bekleidet in der freien Luft, die unförmlichere Geſtalt wird in Thierfelle eingewickelt, und endlich verkriecht ſich der innre Menſch, wie der äußre, in dumpfe Winterhöhlen.

Wenn nun die Sprache nie aufhört im Ganzen, obſchon nicht in den einzelnen Beſtandtheilen, das zu ſein, was ſie in ihrem Urſprunge war, Darſtellung der Gegenſtände, und Verkündigung des Eindrucks, den ſie machen; wenn die Stimme aus der Bruſt mehr ausdrückende Geberde, die Verrichtung der Sprachorgane mehr nachahmende Handlung iſt: ſo läßt ſich leicht einſehn, welchen Einfluß die umgebende

Grammatik. Ich kann es dir nicht verhehlen, Deutscher, daß sich die Sorgfalt der südlichen Völker für den Wohlklang am meisten auf Wegschaffung der schließenden Konsonanten gewandt hat.

Römer. Wir waren hierin weniger ekel als die Griechen; wir erlauben b, c, d, l, m, n, r, s, t, die beiden letzten noch mit andern vorhergehenden.

Italiäner. Wir haben nie zwei Konsonanten nach einander am Ende, und überhaupt nur folgende vier: l, m, n, r. Wir wählten also ungefähr gleich mit den Griechen, oder noch feiner.

Grieche. Ich wünsche zu wißen, Deutscher, was deine Voreltern in diesem Stück für die Verschönerung der Sprache gethan haben.

Italiäner. Sie haben die Schlußvokale, wo sie vorhanden waren, weggenommen.

Deutscher. Doch auch oft das mildernde E hinzugefügt. 'Ihr vergeßt, daß der Wohlklang die Stärke liebt, welche aus gut vereinten Konsonanten entsteht. Wörter von starker Bedeutung fordern den starken Klang als Mitausdruck.'

Grieche. Die Darstellung der Sprache sollte, wie die des Dichters, wahr und doch verschönernd sein: sie bedarf also niemals das Uebelklingende. Glaubst du, die Stärke beruhe mehr auf der Stimme oder auf dem Geräusch? Bei den gehäuften Schlußkonsonanten hört man nur das letzte.

Franzose. Die Stärke einer Sprache in die Häufung und Rauhigkeit der Konsonanten zu setzen, kommt mir so vor, als glaubte man, die Tapferkeit der alten Ritter hätte in ihrer raßelnden Rüstung gesteckt.

Italiäner. Wenn der Klang Mitausdruck ist, so hat

ſich eure Sprach, ſo heißt es ja noch jetzt in einigen Mundarten, durch dieſe Benennung drollig genug charakteriſiert. Sp iſt die Bezeichnung des Beſtandes, der Feſtigkeit, der ruhenden Kraft; Str der angeſtrengten; Spr der plötzlich losbrechenden, wie in 'Springen, Sprützen, Spreizen'; alsdann kommt der gedehnte breite Vokal, und endlich ein rauher Hauch. Klopſtock leitet es ja auch ſelbſt von Brechen durch das verſtärkende S ab.

Franzoſe. So daß es alſo ein wahres Losbrechen wäre.

Deutſcher. Eine ſo weichliche Sprache wie deine, Italiäner, darf gegen unſre männliche gar nicht den Mund öffnen.

Grieche. Gut, daß du des Weichlichen erwähnſt: dieſer Punkt blieb mir noch übrig. Die zuſammentreffenden Diphthongen ſollen bei mir Rauhigkeit, die Vokale in gleichem Falle Weichheit hervorbringen. Wie ſtimmt dieß zuſammen; wenn es nicht vor Allem auf die Beſchaffenheit der ſich folgenden Vokale ankommt, ob ſie ſtark oder ſanft klingen? Ich denke, Niemand von euch findet Wörter wie ἄωτος oder οὔατα weich.

Italiäner. Wegen des Weichlichen laß mich nur die Klage gegen ihn führen. Klopſtock iſt hierin mit Niemanden übler umgegangen, als mit meiner Sprache.

Deutſcher. 'Sie zerfließt auch beinah, und iſt obendrein einförmig. Ihre Schlußſilben wechſeln meiſtens nur mit den vier Vokalen a, e, i, o.'

Italiäner. Wer fragt nach übelklingender Mannichfaltigkeit? Und haſt du ein Recht, mir dieſen Wechſel als Einförmigkeit vorzurücken, da du faſt keinen ſchließenden Vokal als E kennſt?

Grammatik. Ich kann es dir nicht verhehlen, Deutscher, daß sich die Sorgfalt der südlichen Völker für den Wohlklang am meisten auf Wegschaffung der schließenden Konsonanten gewandt hat.

Römer. Wir waren hierin weniger ekel als die Griechen; wir erlauben b, c, d, l, m, n, r, s, t, die beiden letzten noch mit andern vorhergehenden.

Italiäner. Wir haben nie zwei Konsonanten nach einander am Ende, und überhaupt nur folgende vier: l, m, n, r. Wir wählten also ungefähr gleich mit den Griechen, oder noch feiner.

Grieche. Ich wünsche zu wißen, Deutscher, was deine Voreltern in diesem Stück für die Verschönerung der Sprache gethan haben.

Italiäner. Sie haben die Schlußvokale, wo sie vorhanden waren, weggenommen.

Deutscher. Doch auch oft das mildernde E hinzugefügt. 'Ihr vergeßt, daß der Wohlklang die Stärke liebt, welche aus gut vereinten Konsonanten entsteht. Wörter von starker Bedeutung fordern den starken Klang als Mitausdruck.'

Grieche. Die Darstellung der Sprache sollte, wie die des Dichters, wahr und doch verschönernd sein: sie bedarf also niemals das Uebelklingende. Glaubst du, die Stärke beruhe mehr auf der Stimme oder auf dem Geräusch? Bei den gehäuften Schlußkonsonanten hört man nur das letzte.

Franzose. Die Stärke einer Sprache in die Häufung und Rauhigkeit der Konsonanten zu setzen, kommt mir so vor, als glaubte man, die Tapferkeit der alten Ritter hätte in ihrer raßelnden Rüstung gesteckt.

Italiäner. Wenn der Klang Mitausdruck ist, so hat

Franzoſe. Warum nicht? Torrent, effroyable, épouvante, frapper, rocailleux, gonflé.

Italiäner. Die Zufriedenheit des Deutſchen mit ſeinen meiſtens geräuſchigen, aber dumpfen Wörtern ſollte einen auf den Gedanken bringen, die Einbildung und der Ton des Redenden müße bei der nachahmenden Bezeichnung das Beſte thun. Ihr glaubt Wunder, wie ſtark es in eurem Donner donnert. Laßt das r weg, und derſelbe Klang macht unſer Herz von den ſüßeſten Regungen hüpfen. Le donne!

Franzoſe. Wie ſagt ihr das?

Deutſcher. Ehedem 'die Frauenzimmer' oder 'das Frauenzimmer', jetzt 'die Frauen', und wenn man auf franzöſiſche Art über ſie philoſophieren will, 'die Weiber'.

Franzoſe. Da habt ihr einen großen Schritt zur Kultur gethan, daß ihr nunmehr die Wohnung von der Perſon unterſcheiden könnt.

Italiäner. Die Frauen? Und ihr fürchtet euch nicht, wenn ihr das hört?

Franzoſe. Ich beſorge, Deutſcher, du haſt Wörter im Hinterhalt, womit du uns zuletzt auf's Haupt ſchlagen willſt.

Deutſcher. Wie ſo?

Franzoſe. Die ausdruckvollſten ſind doch die, welche die bezeichnete Sache ſelbſt hervorbringen, und es giebt ihrer in eurer Sprache: 'Kopfſchmerz' macht Kopfſchmerz, wenn man es ausſpricht, und 'Pfropf' pfropft einem den Mund zu.

Deutſcher. Auch der Name 'Liebe' erregt was er nennt.

Franzoſe. Dieſes Wort mag ein weißer Rabe im

Deutſchen ſein, ſonſt würdet ihr nicht ſo viel Aufhebens davon machen.

Italiäner. Was ſtreiten wir länger mit einzelnen Wörtern? Kanſt du Verſe wie folgende aufweiſen?

Sentesi un scoppio in un perpetuo suono,
Simile a un grande e spaventoso tuono.
Aspro concento, orribile armonia
D'alte querele, e d'ululi e di strida
De la misera gente, che peria
Nel fondo per cagion de la sua guida,
Istranamente concordar s'udia
Col fiero suon de la fiamma omnicida.

Deutſcher. Sogleich.

Poeſie. Ich rathe dir nicht, Deutſcher, dich auf dieſen Wettſtreit einzulaßen. Du kannſt zwar leicht Stellen aus deinen Dichtern anführen, die einen weit ſtärkern rhythmiſchen Ausdruck ähnlicher Gegenſtände haben, wiewohl auch darin die angeführten Zeilen ſehr ſchön ſind: allein hier gilt es bloß die Stärke des Klanges, worin deine Sprache wegen der Beſchaffenheit ihrer Vokale, beſonders derer in den kurzen Silben, zu weit nachſteht.

Grieche. So iſt es. Es fehlt ihr nicht nur an dem rechten Verhältniß zwiſchen Vokalen und Konſonanten; ſie gebraucht von den letzten *) anderthalb Mal mehr als das Griechiſche: ſondern ihre wenigeren Vokale ſind obendrein nicht die rechten. Man kann Verſe, ja ganze Strophen durchwandern, ohne auf ein einziges A zu ſtoßen, aber faſt nie einen, ohne zu oft von dem E heimgeſucht zu werden.

Deutſcher. Ich konnte es vorausſehn, daß ihr mich von Seiten der Euphonie angreifen würdet: von der weit wichtigeren Eurhythmie ſchweigt ihr, weil ihr hier meine

*) über anderth. 1798.

ſich eure Sprach, ſo heißt es ja noch jetzt in einigen Mundarten, durch dieſe Benennung drollig genug charakteriſiert. Sp iſt die Bezeichnung des Beſtandes, der Feſtigkeit, der ruhenden Kraft; Str der angeſtrengten; Spr der plötzlich losbrechenden, wie in 'Springen, Sprützen, Spreizen'; alsdann kommt der gedehnte breite Vokal, und endlich ein rauher Hauch. Klopſtock leitet es ja auch ſelbſt von Brechen durch das verſtärkende S ab.

Franzoſe. So daß es alſo ein wahres Losbrechen wäre.

Deutſcher. Eine ſo weichliche Sprache wie deine, Italiäner, darf gegen unſre männliche gar nicht den Mund öffnen.

Griechе. Gut, daß du des Weichlichen erwähnſt: dieſer Punkt blieb mir noch übrig. Die zuſammentreffenden Diphthongen ſollen bei mir Rauhigkeit, die Vokale in gleichem Falle Weichheit hervorbringen. Wie ſtimmt dieß zuſammen; wenn es nicht vor Allem auf die Beſchaffenheit der ſich folgenden Vokale ankommt, ob ſie ſtark oder ſanft klingen? Ich denke, Niemand von euch findet Wörter wie ἄωτος oder οὔατα weich.

Italiäner. Wegen des Weichlichen laß mich nur die Klage gegen ihn führen. Klopſtock iſt hierin mit Niemanden übler umgegangen, als mit meiner Sprache.

Deutſcher. 'Sie zerfließt auch beinah, und iſt obendrein einförmig. Ihre Schlußſilben wechſeln meiſtens nur mit den vier Vokalen a, e, i, o.'

Italiäner. Wer fragt nach übelklingender Mannichfaltigkeit? Und haſt du ein Recht, mir dieſen Wechſel als Einförmigkeit vorzurücken, da du faſt keinen ſchließenden Vokal als E kennſt?

Deutscher. 'Das war nun so ein Einfall eurer Theoristen.'

Grieche. Gleichwohl waren diesem Einfalle gemäß alle unsre Silbenmaße erfunden worden, ehe es noch Theoristen gab. Wie sollen wir uns verstehn, wenn du solche Sätze nachsprichst? Fühlst du nicht, was der wagt, der in einer Sache, wo Alles auf die sinnliche Anschauung ankommt, die ihm fehlt, den Kunstverständigen, welche sie hatten, entscheidend widerspricht? Klopstock mußte bei noch so tiefem Studium die alte Metrik durchaus verkennen, weil er sich über den ungültigen Gesichtspunkt seiner eignen Sprache nicht erheben konnte. Er scheint nicht selten zu vergeßen, was er doch Alles sehr gut weiß, daß unsre überhaupt weit leichter und flüchtiger forteilte; daß sie weit stärkere musikalische Accente hatte; daß ihr Vortrag weit gesungener und in Versen weit abgemeßener war; daß Metrik und Musik ursprünglich eins waren, und immer einig blieben; daß in allen Dichtarten die Kunst schon verfiel, sobald an die Stelle des Gesanges Deklamation trat; daß selbst diese Deklamation —

Poesie. Du ereiferst dich; streitet ruhig. Führe du die Vorzüge der begriffmäßig bestimmten Silbenzeit an.

Deutscher. Sie laßen sich unter wenige Hauptpunkte bringen, die aber von erstaunlichem Umfange sind. 'Unsre Silbenzeit legt den Nachdruck der Länge niemals an die unrechte Stelle, sondern immer dahin, wo er hin gehört.'

Grieche. Und wo gehört er hin?

Deutscher. Bei einsilbigen Wörtern auf die bedeutenderen Redetheile: das Nennwort, Zeitwort, Beiwort, Umstandswort, manchmal das Fürwort; bei mehrsilbigen auf

Franzoſe. Warum nicht? Torrent, effroyable, épouvante, frapper, rocailleux, gonflé.

Italiäner. Die Zufriedenheit des Deutſchen mit ſeinen meiſtens geräuſchigen, aber dumpfen Wörtern ſollte einen auf den Gedanken bringen, die Einbildung und der Ton des Redenden müße bei der nachahmenden Bezeichnung das Beſte thun. Ihr glaubt Wunder, wie ſtark es in eurem Donner donnert. Laßt das r weg, und derſelbe Klang macht unſer Herz von den ſüßeſten Regungen hüpfen. Le donne!

Franzoſe. Wie ſagt ihr das?

Deutſcher. Ehedem 'die Frauenzimmer' oder 'das Frauenzimmer', jetzt 'die Frauen', und wenn man auf franzöſiſche Art über ſie philoſophieren will, 'die Weiber'.

Franzoſe. Da habt ihr einen großen Schritt zur Kultur gethan, daß ihr nunmehr die Wohnung von der Perſon unterſcheiden könnt.

Italiäner. Die Frauen? Und ihr fürchtet euch nicht, wenn ihr das hört?

Franzoſe. Ich beſorge, Deutſcher, du haſt Wörter im Hinterhalt, womit du uns zuletzt auf's Haupt ſchlagen willſt.

Deutſcher. Wie ſo?

Franzoſe. Die ausdruckvollſten ſind doch die, welche die bezeichnete Sache ſelbſt hervorbringen, und es giebt ihrer in eurer Sprache: 'Kopfſchmerz' macht Kopfſchmerz, wenn man es ausſpricht, und 'Pfropf' pfropft einem den Mund zu.

Deutſcher. Auch der Name 'Liebe' erregt was er nennt.

Franzoſe. Dieſes Wort mag ein weißer Rabe im

Deutſchen ſein, ſonſt würdet ihr nicht ſo viel Aufhebens davon machen.

Italiäner. Was ſtreiten wir länger mit einzelnen Wörtern? Kanſt du Verſe wie folgende aufweiſen?

Sentesi un scoppio in un perpetuo suono,
Simile a un grande e spaventoso tuono.
Aspro concento, orribile armonia
D'alte querele, e d'ululi e di strida
De la misera gente, che peria
Nel fondo per cagion de la sua guida,
Istranamente concordar s'udia
Col fiero suon de la fiamma omnicida.

Deutſcher. Sogleich.

Poeſie. Ich rathe dir nicht, Deutſcher, dich auf dieſen Wettſtreit einzulaßen. Du kannſt zwar leicht Stellen aus deinen Dichtern anführen, die einen weit ſtärkern rhythmiſchen Ausdruck ähnlicher Gegenſtände haben, wiewohl auch darin die angeführten Zeilen ſehr ſchön ſind: allein hier gilt es bloß die Stärke des Klanges, worin deine Sprache wegen der Beſchaffenheit ihrer Vokale, beſonders derer in den kurzen Silben, zu weit nachſteht.

Grieche. So iſt es. Es fehlt ihr nicht nur an dem rechten Verhältniß zwiſchen Vokalen und Konſonanten; ſie gebraucht von den letzten *) anderthalb Mal mehr als das Griechiſche: ſondern ihre wenigeren Vokale ſind obendrein nicht die rechten. Man kann Verſe, ja ganze Strophen durchwandern, ohne auf ein einziges A zu ſtoßen, aber faſt nie einen, ohne zu oft von dem E heimgeſucht zu werden.

Deutſcher. Ich konnte es vorausſehn, daß ihr mich von Seiten der Euphonie angreifen würdet: von der weit wichtigeren Eurhythmie ſchweigt ihr, weil ihr hier meine

*) über anderth. 1798.

und Kürzen stehn? Dieß scheint mir nun gar nicht so, ich finde da gar keinen Uebergang. Wenn noch von kurzen und langen Begriffen die Rede wäre! Aber da möchten die Nebenbestimmungen oft die weitläuftigste Erörterung verlangen. Vielleicht leuchtet dir das Willkürliche der Regel mehr ein, wenn ich dir ein Beispiel aus deiner Sprache anführe, wo sie nicht beobachtet ist.

Deutscher. Es giebt deren nur wenige.

Grieche. Ihr sagt lĕbēndĭg: würde das Wort nun deutlicher, nachdrücklicher, schöner werden, wenn ihr lēbĕndĭg sagtet?

Deutscher. Es ist überhaupt nicht gut abgeleitet; ein Deutscher muß bei näherer Betrachtung etwas Unschickliches darin wahrnehmen.

Grieche. Weil es Ausnahme macht. Sonst, denke ich, könnte eure Sprache aus lauter Wörtern bestehn, die auf diese Art die Länge von den Stammsilben wegverlegten, und sich sehr wohl dabei befinden. Es versteht sich, daß sie darnach *) eingerichtet sein, und die Wörter tönend und vielsilbig verändern müßte.

Deutscher. Dadurch würde sie ganz aus ihrem Charakter herausgehn.

Grieche. Allerdings, dieser Umstand greift in den innersten Bau der Sprachen ein. Er hat einen unübersehbaren Einfluß auf die Wortstellung, und worauf nicht alles?

Deutscher. Wir sind zu ruhig, um einen unverhältnißmäßigen Nachdruck auf das Unwichtigere zu legen, und lieben die Kürze zu sehr, um es weitläuftig zu bezeichnen.

Römer. Wir waren lakonischer als ihr, und hatten

*) organisirt 1798.

Deutscher. 'Das war nun so ein Einfall eurer Theoristen.'

Griechе. Gleichwohl waren diesem Einfalle gemäß alle unsre Silbenmaße erfunden worden, ehe es noch Theoristen gab. Wie sollen wir uns verstehn, wenn du solche Sätze nachsprichst? Fühlst du nicht, was der wagt, der in einer Sache, wo Alles auf die sinnliche Anschauung ankommt, die ihm fehlt, den Kunstverständigen, welche sie hatten, entscheidend widerspricht? Klopstock mußte bei noch so tiefem Studium die alte Metrik durchaus verkennen, weil er sich über den ungültigen Gesichtspunkt seiner eignen Sprache nicht erheben konnte. Er scheint nicht selten zu vergeßen, was er doch Alles sehr gut weiß, daß unsre überhaupt weit leichter und flüchtiger forteilte; daß sie weit stärkere musikalische Accente hatte; daß ihr Vortrag weit gesungener und in Versen weit abgemeßener war; daß Metrik und Musik ursprünglich eins waren, und immer einig blieben; daß in allen Dichtarten die Kunst schon verfiel, sobald an die Stelle des Gesanges Deklamation trat; daß selbst diese Deklamation —

Poesie. Du ereiferst dich; streitet ruhig. Führe du die Vorzüge der begriffmäßig bestimmten Silbenzeit an.

Deutscher. Sie laßen sich unter wenige Hauptpunkte bringen, die aber von erstaunlichem Umfange sind. 'Unsre Silbenzeit legt den Nachdruck der Länge niemals an die unrechte Stelle, sondern immer dahin, wo er hin gehört.'

Griechе. Und wo gehört er hin?

Deutscher. Bei einsilbigen Wörtern auf die bedeutenderen Redetheile: das Nennwort, Zeitwort, Beiwort, Umstandswort, manchmal das Fürwort; bei mehrsilbigen auf

dieß durch unzählige Fälle hindurch. Der Inhalt, welchen die begriffmäßige Silbenzeit bezeichnet, iſt nicht einmal die logiſche, ſondern nur ungefähr die grammatiſche Form, das Verhältniß des Urſprünglichen und Abgeleiteten. Was kann mit Bezeichnung derſelben für die Darſtellung des Dichters gewonnen ſein?

Deutſcher. 'Ihr habt Hauptwörter, die ganz unſchicklich aus lauter kurzen Silben beſtehn.'

Grieche. Der Accent hob ſie hinlänglich. Doch ihr könnt euch die Muſik einer Sprache gar nicht vorſtellen, deren ſtarke Accente von der Quantität getrennt und unabhängig ſind.

Deutſcher. 'Ihr laßt oft lange Reihen von Kürzen und Längen ununterbrochen auf einander folgen, was bei unſrer Beſtimmung der Silbenzeit niemals der Fall ſein wird.'

Grieche. In der Poeſie wird dieß ſchon durch die Regel des Silbenmaßes beſchränkt; in der Proſa giebt die freiere Wortfolge und der Reichthum an Synonymen Mittel genug an die Hand, es zu vermeiden.

Deutſcher. 'Ihr habt einen Ueberreichthum an Spondeen.'

Grieche. Unſre Längen waren weniger lang als eure. Ihr Uebergewicht konnte alſo nicht ſchaden, ſondern diente vielmehr dazu, die allzugroße Flüchtigkeit unſrer Sprache aufzuhalten. Ihr habt dagegen viel zu wenig Spondeen: Klopſtock hat ja ſelbſt dieſen Mangel durch ſein liebliches Klagelied 'an Spenda' verewigt.

Deutſcher. Er hat nachher ſeine Geſinnung verändert, und fragt nicht mehr ſo viel nach den Spondeen.

Grieche. Spenda hat andre Liebhaber gefunden, die

der etwas starkgegliederten Schönen ihre Gunst abzwingen, wenn sie sie nicht freiwillig erhalten. Es ist eine große Unbequemlichkeit bei eurer Bestimmung der Silbenzeit, daß mit dem logischen Verhältnisse der Haupt- und Neben-Begriffe auch das Verhältniß der Längen und Kürzen so festgesetzt ist, daß es nur innerhalb sehr enger Gränzen wechseln kann.

Deutscher. Wir haben doch verschiedne lyrische Gedichte, wo ungewöhnlich viel Längen oder Kürzen zusammengestellt sind.

Grieche. Dafür ist denn auch die am Sinn und an der Sprache verübte Gewaltthätigkeit sehr sichtbar.

Poesie. Ich will es dir nicht verschweigen, Deutscher, daß Einige von euch, die sich zu meiner Religion bekennen, manchmal in die Abgötterei des Rhythmusdienstes verfallen.

Grieche. Und die Opfer, die bei diesem Dienste gebracht werden, sind Holokauste: niemand kann sie genießen.

Deutscher. Wenn dergleichen Versuche auch mißlingen, so stellen sie doch die prosodische Beschaffenheit unserer Sprache in's Licht, und bringen unsre Verskunst weiter. Warum hältst du dich bei diesen Nebensachen auf? 'Es ist doch, däucht mich, so etwas, in der epischen Versart, der schönsten unter allen, die Griechen zu übertreffen.'

Grieche. Der schönsten? Das kann ich dir nicht zugeben.

Deutscher. Deine eignen Landsleute sagen es ja.

Grieche. Spätere Grammatiker. Könntest du ein solches Urtheil aus der Zeit anführen, wo lyrische und dramatische Kunst blühten? Der Hexameter war vollkommen für seine Bestimmung, der tragische Trimeter war es eben so sehr für seine noch würdigere. Und welch ein Reichthum von musika-

lischem Zauber liegt in den lyrischen Silbenmaßen und Chören! Ich finde überhaupt bei Klopstock die Ansicht, den Hexameter für den Gipfel der griechischen Metrik zu halten, da er doch nur ihre allereinfachste Grundlage war.

Deutscher. 'Der homerische Hexameter ist wenigstens der vorzüglichste unter allen.'

Grieche. Insofern der Hexameter damals die natürliche Blüthe der Sprache war, konnte kein Späterer diese leichte Fülle wieder erreichen, auch bei dem größten Aufwande von Feinheiten der Kunst, welche Homer noch nicht kannte.

Deutscher. 'Und dennoch ist an Homers Versbau noch viel zu tadeln. Er übt oft Silbenzwang aus.'

Grieche. Etwas ganz Eignes, daß jemand, der einen Sänger nie gehört hat, ihn nach drei Jahrtausenden hören lehren will! Klopstock hat den Homer fleißig gelesen; aber Homer, weißt du, bestimmte seine Rhapsodien eben nicht für den Druck. — Wißen wir, wie sehr sich die Aussprache des Griechischen in dem zwischen der Entstehung der homerischen Gesänge und ihrer Aufzeichnung verflossenen Zeitraume verändert hat? Vermuthlich hatte zu jener ersten Zeit der Accent noch einen Einfluß auf die Länge, den er nachher verlor. Endlich mußte in einem Zeitalter, wo die schriftliche Bezeichnung noch gar nicht oder sehr wenig im Gebrauch war, das Ohr ohne alle Regeln über die Silbenmeßung entscheiden: und man wundert sich, daß es auch bei der größten Zartheit nicht immer mit grammatischer Genauigkeit entschied? Es fehlt so viel daß 'die andern Dichter auch in der Beobachtung der Silbenzeit unter Homeren' gewesen wären, daß man vielmehr diese Freiheiten ganz allein bei ihm findet.

Deutſcher. 'Homers Hexameter keucht manchmal unter der Spondeenlaſt, und kann kaum fort.'

Grieche. Du beurtheilſt den griechiſchen Spondeen nach dem deutſchen. Ich gab dir ſchon vorhin den Grund an, warum unſre Sprache mehr Längen verträgt als eure. Ein Vers von zwölf Silben, wovon meiſtens acht, häufig neun lang wären, würde im Deutſchen unfehlbar ſchwerfällig ſcheinen. Und doch iſt der Trimeter des Aeſchylus ſo beſchaffen, und verdankt ſeine Größe hauptſächlich dem öftern Gebrauch der Spondeen.

Deutſcher. 'Homers Verſe gehen nicht ſelten ihren Weg für ſich, und laßen den Inhalt den ſeinigen gehn, oder ſie gehn gar geradezu gegen den Inhalt an.'

Grieche. Wenn nun Homer gar nirgends die Abſicht gehabt hätte, den beſondern Inhalt durch den Gang des Verſes auszudrücken? Wenn dieſer Gedanke ganz außerhalb ſeines Kreißes lag?

Deutſcher. So hätte er ja Weſen und Zweck des Silbenmaßes verkannt. 'Silbenmaß iſt Mitausdruck durch Bewegung.'

Grieche. Sage mir nur, wie der deutſche Hexameter ſich vom griechiſchen unterſcheidet, und was er dabei gewinnt. Das wird uns auf die Prüfung dieſes Satzes führen.

Deutſcher. 'Unſer Hexameter hat den Trochäen zum dritten künſtlichen Fuße angenommen, und verlangt ſogar dieſen merklich öfter, als den Spondeen. Er wird dadurch mannichfaltiger, und bekommt faſt den vierten Theil mehr metriſchen Ausdruck. Der griechiſche hat nur ſiebzehn verſchiedne Wortfüße; der deutſche, die fünf- und mehrſilbigen nicht mitgerechnet, zweiundzwanzig.'

Grieche. Alſo Mannichfaltigkeit und Ausdruck. Hältſt du Mannichfaltigkeit für etwas unbedingt Gutes?

Deutſcher. Nun freilich, ſie gefällt an ſich.

Griechе. Wäre Mannichfaltigkeit ohne Einſchränkung gut, ſo wäre jedes Silbenmaß fehlerhaft: denn jedes ſchränkt die Mannichfaltigkeit der rhythmiſchen Bewegungen ein. Ferner: ſoll der Ausdruck auf die einzelnen Gegenſtände der Darſtellung, oder auf das Allgemeine gehen?

Deutſcher. Unſtreitig auf jene.

Griechе. Aber kehren die einzelnen Gegenſtände der Darſtellung in dem Gedicht wieder?

Deutſcher. Nein, ſie ziehen vorbei, und es kommen andre und andre.

Griechе. Allein das Silbenmaß iſt ein Geſetz der Wiederkehr. Du ſiehſt alſo, der 'Mitausdruck durch Bewegung', auf dieſe Art ausgelegt, würde niemals darauf führen.

Deutſcher. Was verſtehſt du aber unter dem Allgemeinen, und wie ſoll es der Dichter metriſch ausdrücken?

Griechе. Weiß etwa einer unter euch Repräſentanten der Sprachen, was epiſch iſt?

Franzoſe. Épique? Poëme épique? Das ſollten wir nicht wißen?

Deutſcher. Unſre Theoretiker lehren es umſtändlich. Vor allem ſind die Epopöen epiſch.

Griechе. Die nun grade am wenigſten. Dir, Deutſcher, ſollte durch Nachbildungen der homeriſchen Erzählungsweiſe, die ihr ſeit Kurzem erhalten habt, ſchon ein Licht über das bisherige Nichtwißen angezündet ſein. Was für Gegenſtände weiſt Klopſtock dem metriſchen Ausdrucke an?

Deutſcher. 'Erſt die ſinnlichen; hauptſächlich aber gewiſſe Beſchaffenheiten der Empfindung und Leidenſchaft.'

Griechе. Der Empfindung und Leidenſchaft weſſen? Des Dichters, oder der von ihm dargeſtellten Perſonen?

Deutscher. Beides fällt in Eins: der Dichter nimmt an seinen Personen den innigsten Antheil.

Grieche. Wenn nun der epische Dichter Herrschaft genug über sich selbst besäße, um von diesem Antheile nichts zu äußern?

*) Franzose. Das müßte ein entsetzlich harter Mensch sein.

Grieche. Und wenn eben diese über die Darstellung verbreitete Ruhe der Grundcharakter des epischen Gedichtes wäre?

Deutscher. Wie kann es dann gut sein? 'In guten Gedichten herrscht die Leidenschaft.'

Grieche. Wer das sagte, dachte wohl nur an lyrische. — Das Silbenmaß soll durch das Gesetz seiner Wiederkehr den Geist der Dichtart ausdrücken; die in diesen Gränzen freigelaßene Abwechselung gestattet dem Dichter, sich auch dem Einzelnen durch metrischen Ausdruck zu nähern. Der Geist des Epos ist der unbestimmteste, umfaßendste, ruhigste: das Gesetz der Wiederkehr durfte also sehr einfach, und der freigelaßene Spielraum sehr groß sein. Die ganz individuell bestimmte Richtung des lyrischen Gedichts hingegen, die das Einzelne unumschränkt beherrscht, erfordert oft ein sehr verwickeltes Gesetz der Wiederkehr: Strophen, auch wohl Antistrophen und Epoden; und hebt die Freiheit der Abwechselung fast gänzlich auf. Du wirst dieß weiter anwenden: die Sache ist zu weitläuftig, um sie hier auszuführen. Es könnte doch wohl sein, daß eben die Veränderung, welche eurem Hexameter mehr Mannichfaltigkeit und also Fähigkeit gab, das Einzelne auszudrücken, ihn zum Ausdruck der Hauptsache, nämlich des Epischen, weniger geschickt gemacht hätte.

---

*) Die Rede des Franzosen ist 1828 weggelaßen.

Deutscher. 'Der Trochäe vertritt ja den Spondeen beinahe. Er beschützte euch vor den übermäßigen Längenreihen, wenn ihr ihn ebenfalls aufnahmt.'

Grieche. Mit der Gleichzeitigkeit der beiden Hälften jedes Fußes wäre der ruhige, ebenmäßige Rhythmus des Hexameters zerstört worden.

Deutscher. Das beruht wieder auf dem Einfall mit der doppelten Dauer der Länge.

Grieche. Nennst du es auch einen Einfall, wenn jemand Dreiachteltakte zwischen Zweivierteltakte einmischen wollte, und ein Musiker sagte ihm, das gienge nicht?

Deutscher. Verse und Musik sind auch sehr verschieden.

Grieche. Bei euch freilich, unsre Hexameter wurden gesungen. Dieß vergißt Klopstock auch, wenn er seinen, für den Vorleser ganz richtigen, Unterschied zwischen künstlichen und Wort-Füßen auf uns anwendet, und daraus folgert. Wie die Poesie überhaupt bei uns weit mehr Gewalt über die Sprache hatte, so vermehrte sie auch ihre so schon große Stätigkeit; und was ein Abschnitt des Verses in sich schloß, wurde gleichsam zu einem einzigen poetischen Worte.

Deutscher. Du verwirfst also unsern Hexameter gänzlich?

Grieche. Nicht doch, ich kann nur nicht zugeben, daß er unserm vorgezogen werde. Eben weil der deutsche Vers nur zum Vorlesen bestimmt ist, darf sein Gesetz weniger strenge sein. Ueberdieß hat ja Klopstock, wie er wollte, und mehrere eurer Dichter haben gezeigt, daß man im Deutschen Hexameter machen kann, die in Ansehung des Mechanischen, wenn der Euphonie ist hier nicht die Rede, unsern sehr nahe kommen.

Deutscher. Ich bin zufrieden. Du nimmst mir immer noch mehr ein, als alle meine neueren Gegner, zum Ihren Sprachen rühmen können.

Italiäner. O wir haben auch Hexameter aufzuweiſen.

Franzoſe. Wir auch.

Engländer. Wir auch.

Deutſcher. 'Ihr habt euch alle bemüht welche zu machen, aber es iſt euch mißlungen.'

Italiäner. Mißlungen? Ich denke, unſere Hexameter könnten den alten wohl ähnlicher werden als eure. Man hat nur keinen Geſchmack daran gefunden.

Poeſie. Ein erſter Verſuch gelingt nie ganz. Wenn die Sachen gleich ſtehen ſollten, ſo müßte in einer gleich günſtigen Epoche der Bildung jener Sprachen ein eben ſo hoher Dichtergeiſt ſeinen Ruhm an die Einführung der alten Silbenmaße gewagt haben. Mir ſcheint Klopſtock allzubeſcheiden, ſein eigenes Verdienſt der Sprache zuzurechnen.

Deutſcher. Die Andern haben ja gar nicht einmal eine beſtimmte Silbenzeit.

Poeſie. Kannte man die eurige als ſolche, ſo lange ihr bei den gereimten Silbenmaßen verharrtet? Hat nicht Klopſtock ſelbſt ihre Geſetze nur allmählich entdeckt? Hat nicht Hagedorn ſich in einem Briefe an Ebert wegen einer ihm zweifelhaften Quantität erkundigt, über die ihn jetzt jeder Schüler der Proſodie zurechtweiſen kann?

Deutſcher. Es bleibt doch ein Verdienſt der Deutſchen, daß ſie die alten Silbenmaße ſo willig aufgenommen.

Poeſie. Du vergißt, welche ſaure Mienen ihr Geſchmack gemacht, ehe er ſich dieſe Medicin hat eingehn laßen. Die vom Zaune gebrochenen Einwendungen rechne ich mit zu den ſauren Mienen. Es gehörte wirklich Klopſtocks feſte Männlichkeit dazu, um die Sache durchzuſetzen. Ueber ein halbes Jahrhundert iſt es nun her, ſeit der Anfang gemacht

wurde: Klopstock hat gleich damals und besonders in den neuesten Zeiten von großen Dichtern fleißige Nachfolge gefunden: und wie weit ist es denn nun mit der Popularität der alten Silbenmaße?

Deutscher. So weit, daß es nie wieder rückwärts gehen kann. Auch deswegen nicht, weil wir ein Bedürfniß haben, die Alten in ihrer ächten Gestalt zu lesen, und uns in eigenen Werken an ihre großen Formen anzuschließen.

Poesie. Ueber die anfängliche Abneigung gegen die antiken Silbenmaße darf man sich indessen nicht wundern: ihre Verschiedenheit von den modernen liegt nicht auf der Oberfläche, sondern ist in dem wesentlich verschiednen Charakter der Bildung gegründet. Laß bei den andern Nationen den Sinn für das Antike einmal erwachen, so werden sie in ihren Sprachen die Fähigkeit zu den alten Silbenmaßen schon hervorzurufen wißen, und deine verliert ihr Monopol damit.

Deutscher. Es soll mir lieb sein, wenn das geschieht: Klopstocks Name wird immer zuerst dabei genannt werden.

Römer. Zur Vergeltung dafür, daß er die Römer ohne Umstände Meisterer genannt hat, weil sie die Freiheiten des griechischen Versbaues aus Gründen, die in der Natur ihrer Sprache lagen, enger einschränkten, mache ich ihm den Ruhm der Erfindung streitig.

Deutscher. Es kann ihm nur in so fern daran liegen, als er es zuerst auf die rechte Art angefangen und die Erfindung behauptet hat.

Römer. Dem sei wie ihm wolle, es sind schon vor mehr als siebzehnhundert Jahren deutsche Hexameter gemacht. Ihr wundert euch? Ich hörte ja erst, die Geten wären ein deutsches Volk gewesen.

Deutscher. Ganz richtig.

Römer. *) Ovid lebte in der Verbannung unter den Geten und machte aus Langerweile, oder weil er es gar nicht laßen konnte, getische Verse:

**) Sag' ich es? Ach, wie beschämt! Ich entwarf auch getisch ein Büchlein,
Fügte barbarische Wort' unseren Weisen gemäß.

Also in ***) lateinischen Silbenmaßen. Daß es Hexameter waren, läßt der Inhalt des Gedichtes, das Lob des Imperators, nicht zweifeln. Er fand auch Beifall damit:

Und †) es gefiel, ja! wünsche mir Glück; schon unter den wilden
Horden des getischen Volks werd' ich ein Dichter gerühmt. ——
Als ich das Werk durchlesen der ††) nicht einheimischen Muse,
Als mir das schließende Blatt nieder zum Finger gelangt:
†††) Schüttelten alle das Haupt, voll klirrender Pfeile die Köcher,
Während von getischem Mund langes Gemurmel erscholl.

Deutscher. Die Geten waren also schon klüger als die neueren Europäer, die nichts von den alten Silbenmaßen wißen wollten.

Grieche. Ich komme auf die Kürze. Klopstock hat sich besonders bemüht zu zeigen, seine Sprache übertreffe hierin die beiden alten.

Deutscher. Es ist ihm auch gelungen. Er hat eine Menge Stellen alter Dichter in der Ueberſetzung verkürzt, ohne ihnen etwas zu nehmen.

Grieche. Sollen wir die Kürze mit der Elle meßen, oder nach der Uhr berechnen?

---

*) Vgl A. W. Schlegels Werke Bd. III. S. 185. **) Ach, ich ich schäme mich deß! ich schrieb auch ein getisches Büchlein, 1798. ***) römischen 1798. †) ich gefiel, ja! .. Glück, und es fängt bei den wilden Geten mein Dichterruhm schon zu erheben sich an .. 1798. ††) nicht mir heim. 1798. †††) Haben sie alle das Haupt und die vollen Köcher geschüttelt 1798.

Deutſcher. Wozu dieſe ſpöttiſche Frage?

Grieche. Die Kürze iſt ja etwas Sinnliches: ſie wird alſo im Raume oder in der Zeit wahrzunehmen ſein.

Deutſcher. Allerdings in beiden. Du ſiehſt ja, Klopſtocks Verdeutſchungen haben immer weniger Verſe, als das Original.

Grieche. Das wäre denn doch eine Art von ſinnlichem Maßſtabe. Aber er iſt nicht genau genug: welch ein Unterſchied zwiſchen Vers und Vers! Daß ein deutſcher Hexameter auf dem Papier länger iſt als ein griechiſcher, fällt in die Augen, und wenn du noch zweifelſt, ſo befrage den Setzer. Um jenen Maßſtab nach der Zeit näher zu prüfen, müßte der Originaldichter und der Dolmetſcher, jeder ſo geſchwind er könnte, die angeblich verkürzte Stelle herſagen, und man ſähe dann, wer am erſten fertig wäre.

Engländer. Schön, da giebt es Vers-Wettrennen. Ich will gleich eine Wette anſtellen.

Franzoſe. Auf dieſe Art werde ich den Deutſchen auch leicht in der Kürze beſiegen, denn drei von ſeinen Silben dauern oft länger als ſechs von meinen. Irritabilité, Reizbarkeit.

Deutſcher. Wie kannſt du ſo lächerliche Vorſchläge thun? Je kürzer der Ausdruck, deſto mehr Würde, Nachdruck und alſo auch Langſamkeit erfordert der Vortrag.

Grieche. So geht ja der ganze Vortheil der Kürze, das bischen erſparte Zeit, wieder verloren.

Deutſcher. Du redeſt unmöglich im Ernſt, denn du weißt ſo gut, wie ich, daß die Kürze wenige Theile durch Worte von ſtarker Bed[illegible]mmenfaßet, und gleich einer gro[illegible]en Lichtmaſſe auf [illegible]e leuchtet.'

Grieche. Von [illegible] hat ein Meiſter geſagt.

Ich wollte dich nur zu dem Geständniß bringen, daß man die Kürze nicht um ihrer selbst willen, sondern wegen einer gewissen hervorzubringenden Wirkung sucht, und daß sie nicht überall in gleichem Grade hingehört.

Deutscher. 'Sie begünstigt doch überall das schnellere Denken; und der schnellere Gedanke ist lebendiger, hat mehr Kraft!'

Grieche. Schnell und langsam sind Verhältnißbegriffe, wobei es auf Gewöhnung ankommt. Ihre großen Streiche thut die Kürze nur durch das Ungewöhnliche. Der beständige Lakonismus mag eine große sittliche oder politische Eigenthümlichkeit sein, aber er ist weder etwas Dichterisches noch Rednerisches.

Deutscher. Ist es nicht erhaben, wenn die spartanische Mutter ihrem Sohne den *) Schild mit den Worten übergiebt: „Den oder auf dem!“

Grieche. Weil es das Schlichte und Entschiedne einer erhabenen Gesinnung ausdrückt. Aber gewiß fiel dieß den Athenern, eben weil sie vom Morgen bis in den Abend zu plaudern pflegten, stärker auf, als den halb stummen Spartanern selbst. Der gesellige Mensch liebt zu reden, der Dichter ist der geselligste aller Menschen. Wenn er nun immer mit den Worten und Silben geizte, so wäre seine Freude ja gleich zu Ende.

Deutscher. Er ist so reich, daß er viel in Wenigem geben kann, ohne sich zu erschöpfen.

Grieche. Seine Erhebung über die Wirklichkeit fordert von ihm eben so oft Entfaltung, als Zusammendrängung. Der angestellte Wettstreit bewiese nichts, wenn die übersetzten

*) Schild übergiebt 1798.

Stellen auch noch viel beträchtlicher in einer Dolmetschungsmühle zusammengestampft würden. Die alten Dichter wollten ja nicht kürzer sein, als sie waren. Man müßte sie nun erst wieder erwecken, und ihnen gestatten, aus ihren Versen Kunststücke der Kürze zu machen.

Deutscher. Es ist die Frage, ob sie dasselbe kürzer ausdrücken konnten.

Grieche. Nach der Wahl der aus dem Griechischen übersetzten Stellen kann es Klopstocken unmöglich rechter Ernst damit gewesen sein. Aus dem Homer, und immer aus dem Homer! Homer kennt keine andre Kürze, als die der Einfalt, und ihm ist auch ihre ganze Weitläuftigkeit eigen. *) Uebrigens ist schöner Ueberfluß der Hauptcharakter seines Stils. Galt es bei dem Wettstreite wirklich eine Entscheidung: warum wurden nicht Stellen des tragischen Dialogs gewählt, wo die Gedanken mit jeder Zeile wie Geschoße hin und wieder fliegen? Oder von jenen Versen des Aeschylus, wovon zwei in die Wage gelegt, den ganzen Euripides mit Weib, Kindern, Kephisophon und Büchern aufwiegen konnten? Oder von jenen gewaltigen Sprüchen des Pindar, womit er seiner über ihre Ufer brausenden Rede auf einmal einen Damm entgegensetzt? Oder wenigstens von den gediegenen Sittensprüchen des Menander?

Römer. Auch die aus dem Römischen gewählten Stellen sind meistens virgilische, mit einer gewissen Fülle geschmückte. Und vollends aus dem geschwätzigen Ovid!

Deutscher. Doch auch aus Horazens Oden.

Römer. Das bedeutet schon mehr. Man muß, denke ich, froh sein, ihn ohne Verkürzung überhaupt nur gut übersetzen zu können.

*) Ueberdieß 1798.

Deutscher. Kurz und gut.

Römer. Es möchte kurz und schlecht daraus werden. Dieß wäre der Fall, wenn an die Stelle der Anmuth und Leichtigkeit, die sich beim Horaz mit dem sinnreichen Nachdruck der Kürze paart, Härte und Dunkelheit träte.

Deutscher. Klopstock hat deine Sprache durch die Bedingung des Wettstreites genug geehrt, Römer. Die Vereinung soll ja Siegerin sein, wenn sie auch die übersetzten Stellen ein wenig verlängern müßte.

Römer. Sie thut es nur Einmal, und wo es nicht nöthig war, bei diesen Zeilen Virgils:

Ille caput quassans: Non me tua fervida terrent
Verba, ferox, di me terrent, et Juppiter hostis.

Turnus schüttelt sein Haupt: Nicht deine flammenden Worte Schrecken, Wütender, mich, mich schrecken die Götter, und der mir Zürnet, Jupiter!

Warum nicht:

*) Schüttelnd das Haupt sprach jener: Mich schreckt dein brausendes Drohn nicht,
Trotziger! Göttergewalt, und der feindliche Jupiter schreckt mich.

Du siehst, die einzelnen Fälle beweisen weder für, noch wider die größere Kürze einer Sprache; es mischt sich da zu viel Zufälliges hinein. Man muß auf ihren Bau zurückgehn.

Deutscher. 'Gut, die meinige hat kürzere Worte.'

Engländer. Wenn es darauf ankommt, so nehmt es einmal mit mir auf.

Römer. Soll die Sprachkürze dichterischen Werth haben, so muß sie der Schönheit nicht Eintrag thun. Das thut aber die Einsilbigkeit. Zur Würde gehört ein gewisser

*) Jener schüttelnd das Haupt: Nicht deine brausenden Worte Schrecken mich, Wilder, mich schrecken die Götter und Jupiters Zürnen. 1798.

Umfang der Wörter. Die Schönheit liebt tönende und durch den Wohlklang beflügelte Vielſilbigkeit. Alles beruht darauf, daß eine Sprache die Theile der Gedanken in große Maſſen *)zuſammenfaßen, und daß ſie kühn auslaßen dürfe.

Deutſcher. Dieß hat Klopſtock ſelbſt dadurch angedeutet, daß er die Vereinung mit Harmoſis und dann mit Ellipſis den Wettſtreit der Kürze halten läßt.

Römer. In beiden Stücken kann es die deutſche Sprache den alten und beſonders meiner nicht gleich thun. Dieſe iſt noch kürzer als die griechiſche, weil ſie keinen Artikel und keine Partikeln hat.

Grieche. Die Partikeln verlängern die Sprache wenig, weil ſie ſich ganz an die größeren Wortmaſſen anfügen. Der Artikel iſt erſt ſpäter in unſre Sprache gekommen: Homer hat ihn noch nicht, und unſre Dichter waren daher überhaupt nicht ſo ſehr an ihn gebunden.

Römer. Und weil ſie Vieles durch Umendungen der Nennwörter anzeigt, wozu die griechiſche Beziehungswörter braucht. Das Deutſche hat nun obendrein die unvollſtändige Biegung der Zeitwörter, welche ihm oft doppelte Hülfswörter, und die beſtändige Wiederholung der perſönlichen Fürwörter nöthig macht. Redensarten wie: Ostendite bellum, pacem habebitis! mögt ihr in der Silbenzahl kürzen; in wie viele Wörter und Wörtchen müßt ihr ſie zerſtücken! Eben die vollſtändige Beſtimmtheit, womit wir die Nebenbegriffe und Verhältniſſe an den Hauptwörtern bezeichnen, macht auch, daß wir viel auslaßen dürfen, ohne, wie ihr, Zweideutigkeit und Verworrenheit zu befürchten. Dazu kommen nun noch jene zuſammendrängenden Wendungen: der bei euch ſo ſehr beſchränkte Gebrauch des Particips, der abſolute Ablativ u. ſ. w.

*) zuſammenfaſſe 1798.

Deutscher. Wir können mehrere Hauptbegriffe zu Einem Worte vereinigen.

Römer. Das ist etwas. Unsre Sprache hat sich hierin freilich sehr eingeschränkt. Aber du siehst, daß es bei weitem nicht entscheidet: denn sonst könnten wir nicht kürzer als die Griechen sein, die ebenfalls viel zusammensetzen.

Franzose. Hört endlich auf, so langweilig über die Kürze zu sein. Ihr beweist, daß es damit weit mehr an den Menschen als an den Sprachen liegt. Unsere zum Beispiel ist kurz, weil es uns natürlich ist, uns kurz zu fassen.

Deutscher. Oder wenigstens schnell überhin zu gehn.

Franzose. Die eurige hingegen ist lang, weil ihr bedächtig, langsam und schwerfällig, mit näheren Bestimmungen, Einschränkungen und Gegeneinschränkungen, Erläuterungen, Einschaltungen, Bevorwortungen etwaniger Mißverständnisse, und halben Zurücknehmungen gar nicht fertig werden könnt. Ueber die Heiligerömischereichdeutschernationsperioden hat sich ja euer Fürsprecher selbst lustig gemacht. Hier laßt ihr euch doch öffentlich als Nation vernehmen. Vergleicht nur einen einzigen Reichstagsschluß mit einer ganzen Konstitution von uns.

Deutscher. Deswegen habt ihr auch beinah so viel Konstitutionen nöthig, als wir Reichstagsschlüße.

Italiäner. Warum wird denn mir Weitschweifigkeit vorgeworfen? Giebt es einen deutschen Dichter, der so sehr Meister in der Kürze wäre, als Dante? Wir haben auch eine vollständigere Biegung der Zeitwörter, und knüpfen oft mehrere Fürwörter an sie an.

Deutscher. O ja, ihr seid besonders in der Prosa allerbewundernswürdigst kurz! Maravigliosissimamente!

[illegible]

[illegible] Das [illegible] nur nicht Sache des Geschmacks. [illegible]

[illegible] Die [illegible] muß in ungemessenen Weite [illegible] [illegible] [illegible]

thümlichkeit und konventioneller Bildung. Uns iſt eben Bildſamkeit eigenthümlich.

Poeſie. Hüte dich, Deutſcher, dieſe ſchöne Eigenſchaft zu übertreiben. Gränzenloſe Bildſamkeit wäre Charakterloſigkeit.

Grieche. Was ihr im Ueberſetzen leiſten könnt, weiß ich. Indeſſen wollte ich euch doch in wenigen Zeilen allerlei zu rathen aufgeben, und ſehr lebhaft daran erinnern, daß unſre Sprache ihre ganz unnachahmlichen Reize hat. Es verſteht ſich, daß nur das mit gleicher oder beinah gleicher Würde, Kraft und Anmuth Nachgebildete überſetzt heißen kann.

Deutſcher. Ich erwarte deine Aufträge.

Grieche. Hier ein Paar Verſe des Sophokles:

Ὅτε Μοῖρ' ἀνυμέναιος,
ἄλυρος, ἄχορος, ἀναπέφηνε.

Und folgendes Diſtichon des Hermeſianax:

Μίμνερμος δὲ τὸν ἡδὺν ὃς εὗρετο, πολλὸν ἀνατλὰς,
Ἦχον, καὶ μαλακοῦ πνεῦμ' ἀπὸ πενταμέτρου.

Es iſt nur eine kleine Probe.

Italiäner. Laß mich auch eine hinzufügen, es ſollen nur einzelne Verſe ſein. Von Dante aus der Jugendgeſchichte der Seele:

L'anima semplicetta, che sa nulla;

und vom Arioſt auf den großen Buonaroti:

Michel, più che mortal, Angel divino.

Deutſcher. Nach dieſem Spiel fürchte ich, daß mir der Römer Semibovemque virum semivirumque bovem aufgiebt.

Römer. Sei unbeſorgt, ich habe Beßeres zu wählen: Hier iſt eine Schilderung des Hylas an der Quelle:

Et circumriguo surgebant lilia prato
Candida purpureis mista papaveribus.

Quae modo decerpens tenero pueriliter ungui,
Proposito florem praetulit officio.
Et modo formosis incumbens nescius undis
Errorem blandis tardat imaginibus.

Du haſt die Bedingung 'mit faſt gleicher Anmuth' nicht vergeßen.

Deutſcher. Ich werde die Aufgaben aus den Alten Klopſtocken und Voßen vorlegen. Wir können freilich keine ſolchen Pentameter machen. Dann ſchließe ich auch aus eurer Wahl, daß ihr einen mir unmöglichen Fehler mitübertragen wünſcht.

Grieche. Welchen Fehler?

Deutſcher. Die Abtrennung der Beiwörter von ihren Hauptwörtern, und überhaupt 'eure verworfne Wortfolge'.

Grieche. Die Freiheit der Wortfolge, die ſchönſte Frucht von dem vollkommenen Bau unſrer Sprachen, ſoll ein Fehler ſein?

Deutſcher. Gut, ich will mit beibehaltner Wortſtellung aus euren Dichtern überſetzen.

Römer. Ich weiß wohl, daß Klopſtock, um die Unſchicklichkeit unſerer Wortfolge zu beweiſen, dieſe Probe an einer ſchönen Stelle des Horaz gemacht hat. Aber was beweiſt ſie? Zuerſt wird in jeder Sprache Vieles für natürlich gehalten, was bloß auf der Gewöhnung beruht. Es iſt eben ſo, als wenn jemand aus einer fremden Sprache mit beibehaltnem Geſchlecht der Hauptwörter überſetzte, etwa argenteus Luna und aurea Sol ſagte, und ſich dann über die Wunderlichkeit jener wunderte. Ferner iſt die Sache durch die Uebertragung in's Deutſche durchaus verändert. So wie ihr die Wörter aus den erlaubten Stellen wegrückt, entſteht Zweideutigkeit und Verworrenheit, weil bei euern unvollſtän-

digen Biegungen die Stellung zu Hülfe kommen muß, um die Verhältnisse der Wörter zu erkennen, die bei uns auf das deutlichste an ihnen selbst bezeichnet sind.

Deutscher. 'Die Wirkung wird geschwächt, während man die Worte, die hie und da getrennt herum taumeln, mit Zeitverluste zusammen suchen muß.'

Grieche. Und wer mußte das? Die Einheimischen, die es von Jugend auf so gewohnt waren? Ueberdieß fallen unsre tönenden und vielsilbigen Biegungen (du erinnerst dich dessen, was ich vorhin von ihrem vielfachen Einfluße sagte) stark in's Ohr; das durch die Bedeutung Verknüpfte ordnet sich von selbst auch sinnlich zusammen. Eine so ängstliche Wortfolge zu beobachten, wie in eurer und andern neueren Sprachen, wäre bei uns übermäßige Deutlichkeit gewesen, und diese ist für eine schnelle Faßungskraft lästig und beleidigend.

Deutscher. Gleichwohl scheint ihr selbst das Fehlerhafte gefühlt zu haben. 'Ihr Griechen giengt in der Verwerfung der Worte nicht so weit als die Römer, und Homer war unter euern Dichtern der enthaltsamste.'

Grieche. Das brachte die Einfalt seines Zeitalters und der Geist der Gattung mit sich. Auf diese Art würfest du aber der Sprache vor, was die Dichter versehen hätten. Eine Freiheit ist ja niemals ein Uebel. Man kann sich ihrer bedienen, oder auch nicht.

Deutscher. 'Eure verworfne Wortfolge war eine Sache der Noth. Sie ist vermuthlich bloß daher entstanden, daß ihr aus lauter Längen oder Kürzen bestehende Wörter habt, daß also die natürliche Ordnung zu viel lange oder kurze Silben zusammenbrachte, die des Silbenmaßes und in Prosa des Numerus wegen getrennt werden mußten.'

Grieche. Du siehst das als einen Nothbehelf an, was die durchgängige Unabhängigkeit unsrer Poesie vom Bedürfnisse auf das schönste beurkundet. Du kennst doch die orientalische Weise, mit Blumen Briefe zu schreiben? Nimm nun an, die Bedeutung jeder Blume sei bestimmt, und ihre Verhältnisse zu einander ebenfalls; möchtest du dann den Kranz daraus lieber so geflochten sehen, daß die gleichartigen Blumen beisammen blieben, oder daß sie sich mannichfaltig durchschlängen? Unsre Strophen, unsre Distichen sind solche Kränze; eben durch die Stellung werden sie zu Ganzen, wo nichts herausgerißen werden kann, ohne sie zu zerstören. Das Bild, der Gedanke wirkt nun als eine untheilbare, innig vereinigte Masse.

Franzose. In dem Verdienst einer natürlichen, dem Verstande gemäßen, ordentlichen Wortfolge sind wir dir überlegen, Deutscher.

Engländer. Wir auch.

Deutscher. Ihr müßt wohl: man verstände euch sonst gar nicht, da ihr keine Umendungen der Haupt- und Beiwörter habt.

Franzose. Du führst eben das gegen uns an, was der Grieche gegen dich. Ueberhebe dich also nicht deiner etwas weniger kargen Wortändrung.

Engländer. Deine Sprache ist auf halbem Wege stehn geblieben. Meine hat nicht nur die Umendungen, sondern auch die unnützen Geschlechtsunterschiede der Haupt- und Beiwörter abgeschäfft: ja sie konjugiert nur eben zwischen den Zähnen. Sie ist eine Philosophin.

Deutscher. Auch eine Dichterin?

Engländer. Sie ist [illegible] und frei, so oft sie will.

Franzose. Welches ist das Gesetz der deutschen Wortfolge?

Deutscher. Sie läßt gewöhnlich das Unbestimmtere vorangehen.

Grieche. Damit leistet sie der Einbildungskraft einen schlechten Dienst.

Deutscher. 'Ueberhaupt liebt sie es, Erwartungen zu erregen: sie setzt daher das Beiwort vor die Benennung, und die Modifikation vor das Modificierte.'

Franzose. Deswegen trennt sie auch das unmittelbar Zusammengehörige: das persönliche Fürwort und Hülfswort vom Zeitworte, dieses von der Konjunktion, wodurch es regiert wird: die trennbaren Präpositionen von den Zeitwörtern, womit sie zusammengesetzt sind u. s. w. Das eine stellt sie zu Anfange, das andre zu Ende des Satzes. Kurz, eure Wortfügung gleicht, besonders in den langen prosaischen Perioden, einer Krebsschere, die sich langsam und bedächtig öffnet, und dann auf einmal zuschnappt.

Deutscher. Du hast keine Ursache zu spotten. Wie gebunden ist deine poetische Wortfolge gegen meine!

Italiäner. Und wiederum die deutsche gegen meine!

Franzose. Ihr könnt nicht einmal, wie wir, das Beiwort vor oder hinter das Hauptwort setzen.

Deutscher. Wir thun jetzt auch das letzte mit Hülfe des wiederholten Artikels.

Poesie. Man kann einer Sprache eigentlich das nicht anrechnen, wozu nur die Kühnheit einiger Männer von Ansehn sie allmählich nicht ohne Widersetzlichkeit gebracht hat. Erinnre dich, Deutscher, wie gar Weniges von poetischer Wortstellung ihr hattet, ehe Klopstock dichtete.

Engländer. Jetzt habe ich eine besondere Klage

Grieche. Du siehst das als einen Nothbehelf die durchgängige Unabhängigkeit unsrer Poesie vom nisse auf das schönste beurkundet. Du kennst doch talische Weise, mit Blumen Briefe zu schreiben? F an, die Bedeutung jeder Blume sei bestimmt, Verhältnisse zu einander ebenfalls; möchtest du Kranz daraus lieber so geflochten sehen, daß die Blumen beisammen blieben, oder daß sie sich durchschlängen? Unsre Strophen, unsre Distich Kränze; eben durch die Stellung werden sie z nichts herausgerißen werden kann, ohne sie zu Bild, der Gedanke wirkt nun als eine unv vereinigte Masse.

Franzose. In dem Verdienst einer Verstande gemäßen, ordentlichen Wortfolge legen, Deutscher.

Engländer. Wir auch.

Deutscher. Ihr müßt wohl: man gar nicht, da ihr keine Umendungen de wörter habt.

Franzose. Du führst eben das der Grieche gegen dich. Ueberhebe d etwas weniger kargen Wortändrung.

Engländer. Deine Sprache stehn geblieben. Meine hat nicht nu dern auch die unnützen Geschlechtsunt Beiwörter abgeschäfft: ja sie konju den Zähnen. Sie ist eine Philoso

Deutscher. Auch eine Dich

Engländer. Sie ist sehr sie will.

Deutscher. Nun ja, die Ausdrücke, welche auf den Religionsdienst Bezug haben, brachten freilich die lateinischen Priester mit.

Römer. Nicht doch! Ihr könnt ohne unsre Hülfe keine 'Verse' machen; ihr habt nicht einmal eine einheimische 'Natur'.

Grieche. Ich befürchte, Deutscher, deine Landsleute werden die Ausdrücke aus den fremden, besonders aus den alten Sprachen nicht los, bis sie es einmal wie die Kaunier machen.

Deutscher. Was thaten die Kaunier?

Grieche. Man richtete Tempel fremder Götter bei ihnen auf, gegen die sie eine Abneigung hatten. Sie bewaffneten sich also einst sämmtlich, schlugen mit ihren Speren in die Luft, und zogen so bis an die Gränze, indem sie dabei sagten, sie trieben die fremden Götter aus.

Franzose. Der unwiderstehliche Hang, der sich in eurer Sprache äußert, aus einer andern zu entlehnen, deutet auf höhere Bildung dieser. Die Minnesinger borgten schon von unsern Provenzalen, und noch jetzt —

Deutscher. Die wißenschaftlichen Ausdrücke nehmen wir meistens von den Römern und Griechen; mit den Namen der gesellschaftlichen Thorheiten versehen uns unsre Nachbarn.

Franzose. Die feineren Thorheiten und ihre Beobachtung zeugen auch von Bildung: sie machen das Leben liebenswürdig. Doch nun ist die Reihe an mir, über die ausgezeichnete Feindseligkeit zu klagen, daß in den grammatischen Gesprächen aus einer einzelnen Grille meiner Sprache eine eigne Person, die Wasistdaswasdasistwashaftigkeit, gemacht wird —

Grammatik. Was erhebt ſich draußen für ein Geräuſch?

Poeſie. Da tritt eine ſeltſame Figur herein. Wer biſt du?

Grille. Eine mächtige Fee. Ich nenne mich, wie es mir einfällt und es euch beliebt. Oft herrſche ich über dich, Grammatik, und nicht ſelten auch über dich, Poeſie.

Grammatik. Daß wir nicht wüßten.

Grille. Ich komme jetzt nur um euch zu melden, welch ein Unglück bevorſteht, wenn ihr nicht ſchleunigſt dieſe Verſammlung trennt. Die Deutſchheit, entrüſtet über die ihr widerfahrne üble Begegnung, hat Himmel und Erde in Bewegung geſetzt, und das Gerücht von dem, was hier vorgeht, überall verbreitet. Nun ſind alle in den grammatiſchen Geſprächen vorkommenden Perſonen und noch andere rege geworden; ſie wollen anklagen, vertheidigen, oder wenigſtens als Zeugen auftreten. Sie ſind zum Theil heftig unter einander entzweit, und wenn ihr nicht ſchnell aufbrecht, ſo werdet ihr dieſen friedlichen Ort zum Schauplatze des allgemeinen Krieges werden ſehn. Der Verſtand und die Vernunft lagen einander in den Haaren: jener behauptete, er ſei einerlei mit der Vernunft, ſie würden nur in der kantiſchen Philoſophie unterſchieden. Die Kunſtwörterei, die ſich für die Philoſophie ausgab, trat hinzu, und wollte ſich den Ausſpruch darüber anmaßen. Das Gemüth meinte, Klopſtock habe es für ein ſchlechtes nichts-ſagendes Wort erklärt. Dieſe Entſcheidung ſei ihm gewiß nicht aus dem Gemüthe gekommen. Die Einbildungskraft forderte das Urtheil auf, das Buch in Schutz zu nehmen, worin ſie beide eine ſo artige Rolle ſpielen. Das Urtheil war verdrießlich, weil es nur ſchlechthin ſo heißen ſolle, und *) nicht mehr Urtheils-

*) nicht Urtheilskraft; da doch Kl.

kraft, welchen verlängerten Titel Kant ihm durch ein eignes Buch gesichert; da doch Klopstock selbst Einbildungskraft sage. Es kümmre sich nicht darum, ob bei dem ganzen Handel Urtheil oder Einbildung mehr Kraft bewiesen würde. Ein berühmter Grammatiker hatte einen Sturm gegen die grammatischen Gespräche vor, und setzte sich dazu ritterlich auf den Rücken des Sprachgebrauchs. Da der Grammatiker aber etwas stark beleibt war, so konnte der Sprachgebrauch nicht einmal aufrecht stehen, geschweige denn tragen, sondern er kroch auf allen Vieren. Der Purismus wollte als Vertheidiger auftreten. Die Ausländerei warf ihm vor, er sei ein Siebenschläfer, der nur alle halben Jahrhunderte wach werde: zur Zeit der fruchtbringenden Gesellschaft, unter Gottsched, und jetzt. Klopstock halte es gar nicht mit ihm: das beweise die Gelehrtenrepublik, die 'Fragmente' über Sprache und Dichtkunst, endlich die 'grammatischen' Gespräche. Der Purismus erwiederte, man könne es in dergleichen Dingen nicht so genau nehmen; sein Geschäft werde ihm sehr sauer gemacht, er habe selbst noch nicht zu einem deutschen Namen gelangen können. Hierauf fragte ihn die Ausländerei, ob er Reinigungsengel oder Reinigungsteufel heißen *) wolle? Ihr könnt denken, wie er ergrimmte, nicht sowohl wegen der Schimpflichkeit des einen Namens, als weil man geglaubt hatte, er wiße nicht, daß Engel und Teufel griechisch wären. Der Reim war außer sich über die Verunglimpfungen von Eintönigkeit, von Klinglern u. s. w. Er pflege sonst auf dergleichen nur zu antworten: Ich gefalle, thu mir was! Allein jetzt wolle er in einer tiefsinnigen Schutzrede zeigen, wie innig sein Wesen in die ganze Natur verwebt sei; Rei-

*) wollte 1798.

men ſei Vergleichen, und im Vergleichen beſtehe ja alle Poeſie. Der *) begeiſterte Prophet Mahomed habe ſeinen Offenbarungen durch ihn Eingang verſchafft. Auch bei den Griechen ſei die Rhetorik auf ihn gebaut geweſen; ja ſelbſt in Gedichten habe ihn der Pentameter eher geſucht, als verſchmäht. Die Rivarolade, die Paliſſotie, die Wasiſtdaswasdasiſtwashaftigkeit, und wie ſoll ich ſie alle nennen? ſie kommen mit Macht angezogen. Eilt, ſonſt überraſchen ſie euch!

Grammatik. Um die vielen vorgebrachten Klagen zu prüfen, bedürfen wir ruhigerer Muße. Aber wollen wir nicht ſogleich noch erklären, Poeſie, daß ſich Klopſtock durch Anregung ſo vernachläßigter Unterſuchungen um uns beide verdient gemacht hat?

Poeſie. Von ganzem Herzen.

Grille. Ich ſage euch nochmals, brecht auf!

Griechе. So endigt alſo dieſes grammatiſche Geſpräch wie eine Tragödie des Euripides mit einer langen Erzählung.

Deutſcher. Oder wie ein Ritterſchauſpiel mit Aufruhr und Waffengeklirr.

Grille. Sie haben ſich wirklich ſchrecken laßen, und mein Zweck iſt erreicht, dieſe Zuſammenkunft zu trennen, wobei ich, ohne daß ſie es wußten, den Vorſitz führte.

---

*) göttliche 1798.

Anmerkungen.

1827.

Mit nicht geringem Befremden sehe ich, daß die beiden Schriften, womit sich der vorstehende Aufsatz beschäftigt, die Fragmente über Sprache und Dichtkunst (1779 und 80 mit zwei Fortsetzungen) und die grammatischen Gespräche (1794) in der neuesten Ausgabe von Klopstocks Werken (1823 in 12 Duodezbänden) nicht mitenthalten sind. Die frühere Sammlung, die er selbst noch veranstaltet und angeordnet, deren Vollendung er jedoch nicht erlebt hat, umfaßte nur die dichterischen Werke. Hier aber ist die deutsche Gelehrtenrepublik, es sind sogar die hinterlaßenen Schriften seiner ersten Gattin beigefügt worden, welche letzten wohl eher in einem Anhange zu der Lebensgeschichte Klopstocks, als in der Sammlung seiner Werke, einen schicklichen Platz fänden. Den Grund, warum jene beiden wichtigen Schriften ausgeschloßen blieben, kann ich durchaus nicht errathen. Schwerlich war es die Besorgniß, sie möchten gegenwärtig nur wenige Leser anlocken, und noch wenigere festhalten. Denn diese Besorgniß gilt gewiß, in gleichem, wo nicht noch höherem Grade, von der Gelehrtenrepublik und von manchen andern Hervorbringungen Klopstocks. Worüber möchte man ihn wohl lieber reden hören, als über das, was er während einer vieljährigen Laufbahn sich zum Gegenstande seines beharrlichsten Nachdenkens und Strebens gewählt hatte: die Eigenthümlichkeit und die Tugenden der deutschen Sprache, ihre dichterische Behandlung, und die rhythmische Verskunst? Gesetzt aber auch, Klopstock hätte sich hiebei nie zu einem wahrhaft wißenschaftlichen Ueberblick erhoben; gesetzt, sein Gesichtspunkt wäre

ein bloß nationaler, ja ein ganz perſönlicher geweſen, indem er, bei der Verskunſt wenigſtens, die Theorie ſeiner vorausgegangenen Ausübung anpaßte: ſo gründlichen und aus der Tiefe geſchöpften Irrthümern, wie die ſeinigen waren, iſt immer etwas abzulernen. Jedoch, den Inhalt einſtweilen bei Seite geſtellt, die genannten Schriften verdienen wegen des vortrefflichen Vortrags aufbewahrt zu werden. Klopſtock iſt — und der Mangel der Anerkennung macht mich an dieſem Urtheil nicht irre — einer von unſern wenigen Meiſtern im proſaiſchen Stil. Wenn nicht geläugnet werden kann, daß er in ſeinem Meſſias, und beſonders in ſeinen Oden durch Verkünſtelung, durch abſichtliche Dunkelheit und Verworrenheit, die Gränzen der rechtmäßigen dichteriſchen Freiheit häufig überſchreitet, ſo iſt dagegen ſeine Proſa gediegen, klar, nachdrücklich, und frei von allen fremden Zierrathen, welche die neuere Rhetorik der Poeſie nur allzugern abzuborgen pflegt. Sie iſt auch mannichfaltig: der Kenner unſerer Sprache wußte ihre Idiotiſmen zu eigenthümlichen Wendungen und feineren Beſtimmungen des Ausdrucks ſehr bedeutſam zu benutzen. Freilich gedieh Klopſtocks Meiſterſchaft hierin erſt in ſeinen ſpäteren Jahren zu völliger Reife. Die Schreibart in den ſogenannten Bardieten und in der Gelehrtenrepublik iſt nicht frei von allerlei Ziererelen, die um ſo ſchlimmer ſind, weil ſie ganz im Widerſpruche mit den zur Schau getragenen Eigenſchaften ſtehn. Indeſſen liegt der Fehler mehr in der Denkart des Verfaßers, als in der Ausführung: wäre der angeſtimmte Ton der rechte, ſo wurde ihm die Sprache allerdings dazu ein biegſames Werkzeug.

Klopſtock war mit den großen Geſchichtſchreibern und Rednern des Alterthums vertraut, und von ihrer keuſchen Schönheit durchdrungen. Er ſpricht mit Begeiſterung von

Lesern verständlich sein, welche die Schriften Klopstocks, worauf er sich bezieht, nicht gelesen haben: denn ich habe seine Lehren treu dargelegt, meistentheils mit Wiederholung seiner eignen Worte. Die Vorzüge unsrer edlen Muttersprache wollte ich nicht herabsetzen: meine Absicht war nur, die etwas einseitige Anpreisung auf eine richtige, von nationaler Vorliebe freie Schätzung zurückzuführen. Die Grammatik und die Poesie sind in diesem Wettstreite der Sprachen die Sprecherinnen allgemeiner Wahrheiten; die Stellvertreter der verschiedenen Nationen führen jeder das Wort für seine Sprache und seine Litteratur.

Die Geschichte der deutschen Sprache und ihre alten Denkmäler, über Luthers Zeitalter hinaus, hatte Klopstock kaum mit dem äußersten Rande der Lippen gekostet. Von der jetzt lebenden und üblichen Sprache hingegen war er ein sehr gefühlvoller Kenner. Ueber die gültigen und ungültigen neuen Wortbildungen, über den Unterschied des edlen und unedlen Ausdrucks, über die Wichtigkeit der Nebenvorstellungen, die sich an gewisse Wörter knüpfen, hat er sehr treffende und feine Bemerkungen vorgetragen, womit ich ganz einverstanden bin.

Die folgenden Erklärungen und Zusätze habe ich an den Schluß gestellt, um den Gang des Gespräches nicht zu unterbrechen.

S. 200. 'Er und über ihn.' — Dieß ist der seltsame Titel eines der Verherrlichung Klopstocks gewidmeten, nun vergeßenen Buches von K. F. Cramer. — Die Deutschheit, wie sie hier auftritt, bezeichnet nicht die nationale Eigenthümlichkeit, sondern einen gewissen Ton, der in den siebziger und achtziger Jahren unter den jüngeren Bewunderern des berühmten Mannes, nicht unveranlaßt von ihm, eingerißen war. Unbekannt mit den Urkunden des deutschen Ruhmes in der Völkergeschichte, in den Wißenschaften, der

Litteratur und den Künſten, hielt man ſich berechtigt, auf den bloßen Namen eines Deutſchen, ohne eignes Verdienſt, ſtolz zu thun, und auf alles Ausländiſche, ebenfalls ohne Kenntniß, mit Geringſchätzung herabzuſehen. Dieſes ausſchweifende und hohle Weſen, ſo verſchieden von ächter Vaterlandsliebe, hatte damals ſelbſt edlere Naturen angeſteckt: man findet zum Beiſpiel in Fr. Leop. Grafen zu Stolberg Jugendgedichten ſtarke Anklänge davon.

S. 202. 'Sollen unſre Sprachen ſich anfeinden, Grieche? Sie ſind Schweſtern.' — Die urſprüngliche Verwandtſchaft der deutſchen Sprache mit der griechiſchen ſollte hier nicht im Ernſt beſtritten werden. Ich war davon überzeugt; ich wollte nur zeigen, daß Klopſtocks Beweisgründe nicht durchgängig die beſten ſeien. Ein wirklich gültiger unter den von ihm angeführten (Gr. Geſpr. S. 81.) iſt jedoch das an einigen Zeitwörtern im Gothiſchen noch vorhandne Augmentum geminationis. Auch die Zahlwörter ſind ein triftiger Beweis, eben deswegen, weil ſie nicht buchſtäblich einerlei, ſondern nach den Geſetzen der Lautverſchiebung verſchieden, bald mit den griechiſchen, bald mit den lateiniſchen mehr übereinſtimmen. Nur die ſo oft wiederholte Berufung auf die ſkythiſchen Wörter beim Plato iſt durchaus zurückzuweiſen. Die Skythen, oder vielmehr die Skoloten des Herodot waren zuverläßig nicht deutſchen Stammes. Seit ich das Geſpräch ſchrieb, haben wir durch die Entdeckung des Sanskrit, durch manche ſcharfſinnige Unterſuchungen, insbeſondre durch die unſers großen Sprachforſchers Jakob Grimm, eine ganz andre Einſicht in das Weſen dieſer Verwandtſchaft gewonnen. J. Grimm hat allein mehr für die Geſchichte unſerer Sprache und die Aufſtellung ihres Stammbaumes gethan, als alle ſeine Vorgänger in Deutſchland, Holland, England, Dänemark und Scandinavien zuſammengenommen. Niemand alſo, der den heutigen Stand der Wiſſenſchaft kennt, wird die Verwandtſchaft leugnen oder auch nur bezweifeln. Aber ſie beweiſet nichts für die Schönheit und den Wohlklang des Deutſchen. Denn von zwei noch viel näher verwandten Sprachen, ja von zwei Mundarten, kann die eine ſich zum Schönen und Gefälligen bilden, die andre in das Uebellautende ausarten; und das letzte iſt leider der deutſchen Sprache ſeit vierzehn Jahrhunderten immerfort begegnet.

S. 203. Orpheus, ein getiſcher [illegible] dieſen Aus-

drücken Klopſtocks ſind ſo viele unhiſtoriſche Zuſammenſtellungen gehäuft, wie nur möglich. Orpheus wird ein Druide genannt, aus einem Thracier zu einem Geten gemacht, und dieß unter der Vorausſetzung, Geten und Gothen ſeien dasſelbe Volk. Dürften wir den Orpheus als eine hiſtoriſche Perſon betrachten, ſo war er allerdings ein Lehrer prieſterlicher Geheimniſſe, der im Norden von Hellas ſeine Heimat hatte; aber ſchwerlich kann ihm ein perſönliches Daſein geſichert werden. Die kriegeriſchen Sänger und die Prieſter der Gallier hießen Barden und Druiden. Dieſe Namen hatte Klopſtock unerlaubter Weiſe, wiewohl nach dem Beiſpiele vieler Vorgänger, auf die Germanier übertragen. Wenn wir aber dem Julius Cäſar irgend etwas glauben, und er iſt im höchſten Grade glaubwürdig, ſo hatten die germaniſchen Prieſter mit dem Orden und der Schule der Galliſchen Druiden nichts gemein. Klopſtock, ein Liebhaber, nur in wenigen Stücken ein Kenner unſerer Alterthümer, ſchwankte in Bezug auf die celtiſche Hypotheſe: wenn er ſeinem natürlichen Gefühle Folgte, verwarf er ſie; wenn ihm einmal der Etymolog Wachter zu viel weiß gemacht hatte, glaubte er daran. Die Einerleiheit der Geten und der Gothen iſt auch von vielen Gelehrten behauptet worden. Sie haben ſich dabei auf zwei Scheingründe geſtützt: erſtlich die benachbarten Gegenden, wo die Gothen zuerſt wandernd und erobernd in der Geſchichte auftreten; dann die Verwechſelung der beiden Namen bei Geſchichtſchreibern des fünften und ſechsten Jahrhunderts. Was das erſte betrifft, ſo ſind die Zeiträume verſchieden; wir kennen die früheren mehr nördlichen Wohnſitze der Gothen; wir wißen, wann ſie zuerſt über die Donau gegangen ſind, da ſchon Ovid, weit im Süden dieſes Flußes, zu Tomi, mitten unter den Geten wohnte. Daß die Gothen nicht ſelten Geten genannt werden, iſt freilich wahr. Aber dieß rührt bloß von einer Sitte der ſpäteren Geſchichtſchreiber und Dichter her: ſie ſuchten eine Zierlichkeit der Schreibart darin, daß ſie alte ſchon den klaſſiſchen Autoren geläufige Namen der Völker ſtatt der neueren, erſt durch die Zeitereigniſſe bekannt gewordenen ſetzten, weil dieſe weniger Würde, oder gar etwas Barbariſches zu haben ſchienen. So nennen wir wohl auch die Schweizer im redneriſchen und dichteriſchen Stil Helvetier, die Engländer Britten, u. ſ. w., wiewohl die Völker nicht das Mindeſte mit einander gemein haben. Wenn die Geten ſchon in

Litteratur und den Künſten, hielt man ſich berechtigt, auf den bloßen Namen eines Deutſchen, ohne eignes Verdienſt, ſtolz zu thun, und auf alles Ausländiſche, ebenfalls ohne Kenntniß, mit Geringſchätzung herabzuſehen. Dieſes ausſchweifende und bohle Weſen, ſo verſchieden von ächter Vaterlandsliebe, hatte damals ſelbſt edlere Naturen angeſteckt: man findet zum Beiſpiel in Fr. Leop. Grafen zu Stolberg Jugendgedichten ſtarke Anklänge davon.

S. 202. 'Sollen unſre Sprachen ſich anfeinden, Grieche? Sie ſind Schweſtern.' — Die urſprüngliche Verwandtſchaft der deutſchen Sprache mit der griechiſchen ſollte hier nicht im Ernſt beſtritten werden. Ich war davon überzeugt; ich wollte nur zeigen, daß Klopſtocks Beweisgründe nicht durchgängig die beſten ſeien. Ein wirklich gültiger unter den von ihm angeführten (Gr. Gelehr. S. 81.) iſt jedoch das an einigen Zeitwörtern im Gothiſchen noch vorhandne Augmentum geminationis. Auch die Zahlwörter ſind ein triftiger Beweis, eben deswegen, weil ſie nicht buchſtäblich einerlei, ſondern nach den Geſetzen der Lautverſchiebung verſchieden, bald mit den griechiſchen, bald mit den lateiniſchen mehr übereinſtimmen. Nur die ſo oft wiederholte Berufung auf die ſkythiſchen Wörter beim Plato iſt durchaus zurückzuweiſen. Die Skythen, oder vielmehr die Skoloten des Herodot waren zuverläßig nicht deutſchen Stammes. Seit ich das Geſpräch ſchrieb, haben wir durch die Entdeckung des Sanskrit, durch manche ſcharfſinnige Unterſuchungen, insbeſondre durch die unſers großen Sprachforſchers Jakob Grimm, eine ganz andre Einſicht in das Weſen dieſer Verwandtſchaft gewonnen. J. Grimm hat allein mehr für die Geſchichte unſerer Sprache und die Aufſtellung ihres Stammbaumes gethan, als alle ſeine Vorgänger in Deutſchland, Holland, England, Dänemark und Scandinavien zuſammengenommen. Niemand alſo, der den heutigen Stand der Wiſſenſchaft kennt, wird die Verwandtſchaft leugnen oder auch nur bezweifeln. Aber ſie beweiſet nichts für die Schönheit und den Wohlklang des Deutſchen. Denn von zwei noch viel näher verwandten Sprachen, ja von zwei Mundarten, kann die eine ſich zum Schönen und Gefälligen bilden, die andre in das Uebellautende ausarten; und das letzte iſt leider der deutſchen Sprache ſeit vierzehn Jahrhunderten immerfort begegnet.

S. 203. 'Orpheus, ein getiſcher Druide'. — In dieſen Aus-

drücken Klopstocks sind so viele unhistorische Zusammenstellungen gehäuft, wie nur möglich. Orpheus wird ein Druide genannt, aus einem Thracier zu einem Geten gemacht, und dieß unter der Voraussetzung, Geten und Gothen seien dasselbe Volk. Dürften wir den Orpheus als eine historische Person betrachten, so war er allerdings ein Lehrer priesterlicher Geheimnisse, der im Norden von Hellas seine Heimat hatte; aber schwerlich kann ihm ein persönliches Dasein gesichert werden. Die kriegerischen Sänger und die Priester der Gallier hießen Barden und Druiden. Diese Namen hatte Klopstock unerlaubter Weise, wiewohl nach dem Beispiele vieler Vorgänger, auf die Germanier übertragen. Wenn wir aber dem Julius Cäsar irgend etwas glauben, und er ist im höchsten Grade glaubwürdig, so hatten die germanischen Priester mit dem Orden und der Schule der gallischen Druiden nichts gemein. Klopstock, ein Liebhaber, nur in wenigen Stücken ein Kenner unserer Alterthümer, schwankte in Bezug auf die celtische Hypothese: wenn er seinem natürlichen Gefühle folgte, verwarf er sie; wenn ihm einmal der Etymolog Wachter zu viel weiß gemacht hatte, glaubte er daran. Die Einerleiheit der Geten und der Gothen ist auch von vielen Gelehrten behauptet worden. Sie haben sich dabei auf zwei Scheingründe gestützt: erstlich die benachbarten Gegenden, wo die Gothen zuerst wandernd und erobernd in der Geschichte auftreten; dann die Verwechselung der beiden Namen bei Geschichtschreibern des fünften und sechsten Jahrhunderts. Was das erste betrifft, so sind die Zeiträume verschieden; wir kennen die früheren mehr nördlichen Wohnsitze der Gothen; wir wißen, wann sie zuerst über die Donau gegangen sind, da schon Ovid, weit im Süden dieses Flußes, zu Tomi, mitten unter den Geten wohnte. Daß die Gothen nicht selten Geten genannt werden, ist freilich wahr. Aber dieß rührt bloß von einer Sitte der späteren Geschichtschreiber und Dichter her: sie suchten eine Zierlichkeit der Schreibart darin, daß sie alte schon den klassischen Autoren geläufige Namen der Völker statt der neueren, erst durch die Zeitereignisse bekannt gewordenen setzten, weil diese weniger Würde, oder gar etwas Barbarisches zu haben schienen. So nennen wir wohl auch die Schweizer im rednerischen und dichterischen Stil Helvetier, die Engländer Britten, u. s. w., wiewohl die Völker nicht das Mindeste mit einander gemein haben. Wenn die Geten schon in

früherer Zeit Gothen genannt würden, das möchte etwas me
weiſen; aber es geſchieht nirgends.

S. 205. 'Verſen, wie vormals wohl' u. ſ. w. — Ein b
Vers des Ennius:

Versibu', quos olim Fauni vatesque canebant.

S. 206. 'Wich denn eure Ausſprache ſo ſehr von unſre
tigen ab?' — Es iſt ein recht auffallender Beweis, wie feſt
zelt am vaterländiſchen Boden, ja wie landſchaftlich beſchränkt
ſtocks Anſichten von den Sprachen waren, daß ihm der
niemals eingefallen iſt, ob denn wohl für die Vergleichun
Wohlklanges unſre Ausſprache des Griechiſchen eine gültige
lage ſein könne? Ich hätte ihm nicht zugemuthet, die Aus
der Neugriechen für die ächte zu halten; denn, in welchem
ſie auch aufgekommen ſein mag, die Schreibung und der gr
tiſche Bau beweiſen unwiderſprechlich, daß eine andre ihr
gieng, welche alle ſchriftlichen Unterſcheidungen, und, bei den
gängen, die Verwandtſchaft der Laute genau beobachtete. Un
klaſſiſche Ausſprache war wiederum erweislich ſchon eine Abän
der urſprünglichen, die wir nicht gerade vorhiſtoriſch nennen k
weil ſie vermuthlich noch in der homeriſchen Zeit, in der äo
Mundart noch viel ſpäter lebte. Unſre eraſmiſche Ausſprac
nun jene mittlere klaſſiſche vorſtellen; aber ſie thut es auf e
rohe Weiſe: denn außer dem, was ich an den Konſonante
Diphthongen gerügt, wird auch die Quantität der Vokale nic
hörig beobachtet. Hiefür iſt der Sinn zwar auch den Neugr
wie den meiſten neueren Völkern verloren gegangen.

S. 211...215. An dieſer Darlegung der allgemeinen
des Wohllautes in den Sprachen wüßte ich nichts Weſentliche
verändern; wohl aber hätte ich manches hinzuzufügen, was
ſeitdem erworbene Bekanntſchaft mit dem Vortrage einer grö
Zahl von lebenden Sprachen, und vornehmlich mit dem Baue
Sanskrit mich gelehrt hat. Der Einfluß des Klimas auf den W
laut iſt bei der Bildung der Mundarten unverkennbar: doch f
dabei die wärmere oder kältere Temperatur weniger einzuwirken,
der Gegenſatz der Gebirgsluft mit der Luft der Ebenen, Niederu
und Seeküſten.

S. 224. 'Die begriffsmäßige Silbenzeit der deutſchen Spr

Grieche, hat große Vorzüge vor eurer bloß mechanischen'. — Klopstock hat hier zwei ganz verschiedene und eigentlich inkommensurable Dinge mit einander verglichen: die logisch-grammatische Rangordnung der Silben in dem Ganzen des Wortes oder des Satzes, welche, nach unserm System der Betonung, uns in den Stand setzt, etwas den rhythmischen Silbenmaßen Analoges in unserer Sprache anzuordnen; und die nicht mechanische, sondern musikalische Meßung der Silben nach ihren hörbaren Bestandtheilen, die Quantität. Das Gesetz der Quantität lautet nach dem einfachsten Ausdrucke so: Silben, die einen langen Vokal oder einen Diphthongen enthalten, sind lang; Silben mit einem kurzen Vokal sind kurz; die letzten können aber durch die Position lang werden, das heißt, wenn mehr als Ein Konsonant darauf folgt. Dieses, was Klopstock als eine besondre, vielleicht willkürliche Einrichtung der griechischen Sprache, von da in die lateinische übertragen, zu betrachten geneigt war, scheint vielmehr ein allgemeines Naturgesetz zu sein: es ist die Grundlage der sanskritischen Metrik wie der griechischen. Die Länge hat die doppelte Dauer der Kürze. Dieß nennt Klopstock, ziemlich verwegen, einen Einfall der griechischen Theoristen. Er würde doch wohl über seine Behauptung etwas stutzig geworden sein, wenn er erfahren hätte, daß die altindischen Metriker, ohne von den Griechen zu wißen, dasselbe gelehrt haben; daß auch in manchen indischen Silbenmaßen (die meisten sind, wie die lyrischen der Griechen, von bestimmter Silbenzahl) unter gewissen Bedingungen zwei Kürzen eine Länge, oder umgekehrt, vertreten dürfen.

Die Geschichte der Sprachen lehrt uns, daß in einer früheren Epoche die Empfänglichkeit des Gehörs hiefür sehr rege war, und daß die Quantität nicht nur in der Poesie ein herrschendes Princip wurde, sondern auch in der gesammten grammatischen Entwickelung sich wirksam bewies.

Wenn nun eine Zerrüttung der Sprachen durch plötzliche Mischungen eintritt, so geht das Gefühl der Quantität mehr oder weniger verloren, die zuvor scharfe Unterscheidung der langen und kurzen Vokale wird schwankend, und der Accent reißt in gleichem Grade die Oberherrschaft an sich. So ist es bei den Neugriechen und den Neulateinern, nämlich in den romanischen Sprachen, erfolgt. Ohne ein solches Ereigniß ist bei uns und den übrigen Völkern deutschen

Voß.

Andere gießen vielleicht gerundeter athmende Erze,
Oder entziehn, ich glaub' es, beseeltere Bildung dem Marmor,
Beßer kämpft vor dem Richter ihr Wort, und die Bahnen des Himmels
Zeichnet genauer ihr Stab, und verkündiget Sternen den Aufgang:
Du, o Römer, beherrsche des Erdreichs Völker mit Ohmacht;
(Dieß sei'n Künste für dich!) du gebeut Anordnung des Friedens;
Demuthsvoller geschont, und Trotzige niedergekämpfet!

Nach meinen Grundsätzen des Versbaues habe ich diese Stelle so zu geben versucht: *)

Andere werden ein athmendes Erz anmuthiger glätten,
Werden, ich weiß! anbilden lebendige Züge dem Marmor;
Werden beredsamer sein im Gericht, und die Bahnen des Himmels
Meßen mit kreißendem Stab, und der Stern' Aufgänge verkünden:
Du sei, Römer! bedacht, weltherrschende Macht zu verwalten,
(Solcherlei Kunst sei dein!) dann friedliche Sitte zu ordnen,
Wer sich ergab, zu verschonen, und Trotzige niederzukämpfen.

*) [Vgl. Werke Bd. III. S. 181.]

Aphorismen

die Etymologie des Französischen betreffend.

1.

Die Sprache einer kleinen, von andern, an Kultur und Macht überlegenen Völkern umgebenen Völkerschaft ist wie eine stehende Lache in einem Thal, wohin alle Waßer von den Anhöhen rings umher zusammenlaufen: sie kann sich der fremden Einflüße nicht erwehren. Die Sprache eines wirkenden voranstrebenden Volkes ist wie ein rascher Strom, der sich selbst durch einen See oder das Meer mit geringer Mischung den Weg bahnt: die gewaltige Bewegung stößt den fremden Andrang zurück.

2.

Die im Bas-breton die Ursprache suchen, erinnern an den Mann, der in einem Steinbruche die Versteinerungen fand, welche sein Freund geschnitzt hatte. Des petits pâtés pétrifiés beweisen, daß die Pastetchen schon vor der Sündflut in Gebrauch waren: sie rühren von einer letzten Mahlzeit des ertrunkenen Menschengeschlechts her!

3.

Le Brigant voudrait bien passer, à ce qu'il paraît, pour le dernier rejeton de l'illustre tribu des Brigantes

qui dans la Grande-Bretagne fit une si belle résistance aux Romains.

4.

Ce Bas-Breton, c'est vraiment une bonne pâte de langue: on en fait à volonté de l'Hébreux ou du Sanscritan. Mais ces deux assertions se réfutent réciproquement. Si le Bas-breton est de l'Hébreux, il n'est donc pas du Sanscritan; s'il est du Sanscritan, il n'est donc pas de l'Hébreux, puisqu' il est reconnu que ces deux langues n'ont rien de commun et qu'elles appartiennent à des familles différentes.

5.

Die celtische Hypothese ist ein symptôme mortel, die facies Hippocratica für die gesunde Vernunft.

6.

Genaue und authentische Berechnung der Bevölkerung Helvetiens bei Cäsar — ungefähr ein Fünftel der heutigen — Blühender Zustand — Vermeinte Engigkeit ihrer Gränzen. — Folgerungen hieraus. Das gesammte Gallien, Aquitanien und Belgien inbegriffen, nach demselben Verhältniß fünf bis sechs Millionen vor der Eroberung. Verwüstungen des Krieges. Dünne Bevölkerung, als es eine römische Provinz ward. Große Wirkung der Kolonieen. Die Bevölkerung nahm ohne Zweifel unter der römischen Herrschaft zu, aber erst als die lateinische Sprache schon beträchtliche Fortschritte gemacht hatte.

7.

Unter dem Tiberius sind 400,000 Sueven und Sigambrer nach Gallien an's linke Rheinufer verpflanzt worden (Sueton. u. Eutrop.). Wie äußerst gemischt die Bevölkerung Galliens! Hätte dieß ohne Einfluß auf die Sprache blei-

ben können? (Die Zahl bei Eutropius iſt freilich ſtark.) — Franconville — Romainville. —

8.

Galliciſmen kommen ſchon beim Gregor von Tours vor, z. B. focus (feu), mala hora (malheur), homo (on) u. ſ. w.

9.

On aurait essayé en vain d'arrêter les partisans de l'hypothèse hebraïque un petit instant à la tour de Babel — ils couraient tout droit au paradis terrestre.

10.

Phöniciſche Hypotheſe — Bochart — Im ſiebzehnten Jahrhundert gab es eine Menge Leute, die Einem Hebräiſch, Chaldäiſch, Arabiſch an den Kopf warfen, que c'était une bénédiction. Man ſagt wohl, ſie wußten zu viel, das verwirrte ihre Gedanken; offenbar aber wußten ſie nicht genug. Man könnte heutzutage immerhin das etymologiſche Studium aufmuntern: vor der Gefahr d'être assommé à coups d'érudition iſt man ziemlich ſicher.

11.

Höhlen der Troglodyten, aus welchen neuere Philoſophen die ganze Kultur hervorgehen laßen.

12.

Die Geſchichte vom Pſammetichus — le sauvage de l'Aveyron.

13.

Die göttlichen und menſchlichen Namen der Dinge beim Homer und in der ſämundiſchen Edda.

14.

Etymologiſche Anſpielungen im alten Teſtament. — Plato — die Stoiker — Varro.

Vorrede zu Flore und Blanscheflur, von Sophie v. Knorring, geb. Tieck.

Seit einiger Zeit hat sich, nicht bloß in Deutschland, sondern auch in andern Ländern Europas, eine lebhafte Neigung sowohl zu den Dichtungen, als zu geschichtlichen oder dichterischen Darstellungen des Mittelalters kund gegeben. Es ist vielleicht um so anziehender, sich in die vaterländische Vorzeit zu versetzen, je fremder ihre Sitte uns geworden, und je mehr die damalige Verfaßung der Gesellschaft in der heutigen Wirklichkeit ausgelöscht ist. Glücklich begabte Dichter haben sich darin gefallen, ihre eignen Erfindungen in die Tracht der ritterlichen Zeit zu kleiden. Allein dieß ist ein bedenkliches Unternehmen: denn es steht kaum zu erwarten, daß eine freie Erdichtung menschlicher Leidenschaften, Handlungen und Lebens-Auftritte nicht in gewissem Grade das Gepräge ihrer Zeit tragen sollte: und wenn das der Fall ist, so wird das gewählte Kostum nicht ganz zu dem Grundgewebe paßen, und ein Mangel an sichrer Haltung zu spüren sein. Ueberhaupt sind die einfachen, kräftigen, und eben deswegen gläubigen Zeitalter am glücklichsten im Erfinden; ich meine im Hervorbringen solcher Erdichtungen, die wenn sie einmal vorhanden sind, in die Reihe der Wirklichkeiten einzutreten, und die Mannichfaltigkeit des Weltschauspiels zu bereichern scheinen. Ausbilden und vollenden hingegen, auch die bewußtlose Tiefe ergründen, ist der eigentliche Beruf solcher Zeitalter, in welchen die Besonnenheit und der zweifelnde Verstand vorwaltet.

Es dürfte also auf alle Weise das [illegible], bei einem solchen Vorhaben sich an die ächten [illegible] enen Dich-

tungen des Mittelalters anzuschließen. Hier ist durch die Bewegung der Charakter der Gestalten schon gegeben; die verloschenen Umrisse dürfen nur aufgefrischt, und mit ihren eigenthümlichen Farben ausgefüllt werden, um ein anschauliches Bild der ritterlichen Zeit in vollkommener Einstimmung mit sich selbst hervortreten zu laßen.

Man hat sich auf verschiedene Art bemüht, die zuvor ganz in Vergeßenheit begrabenen alten Ritterromane wieder ans Licht zu ziehen. Zuvörderst durch prosaische Auszüge: dieß ist besonders in Frankreich geschehen, aber ohne Kritik, ohne Kenntniß der wahren Quellen, nach vergleichungsweise sehr späten und verfälschten Bearbeitungen, in einem gezierten Vortrage, der mit der Unschuld und Treuherzigkeit der Dichtungen in schneidendem Widerspruche stand; man schien die feine Lesewelt gleichsam um Verzeihung zu bitten, daß man sie von solchen Albernheiten unterhalte. Nur in Deutschland ist bisher eine beträchtliche Anzahl der in Versen abgefaßten Originale aus dem dreizehnten Jahrhundert treu in der alten Sprache abgedruckt. In England, wiewohl man dort den Gehalt dieser Dichtungen zu ahnden anfängt, hat man sich meistens mit Proben begnügt, übrigens Auszüge, zum Theil ziemlich verständige, geliefert. In Frankreich, wo durch Raynouards meisterhafte Arbeiten ein neues Licht über die provenzalische Litteratur aufgeht, hat man im Nordfranzösischen nur von den Fabliaux und dem allegorischen Roman von der Rose genaue Ausgaben veranstaltet; an die Ritterromane ist die Reihe noch gar nicht gekommen.

Indessen müßen sie, auch durch treue Abdrücke vor dem gänzlichen Untergange bewahrt, dennoch den meisten Lesern unzugänglich bleiben. Denn sie sind in einer veralteten Sprache geschrieben; und was das Schlimmste ist, in einer Sprache, welche zwar schwer verständlich, aber doch die unsrige ist. Wenn es um den Genuß ausländischer Poesie zu thun ist, so versetzen wir uns willig zu dem Dichter auf sein eignes Gebiet. Hier aber wird man beständig durch die Erinnerung an den verschiedenen Sprachgebrauch, und die veränderte Geltung der Wörter gestört, und gelangt nur durch lange fortgesetzte und eigentlich gelehrte Uebung zu einem reinen Eindruck.

Es kommt jedoch ein viel wesentlicherer Umstand hinzu, weswe-

gen die alten erzählenden Gedichte nicht bloß einen Sprachausleger, sondern einen dichterischen Dolmetscher erwarten. Ihre Form ist meistens sehr unvollkommen: ich hoffe durch dieses Geständniß die Verehrer der Vorzeit um so weniger zu kränken, je entschiedener ich mich über den unermeßlich hohen Werth der Dichtungen selbst, und das Unvermögen der jetzigen Zeit, etwas Aehnliches hervorzubringen, ausgesprochen habe. Die Erzählung ist unbeholfen: es fehlt ihr auf der einen Seite an rascher Gewandtheit und gedrängter Kürze, welche vorzüglich in den bloß zur Verständigung unentbehrlichen, und des Schmuckes wenig empfänglichen Theilen erfordert wird; auf der andern Seite an gleichmäßig vertheilter und in leichtem Schwunge vorübereilender Fülle. Es ist, als fühlten die Erzähler die Unzulänglichkeit ihrer Worte für das, was sie so treu und gemüthlich empfinden; sie wollen ihren Gegenstand erschöpfen, sie nehmen verschiedentlich einen neuen Anlauf, und verfallen in Weitschweifigkeit. Insbesondere wißen sie die Wendepunkte der Begebenheiten nicht genugsam herauszuheben, und weder allmählich vorzubereiten, noch zu verschweigen und auszusparen, wo Ueberraschung bewirkt werden soll. An diesen Gebrechen hat die unglücklich gewählte Versart der kurzen Reimpaare keinen geringen Antheil. Es ist nicht zu läugnen, die schnelle Folge der Reime hat den Dichtern oft befremdliche und störende Wendungen abgenöthigt, ja zuweilen Verse, die ganz wie müßige Einschiebsel aussehen. Diese Versart ist von einer auch dem geübtesten Vorleser unüberwindlichen Eintönigkeit: die kunstreicheren Meister haben diese, jedoch vergeblich, dadurch zu heben versucht, daß sie mit dem Sinne beständig aus einem Reimpaare in das andre hinüberschreiten, und also durch die Verfügung, der Natur des Reimes zuwider, verbinden was er trennt, und trennen was er verbindet. Welcher Kunsterfahrene möchte es unternehmen, in dieser Versart ein langes erzählendes Gedicht durchzuführen? Bei dem Gebrauch des Reimes ist irgend eine Abtheilung in Strophen dazu ganz unentbehrlich. An dem Bruchstücke des ächten Titurel in vierzeiligen Strophen, einigermaßen auch noch an der Umarbeitung in siebenzeiligen, sieht man die unmittelbare Rückwirkung einer schicklicher gewählten Form auf die Darstellung. Es versteht sich, daß wir nicht von dem Liede der Nibelungen reden, welches durch Ton und Fo wesentlich

von den welſchen Ritterromanen ausgeſondert iſt, als durch ſeine Heimat und die verſchiedene Art der Entſtehung. Von dieſem Gedichte behaupte ich allerdings, und berufe mich dabei auf die ſchon gemachten Erfahrungen, daß es keiner Erneuerung, die der Ausſprache beim mündlichen Vortrage ausgenommen, weder bedürfe, noch ſie dulde, um lebendig auf die Gemüther zu wirken.

Wenn man mir im Obigen beiſtimmt, ſo wird man mir auch zugeben, den alten Ritterromanen ſei nicht etwa damit zu helfen, wenn man durch Wegnahme des Unverſtändlichen, Ueberflüßigen und Mißfälligen ſtellenweiſe nachbeßerte, im Ganzen aber Form und Manier beibehielte. Hiedurch würde nichts anderes bewirkt werden, als ein zwitterhaftes Weſen; eine unerlaubte Verfälſchung des Alten, ohne daß doch ein wahrhaft Neues aufgeſtellt und in ſich ſelbſt begründet wäre. Nein: man muß ſich ganz an das Weſen halten, die Hülle aber fahren laßen; der Geiſt der alten Dichtung, aus einem künſtleriſchen Sinne wiedergeboren, muß ſich aufs Neue in einer ſprechenden und einnehmenden Geſtalt verkörpern. Eben dieſes Recht haben die alten Dichter an ihren Vorgängern geübt, von welchen ſie Ueberlieferung oder Erfindung überkamen: ſie ſchmückten das Ererbte nach den Forderungen ihrer Zeitgenoßen; wir müßen das Gleiche für die unſrigen thun, denn Niemand kann für ſeine Altvordern ſchreiben.

Solche Gedanken haben mich oft beſchäftigt, als ich der Poeſie noch jugendliche Stunden zu widmen hatte. Meine Bewunderung für den Arioſto hielt mich nicht ab, ſein wahres Verhältniß zu den Ritterromanen einzuſehn. Er hat nur die ſpäteren Bearbeitungen in Proſa gekannt, und an dieſen ſchien ihm erlaubt alle Willkür zu üben: ihre Namen und Abenteuer dienten ihm nur zum Vorwande ſeiner phantaſtiſchen Einfälle. Er hat fremde Schätze mannichfaltig darauf zuſammengehäuft, keineswegs aber die Dichtung aus ihren eignen Mitteln bereichert; er hat ſie übertrieben, ohne ſie natürlich zu entfalten. Seine künſtleriſche Meiſterſchaft lobt man am beſten, wenn man ſagt, was erweislich wahr iſt, daß er ſein Gedicht ohne einen Entwurf angefangen, und ohne einen Entwurf fortgeführt hat; daß er von Geſang zu Geſang, wie von Tage zu Tage, gelebt; endlich daß er, während er den bunten Teppich ohne Maß und Ziel fortwebt, dennoch die Wiederholung der Figuren zu verkleiden

die Zuschauer bei der Betrachtung festzuhalten weiß. Wenn aber von Haltung und Einheit die Rede ist, so gestehe ich gern, daß ich den prosaischen Roman von Fierabras, so roh und wild er auch sein mag, vorziehe; wenn von ergreifender Wirkung auf die Gemüther, daß im rasenden Roland nichts mit der Ertränkung des Rosses Bayard in den alten Heymons-Kindern verglichen werden kann. Unter den italiänischen Dichtern hat Dante noch die ächten Ritterromane gekannt, und nach seiner großen Weise gefühlt: seine wenigen Erwähnungen, vom Lancelot (wer gedenkt nicht dieser?), vom Artus, vom Tristan, von Ronceval und Rolands gewaltigem Horn, haben einen ganz anders zauberischen Anklang als Ariostos verschwendete und sich gegenseitig im Preise herabsetzende Wunder-Erscheinungen.

An einer Dichtung, mit deren tiefer Leidenschaftlichkeit nichts Anderes aus demselben Kreiße verglichen werden kann, am Tristan, unternahm ich, was meinem Sinne vorschwebte, zu verwirklichen. Der erste Versuch schien mir hinlänglich gelungen zu sein, um mich zu der Fortsetzung aufzumuntern; und ich würde das Werk rasch zu seinem Ziele fortgeführt haben, wenn ich nicht durch unglückliche Vorfälle unterbrochen worden wäre. Nachher ist es mir in einem mannichfaltig bewegten Leben niemals geglückt, den abgerißenen Faden wieder anzuknüpfen; so daß ich mich endlich entschloß, den ersten Gesang, nur als Zeugniß eines unvollendet gebliebenen Vorhabens, dem Publikum mitzutheilen.

Jetzt gewährt es mir eine ungemeine Befriedigung, was ich ehemals zu leisten mich bemüht hatte, an einer andern Lieblings-Dichtung des Mittelalters, mit zartem Sinne, mit leichter und glücklicher Hand, ausgeführt zu sehn. Die Geschichte von Flore und Blanscheflur ist eine anmuthige Kinder-Idylle unter den Ritterromanen. Sie war so allgemein beliebt, daß sie in alle europäische Sprachen, worin man vom dreizehnten bis zum sechszehnten Jahrhundert zu schreiben und zu dichten pflegte, verschiedentlich übertragen worden ist. Die bibliographischen Nachrichten hierüber, so wie über die Handschriften und Drucke, wird man leicht in den Büchern finden, wo man dergleichen zu suchen gewohnt ist. Den Geist der Dichtung hat mein Bruder Friedrich von Schlegel in seiner Nachricht von den poetischen Werken des Boccaccio bei

Gelegenheit des Filopono *) treffend geschildert. Die eben genannte Jugendschrift des berühmten Italiäners ist nämlich nichts anderes als die Geschichte von Flore und Blanscheflur, aber durch gesuchte Pracht der Schreibart, durch die hinzugedichtete Einwirkung überirdischer Wesen unter heidnischen Namen, und allerlei andere fremde Zuthaten zu einem weitläuftigen heroischen Roman in Prosa hinaufgeschraubt. An dieser unerträglichen Verkleidung eines lieblichen Märchens kann man lernen, wie man es nicht machen muß, wenn man Dichtungen des Mittelalters erneuern will; aber der mit so großer Anstrengung unternommene ehrgeizige Versuch beweist wenigstens, daß im vierzehnten Jahrhundert die Geschichte auch in Italien volksmäßig verbreitet war, und in hohem Rufe stand.

Was den Ursprung des Romans von Flore und Blanscheflur betrifft, so ist die Meinung einiger Gelehrten, Spanien sei dessen Heimat, ohne allen Grund, und vielleicht nur durch den Schauplatz der Handlung in der ersten Hälfte veranlaßt worden. Die älteste bisher bekannt gewordene Behandlung ist die welsche, worauf unser alter Meister mit Nennung des Verfaßers Robert von Orbent (wofern die Lesart richtig ist) sich beruft. Ob diese noch in der königlichen Bibliothek zu Paris, oder sonst irgendwo vorhanden sei, kann ich nicht sagen. Allein ich halte Frankreich dennoch nicht für das Geburtsland der Dichtung, und bin geneigt zu glauben, sie sei, wie so manche andre, aus dem Morgenlande, diese aber zunächst aus dem christlichen Morgenlande nach Europa gekommen, und vielleicht durch Vermittlung des Griechischen und Lateinischen in den lebenden Volkssprachen verbreitet worden. Der feindliche Gegensatz zwischen Christenthum und Islam fand im Occident eben so wohl statt, als im Orient. Den Schauplatz und die Erwähnung der Pilgerfahrt zu St. Jakob von Compostella wird man nicht als eine erhebliche Einwendung anführen: die geographischen Angaben konnten bei der Uebertragung verändert werden: sie sind überdieß meistens verwirrt und unbestimmt genug; Boccaccio hat sie vollends unverantwortlich entstellt. Da ich gegenwärtig die Hülfsmittel nicht zur Hand habe, welche erfordert werden, um eine solche Spur

*) [Charakter. u. Krit. II. S. 374 f. Fr. Schl. Werke. X. Bd. Wien 1825. S. 14 f.]

weiter zu verfolgen, ſo gebe ich meine Anſicht für nichts weiter aus, als eine bloße Vermuthung. Aber da es bei uns Sitte geworden iſt, die alten Gedichte nach Fabelkreißen zu ordnen, und ich ſehe, daß Flore und Blanſcheflur, wegen der am Schluße beigefügten Genealogie, zu dem Fabelkreiße von Karl dem Großen gerechnet wird, ſo finde ich nöthig zu bemerken, daß dieſe Dichtung mit jenem Fabelkreiße nicht das Mindeſte zu ſchaffen hat, ſondern, wo ſie auch entſtanden ſein mag, unabhängig für ſich beſteht. Ein ſolcher genealogiſcher Zuſatz, ganz willkürlich erſonnen, war wohlfeilen Kaufs zu haben; und nichts iſt bei den alten Erzählern gebräuchlicher, als dieſes Mittel, die Namen ihrer Helden an ſchon berühmt gewordene anzuknüpfen.

Wir haben zwei Bearbeitungen in alten Reimen, die eine in oberdeutſcher, die andre in niederdeutſcher Mundart. Die letztere hat Bruns, Profeſſor in Helmſtädt, in einer Sammlung niederdeutſcher Gedichte herausgegeben; der gelehrte Eſchenburg beſaß eine beßere Handſchrift davon. (S. deſſen Denkmäler altdeutſcher Dichtkunſt. S. 209...230.) Sie ſcheint ſehr jung zu ſein: ſchwerlich darf man ſie höher hinaufſetzen, als in die letzte Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts. Die Erzählung iſt ungemein abgekürzt, ja ſogar durch Weglaßung der eigentlichen Züge (z. B. des Schachſpiels, wodurch Flore des Gärtners Gunſt gewinnt) häufig verſtümmelt. Die Verſe ſind unförmlich, die Ausdrücke gemein, die bei jedem Abſchnitte wiederholte bänkelſängeriſche Aufforderung, dem Vorleſer zu trinken zu geben, iſt wohl nur dem Abſchreiber zuzurechnen. Aber das Ganze iſt in dichteriſcher Hinſicht völlig werthlos. Der einzige Geſichtspunkt, aus welchem es einige Aufmerkſamkeit verdienen möchte, iſt abweichende Angabe einiger Namen und Oerter, woraus hervorgeht, daß das Buch, auf welches der niederdeutſche Verfaßer ſich beruft, nicht die vorhandene oberdeutſche Bearbeitung war. Vielleicht hat er mittelbar oder unmittelbar aus einer lateiniſchen Quelle geſchöpft. Die Vermuthung ſcheint durch die Abänderung der Namen in Flos und Blankflos begünſtigt zu werden.

Das oberdeutſche Gedicht von Flore und Blanſcheflur iſt durch C. H. Müller in der bekannten Sammlung zum Druck befördert worden: bis zur Unlesbarkeit fehlerhaft, wie Alles, was durch die Hände dieſes unwißenden Herausgebers gegangen iſt. Der Verfaßer

hat, wie ich oben bemerkte, den Urheber der welſchen Fabel, aber, gegen die Sitte des Zeitalters, nicht ſeinen eignen Namen genannt. Man nimmt an, er habe Herr Konrad Flecke geheißen, weil Rudolph Dienſtmann von Montfort einen Ritter dieſes Namens als Erzähler der Geſchichte von Flore und Blanſcheflur rühmt; wogegen auch nichts einzuwenden iſt, ſo lange wir nur Eine ſo alte Behandlung kennen. Hieraus folgt dann, daß das Gedicht früher als Wilhelm von Orleans geſchrieben worden. Der Verfaßer ſpricht ſehr beſcheiden von ſich ſelbſt. Es war ſein erſter Verſuch, und er glaubt deswegen auf Nachſicht Anſpruch machen zu dürfen.

Wanne zu nuwen liſten iſt las
Ein vngefliſſen ſynn.
Dis iſt myn erſte begynn,
Des ſoll ich genießen.

Indes, wiewohl er weder an erfindungsreicher Tiefe mit Herrn Wolfram von Eſchenbach, noch an blühender Anmuth mit Meiſter Gottfried von Straßburg, noch an gewandter Leichtigkeit und Fülle mit Meiſter Konrad von Würzburg verglichen werden kann, ſo fehlt es doch ſeiner Erzählung nicht an gemüthlichen Zügen, an treffenden Ausdrücken und Bildern, welche ganz unverändert noch jetzt gefallen können. Dieſe hat die Dichterin ſorgſam bewahrt, oft einen verſprechenden Keim entfaltet, zuweilen das ausführlich Geſchilderte zuſammengedrängt. Was die Umſtände der Geſchichte betrifft, iſt ſie mit allem Rechte dieſer ächteſten Ueberlieferung Schritt vor Schritt gefolgt, und hat ſich nur da kleine Abweichungen erlaubt, wo ein verändertes Gefühl der Schicklichkeiten ſie nothwendig machte. Auch dieſe Wendung iſt dem alten Dichter abgeliehen, daß die Erzählung in einem ritterlichen Kreiße von Herren und Frauen, in einer lachenden Frühlings-Umgebung, durch eine edle Frau gleichſam wie vor einem Liebeshofe vorgetragen wird. Allein jener hat dieſes nachher fahren laßen; hier iſt hingegen dadurch zu Anfange jedes Geſanges ein Ruhepunkt gewonnen, wo, ſtatt der beim Arioſt und den übrigen italiäniſchen Erzählern von Rittergedichten üblichen allgemeinen Betrachtungen, an eine ſchon ſonſt bekannte romantiſche Dichtung, welche Beziehung auf die Lagen und Schickſale der Liebenden hat, erinnert wird. Mit kunſtreicher Symmetrie iſt dann in dem Laufe jedes Geſanges irgend ein mythologiſches Beiſpiel eingeflochten. Man würde irren, wenn man glaubte, die Dichterin ſei hiedurch aus der Gedankenſphäre des Zeit-

alters, in welches sie uns versetzen will, hinausgetreten. Die Bilder der alten Mythologie waren im Mittelalter niemals ganz vergeßen, sie lebten in dem Sinn der damaligen Menschen nach ihrer allgemeinen Bedeutsamkeit, wenn sie sich gleich auf eigne Weise gestalteten: wie zum Beispiel Ritter Ulrich von Lichtenstein sich die Göttin Venus zum Helmzimier gewählt hatte, aber vorgestellt als eine Königin im Purpurgewande, mit Krone, Scepter und Fackel. Ein Troubadour vergleicht den Mund seiner Geliebten, der ihn durch einen Kuß verwundet hatte, mit der peleischen Lanze, welche allein die geschlagenen Wunden zu heilen vermochte; sich selbst, indem er sich in ihren Augen spiegelt, mit dem Narcissus. In einer Geschichte, wo der Sohn eines mohrischen Königs in Spanien aus der Liebeskunst des weisen Meisters Ovidius Latein lernt, wo nachher ein wunderbarer mit der Geschichte des Paris und der Helena verzierter Becher vorkommt, waren mythologische Erwähnungen doppelt veranlaßt und gerechtfertigt. Auch stand nicht zu besorgen, daß solche kleine Episoden die Theilnahme unwillkommen stören möchten, denn sie steigt niemals bis zu einer schmerzlichen Spannung, weil man vom Anfange an der glücklichen Lösung entgegensieht.

In der Sprache hat die Dichterin einen leisen Anstrich von Alterthümlichkeit mit der heutigen Ausbildung glücklich gepaart; hierin, so wie in der Wahl des Silbenmaßes, in der Behandlung der Reime, der wechselnden Rhythmen und Einschnitte hat sie ungefähr dasselbe vor Augen gehabt, was ich bei der Ausarbeitung meines Tristan erstrebte. Ich würde Vieles bewundernd zu bemerken, nur hier und dagegen einzelne Ausdrücke, gegen die Gliederung der Sätze und manche grammatische Freiheiten etwas zu erinnern finden, wenn ich das Amt eines Kunstbeurtheilers, und nicht das willkommenere eines Herausgebers übernommen hätte. Es steht mir nicht zu, dem Gefühle der Leser und Leserinnen vorzugreifen, denen ich nur geschichtlich die Verhältnisse der Dichtung habe darlegen oder ins Gedächtniß zurückrufen wollen. Die zarte Geschichte von zwei sittsamen Blumenkindern, wo Unschuld und Liebesglut als Lilie und Rose persönlich erscheinen, mit frischem und farbigem Schmuck ausgestattet, wird ohne Zweifel auch jetzt wie ehemals sich Wohlgefallen und Zuneigung erwerben.

Bonn im Junius 1822.

Schreiben an Herrn Buchhändler Reimer in Berlin.

Bonn, im December und Januar 1838 u. 39.

Mein hochgeehrter Herr und Freund!

Sie sind gewiß der einzige Buchhändler in Deutschland, der den Shakspeare im Original gründlich genug versteht, um schätzbare Varianten zu einer Uebersetzung liefern zu können. Ich bedaure, die Ihrigen für jetzt beiseit legen zu müßen, weil meine Rechnung mit dem König Johann bereits abgeschloßen ist.

Ich lade Sie ein, im 2ten Bande meiner indischen Bibliothek die Seiten 254...258 nachzulesen und zu beherzigen. Die Kunst, worüber ich dort einige leichte Andeutungen hinwarf, habe ich nun seit einem halben Jahrhundert (ganz wörtlich zu verstehen, seit genau gezählten funfzig Jahren) auf die mannichfaltigste Art ausgeübt, und beträchtliche Zeiträume hindurch meinen ganzen Fleiß darauf gewandt.

Ich habe keine Abschrift meiner Korrekturen zurückbehalten, und kann deswegen die Vergleichung nicht anstellen. Aber bei einigen Ihrer Vorschläge habe ich die Gründe gleich zur Hand, warum ich sie nicht annehmbar finde. Antwortet

— [illegible] — [illegible] Schenkel sind Härten, die ich möglichst vermeide. Glauben Sie mir, ich habe viel über diese Dinge nachgedacht, und könnte leicht eine Abhandlung bloß über die Elision kurzer Vokale und den Gebrauch des Apostrophs schreiben, in welchen Fällen nämlich die Verkürzung dem Wohllaut sogar förderlich, oder erlaubt, oder unzulässig sei.

Alle möglichen Varianten erschöpfend erörtern zu wollen, wäre endlos. Es thäte Noth, man hätte eine Goldwage, eine poetische, rhetorische, logische, grammatische, synonymische, metrische Goldwage, um Silben und Wörter, Ausdrücke und Bilder, Auslaßungen und Zusätze, Wortfügungen und Wortstellungen, endlich Verse, Silbenfüße, männliche und weibliche Schlüße der Jamben, Reime und Verstheilungen gegen einander abzuwägen.

Ich habe kein Monopol: Jedermann hat das Recht den Shakspeare zu übersetzen.

Die Voße hatten das Recht; Tieck, Graf Baudissin und der oder die Ungenannte haben das Recht; Benda hat das Recht; Kaufmann hat das Recht; Ortlepp hat das Recht; Petz hat das Recht; Mügge hat das Recht; Fischer hat das Recht; die Wiener mit ihrem votterländischen Surrogat haben das Recht; und Johann Deut, Georg Kahl, Franz Nagebein und Wilhelm Quake werden ebenfalls das Recht haben, wenn sie als meine siegreichen Nebenbuhler auftreten wollen.

Auch korrigieren kann Jeder meinen Shakspeare: entweder handschriftlich am Rande seines Exemplars, oder gedruckt, in Beurtheilungen u. s. w. Aber in meine Uebersetzung hineinkorrigieren, das darf Niemand ohne meine ausdrückliche Erlaubniß.

Ein großer Dichter, ein geistreicher und liebenswürdiger Mann, mein alter Jugendfreund, kurz Ludwig Tieck, hat sich diese Freiheit genommen. Wie es ausgefallen, mögen unparteiische Kenner prüfen. Wenn ich meine alten Lesearten wieder herstelle, so darf mein Freund sich dadurch nicht gekränkt finden: er kann sich sagen, ich sei nur meinem individuellen Gefühle gefolgt.

Hierin liegt die wichtigste Bedenklichkeit gegen alle fremden Korrekturen. 'Jeder hat seine eigene Manier, seine Art, 'die Sprache und den Vers zu brauchen. Aenderungen kön'nen Fehler und Mißverständnisse tilgen, aber nicht Kolorit, 'Sprache und das Wesen der Arbeit selbst zu bedeutend än'dern, wenn nicht zu großer Widerstreit und Ungleichheit in 'dem Werke selbst entstehen soll.' So drückt sich Tieck in der Vorrede zum dritten Theile aus, und ich stimme ihm vollkommen bei.

Sehr frühzeitig habe ich hierüber eine Erfahrung gemacht, da ich es unternahm den Sommernachtstraum mit Bürger gemeinschaftlich zu übersetzen. Er besaß gewiß große Gewandtheit in Behandlung der Sprache und Versifikation, hatte aber zugleich eine stark ausgeprägte, oft übertreibende Manier. Ich sah bald ein, daß ich die von ihm ausgearbeiteten Stücke gänzlich bei Seite legen müße, weil sonst ein schreiender Kontrast zwischen seinem und meinem Antheil entstanden wäre.

Demnach wünsche ich, wenn unter der jetzigen Sündflut von Sh.-Uebersetzungen etwas von der meinigen auf die Nachwelt kommen sollte, es möge ganz von meiner eignen Hand sein, und die Uebersetzung möge den Titel: übers. v. **bl.** mit vollem Rechte führen.

Jetzt komme ich auf den eigentlichen Zweck dieses Brie-

[illegible] nämlich Einiges in unserer Verabredung näher zu bestimmen, was bei der Kürze Ihres Aufenthaltes nicht gehörig [illegible] werden konnte.

Indem ich förmlich das Recht des Herausgebers anerkenne, mit den unter seiner Leitung hinzugefügten Stücken nach Belieben zu schalten, so mache ich auch die gleiche Forderung für meinen Antheil, nicht bloß in Bezug auf den Text, sondern auch auf die Zuthaten. Wir wollen dieß einzeln durchgehen.

1. Hoffentlich hat Tieck nicht die Absicht, seine beiden Vorreden unverändert wieder abdrucken zu laßen. Er hat ja [illegible] Manches zurücknehmen müßen: namentlich das Versprechen der schleunigen Beendigung, und die Ankündigung der von ihm selbst übersetzten Stücke.

In der ersten Vorrede äußert er, zwar in sehr mildernden Ausdrücken, er könne meine Uebersetzung nicht nur verbessern, sondern auch 'berichtigen', weil er den Sh. sprachlich besser verstehe. — Dieß habe ich damals stillschweigends hingehen laßen; wenn Tieck es aber jetzt wiederholte, so müßte ich nachdrücklich protestieren, und zwar durch die That, indem ich seine Mißverständnisse nachwiese.

2. Ich will gern glauben, daß die Auslaßung meines Namens auf dem Titel der einzelnen Stücke unabsichtlich und zufällig war. Man befolgte bei dem neuen Abdrucke die bisherige Form, ohne zu bedenken, daß nun eine nähere Bezeichnung nöthig geworden sei. Diese wird man auch in den Anmerkungen vergeblich suchen. Erst am Schluße des neunten Bandes, im Epilog sagt mein Freund: 'Schlegels Arbeiten sind bekannt.' — Und ich sage: Nichts weniger als unbekannt sind sie heut zu Tage. Das ältere Publikum hat sie vergeßen, und das jüngere noch [illegible] kennen

gelernt. Wenn nun mein unvollständiger Sh. nicht wieder gedruckt wird, wie soll ein künftiger Antiquar unserer Litteratur meinen Antheil ausmitteln? Doch ja! durch Subtraktion wäre es möglich. Die von den beiden Mitarbeitern gelieferten Stücke werden am Schluße des Epilogs aufgezählt. Man darf also nur eine Tabelle der sämmtlichen 36 Stücke anfertigen, und die Buchstaben Gr. B. oder D. T. beifügen, wo sie hingehören. Der Rest ist = Schlegel.

Die Titel der einzelnen Stücke werden also lauten: 'übersetzt von A. W. von Schlegel:' bei den zweien, die Sie bereits in Händen haben, und so lange ich eine solche Durchsicht fortsetzen kann, noch mit dem Zusatze: 'übersetzt und aufs neue durchgesehen' ꝛc. Träte aber hiebei eine Verhinderung ein, so wäre der Text der ersten Ausgabe, versteht sich, mit Wegräumung der Druckfehler, zum Grunde zu legen, und auch dieß auf den einzelnen Titeln zu bemerken.

3. Sie legen in Ihrer Ankündigung ein großes Gewicht auf T.'s Anmerkungen, und sind auch als Verleger berechtigt, es zu thun. Mich dünkt, man durfte von einem Manne wie Tieck etwas weit Bedeutenderes erwarten. Ich finde das Allgemeine unbefriedigend, und das Einzelne großentheils unzweckmäßig.

Ich bin wohl berechtigt, hier mitzusprechen. Auch ich habe über den großen Dichter geschrieben, und zwar mit dem glänzendsten Erfolge. Das litterarische Europa weiß es von Cadiz bis Edinburg, Stockholm und Sct. Petersburg. Jenseit des atlantischen Meeres weiß man es auch: die englische Uebersetzung meines Buches über dramatische Kunst und Litteratur ist in Nord-Amerika viermal nachgedruckt worden. Nur mein Freund Tieck scheint nichts davon zu wißen. — Als das Buch nach dem Frieden erst in den höheren Kreißen,

durch die französische Uebersetzung, dann allgemein durch die englische in dem Vaterlande des Dichters bekannt geworden war, schrieb mir mein verewigter Freund Sir James Mackintosh: If reputation in this country be agreeable to you, I may congratulate you on having fairly earned it, without the help of artifice or cabal. I know no book so generally read and followed or opposed, as your Lectures on Dramatic Poetry. You are become our National Critic. —

Ich glaube allerdings, daß gute erklärende Anmerkungen und besonders Einleitungen, eine sehr ersprießliche Begleitung des deutschen Sh. sein würden. Der gemeine Leser, der über hundert halb oder gar nicht verstandene Stellen gedankenlos hinweg liest, würde dadurch aus seiner Dumpfheit geweckt. Der denkende Leser erkennt die Schwierigkeiten, und wenn er den nackten Text vor sich hat, sieht er sich vergeblich nach Hülfe um.

Doch einen solchen Kommentar zu schreiben fühlte ich mich nicht berufen: mir war es einzig darum zu thun, den Dichter in seiner wahren Gestalt aufzustellen. Auch war ich nicht gehörig mit Hülfsmitteln ausgerüstet. Ich hatte keine Shakspeare-Bibliothek, wie Eschenburg sie besaß; die Anschaffung einer solchen hätte leicht das Doppelte und Dreifache des Honorars für die Uebersetzung verschlungen, wiewohl die Masse der dahin gehörigen Bücher bei weitem noch nicht so angewachsen war wie jetzt, nach vierzig Jahren.

Excerpte aus den englischen Ausgaben cum notis variorum, wie sie Eschenburg giebt, wären leicht zu machen, aber damit wäre wenig ausgerichtet. Der deutsche Leser hat ganz andre Bedürfnisse als der englische. Freilich, wer erklären will, muß sich der Herablaßung nicht schämen. Z. B. bei den historischen Stücken wären Erinnerungen über die Aussprache

der englischen Namen sehr nützlich: sonst wird der unkundige Vorleser oder Schauspieler unfehlbar manche Verse verderben. Für den, der Gaunt nach der deutschen Geltung der Buchstaben ausspricht, sind die Wortspiele mit seinem Namen verloren. Die Aussprache schwankte in Sh.'s Zeit. Worcester soll meistens Wüster lauten; doch gebraucht er es nach Bequemlichkeit auch dreisilbig. Doch dieß sind Kleinigkeiten. Ich begehre zu denselben Stücken chronologische, biographische und geographische Anmerkungen. Ich will es nur gestehen: so vertraut ich mit Richard II. war, so bin ich doch bei dieser Durchsicht erst zu einer deutlichen Vorstellung von Bolingbrokes Zuge gelangt, und dieß ist doch für das Verständniß der Handlung wesentlich.

Meines Erachtens müßten alle Anmerkungen zu einzelnen Stellen sich auf die Sachen beziehen, und nicht auf die Worte. Sh. ist voller Dunkelheiten. Einige sind, wo nicht absichtlich, doch ursprünglich und zum Theil charakteristisch: sie entstehen aus der gedrängten Kürze, den kühnen Licenzen, dem raschen Uebergange von einer Metapher zur andern. Andre Dunkelheiten sind im Verlaufe der Zeit zufällig entstanden, vornehmlich durch den veränderten Sprachgebrauch. Hier darf der Uebersetzer, jedoch ohne Abschwächung oder Paraphrase, gelinde zur Deutlichkeit einlenken, und gewissermaßen ein praktischer Kommentator werden.

Was ist der Zweck einer dichterischen Nachbildung? Ich denke, denen, für die das Original unzugänglich ist, dessen Genuß so rein und ungestört wie möglich zu verschaffen Folglich muß der Uebersetzer die Schwierigkeiten, die er im Texte schon beseitigt hat, nicht von Neuem in den Noten vorbringen. Wozu sollen dem unbefangenen Freunde der Poesie die Mühseligkeiten der Wortkritik, Varianten, Kon-

jekturen, Emendationen? Die wenigen gelehrten Leſer, die eine Vergleichung anſtellen können, werden auf den erſten Blick ſehen, welche Leſeart der Ueberſetzer befolgt hat.

Alſo nur Sacherklärungen für den gebildeten, aber nicht gelehrten Leſer, entweder unter dem Text, oder mit einer Nachweiſung am Schluße des Schauſpiels. Wer wird ſie im 3ten Bande ſuchen? Ein weit wichtigeres Bedürfniß würde durch Einleitungen befriedigt werden, in der Art wie ich eine zu Romeo und Julia verſucht habe. Bei jedem Schauſpiele Sh.s ſieht man ſich in eine fremde Welt verſetzt, wo man erſt einheimiſch werden muß. Nichts kann die tiefſinnige Kunſt des Dichters und die ſchöpferiſche Kraft ſeines Genius in ein helleres Licht ſetzen, als wenn man den Stoff ſeiner Dichtungen, ſei es nun wahre oder apokryphiſche Geſchichte, Novelle, Feen- oder Zaubermärchen, Volksſage u. ſ. w., mit dem vergleicht, was dieſer poetiſche Alchymiſt daraus gemacht hat. Steevens und Malone haben mit großem Fleiß den Quellen Sh.s nachgeſpürt und viel Unbekanntes ans Licht gezogen. Hier müßte man meines Erachtens das Papier nicht ſparen, und z. B. bei den Stücken aus der engliſchen Geſchichte ganze Stellen aus dem Holinſhed wörtlich überſetzt oder im Auszuge geben. Zuweilen iſt die Quelle bekannt, wie bei den römiſchen Stücken; aber wenige Leſer werden wohl den Plutarch ſo gut im Gedächtniſſe haben, daß ihnen gleich die Winke des Biographen beifallen, die Sh. für ſeine Charakteriſtik benutzt und entwickelt hat. Manchmal möchte es eben ſo anziehend als belehrend ſein, nicht bei der nächſten Quelle ſtehen zu bleiben, ſondern bis auf die entfernteſte zurückzugehen; z. B. beim König Lear. Welches iſt denn die erſte Quelle dieſer apokryphiſchen Geſchichten? Fragen Sie

einmal herum, ob viele Leſer die Antwort darauf zu geben wißen.

Dergleichen Unterſuchungen ſtehen in der Mitte zwiſchen der Wortkritik und der künſtleriſchen Beurtheilung der Werke im Ganzen; ſie können die letzte allerdings vorbereiten helfen.

Ludwig Tieck iſt ein Geiſtesverwandter Sh.s. Ich bin gewiß, der große Meiſter hätte ſeinen Fortunat bewundert, wenn er ihn hätte leſen können. Tiecks 'Dichterleben' iſt eine unvergleichliche Darſtellung: es ſind Porträte, aus der Idee gemalt, aber von einer ſo individuellen Wahrheit, daß man ſchwören ſollte, die Perſonen hätten ihm dazu geſeßen.

Wer würde nicht gern unſern Lieblingsdichter den großen Genius in ſeiner Werkſtätte belauſchen ſehen? Wer möchte ihn nicht über die tiefſinnige Anlage reden hören, über die ſchöne Gliederung des Ganzen und das Verhältniß der Theile, über den raſchen Wechſel der Scenen, über die theatraliſche Perſpektive, über die Gruppierung der Charaktere, endlich über die Bewirkung eines großen Geſammteindrucks, der aus allen noch ſo grellen Kontraſten hervorgeht? Aber hierüber hat Tieck nur ausnahmsweiſe und bei wenigen Stücken etwas geſagt. Dagegen hat er ſich ganz in die philologiſche Kritik geworfen, und zwar in die ſpeciellſte Art, die Wortkritik: ſeine Anerkennungen handeln allermeiſt von Leſearten, Varianten, verwerflichen Emendationen, von neuen und alten Ausgaben, Quartos und Folio u. ſ. w. Wenn nun dieſe Anmerkungen noch ſo vortrefflich wären, ſo frage ich doch: für wen ſind ſie beſtimmt? Unter hundert Leſern des deutſchen Sh. verſtehen kaum zehn etwas engliſch; unter den Zehnen wird man kaum Einen finden, der den Sh. gründlich verſteht. Und auch dieſer Eine kann die Noten nicht

benutzen, ohne das Original zu vergleichen; und zwar nicht einen kompakten Reise-Shakspeare, sondern eine von jenen bändereichen theuern Ausgaben, worin dergleichen ausführlich erörtert wird. Wie viele deutsche Leser sind mit allen diesen Kenntnissen und Mitteln ausgestattet? Dazu kommt noch in Ihrer Ausgabe, daß die citierten englischen Stellen, bei einer Sache, wo jeder Buchstabe erwogen werden muß, voller Druckfehler sind.

Und wozu nun die unaufhörliche wegwerfende Polemik gegen die Editoren für deutsche Leser, denen sie ganz unbekannt sind? Niemand denkt daran, diese Leute als Kunstrichter zu seinen Führern zu wählen: das ist eine längst abgethane Sache, auch in England, und dort noch mehr seit Erscheinung meiner Charakteristik Sh.s. Dennoch möchte ich einem Pope oder Johnson den Namen Kunstrichter nicht so ganz absprechen; besonders Johnsons Lebensbeschreibungen englischer Dichter enthalten viele scharfsinnige Bemerkungen und treffende Urtheile. Nur Sh. war ihnen manchmal zu hoch und zu tief, wie eine irrationale Gleichung dem, der nur die gewöhnliche Rechenkunst gelernt hat. Aber die neueren Herausgeber, Steevens, Malone und Reed, treten gar nicht als Kunstrichter auf. Ihr Geschäft ist die Wortkritik und die Auslegung. Und eben in dieser Beziehung findet sie Tieck ganz verwerflich. Ich hingegen fühle mich diesen wackern Männern, und so vielen andern, die ihnen Beiträge geliefert haben, zu großem Dank verpflichtet; denn ich habe viel von ihnen gelernt, was ich auf keine andre Weise hätte lernen können. Sie haben mit unermüdlichem Fleiß aus gleichzeitigen oder älteren Schriften hervorgesucht was irgend zur Aufklärung dienen konnte.

Tieck erklärt alle bisherigen Ausgaben Sh.s, die seit

einem Jahrhundert erschienen sind, für schlecht, und sagt, es sei endlich Zeit, aus der Verderbniß den ächten Text wieder herzustellen. Ich wäre neugierig, diesen ächten Text zu sehen. Er behauptet mit Zuversicht, er verstehe die englische Sprache weit beßer als alle jene gelehrten Engländer. Nun, wenn er dieses auf einem öffentlichen Kampfplatze, ich meine, durch eine englisch abgefaßte und in England gedruckte Schrift durchfechten kann, so wünsche ich ihm Glück dazu.

Ich will kein allgemeines Urtheil aussprechen, ich will nur gegen einzelne Anmerkungen in einem Anhange dieses Briefes meine Einwendungen vortragen; und auch dieß bloß, um Sie zu überzeugen, daß sie zu den von mir übersetzten Stücken nicht stehen bleiben können, weil sie zu meinen Auslegungen nicht passen.

Bei den unter Tiecks Leitung übersetzten Stücken muß er völlig freie Hand behalten. Von den Uebersetzungen habe ich nur weniges theilweise gelesen: ich glaube, daß sie sehr verdienstlich sind. Die Anmerkungen dazu habe ich bei weitem nicht alle geprüft; aber gegen einige hege ich starke Zweifel.

Dieß war es ungefähr, mein verehrter Freund, was ich über die Einrichtung Ihrer neuen Ausgabe zu erinnern hatte. Leben Sie recht wohl.

Anmerkungen
zu Tiecks Anmerkungen zum deutſchen Sh. und zu einigen Stellen des engliſchen Textes.

König Johann.

Anm. zu S. 6. u. 7.

Eine Roſe hinter dem Ohr wäre ein ſeltſamer Schmuck für das Bildniß einer Königin. Ich vermuthe, die fragliche Münze trug auf der Vorderſeite das Profil der Eliſabeth mit der Krone auf dem Haupt, und auf dem Revers eine Roſe, mit Anſpielung auf die weiße und rothe Roſe, weil die Tudors behaupteten, das Erbrecht beider in ihrer Dynaſtie zu vereinigen. Die Geſchichte der engliſchen Numiſmatik wird dieß ausweiſen.

Anm. zu S. 14.

Die fragliche Stelle lautet im Zuſammenhange ſo:

Blanch.

O, well did he become that lion's robe,
That did disrobe the lion of that robe.

Bastard.

It lies as sightly on the back of him,
As great Alcides' shows upon an ass.

Die alte Leſeart war shoes; einer oder der andre Scholiaſt hat geglaubt, ſie rechtfertigen zu können. Dieſe Auslegung, alle übrigen Unſchicklichkeiten bei Seite geſetzt, läßt ſich kurz abfertigen: Herkules gieng barfuß.

Theobald hat ganz richtig verbeßert: shows. Vielleicht iſt dieß nicht einmal eine eigentliche Emendation. Bei der ſchwankenden Orthographie jener Zeit mochte ein Schreiber wohl shoes für shows ſetzen.

Tieck läßt die Emendation gelten, nimmt aber Alcides für den Nominativ, und überſetzt:

Wie auf dem Eſel Herkuls Kraft erſchiene.

Du irrſt dich in der Perſon, mein Freund: Silenus reitet auf einem Eſel, aber Herkules nimmermehr. Kein Dichter, kein Maler, kein Bildhauer hat jemals ein ſo lä[illegible]Bild erſonnen. Eins von beiden wäre daraus erfolgt: [illegible]Thiere wäre das

Rückgrat gebrochen, oder die Beine des Reiters hätten auf der Erde nachgeschleift. Weiter oben nimmt Tieck an, Theobald habe shows nicht als das Verbum, sondern als den nom. plur. des Substantivs a show verstanden. Das ist schwer zu glauben; von mir wenigstens kann ich das Gegentheil versichern.

Da der Gen. sing. der Substantive durch ein s bezeichnet wird, dieses aber den Substantiven, die an sich schon auf ein s ausgehen, nicht ohne Uebelstand angefügt werden kann, so wird statt dessen nach der heutigen Orthographie ein Apostroph gesetzt: Alcides'. Ich weiß nicht, ob dieß diakritische Zeichen schon in Sh.s Zeit üblich war; aber darauf kommt nichts an: es ist offenbar der Genitiv, und es muß suppliert werden: Alcides' robe. — Der Esel in der Löwenhaut ist eine alte weltbekannte Fabel. — 'Herkuls Kraft' für 'Herkules' ist eine homerische Redensart, *βίη Ἡρακληείη*, aber dem Sh. ganz fremd.

'Augenfällig' ist ein neues gegen den Sprachgebrauch zusammengesetztes Wort. Man darf nur 'baufällig, hinfällig' damit vergleichen.

Der Konjunktiv 'erschiene' soll wohl das Auffallende des Bildes mildern; shows ist aber der Indic. praes.

Die beiden Zeilen sind im Original vollkommen klar und können für ein sinnreiches Epigramm gelten. Meine Uebersetzung:

Es liegt so stattlich auf dem Rücken ihm,
Wie auf 'nem Esel des Alcides Kleid

war so treu wie möglich, und überhaupt untadelig. Die Verkürzung des unbestimmten Artikels kommt im Gespräch unaufhörlich vor. In der Schrift billigt sie sogar Klopstock, besonders für den Ausdruck der Geringschätzung. Tiecks seltsames Mißverständniß hat mich bewogen der Deutlichkeit zu Liebe die letzte Zeile zu ändern; und nun gereut es mich beinahe, denn ich fürchte, es thut der epigrammatischen Wendung Abbruch.

Ich verbinde hiermit die Erörterung einer andern Stelle, wo eine ähnliche Anspielung vorkommt. K. Joh. Akt III. Sc. 1. Constance schilt den Herzog von Oesterreich:

— — — — — What a fool art thou,
A ramping fool!

Ich hatte übersetzt: „Welch ein Narr bist du,
„Ein kecker Narr;“

T. hat geſetzt: „geſpreizter Narr.“ Ich habe dieß ſtehen laßen, wiewohl die Weglaßung des unbeſtimmten Artikels nicht ohne Härte iſt. Aber ſind wir dadurch dem Originale viel näher gerückt? Ich denke nicht. Rampant, franzöſiſch, iſt ein Kunſtausdruck der Heraldik: es bedeutet ein Raubthier, beſonders den in den Wappen ſo häufigen Löwen, auf den Hinterbeinen ſtehend, die Vordertatzen zum Angriffe erhoben. Das Wort iſt unverändert ins Engliſche übergegangen, aber auch durch die einheimiſche Endung (ramping) eingebürgert. Der Herzog von Oeſterreich, der die Löwenhaut auf dem Rücken trägt, könnte, wenn er wirklich tapfer wäre, ein ſteigender Löwe, a ramping lion, zu ſein ſcheinen; ſo aber iſt er nur a ramping fool.

Derſelbe heraldiſche Ausdruck kommt vor in Heinrich IV. Akt 3. Sc. 1. in Percys Rede:

A couching lion and a ramping cat.

Anm. zu S. 32. Z. 15. v. o.

„So kommt trimmed nicht ſelten unanſtändig vor, — ſpäter „iſt der Ausdruck wieder edel geworden;“ ꝛc. ꝛc.

Dieſe ſo hingeworfene Behauptung hätte durch authentiſche und klare Parallel-Stellen begründet werden müßen, die ſchwer zu finden ſein werden. Das ſpaniſche gozar iſt ein wahrer Euphemiſmus und gehört nicht hieher. Sonſt ſind ſolche Ausdrücke, z. B. das italiäniſche chiavar, durchaus obſcön. Nach T.s Vorausſetzung wäre trim ungefähr wie trousser une fille, das in der guten Geſellſchaft nicht vorkommen darf, und wohl immer pöbelhaft bleiben wird.

Die urſprüngliche Leſeart war:

Const.

O Lewis, stand fast; the devil tempts thee here
In likeness of a new untrimmed bride.

Die Emendation and trimmed iſt von Theobald. Ich geſtehe, das and iſt etwas matt. Ich würde vorſchlagen: uptrimmed *). Doch glaube ich, die alte Leſeart läßt ſich vertheidigen, und dabei doch

*) Die Präpoſition iſt üblich, z. B. in Henry IV. P. 1. Act 5.
Trimm'd up your praises with a princely tongue

eine so alberne Auslegung, wie die von Steevens, oder eine so undelikate, wie die von Tieck, vermeiden. Blanca begleitet den König Johann auf seinem Feldzuge, sie muß also zuerst im Reitkleide erscheinen. Nun ist aber die Verlobung oder Trauung so plötzlich vorgenommen worden, daß sie nicht einmal ihren Brautschmuck hat anlegen können. — Ich habe, in der Ungewißheit, es bei dem allgemein Angenommenen gelaßen.

Akt V. Sc. 3.

Der Dauphin sagt:

Have I not heard these islanders shout out,
Vive le Roi! as I have bank'd their towns?

Diese Zeilen haben sich meinem Gedächtnisse besonders eingeprägt, weil sie mir bei einer merkwürdigen Gelegenheit als eine Prophezeiung auf das Ereigniß des Tages erschienen. Im April des Jahres 1814 landete ich mit dem ersten englischen Packetboot in Dover. Hier war Alles in Bewegung, die Stadt mit Menschen angefüllt: Ludwig der achtzehnte ward eben erwartet. Er war überall auf seiner Rückreise vom Volke mit dem größten Jubel empfangen worden. In London schrieb ich die Verse ab, und nahm sie mit in eine Gesellschaft bei dem damaligen Präsidenten des Staatsrathes, Lord Harrowby. Jedermann fand die Beziehung frappant, der gelehrte Lord stieß nur an bei dem Worte bank'd, das in der Bedeutung, die es hier hat, 'längs dem Ufer hinfahren,' veraltet ist. Ich hatte übersetzt:

Hört' ich nicht dieser Insel Bürger jauchzen:
Vive le Roi! als ihre Städt' ich grüßte?

Hier war ein nicht nur für die Anschaulichkeit, sondern auch für die Geschichte sehr wesentlicher Zug verloren gegangen. Der Dauphin hat einen Theil seiner Truppen bei Dover gelandet, und Kent bis auf Dover-Castle erobert. Er selbst läuft mit seinem Schiffsgeschwader in die Themse ein, und segelt aufwärts bis oberhalb London. Auf diese Hauptstadt zielt Sh. augenscheinlich. Dem fremden Prätendenten die Thore zu öffnen wäre ein zu offenbarer Abfall von dem verhaßten Johann gewesen; aber auf den Stadtmauern längs dem Ufer ihre Freude zu bezeugen, das konnte Niemand den Londoner Bürgern wehren. Nachher marschierte er nordwärts, wie

[illegible]

[illegible]

[illegible]

es ist um nichts beßer als wenn man sagte; ein Deutschländer. Da habe ich mir durch die 'Englischen', substantivisch gebildet, geholfen.

Widersprüche in der Geschichte von K. Johann, Arthur und Hubert.

Der König verlangt die Ermordung des Prinzen, ist aber dabei so scheu, daß er das Wort nicht auszusprechen wagt. Indessen versteht ihn Hubert vollkommen, verspricht es, thut jedoch nichts. Nun hat aber der König ohne irgend einen erdenklichen Bewegungsgrund sein Vorhaben geändert, und will den Arthur bloß geblendet wißen. Schmeichelte er sich etwa, das Verbrechen könne verborgen bleiben, und man werde die Blindheit Arthurs als ein natürliches Augenübel betrachten? Wie dem auch sei, er stellt dem Hubert hiezu eine schriftliche Vollmacht aus. Nun hat aber der König sein erstes Vorhaben doch nicht geändert, denn er hat zu derselben Zeit eine zweite schriftliche Vollmacht zur Ermordung des Prinzen ausgestellt. Diese Vollmacht zeigt Hubert einem Freunde des mißvergnügten Lord Pembroke vor. Wenn Hubert zu dieser Schwatzhaftigkeit eines alten Weibes fähig war, so konnte der König in der That kein ungeschickteres Werkzeug wählen.

Die Nachricht von dem Tode Arthurs befremdet den König nicht: er hatte sie nach seinem Auftrage erwartet. Er macht dem Hubert Vorwürfe, daß er seinen verstohlenen Wink so bereitwillig aufgefaßt habe. Wo bleibt nun die Blendung? und wo bleiben die beiden schriftlichen Vollmachten?

Die Blendung scheint mir ein Verstoß gegen das historische Kostum zu sein. Das Zeitalter war nur allzu geneigt zu gewaltsamen und blutigen Thaten. Aber in jenem Mittel sich eines Kronprätendenten zu entledigen, verräth sich eine feige und heuchlerische Grausamkeit. Man vergoß wenigstens kein unschuldiges Blut; ja, wenn man den Unglücklichen in ein Kloster stieß, so sorgte man zugleich für sein Seelenheil. Nur aus der Geschichte der Merowinger und des byzantinischen Hofes sind mir Beispiele erinnerlich.

Ich habe jetzt nicht Muße nachzusehen, was Sh. aus dem älteren K. Johann genommen haben mag. In der Geschichte oder Sage fand er schwerlich Anlaß hiezu.

Wenn wir mit vollem Rechte behaupten, daß Sh. nicht blindlings aufs Gerathewohl geschrieben, sondern als ein Künstler seine Entwürfe reiflich überdacht habe: so müßen wir doch wohl eingestehen, daß er zuweilen auch sorglos und vergeßlich gewesen sei.

König Richard II.

In der allgemeinen Anmerkung werden zuversichtlich zwei Behauptungen vorgetragen, die mir beide sehr problematisch zu sein scheinen.

Ins Einzelne gehende Bemerkungen fehlen, wiewohl Stoff genug dazu da gewesen wäre.

Im Personen-Verzeichnisse heißt es:

Sir Pierre von Exton.

In allen englischen Ausgaben, die ich nachschlagen konnte, steht Sir Pierce of Exton. Die alte von Steevens nachgedruckte Quart-Ausgabe hat kein Personen-Verzeichniß, aber in der Scene, wo der Mörder Richards auftritt, wird der Name eben so geschrieben.

In Tiecks Ausgabe ist das 'Pierre' gewiß kein Druckfehler, denn in der eben angeführten Scene, S. 149, steht es gleichfalls. Es soll also wohl eine Emendation seiu. Die Veränderung eines einzigen Buchstaben verstößt zugleich gegen die Sprache und gegen die Geschichte.

Was soll dieses Pierre sein? Vielleicht die französische Umwandlung von Petrus?

Die aus der heil. Schrift und der Legende entlehnten Taufnamen haben zum Theil in den romanischen Sprachen starke Veränderungen erlitten; einige auch im Englischen: z. B. John, James. Aus Petrus wurde in Italien, Spanien und Frankreich Pietro, Pedro und Pierre; in England ist es immer, nur mit etwas veränderter Aussprache, Peter geblieben. Und woher käme nun hier die französische Form zwischen einem englischen Titel und einem englischen Familien-Namen?

Die romanischen Formen kannte Sch. freilich, und gebraucht sie auch, wiewohl nicht immer regelmäßig, aber nur für Ausländer. Jaques in As you like it ist ein Franzose.

Bei den älteren Geschichtschreibern [illegible]ame dieser historischen Person gleichmäßig Sir Pierce [illegible]e schreibt Sir

Piers Exton, ich weiß nicht auf welche Autorität. In der Ausſprache macht es keinen Unterſchied.

Zu Sh.s Zeit muß Pierce ein ziemlich üblicher Taufname geweſen ſein, da er zu einer allegoriſchen Bezeichnung gebraucht wird. The apologie of Pierce Pennylesse iſt der Titel einer ſatiriſchen Schrift.

Das Mittelalter verehrte unzählig viele Heilige, wovon die meiſten nur in einem kleinen Kreiße berüßmt waren. Die Namen haben oft unglaubliche Veränderungen erlitten, wie die gangbarſten Münzen ſich am meiſten abſchleifen. Pierce iſt gewiß kein angelſächſiſcher Name; aber durch die normänniſche Eroberung und den Beſitz franzöſiſcher Provinzen ſind manche fremde Heilige nach England verpflanzt worden.

Menage hat, ſehr zweckmäßig, ſeinem etymologiſchen Wörterbuch ein alphabetiſches Verzeichniß der Heiligen vorangeſetzt, wo das lateiniſche Original und die franzöſiſche Korruption neben einander ſtehen. Doch finde ich hier keinen Namen, woraus Pierce wahrſcheinlicher Weiſe entſtanden ſein könnte. Das nächſte wäre wohl Persius; aber ich weiß nicht, ob es jemals einen ſolchen Heiligen gegeben hat.

Akt III. Sc. 1. am Schluße.

Bolingbroke.

Thanks, gentle uncle. — Come, lords, away:
To fight with Glendower and his complices;
A while to work, and, after, holyday.

Der mittelſte Vers iſt erweislich unächt; ich habe ihn deswegen bei der jetzigen Durchſicht herausgeworfen. Die Bemerkung iſt ſchon vor hundert Jahren durch Theobald gemacht worden; aber der wackre Mann iſt nicht damit durchgedrungen, und der eingeflickte Vers hat ſich bis in Reeds Ausgabe behauptet.

Einer der Kommentatoren hat den Vers dadurch rechtfertigen wollen, daß er bemerkt, Glendower habe damals wirklich im Felde geſtanden. Das mag ſein: es kommt gar nichts darauf an; wir haben bloß darnach zu fragen, wie Sh. die Geſchichte aufgefaßt hat. Und da behaupte ich, daß in dem ganzen Schauſpiel auch nicht ein Fuß breit Raum für Glendower iſt.

Lord Salisbury wird vom Regenten nach Wales geſchickt, um die dortigen Mannſchaften aufzubieten. Sie kommen auch, zerſtreuen ſich aber auf die Nachricht von Richards Tode. Dieß meldet dem Lord ein namenloſer Hauptmann. Salisbury meldet es wieder dem Könige, der darüber in die höchſte Beſtürzung geräth. Wenn Glendower noch im Felde ſtand, ſo mußte Salisbury es ja wißen, und hatte alſo das Mittel zur Hand, den König zu beruhigen. Aber kein Wort!

Zieht nun aber Bolingbroke wirklich gegen Glendower? Nichts weniger. Man nehme nur die Landkarte vor. Er zieht von Briſtol ohne irgend Widerſtand zu finden, bis vor Flint-Caſtle wohin ſich der König gerettet hat; und dieſes liegt zwar in Wales, aber in der nordöſtlichen Ecke, am Meere und dicht an der engliſchen Gränze. Und hier, zum ſichern Beweiſe, daß er nicht in Wales eingedrungen iſt, wiederholt er die obige Nachricht von der Zerſtreuung der Walliſer.

Zu dieſem allen kommt nun ein ganz entſcheidender Grund, den ſchon Theobald geltend gemacht hat: der unächte Vers hat ſich zwiſchen ein Reimpaar eingedrängt, das dadurch zerſtört wird. In Richard II. ſind die Reime häufig, und beſonders am Schluße der Scenen.

Der eingeſchobene Vers war wohlfeilen Kaufs zu haben. Er beſteht aus zwei Versh älften, die aus verſchiedenen Schauſpielen zuſammengerückt ſind.

Henry IV. P. 1. am Schluße.

To fight with Glendower and the earl of March.

Richard II. Act 2. Sc. 3.

By Bushy, Bagot, and their complices.

Man möchte endlich noch verſuchen, den Vers durch Beziehung auf die in dem folgenden Stücke erwähnten Gefechte (Henry IV. P. 1. Act 3. Sc. 1.) zu retten, wo Glendower ſagt:

Three times hath Henry Bolingbroke made head
Against my power.

Aber dieſer Feldzug ſoll offenbar nach der Abſicht des Dichters in den Zeitraum zwiſchen dem [illegible] des zweiten und den Anfang Heinrichs des vier[illegible] logiſche Lücke zwiſchen beiden Schauſpielen [illegible]alb Jahre. Wenn

man auch noch so viel auf Glendowers Prahlerei abrechnet, so war der Ausgang des Treffens doch wenigstens zweifelhaft, es hätte also in Richard dem Zweiten nicht unerwähnt bleiben können. Dort aber findet Boligbroke nirgends erheblichen Widerstand.

Der erste Vers:

Thanks, gentle uncle — Come, lords, away,

ist mangelhaft: es fehlt eine Silbe, und dieß ist in einem symmetrischen Reimpaare am wenigsten zu dulden. Aber die Ergänzung ist leicht:

Thanks, gentle uncle York. — Come, lords, away;

oder:

Thanks, gentle uncle. — Come, mylords, away.

Weit entfernt, den englischen Herausgebern mit Tieck eine willkürliche Behandlung der Verse Schuld zu geben, behaupte ich vielmehr, daß es sehr erlaubt ist, den lahmen Versen aufzuhelfen, wo es durch eine richtigere Abtheilung, durch den Zusatz oder die Weglaßung einer unbedeutenden Silbe geschehen kann. Die Nachläßigkeit und der Unverstand der damaligen Setzer, so wie des Korrektors, wofern es überhaupt einen solchen gab, liegt am Tage.

Von diesen Druckfehlern laßen sich die absichtlich und charakteristisch gebrochenen oder sonst unregelmäßigen Verse besonders in den später geschriebenen Stücken leicht unterscheiden.

[So weit die Ausarbeitung der Anmerkungen durch den Verfaßer. Zu ähnlichen hatte er sich noch Folgendes aufgezeichnet:

K. Henry IV. P. 1. Eingang. Erinnys — schlechte Emendation.
Vertrag der Verbündeten. Geographie.
Merlin.
K. Henry IV. P. 2. Epilog. Schwitzkur.
K. Henry V. A waxen epitaph.
Tennis balls falsch übersetzt.
Sommernachtstraum. Wahre Erklärung des Namens — Die Sirene — Königin Marie.
Tempest. A. 1. Der Miranda fälschlich zugeschriebene Rede. *)
Macbeth. Monolog Macb. vor der That.

[*) und **) In einem Briefe des Verf. vom Nov. 1839 finden sich folgende Stellen:

Schlagen Sie einmal den Sturm auf, S. 249. Z. 11 v. u. Hier steht vor der Rede 'Miranda'. Streichen Sie das gleich in Ihrem Exemplar aus und setzen Sie 'Prospero' dafür. Es ist nichts als

bank and school of time

bank für Kiste Henry IV. P. I. Act III. Sc. 1. [illegible]

Hamlet. Polack — pollax — pole axe. Vergl. 4°.

Romeo and Juliet. Der Wurm im Finger eines Mädchens — Floh.

Tiecks Heinrich IV. S. 184.

Meine Korrektur: ich könnte Psalmen singen, oder was es sonst wäre.

S. 190. meine neue Uebersetzung:

Dein majestätischer Thron wird nur für einen Schemel geachtet, dein goldnes Scepter für einen bleiernen Dolch, und deine kostbare reiche Krone für eine armselige kahle Krone.

S. 267. Z. 6. v. u. Bei dieser Feuerflamme!

Lesart der ältesten Quartos:

By this fire, that's God's angel!]

---

ein aufgewärmter Druckfehler, und eine arge Versündigung am Shakspeare und an der Miranda selbst: aber ich müßte ein Paar Seiten voll schreiben, um die ganze Verkehrtheit davon ins Licht zu setzen.

Macbeth S. 292. Z. 14. v. u. Es ist wieder ein aufgegabelter Druckfehler: school statt scoal. In der Anmerkung heißt es: 'Bank ist hier die Schulbank.' Aber, du Guter, eine Schulbank heißt bench, und bank kann dieß durchaus nicht bedeuten.]

Druck von J. B. Hirsch

August Wilhelm von Schlegel's

vermischte und kritische Schriften.

Herausgegeben

von

Eduard Böcking.

Zweiter Band.

Charakteristiken und Litteratur.

Leipzig,

Weidmann'[illegible]dlung.

August Wilhelm von Schlegel's

sämmtliche Werke.

Herausgegeben

von

Eduard Böcking.

Achter Band.

Leipzig,
Weidmann'sche Buchhandlung.
1846.

Inhaltsverzeichniß.

Seite

I. Urtheile, Gedanken und Einfälle über Litteratur und Kunst. 1798. 3
(Athenäum, 1798. I. 2. S. 3...146. und Kritische Schriften Berl. Reimer 1828. I. S. 418...436.)

II. Litterarischer Reichsanzeiger oder Archiv der Zeit und ihres Geschmacks. 1799. 34
(Athenäum, 1799. II. 2. S. 328...340.)

III. Entwurf zu einem kritischen Institute. 1800. 50

IV. Vorrede zu: 'Horatio Walpole's historische, litterarische und unterhaltende Schriften, übers. von A. W. Schlegel. Leipzig, Hartknoch. 1800. 8.' 58

V. Bürger. 1800. 64
(Charakt. u. Krit. 1801. II. S. 3...96. — Krit. Schr. II. S. 1...80.)

VI. Vorrede zu: 'Friedrich Nicolai's Leben und sonderbare Meinungen. Von Joh. Gottlieb Fichte. Herausg. von A. W. Schlegel. Tübingen, Cotta'sche Buchh. 1801. 8.'

VII Brief an Fouqué. 1806. 142
(Morgenblatt, 1845. Nr. 143...146.)

VIII. Umrisse entworfen auf einer Reise durch die Schweiz. 1808. 154
(Alpenrosen. Ein Schweizer-Almanach auf das Jahr 1812. Herausgegeben von Kuhn, Meisner, Wyß u. a. Bern bei J. J. Burgdorfer. Leipzig bei F. A. Leo. 16. S. 245... 266 Jahrg. 1813. S. 92...105. Zum Theil auch im 'Prometheus', Bd. 1. H. 1. S. 73...78. Montbard im 'Prometheus', Bd. 1. H. 2. S. 15...20.)

Seite

IX. Biographie J. Necker's. 1816. 177
(Zeitgenoßen. Leipzig, Brockhaus. 1816. 8. Bd. I. Abth. 3. S. 93...112.

X. Vorrede zu: 'Ueber den Charakter und die Schriften der Frau von Staël. Von Frau Necker, geb. v. Saussure. Ueberſ. von A. W. v. Schlegel. Paris, London und Strasburg. 1820. 8.' 203

XI. Abriß von den europäiſchen Verhältniſſen der deutſchen Litteratur. 1825. 207
(Handbibliothek der deutſchen Litteratur von J. H. Bohte. London, 1825. 8. — Krit. Schr. I. S. 1...14.

XII. Berichtigung einiger Mißdeutungen. 1828. 220
(Erſchien ſelbſtſtändig 1828, Berlin, Reimer. 8.)

XIII. Ueber Friedr. Schlegel. Brief an Windiſchmann. 1834. 285

XIV. Vorläufiger Entwurf einer neuen Ausgabe der Werke Friedrichs des Großen. 1844. 294

XV. Ueber hiſtoriſche und geographiſche Beſtimmungen der Zoologie. Einleitung einer, vermuthlich zur Vorleſung in der berliner Akademie der Wißenſchaften beſtimmten Rede. 334

ten und Litteratur.

I.

Urtheile, Gedanken und Einfälle

über

Litteratur und Kunst*).

1798.

1.

An das Herkommen glaubend, und immer um neue Tollheiten bemüht; nachahmungssüchtig und stolz auf Selbständigkeit: unbeholfen in der Oberflächlichkeit, und bis zur Gewandtheit geschickt im tief- oder trübsinnig-Schwerfälligen; von Natur platt, aber dem Streben nach überschwänglich in Empfindungen und Ansichten, in ernsthafter Behaglichkeit gegen Witz und Muthwillen durch einen heiligen Abscheu verschanzt: auf die große Masse welcher Litteratur möchten diese Züge etwa paßen?

---

*) Von diesen Aphorismen aus dem Athenäum I. 2. S. 3...146. hat A. W. v. Schl. die Nummern 1...73. durch Aufnahme in die Krit. Schriften Nr. XIV. S. 417...436. für die seinigen erklärt; die Nummern 74...109 gehören ihm ebenfalls theils nach Anzeichnungen des Herrn Varnhagen von Ense (Nr. 74...78. 80...84. 86...92. 94. 95. 100...106. 109.) theils nach denen des Verfaßers selbst (Nr. 79. 84. 85. 93...99.); die Nummern 107. 108. habe ich auf eigne Gefahr zufügen zu müßen geglaubt. Bz.

2.

Die schlechten Schriftsteller klagen viel über Tyrannei der Recensenten; ich glaube, diese hätten eher die Klage zu führen. Sie sollen schön, geistvoll, vortrefflich finden, was nichts von dem allen ist; und es stößt sich nur an dem kleinen Umstande der Macht, so giengen die Recensierten eben so mit ihnen um, wie Dionysius mit den Tadlern seiner Verse. Ein Kotzebue hat dieß ja laut bekannt. Auch ließen sich die neuen Erzeugnisse von kleinen Dionysen dieser Art hinreichend mit den Worten anzeigen: „Führt mich wieder in die Latomien.“

3.

Wieland hat gemeint, seine beinah ein halbes Jahrhundert umfaßende Laufbahn habe mit der Morgenröthe unserer Litteratur angefangen, und endige mit ihrem Untergange. Ein recht offenes Geständniß eines natürlichen optischen Betrugs!

4.

Wie das Lebensmotto des poetischen Vagabunden in Claudine von Villabella: „Toll aber klug!“ auch der Charakter mancher genialischer Werke ist: so ließe sich der entgegengesetzte Wahlspruch auf die geistlose Regelmäßigkeit anwenden: „Vernünftig, aber dumm!“

5.

Klopstock ist ein grammatischer Poet und ein poetischer Grammatiker.

6.

Nichts ist kläglicher, als sich dem Teufel umsonst er-

geben; zum Beispiel schlüpfrige Gedichte machen, die nicht einmal vortrefflich sind.

7.

Manche Theoristen vergeßen bei Fragen, wie die über den Gebrauch des Silbenmaßes im Drama, allzusehr, daß die Poesie überhaupt nur eine schöne Lüge ist, von der es aber dafür auch heißen kann:

Magnanima menzogna, ov' or' è il vero
Si bello, che si possa a te preporre?

8.

Es giebt auch grammatische Mystiker. Moriz war einer.

9.

Der Dichter kann wenig vom Philosophen, dieser aber viel von jenem lernen. Es ist sogar zu befürchten, daß die Nachtlampe des Weisen den irre führen möchte, der gewohnt ist im Lichte der Offenbarung zu wandeln.

10.

Johannes Müller wirft *) in seiner vaterländischen Geschichte oft Blicke aus der Schweiz in die Weltgeschichte; seltner aber betrachtet er die Schweiz mit dem Auge eines Weltbürgers.

11.

Sollte sich eine durch Konvenienzen gefeßelte Sprache, wie etwa die französische, nicht durch einen Machtspruch des allgemeinen Willens republikanisieren können? Die Herr-

*) thut 1798.

ſchaft der Sprache über die Geiſter iſt offenbar: aber ihre heilige Unverletzlichkeit folgt daraus eben ſo wenig, als man im Naturrecht den ehemals behaupteten göttlichen Urſprung aller Staatsgewalt gelten laßen kann.

12.

Man erzählt, Klopſtock habe den franzöſiſchen Dichter Rouget de Lisle, der ihn beſuchte, mit der Anrede begrüßt: wie er es wage in Deutſchland zu erſcheinen, da ſein Marſeiller Marſch funfzigtauſend braven Deutſchen das Leben gekoſtet? Dieſer Vorwurf war unverdient. Schlug Simſon die Philiſter nicht mit einem Eſelskinnbacken? Hat aber der Marſeiller Marſch wirklich Antheil an den Siegen Frankreichs, ſo hat wenigſtens Rouget de Lisle die mörderiſche Gewalt ſeiner Poeſie in dieſem einen Stücke erſchöpft: mit allen ſeinen übrigen zuſammengenommen würde man keine Fliege todt ſchlagen.

13.

Der pariſiſchen ſchönen Welt haben Geßners Idyllen gerade ſo gefallen, wie der an haut goût gewöhnte Gaum ſich manchmal an Milchſpeiſen labt.

14.

Mag es noch ſo gut ſein was jemand vom Katheder herab ſagt: die beſte Freude iſt weg, weil man ihm nicht drein reden darf. Eben ſo mit dem lehrhaften Schriftſteller.

15.

Sie pflegen ſich ſelbſt die Kritik zu nennen. Sie ſchreiben kalt, flach, vornehmthuend und über alle Maßen

wäßericht. Natur, Gefühl, Adel und Größe des Geistes sind für sie gar nicht vorhanden, und doch thun sie, als könnten sie diese Dinge vor ihr Richterstühlchen laden. Nachahmungen der ehemaligen französischen Schönweltsverfemacherei sind das äußerste Ziel ihrer lauwarmen Bewunderung. Korrektheit gilt ihnen für Tugend. Geschmack ist ihr Idol; ein Götze, dem man nur ohne Freude dienen darf. — In diesem Sinne ist die Kritik unter uns geraume Zeit hindurch, und nicht ohne großes Ansehen, in einer sogenannten Bibliothek der schönen Wißenschaften ausgeübt worden.

16.

Es giebt Tage, wo man sehr glücklich gestimmt ist, und leicht neue Entwürfe machen, sie aber eben so wenig mittheilen, als wirklich etwas hervorbringen kann. Nicht Gedanken sind es; nur Seelen von Gedanken,

17.

„Ich will einem Narren niemals trauen," sagt ein sehr gescheiter Narr beim Shakspeare, „bis ich sein Gehirn sehe." Man möchte diese Bedingung des Zutrauens gewissen angeblichen Philosophen zumuthen; was gilt's, man fände papier maché, aus kantischen Schriften verfertigt?

18.

Diderot ist im Fatalisten, in den Versuchen über die Malerei, und überall wo er recht Diderot ist, bis zur Unverschämtheit wahr. Er hat die Natur nicht selten im reizenden Nachtkleide überrascht, er hat sie mitunter auch ihre Nothdurft verrichten sehen.

19.

Seit die Nothwendigkeit des Ideals in der Kunst so dringend eingeschärft worden ist, sieht man die Lehrlinge treuherzig hinter diesem Vogel herlaufen, um ihm, so bald sie etwa nahe genug wären, das Salz der Aesthetik auf den Schwanz zu streuen.

20.

Moriz liebte den griechischen Gebrauch der geschlechtlichen Adjektive für Abstrakte, und suchte etwas Geheimnißvolles darin. Man könnte in seiner Sprache von der Mythologie und Anthusa sagen, daß das Menschliche dem Heiligen sich hier überall zu nähern und das Denkende im Sinnbildlichen sich wieder zu erkennen sucht, aber sich manchmal selbst nicht versteht.

21.

Das Trugbild einer gewesenen goldenen Zeit ist eins der größten Hindernisse gegen die Annäherung der goldnen Zeit, die noch kommen soll. Ist die goldne Zeit gewesen, so war sie nicht recht golden. Gold kann nicht rosten oder verwittern: es geht aus allen Vermischungen und Zersetzungen unzerstörbar ächt wieder hervor. Will die goldne Zeit nicht ewig fortgehend beharren, so mag sie lieber gar nicht anheben, so taugt sie nur zu Elegien über ihren Verlust.

22.

Zuweilen nimmt man doch einen Zusammenhang zwischen den getrennten und oft sich widersprechenden Theilen unsrer Bildung gewahr. So scheinen die beßeren Menschen

in unsern moralischen Dramen aus den Händen der neuesten Pädagogik zu kommen.

23.

Es giebt Geister, denen es bei großer Anstrengung und bestimmter Richtung ihrer Kraft an Biegsamkeit fehlt. Sie werden entdecken, aber Weniges, und in Gefahr sein, diese Lieblingssätze immer zu wiederholen. Man dringt nicht tief, wenn man einen Bohrer mit großer Gewalt gegen ein Bret drückt, ohne ihn umzudrehen.

24.

Vielleicht muß man, um einen transcendentalen Gesichtspunkt für das Antike zu haben, erzmodern sein. Winckelmann hat die Griechen wie ein Grieche gefühlt. Hemsterhuys hingegen wußte modernen Umfang durch antike Einfachheit schön zu beschränken, und warf von der Höhe seiner Bildung, wie von einer freien Gränze, gleich seelenvolle Blicke in die alte und in die neue Welt.

25.

Wie bequem ist es doch, daß mythologische Wesen allerlei bedeuten, was man sich zueignen möchte! Indem man unaufhörlich von ihnen spricht, glaubt einen der gutmüthige Leser im Besitz der bezeichneten Eigenschaft. Einer oder der andre von unsern Dichtern wäre ein geschlagener Mann, wenn es keine Grazien gäbe.

26.

Dichter sind doch immer Narcisse.

27.

Es ist als wenn die Frauen Alles mit eignen Händen machten, und die Männer mit dem Handwerksgeräth.

28.

Manche haben es in Hermann und Dorothea als einen großen Mangel an Delikatesse getadelt, daß der Jüngling seiner Geliebten, einer verarmten Bäuerin, verstellter Weise den Vorschlag thut, als Magd in das Haus seiner guten Eltern zu kommen. Diese Kritiker mögen übel mit ihrem Gesinde umgehen.

29.

Ihr verlangt immer neue Gedanken? Thut etwas Neues, so läßt sich etwas Neues darüber sagen.

30.

Gewissen Lobrednern der vergangenen Zeiten unserer Litteratur darf man kühnlich antworten, wie Sthenelos dem Agamemnon: Wir rühmen uns viel beßer zu sein denn unsere Väter.

31.

Zum Glück wartet die Poesie eben so wenig auf die Theorie, als die Tugend auf die Moral, sonst hätten wir für's erste noch keine Hoffnung zu einem Gedicht.

32.

Ehedem wurde unter uns die Natur, jetzt wird das Ideal ausschließend gepredigt. Man vergißt zu oft, daß

diese Dinge innig vereinbar sind, daß in der schönen Darstellung die Natur idealisch, und das Ideal natürlich sein soll.

33.

Es ist ein grobes, doch immer noch gemeines Mißverständniß, daß man glaubt, um ein Ideal darzustellen, müße ein so zahlreiches Aggregat von Tugenden wie möglich auf einen Namen zusammengepackt, ein ganzes Kompendium der Moral in einem Menschen aufgestellt werden; wodurch nichts erlangt wird, als Auslöschung der Individualität und Wahrheit. Das Ideale liegt nicht in der Quantität, sondern in der Qualität. Grandison ist ein Exempel, und kein Ideal.

34.

Humor ist gleichsam der Witz der Empfindung. Er darf sich daher mit Bewußtsein äußern: aber er ist nicht ächt, sobald man Vorsatz dabei wahrnimmt.

35.

Die Eigenschaft des dramatischen Dichters scheint es zu sein, sich selbst mit freigebiger Großmuth an andere Personen zu verlieren; des lyrischen, mit liebevollem Egoismus Alles zu sich herüber zu ziehn.

36.

Die Mildthätigkeit ist die schmähliche Tugend, die es in Romanen und Schauspielen immer ausbüßen muß, wenn gemeine Natur zum edlen Charakter erhoben, oder gar, wie in Kotzebues Stücken, anderweitige Schlechtigkeit wieder gut gemacht werden soll. Warum benutzt man nicht die

thätige Stimmung des Augenblicks, und läßt den Klingelbeutel im Schauspielhause umhergehen?

37.

Noten zu einem Gedicht sind wie anatomische Vorlesungen über einen Braten.

38.

Es heißt, in englischen und deutschen Trauerspielen wären doch so viele Verstöße gegen den Geschmack. Die französischen sind nur ein einziger großer Verstoß. Denn was kann geschmackwidriger sein, als ganz außerhalb der Natur zu schreiben und vorzustellen?

39.

Hemsterhuys vereinigt Platos schöne Seherflüge mit dem strengsten Ernst des Systematikers. Jacobi hat nicht dieses harmonische Ebenmaß der Geisteskräfte, aber desto freier wirkende Tiefe und Gewalt; den Instinkt des Göttlichen haben sie mit einander gemein. Die Dialogen des Hemsterhuys mögen intellektuelle Gedichte heißen. Jacobi bildete keine untadeligen vollendeten Antiken, er gab Bruchstücke voll Originalität, Adel und Innigkeit. Vielleicht wirkt Hemsterhuys Schwärmerei mächtiger, weil sie sich immer in den Gränzen des Schönen ergießt; hingegen setzt sich die Vernunft sogleich in wehrbaren Stand, wenn sie die Leidenschaftlichkeit des gegen sie eindringenden Gefühls gewahr wird.

40.

Duclos bemerkt, es gebe wenig ausgezeichnete Werke, die nicht von Schriftstellern von Profession herrühren. In

Frankreich wird dieser Stand seit langer Zeit mit Achtung anerkannt. Bei uns galt man ehedem weniger als nichts, wenn man bloß Schriftsteller war. Noch jetzt regt sich dieß Vorurtheil hier und da, aber die Gewalt verehrter Beispiele muß es immer mehr lähmen. Die Schriftstellerei ist, je nachdem man sie treibt, eine Infamie, eine Ausschweifung, eine Tagelöhnerei, ein Handwerk, eine Kunst, eine Wißenschaft und eine Tugend.

41.

Die moralische Würdigung ist der ästhetischen völlig entgegengesetzt. Dort gilt der gute Wille alles, hier gar nichts. Der gute Wille, witzig zu sein, zum Beispiel, ist die Tugend eines Pagliaß. Das Wollen beim Witze darf nur darin bestehen, daß man die konventionellen Schranken aufhebt und den Geist frei läßt. Am witzigsten aber müßte der sein, der es nicht nur ohne es zu wollen, sondern wider seinen Willen wäre, so wie der bourru bienfaisant eigentlich der allergutmüthigste Charakter ist.

42.

Schwerlich hat irgend eine andre Litteratur so viele Ausgeburten der Originalitätssucht aufzuweisen, als unsre. Es zeigt sich auch hierin, daß wir Hyperboreer sind. Bei den Hyperboreern wurden nämlich dem Apollo Esel geopfert, an deren wunderlichen Sprüngen er sich ergötzte.

43.

Schöner Muthwille im Vortrage ist das einzige, was die poetische Sittlichkeit lüsterner Schilderungen retten kann. Sie zeugen von Schlaffheit und Verkehrtheit, wenn sich nicht

52.

Von vielen Plafonds kann man recht eigentlich sagen, daß der Himmel voll Geigen hängt.

53.

Für die so oft verfehlte Kunst, Gemälde mit Worten zu malen, läßt sich im Allgemeinen wohl keine andre Vorschrift ertheilen, als mit der Manier, den Gegenständen gemäß, auf's mannichfaltigste zu wechseln. Manchmal kann der dargestellte Augenblick aus einer Erzählung lebendig hervorgehn. Zuweilen ist eine fast mathematische Genauigkeit in örtlichen Angaben nöthig. Meistens muß der Ton der Beschreibung das Beste thun, um den Leser über das Wie zu verständigen. Hierin ist Diderot Meister. Er musiciert viele Gemälde wie der Abt Vogler.

54.

Darf irgend etwas von deutscher Malerei im Vorhofe zu Raphaels Tempel aufgestellt werden, so kommen Albrecht Dürer und Holbein gewiß näher am Heiligthume zu stehn, als der gelehrte Mengs.

55.

Tadelt den beschränkten Kunstgeschmack der Holländer nicht. Für's erste wißen sie ganz bestimmt was sie wollen. Für's zweite haben sie sich ihre Gattungen selbst erschaffen. Läßt sich eins von beiden von der englischen Kunstliebhaberei rühmen?

56.

Die bildende Kunst der Griechen ist sehr schamhaft, wo es auf die Reinheit des Edlen ankor ülich weiß sie

nichts von einer gewissen halben Delikatesse, und zeigt daher die frechen Lüste der Satyrn ohne alle Verhüllung. Jedes Ding muß in seiner Art bleiben. Diese unbezähmbaren Naturen waren schon durch ihre Gestalt aus der Menschheit hinausgestoßen.

57.

Rubens Anordnung ist oft dithyrambisch, während die Gestalten träge und aus einander geschwommen bleiben. Das Feuer seines Geistes kämpft mit der klimatischen Schwerfälligkeit. Wenn in seinen Gemälden mehr innere Harmonie sein sollte, mußte er weniger Schwungkraft haben, oder kein Flamänder sein.

58.

Sich eine Gemäldeausstellung von einem Diderot beschreiben laßen', ist ein wahrhaft kaiserlicher Luxus.

59.

Hogarth hat die Häßlichkeit gemalt, und über die Schönheit geschrieben.

60.

Peter Laars Bambocciaten sind niederländische Kolonisten in Italien. Das heißere Klima scheint ihr Kolorit gebräunt, Charakter und Ausdruck aber durch rüstigere Kraft veredelt zu haben.

61.

Der Gegenstand kann die Dimensionen vergessen machen. Man fand es nicht unschicklich, daß der olympische'

nicht aufstehen durfte, weil er das Dach eingestoßen hätte; und Herkules auf einem geschnittenen Steine erscheint noch übermenschlich groß. Ueber den Gegenstand können nur verkleinernde Dimensionen täuschen. Das Gemeine wird durch eine kolossale Ausführung gleichsam multipliciert.

62.

Wir lachen mit Recht über die Chinesen, die beim Anblick europäischer Porträte mit Licht und Schatten, fragten, ob die Personen denn wirklich so fleckig wären. Aber würden wir es wagen, über einen alten Griechen zu lächeln, dem man ein Stück mit rembrandschem Helldunkel gezeigt, und der in seiner Unschuld gemeint hätte, so male man wohl im Lande der Kimmerier?

63.

Kein kräftigeres Mittel gegen niedrige Wollust, als Anbetung der Schönheit. Alle höhere bildende Kunst ist daher keusch, ohne Rücksicht auf die Gegenstände; sie reinigt die Sinne, wie die Tragödie nach Aristoteles die Leidenschaften. Ihre zufälligen Wirkungen kommen hiebei nicht in Betracht: denn in schmutzigen Seelen kann selbst eine Vestalin Begierden erregen.

64.

Gewisse Dinge bleiben unübertroffen, weil die Bedingungen, unter denen sie erreicht werden, zu herabwürdigend sind. Wenn nicht einmal ein versoffener Gastwirth, wie Jan Steen, ein Künstler wird, einem Künstler kann man *nicht zumuthen*, ein versoff[illegible]-stwirth zu werden.

65.

Das Wenige, was in Diderots Essai sur la peinture nicht taugt, ist das Sentimentale. Er hat aber den Leser, den es irre führen könnte, durch seine unvergleichliche Frechheit selbst zurecht gewiesen.

66.

Die einförmigste und flachste Natur erzieht am besten zum Landschaftmaler. Man denke an den Reichthum der holländischen Kunst in diesem Fache. Armut macht haushälterisch, es bildet sich ein genügsamer Sinn, den selbst der leiseste Wink höheren Lebens in der Natur erfreut. Wenn der Künstler dann auf Reisen romantische Scenen kennen lernt, so wirken sie desto mächtiger auf ihn. Auch die Einbildungskraft hat ihre Antitheſen: der größte Maler schauerlicher Wüsteneien, Salvator Rosa, war zu Neapel geboren.

67.

Die Alten, scheint es, liebten in der Miniatur das Unvergängliche. Die Steinschneidekunst ist die Miniatur der Bildnerei.

68.

Die alte Kunst selbst will nicht ganz wiederkommen, so rastlos auch die Wißenschaft alle angehäuften Schätze der Natur bearbeitet. Zwar scheint es oft: aber es fehlt immer noch etwas, nämlich gerade das, was nur aus dem Leben kommt, und was kein Modell geben kann. Die Schicksale der alten Kunst indessen kommen mit buchstäblicher Genauigkeit wieder. Es ist als sei der Geist des Mummi

seine Kennerschaft an den korinthischen Kunstschätzen so gewaltig übte, jetzt von den Todten auferstanden.

69.

Wenn man sich nicht durch Künstlernamen und gelehrte Anspielungen blenden läßt, so findet man bei alten und neuen Dichtern den Sinn für bildende Kunst seltner, als man erwarten sollte. Pindar kann vor allen der plastische unter den Dichtern heißen, und der zarte Stil der alten Vasengemälde erinnert an seine dorische Weichheit und süße Pracht. Propertius, der in acht Zeilen eben so viel Künstler charakterisieren konnte, ist eine Ausnahme unter den Römern. Dante zeigt durch seine Behandlung des Sichtbaren große Maleranlagen, doch hat er mehr Bestimmtheit der Zeichnung, als Perspektive. Es fehlte ihm an Gegenständen, diesen Sinn zu üben: denn die neuere Kunst war damals in ihrer Kindheit, die alte lag noch im Grabe. Aber was brauchte der von Malern zu lernen, von dem Michel Angelo lernen konnte? Im Ariost trifft man auf starke Spuren, daß er im blühendsten Zeitalter der Malerei lebte, sein Geschmack daran hat ihn bei Schilderung der Schönheit manchmal über die Gränzen der Poesie fortgerißen. Bei Goethe ist dieß nie der Fall. Er macht die bildenden Künste zuweilen zum Gegenstande seiner Dichtungen, außerdem ist ihre Erwähnung darin niemals angebracht, oder herbei gezogen. Die Fülle des ruhigen Besitzes drängt sich nicht an den Tag, sie verheimlicht sich auch nicht. Alle solche Stellen hinweggenommen, würde die Kunstliebe und Einsicht des Dichters in der Gruppierung seiner Figuren, und der *einfachen* Großheit seiner Umriße unverkennbar sein.

70.

Welche Vorstellungen müßen die Theoristen gehabt haben, die das Porträt vom Gebiete der eigentlich schönen Kunst ausschließen! Es ist gerade, als wollte man es nicht für Poesie gelten laßen, wenn ein Dichter seine wirkliche Geliebte besingt. Das Porträt ist die Grundlage und der Prüfstein des historischen Gemäldes.

71.

Wenn der Geschmack der Engländer in der Malerei, wie die mechanische Zierlichkeit ihrer Kupferstiche befürchten läßt, sich auf dem festen Lande noch weiter verbreiten sollte, so möchte man darauf antragen, den ohnedieß unschicklichen Namen 'historisches Gemälde' abzuschaffen, und dafür 'theatralisches Gemälde' einzuführen.

72.

Die zarte Weiblichkeit in Gedanken und Dichtungen, die auf den Bildern der Angelica Kaufmann anzieht, hat sich bei den Figuren mitunter auf eine unerlaubte Art eingeschlichen. Ihren Jünglingen fehlt es an Männlichkeit, und sie scheinen mit weiblichem Reiz gefallen zu wollen. Vielleicht waren sich die griechischen Malerinnen dieser Gränze oder Klippe ihres Talentes bewußt. Unter den wenigen, die Plinius nennt, führt er von der Timarete, Irene und Lala nur weibliche Figuren an.

73.

Da man jetzt überall moralische Nutzanwendungen verlangt, so wird man auch die Nützlichkeit der Porträtmalerei durch eine Beziehung auf häusliches Glück darthun müßen.

Mancher, der sich an seiner Frau ein wenig müde gesehen hat, findet seine ersten Regungen vor den reineren Zügen ihres Bildnisses wieder.

74.

Die Langeweile gleicht auch in ihrer Entstehungsart der Stickluft, wie in den Wirkungen. Beide entwickeln sich gern, wo eine Menge Menschen im eingeschloßnen Raum beisammen ist.

75.

Das sicherste Mittel unverständlich oder vielmehr mißverständlich zu sein, ist, wenn man die Worte in ihrem ursprünglichen Sinne braucht; besonders Worte aus den alten Sprachen.

76.

Niemand beurtheilt eine Dekorationsmalerei und ein Altarblatt, eine Operette und eine Kirchenmusik, eine Predigt und eine philosophische Abhandlung nach demselben Maßstabe. Warum macht man also an die rhetorische Poesie, welche nur auf der Bühne existiert, Forderungen, die nur durch höhere dramatische Kunst erfüllt werden können?

77.

Manche witzige Einfälle sind wie das überraschende Wiedersehen zwei befreundeter Gedanken nach einer langen Trennung.

78.

Mit dem Schriftstellerruhm ist es oft, wie mit Frauengunst und Gelderwerb. Ist nur erst ein guter Grund ge-

legt, ſo folgt das Uebrige von ſelbſt. Viele heißen durch Zufall groß. 'Es iſt alles Glück nur Glück' iſt das Reſultat mancher litterariſchen Phänomene nicht minder, als der meiſten politiſchen.

79.

Die Unterthanen in einigen Ländern rühmen ſich einer Menge Freiheiten, die ihnen alle durch die Freiheit entbehrlich werden würden. So legt man wohl nur deswegen einen ſo großen Nachdruck auf die Schönheiten mancher Gedichte, weil ſie keine Schönheit haben. Sie ſind im Einzelnen kunſtvoll, aber im Ganzen keine Kunſtwerke.

80.

Wenn der Autor dem Kritiker gar nichts mehr zu antworten weiß, ſo ſagt er ihm: 'Du kannſt es doch nicht beßer machen.' Das iſt eben, als wenn ein dogmatiſcher Philoſoph dem Skeptiker vorwerfen wollte, daß er kein Syſtem erfinden könnte.

81.

Man redet immer von der Störung, welche die Zergliederung des Kunſtſchönen dem Genuß des Liebhabers verurſachen ſoll. So der rechte Liebhaber läßt ſich wohl nicht ſtören!

82.

Nach dem Weltbegriffe iſt jeder ein Kantianer, der ſich auch für die neueſte deutſche philoſophiſche Litteratur intereſſiert. Nach dem Schulbegriffe iſt nur der ein Kantianer, der glaubt, Kant ſei die Wahrheit, und der, wenn die Königsberger Poſt einmal verunglückte, leicht einige Woche

ohne Wahrheit sein könnte. Nach dem veralteten sokratischen Begriffe, da die, welche sich den Geist des großen Meisters elbständig angeeignet und angebildet hatten, seine Schüler hießen, und als Söhne seines Geistes nach ihm genannt wurden, dürfte es nur wenige Kantianer geben.

83.

Daß es den Adel vaterländischer Festgesänge nicht entweihen kann, wenn sie tüchtig bezahlt werden, beweisen die Griechen und Pindar. Daß aber das Bezahlen nicht allein selig macht, beweisen die Engländer, die wenigstens darin die Alten haben nachahmen wollen. Die Schönheit ist also doch in England nicht käuflich und verkäuflich, wenn auch die Tugend.

84.

Wenn Bürgern ein neues Buch von der Art vorkam, die einen weder kalt noch warm macht, so pflegte er zu sagen: es verdiene in der Bibliothek der schönen Wißenschaften gepriesen zu werden.

85.

Das männliche Geschlecht wird nicht eher durch das weibliche verbeßert werden, als bis die Geschlechtsfolge der Nayren nach den Müttern eingeführt sein wird.

86.

Wie der Roman die ganze moderne Poesie, so tingiert auch die Satire, die durch alle Umgestaltungen bei den Römern doch immer eine klassische Universalpoesie, eine Gesellschaftspoesie aus und für den Mittelpunkt des gebildeten Weltalls blieb, die ganze römische Poesie, ja die gesammte römische Litteratur, und giebt darin gleichsam den Ton an.

Um Sinn zu haben für das, was in der Prosa eines Cicero, Cäsar, Suetonius das Urbanste, das Originalste und das Schönste ist, muß man die horazischen Satiren schon lange geliebt und verstanden haben. Das sind die ewigen Urquellen der Urbanität.

87.*)

Der Agricola des Tacitus ist eine klassisch prächtige, historische Kanonisation eines konsularischen Oekonomen. Nach der Denkart, die darin herrscht, ist die höchste Bestimmung des Menschen, mit Erlaubniß des Imperators zu triumphieren.

88.

Cicero war ein großer Virtuose der Urbanität, der ein Redner, ja sogar ein Philosoph sein wollte, und ein sehr genialischer Antiquar, Litterator, und Polyhistor altrömischer Tugend und altrömischer Festivität hätte werden können.

89.

Ovid hat viel Aehnlichkeit mit dem Euripides. Dieselbe rührende Kraft, derselbe rhetorische Glanz und oft unzeitige Scharfsinn, dieselbe tändelnde Fülle, Eitelkeit und Dünnheit.

90.

Das Beste im Martial ist das, was katullisch scheinen könnte.

91.

In manchem Gedicht der spätern Alten, wie zum Beispiel in der Mosella des Ausonius, ist schon nichts mehr antik, als das Antiquarische.

---

*) [Nr. 87...92. sind nach einer von Herrn Varnhagen von Ense mitgetheilten Notiz von A. W. Schl. verfaßt. Mir scheinen diese Bemerkungen von Fr. Schl. geschrieben zu sein. Bg.]

92.

Weder die attiſche Bildung des Xenophon, noch ſein Streben nach doriſcher Harmonie, noch ſeine ſokratiſche Anmuth, durch die er liebenswürdig ſcheinen kann, dieſe hinreißende Einfalt, Klarheit und eigne Süßigkeit des Stils, kann dem unbefangnen Gemüth die Gemeinheit verbergen, die der innerſte Geiſt ſeines Lebens und ſeiner Werke iſt. Die Memorabilien beweiſen, wie unfähig er war, die Größe ſeines Meiſters zu begreifen, und die Anabaſe, das intereſſanteſte und ſchönſte ſeiner Werke, wie klein er ſelbſt war.

93.

Das Demonſtrieren a priori führt doch eine ſelige Beruhigung bei ſich, während die Beobachtung immer etwas Halbes und Unvollendetes bleibt. Ariſtoteles machte durch den bloßen Begriff die Welt kugelrund: nicht das kleinſte Eckchen heraus- oder hineinwärts ließ er ihr. Er zog deswegen auch die Kometen in die Atmoſphäre der Erde, und fertigte die wahren Sonnenſyſteme der Pythagoreer kurz ab. Wie lange werden unſre Aſtronomen, die durch herſchelſche Teleſkope ſehen, zu thun haben, ehe ſie wieder zu einer ſo beſtimmten klaren und kugelrunden Einſicht über die Welt gelangen?

94.

Warum ſchreiben die deutſchen Frauen nicht häufiger Romane? Was ſoll man daraus auf ihre Geſchicklichkeit, Romane zu ſpielen, für einen Schluß ziehen? Hängen dieſe beide Künſte unter einander zuſammen, oder ſteht dieſe mit jener in umgekehrtem Verhältniſſe? Das letzte ſollte man beinah aus dem Umſtande vermuthen, daß ſo viele Romane von

englischen, so wenige von französischen Frauen herrühren. Oder sind die geistreichen und reizenden Französinnen in dem Fall affärierter Staatsmänner, die nicht anders dazu kommen ihre Memoiren zu schreiben, als wenn sie etwa des Dienstes entlaßen werden? Und wann glaubt wohl solch ein weiblicher Geschäftsmann seinen Abschied zu haben? Bei der steifen Etikette der weiblichen Tugend in England, und dem zurückgezogenen Leben, wozu die Ungeschliffenheit des männlichen Umgangs die Frauen dort oft nöthigt, scheint die häufige Romanenautorschaft der Engländerinnen auf das Bedürfniß freierer Verhältniße zu deuten. Man sonnt sich wenigstens im Mondschein, wenn man durch das Spazierengehn am Tage seine Haut zu schwärzen fürchtet.

95.

Ein französischer Beurtheiler hat in Hemsterhuys Schriften le flegme allemand gefunden; ein andrer nach einer französischen Ueberseţung von Müllers Geschichte der Schweiz gemeint, das Buch enthalte gute Materialien für einen künftigen Geschichtschreiber. Solche überschwängliche Dummheiten sollten in den Jahrbüchern des menschlichen Geistes aufbewahrt werden, man kann sie mit allem Verstande nicht so erfinden. Sie haben auch die Aehnlichkeit mit genialischen Einfällen, daß jedes als Kommentar hinzugefügte Wort ihnen das Pikante nehmen würde.

96.

Als ein Merkmal der Aechtheit antiker Münzen kennt man in der Numismatik den sogenannten edlen Rost. Die verfälschende Kunst hat Alles beßer nachahmen gelernt, als dieß Gepräge der Zeiten. Solch einen edlen Rost giebt es

auch an Menschen, Helden, Weisen, Dichtern. Johannes Müller ist ein vortrefflicher Numismatiker des Menschengeschlechts.

97.

Hat Condorcet sich nicht ein schöneres Denkmal gesetzt, da er, von Todesgefahren umringt, sein Buch von den progrès de l'esprit humain schrieb, als wenn er die kurze Frist dazu angewandt hätte, sein endliches Individuum statt jener unendlichen Aussichten hinzustellen? Wie konnte er beßer an die Nachwelt appellieren, als durch das Vergeßen seiner selbst im Umgange mit ihr?

98.

Die Meinung von der Erhabenheit des englischen Nationalcharakters ist unstreitig zuerst durch die Gastwirthe veranlaßt; aber Romane und Schauspiele haben sie begünstigt, und dadurch einen nicht zu verwerfenden Beitrag zu der Lehre von der erhabenen Lächerlichkeit geliefert.

99.

Die Freigeisterei geht immer in dieser Stufenleiter fort: zuerst wird der Teufel angegriffen, dann der heilige Geist, demnächst der Herr Christus, und zuletzt Gott der Vater.

100.

Die Komödien des Aristophanes sind Kunstwerke, die sich von allen Seiten sehen laßen. Gozzis Dramen haben einen Gesichtspunkt.

101.

Ein Gedicht oder ein Drama, welches der Menge ge-

fallen soll, muß ein wenig von Allem haben, eine Art Mikrokosmus sein. Ein wenig Unglück und ein wenig Glück, etwas Kunst und etwas Natur, die gehörige Quantität Tugend und eine gewisse Dosis Laster. Auch Geist muß drin sein nebst Witz, ja sogar Philosophie, und vorzüglich Moral, auch Politik mitunter. Hilft ein Ingrediens nicht, so kann vielleicht das andre helfen. Und gesetzt auch, das Ganze könnte nicht helfen, so könnte es doch auch, wie manche darum immer zu lobende Medicin, wenigstens nichts schaden.

102.

In dem edleren und ursprünglichen Sinne des Worts 'korrekt', da es absichtliche Durchbildung und Nebenausbildung des Innersten und Kleinsten im Werke nach dem Geist des Ganzen, praktische Reflexion des Künstlers, bedeutet, ist wohl kein moderner Dichter korrekter als Shakspeare. So ist er auch systematisch wie kein andrer: bald durch jene Antitheſen, die Individuen, Massen, ja Welten in malerischen Gruppen kontrastieren laßen; bald durch musikalische Symmetrie desselben großen Maßstabes, durch gigantische Wiederholungen und Refrains; oft durch Parodie des Buchstabens und durch Ironie über den Geist des romantischen Drama, und immer durch die höchste und vollständigste Individualität und die vielseitigste, alle Stufen der Poesie von der sinnlichsten Nachahmung bis zur geistigsten Charakteristik vereinigende Darstellung derselben.

103.

An die Griechen zu glauben, ist eben auch eine Mode des Zeitalters. Sie hören gern genug über die Griechen

deklamieren. Kommt aber Einer und ſagt 'Hier ſind welche', ſo iſt Niemand zu Hauſe.

104.

Ungeachtet er ſo eine idylliſche Natur iſt, hat Fontenelle doch eine ſtarke Antipathie gegen den Inſtinkt, und vergleicht das reine Talent, welches er für unmöglich hält, mit dem ganz abſichtsloſen Kunſtfleiße der Biber. Wie ſchwer iſt es ſich ſelbſt nicht zu überſehn! Denn wenn Fontenelle ſagt: La gêne fait l'essence et le mérite brillant de la poésie: ſo ſcheint's kaum möglich, die franzöſiſche Poeſie mit wenigen Worten beßer zu charakteriſieren. Aber ein Biber, der Académicien wäre, könnte wohl nicht mit vollkommnerem Unbewußtſein das Rechte treffen.

105.

Gegen den Vorwurf, daß die eroberten italiäniſchen Gemälde in Paris übel behandelt würden, hat ſich der Säuberer derſelben erboten, ein Bild von Carracci halb gereinigt und halb in ſeinem urſprünglichen Zuſtande aufzuſtellen. Ein artiger Einfall! So ſieht man bei plötzlichem Lärm auf der Gaße manchmal ein halb raſiertes Geſicht zum Fenſter herausgucken; und mit franzöſiſcher Lebhaftigkeit und Ungeduld betrieben, mag das Säuberungsgeſchäft überhaupt viel von der Barbierkunſt an ſich haben.

106.

Man glaubt Autoren oft durch Vergleichungen mit dem Fabrikweſen zu ſchmähen. Aber ſoll der wahre Autor nicht auch Fabrikant ſein? Soll er nicht ſein ganzes Leben dem Geſchäft widmen, litterariſche Materie in Formen zu bilden,

die auf eine große Art zweckmäßig und nützlich sind? Wie sehr wäre manchem Pfuscher nur ein geringer Theil von Fleiß und der Sorgfalt zu wünschen, die wir an [redacted] gemeinsten Werkzeugen kaum noch achten!

107.

Der Satan der italiänischen und engländischen Dichter mag poetischer sein; aber der deutsche Satan ist sataniſcher; und insofern könnte man sagen, der Satan sei eine deutsche Erfindung. Gewiß ist er ein Favorit deutscher Dichter und Philosophen. Er muß also wohl auch sein Gutes haben, und wenn sein Charakter in der unbedingten Willkürlichkeit und Absichtlichkeit, und in der Liebhaberei am Vernichten, Verwirren und Verführen besteht, so findet man ihn unstreitig nicht selten in der schönsten Gesellschaft. Aber sollte man sich bisher nicht in den Dimensionen vergriffen haben? Ein großer Satan hat immer etwas Ungeschlachtes und Vierschrötiges; er paßt höchstens nur für die Prätensionen auf Ruchlosigkeit solcher Karikaturen, die nichts können und mögen, als Verstand affektieren. Warum fehlen die Sataniſken in der christlichen Mythologie? Es giebt vielleicht kein angemeßneres Wort und Bild für gewiße Bosheiten en miniature, deren Schein die Unschuld liebt; und für jene reizend groteske Farbenmusik des erhabensten und zartesten Muthwillens, welche die Oberfläche der Größe so gern zu umspielen pflegt. Die alten Amorinen sind nur eine andre Race dieser Sataniſken.

108.

Vorlesen und Deklamieren ist nicht einerlei. Dieses erfordert den richtig höchsten, jenes einen gemäßigten Aus-

druck. Deklamation gehört für die Ferne, nicht in das Zimmer. Die laute Stimme, zu welcher sie sich, um den gehörigen Wechsel hervorzubringen, erhöhen muß, beleidigt ein feines Gehör. Alle Wirkung geht in der Betäubung verloren. Mit Gestikulation verbunden wird sie widrig, wie alle Demonstrationen heftiger Leidenschaft. Die gebildete Empfindung kann sie nur in solcher Entfernung ertragen, die gleichsam wieder einen Schleier über sie wirft. Der Ton, statt sich zu erheben, muß, um die Wirkung durch ein andres Mittel hervorzubringen, gedämpft, in der Tiefe gehalten und der Accent nur so bezeichnet werden, daß das Verstehen dessen, was man liest, angedeutet wird, ohne das Gelesene ganz auszudrücken. Bei epischen Gedichten und dem Roman insbesondre sollte der Vorleser nie von seinem Gegenstande hingerißen scheinen, sondern die stille Superiorität des Verfaßers selbst behaupten, der über seinem Werke ist. Ueberhaupt wäre es sehr nöthig das Vorlesen zu üben, damit es allgemeiner eingeführt würde, und sehr nöthig es einzuführen, um es desto beßer zu üben. Bei uns bleibt die Poesie wenigstens stumm, und wer denn doch znm Beispiel den Wilhelm Meister nie laut gelesen oder lesen gehört hätte, der hat diese Musik nur in den Noten studiert.

109.

Wie die Novelle in jedem Punkt ihres Seins und ihres Werdens neu und frappant sein muß, so sollte vielleicht das poetische Märchen und vorzüglich die Romanze unendlich bizarr sein; denn sie will nicht bloß die Phantasie interessieren, sondern auch den Geist bezaubern und das Gemüth reizen; und das Wesen des Bizarren scheint eben in gewissen will-

kürlichen und seltsamen Verknüpfungen und Verwechslungen des Denkens, Dichtens und Handelns zu bestehn. Es ist eine Bizarrerie der Begeisterung, die sich mit der höchsten Bildung und Freiheit verträgt, und das Tragische nicht bloß verstärkt, sondern verschönert und gleichsam vergöttlicht; wie in Goethes Braut von Korinth, die Epoche in der Geschichte der Poesie macht. Das Rührende darin ist zerreißend und doch verführerisch lockend. Einige Stellen könnte man fast burlesk nennen, und eben in diesen erscheint das Schreckliche zermalmend groß.

II.

Litterarischer Reichsanzeiger

oder

Archiv der Zeit und ihres Geschmacks.

1799.

Künftige Schriften.

Ein Gelehrter, den unsre Nation als den vielseitigsten Konrektor verehrt, der bereits zwei Modejournale herausgiebt, und als Amanuensis eines berühmteren Schriftstellers einem dritten, etwas aus der Mode gekommenen, das Leben durch den Phosphor der Neuigkeiten fristet, der außerdem seine vielhändige Wirksamkeit über ein halb Dutzend Zeitschriften und Zeitungen verbreitet, ist zu einem ganz neuen 'Journal der Journalistik oder der Kunst, Journale zu stiften und zu erhalten', entschloßen. Niemand wird bei der litterarischen Sitte unsers Zeitalters, seine Gedanken in schnell umlaufenden Heften zu kolportieren, die jeder Schriftsteller, der wirken will, mitmachen muß, an der Wichtigkeit dieser Kunst zweifeln, eben so wenig an der Befugniß des Herausgebers, sie an's Licht zu stellen. Wie er überall klassische Brocken bei sich trägt und sie selbst auf den Putztischen der Damen auskramt, so, daß nicht selten auf den Schmetterlingsflügeln seiner Eleganz etwas von dem bekannten Staube klebt, der ihre Flüchtigkeit durch die gehörige Schwere mäßigt, so heißt auch dießmal sein Motto:

Opportuna mea est cunctis natura figuris,
In quamcumque voles, verte

Nur die schließenden Worte des Distichons, decorus ero, bleiben weg, und aus guten Gründen. Da ein deutsches Journal fast nicht ohne einen mythologischen Namen bestehen kann, so daß beinahe der ganze Göttervorrath des Heidenthums, bis auf die Parcen und Furien nach, erschöpft worden ist, so dürfte vielleicht 'Vertumnus', von dem jene Zeilen reden, auf dem Titel prangen, welches dann zu einer Abhandlung über diese etrurische Gottheit mit vielen Citaten Anlaß geben wird. Er wird zeigen, daß eine geschmeidige Biegsamkeit der Grundsätze das erste Erforderniß zu einem Journalschreiber ist: die Erscheinung nach Monaten sei symbolisch zu nehmen, und wie sich die Gestalt des Jahres mit dem Lauf derselben ändre, so habe auch ein Journal seine Monatswahrheiten. Sehr deutlich wird er machen, wie sich das oberflächliche Verdienst durch Gefälligkeit, Brauchbarkeit, mündliche und schriftliche Bezeugungen unendlicher Devotion zu ausgebreiteten Verbindungen mit Gelehrten durcharbeitet; wie man eine weitläuftige Korrespondenz für seine Journale benutzt, indem die Leser selbst vor gleichsam ungesalznem Gewäsch einige Ehrerbietung bekommen, wenn London, Paris oder Rom darüber steht, weil es doch so weit hergereist ist und nothwendig viel Postgeld gekostet haben muß; wie man abgeschmackte Urtheile über die kantische Philosophie in's Ausland schreibt und sie sich von dorther wieder zurück melden läßt; wie man beim Recensieren, wo man anonym ist, niemals ermangelt seine eignen Schriften zu citieren, damit es doch irgend jemand thue; wie man ohne Schamerröthen Briefe und Aufsätze einrückt, in denen man selbst die derbsten Zurechtweisungen, ja Demüthigungen empfängt, und sie noch mit empfehlenden Anmerkungen begleitet; (z. B. man hat in einer Uebersicht der englischen

Litteratur, Oppositionsjournalen zufolge, Manches in ein verächtliches oder feindseliges Licht gestellt, ein unterrichteter Engländer von entgegengesetzten Ansichten widerspricht, und läugnet Alles gerade zu, man befördert seine unparteilichen Aussprüche nicht bloß zur Bekanntmachung, sondern erhebt in dem Prolog dazu ein Geschrei über die abscheuliche Verschwörung gegen die Meinung von der englischen Nation, die in Deutschland immer mehr überhand nehme u. s. w.); wie man sich ohne Beruf in Alles mischt, und bei einer gänzlichen Unfähigkeit das Schöne zu fühlen, sich über Künstler und Kunstwerke ein Urtheil zusammenhorcht, und dieses dann, wenn man eine große Autorität hinter sich zu haben glaubt, auf das zuversichtlichste und mit anmaßendem Enthusiasmus ausruft; wie man nach allen Seiten schiefe und leere Anpreisungen austheilt, bald des Schriftstellers oder des Buchhändlers oder des Kupferstechers, und die Wendungen dazu stets aufzufinden weiß (vielleicht wird bei dieser Gelegenheit eine räsonnierende Uebersicht aller derer gegeben, die dem Herausgeber bisher auf diese Art verpflichtet zu sein Ursache haben), sollten sie auch nur in Noten Platz finden können, wo die unterwürfige Gesinnung durch die Stelle auf der Seite und den kleineren Druck um so bildlicher wird; wie man, zu furchtsam, selbst einen Hieb zu versetzen, sich dergleichen von seinen Korrespondenten überschicken läßt, das im Text Gesagte in der Note modificiert, und die Modifikation halb wieder zurücknimmt. Den unverhältnißmäßigen Umfang des eben geschloßnen Perioden mag der Umfang der Bildsamkeit entschuldigen, wovon er doch nur einige Beispiele liefert. Um mehre Zwecke auf einmal zu erreichen, wird die Kunst, in vielen Worten wenig zu sagen, nicht besonders und theoretisch, sondern praktisch im Laufe des üb-

rigen Unterrichts vorgenommen werden. Eben so die Theorie der pikanten Ankündigungen, die das Alte zur Neuheit adeln, und das Neue durch Altes aufstutzen müßen. Die gegenwärtige muß einem solchen Meister viel zu matt und unbedeutend scheinen. Wir schließen daher in der Zuversicht, er werde unsrer wohlmeinenden Ungeschicklichkeit zu Hülfe kommen, und in seinen sämmtlichen Journalen, und wo man sonst dergleichen einzurücken pflegt, unsre Ankündigung eiligst und nachdrücklichst ankündigen.

Der Herausgeber des Genius der Zeit und des Musageten stiftet 'Annalen der leidenden Schriftstellerei', nicht in zwanglosen, sondern in nothgedrungenen Heften: eine Anstalt, deren Bedürfniß so allgemein gefühlt wird, daß sie großen Beifall finden muß. Allen Mühseligen, Beladnen und Zerschlagnen ist hiemit ein Lazareth geöffnet, wo sie wenigstens den Trost haben, ihre Wunden zu zeigen, wenn sie auch dadurch nicht geheilt werden sollten. Hier werden einige von den bejahrteren Schriftstellern Klagen darüber anstimmen, daß das goldne Zeitalter unsrer Litteratur noch nicht vorüber sein soll; andre ihrem gerechten Unwillen und ihrer Mißlaune über die Fortschritte der Kunst und Wißenschaft Luft machen. Barmherzige Gemüther werden die Inhumanität einer Kritik schmähen, die den Pelz wäscht und ihn wirklich naß macht. Die unerhörte Frechheit Einiger, ein eignes Urtheil zu haben, wird mit schwindelndem Erstaunen berichtet, Witz und Spott aber, als die eigentliche Sünde wider den heiligen Geist, überall in die tiefste Hölle verdammt werden. Der Herausgeber selbst wird in einem Heft

um das andre über eine Xenie wehklagen und schelten, die vor einer Anzahl Jahre auf ihn gemacht ward. Man wird Nachricht von dem Tode solcher Weltweisen ertheilen, die an einer einzigen wider sie gerichteten Zeile vor Gram gestorben sind. Da das Schrift-stellen wie billig in seiner weitesten Bedeutung genommen wird, so können auch Schulknaben ihre ungerecht beurtheilten Exercitia hier abdrucken laßen, um die Welt zwischen sich und ihren Präceptoren zum Richter zu machen. Man schmeichelt uns, es werde vom Athenäum auf eine oder die andre Art in diesen Annalen die Rede sein.

Wieland wird Supplemente zu den Supplementen seiner sämmtlichen Werke herausgeben, unter dem Titel: 'Werke, die ich sogar für die Supplemente zu schlecht halte, und völlig verwerfe'. Diese Bände werden aber unbedruckte Blätter enthalten, welches sich besonders bei dem geglätteten Velin schön ausnehmen wird.

Nachdem Hr. Hofrath Hirt durch seinen Versuch über das Kunstschöne (Horen 97. St. VII.) die Welt aus der Verworrenheit der bisherigen Theorien gerettet, indem man nun klar einsieht, wie 'schön' von 'scheinen' herkömmt, und daß 'alle unsre angenehmen Empfindungen entweder das Wahre, das Gute oder das Schöne zum Grunde haben': (wenn man bei einer Vorlesung des Hrn. Hirt einschläft, aus welcher der drei Quellen mag diese angenehme Empfindung wohl herfließen?): so wird er eine vollständige Geschichte der bildenden Künste bei den Alten geben, worin er zeigen wird, daß die Charakteristik der Hauptgrundsatz derselben gewesen sei. Dieses merkwürdige Prinzip, welches er

während seines vieljährigen Aufenthalts in Italien entdeckt, und bis jetzt nur noch in drei Abhandlungen eingeschärft hat, besteht darin, daß in der alten Kunst ein Pferd völlig wie ein Pferd, ein Centaur wie ein Centaur abgebildet wurde; dazu kam noch 'die Individuellheit der Attitüde' (Archiv 98. St. XI. S. 439.): eine Venus nahm 'den gewöhnlichen Akt der jungfräulichen Schamhaftigkeit' vor, (Horen 97. St. X. S. 19.) u. s. w. Dem zufolge hätten wir in den Bemerkungen über Hrn. Hirts Kunstkennerschaft ganz unverhoffter Weise ein Kunstwerk im griechischen Stil geliefert, welches uns sehr erfreulich ist. Wir sind auch darin dem Beispiel der alten Künstler gefolgt, daß wir uns bei der Wahl des Gegenstandes nicht durch das Wohlgefällige haben bestimmen laßen (ebend. S. 24.), da uns vielmehr jene alten Medusenköpfe 'mit vorreckender Zunge und gewaltigen Verzerrungen' (Archiv. S. 449.) vorschwebten. Hr. Hirt (S. 437.) 'wollte sich auch in die Reihe der Aesthetiker stellen, und ein Wort zu Männern als Mann sprechen'; ein Widerspruch war ihm daher äußerst befremdlich und störend. Er muß sich nur ja nicht aus der Faßung bringen laßen, sondern im beredten Vortrage seiner geschmackvollen Lehren über die alte Kunst fortfahren, so wird die Tugend (welche 'schön machet', und beiläufig zu bemerken, 'in Ausübung bestehet', Horen St. VII. S. 12.) am Ende 'eine Lichtkrone um das Haupt des unerschütterten Tugendhaften formieren'.

Der Verfaßer der Borussias ist eben am hundert zwei- und funfzigsten Gesange seiner 'Jenischias', eines Heldengedichtes in Hexekontametern, das fortgesetzt wird. In diesem Gesange beschreibt er, wie er einmal als Studium zur

Borussias alle seit Erschaffung der Welt geschriebnen Heldengedichte in vierzehn Tagen durchgelesen. Seine berühmte Fehde mit dem Magister Reinhard wegen einer Briefverfälschung hofft er in zehn Gesängen abzuthun; die Vergleichung von vierzehn Sprachen zum Behuf einer Preisaufgabe der Berliner Akademie ebenfalls. Die Erfindung der 'gestirnten Oden', nämlich solcher, die häufig durch drei Sternchen in Absätze gesondert werden, weil sie in einem Striche fort zu langweilig sein würden (Berl. Archiv 99. St. I.), soll einstweilen den Beschluß machen.

Preis-Aufgaben.

Der Buchhändler Nicolai der ältere hat kürzlich in einem krankhaften Zustande allerlei fremde Geister gesehn, und wünscht sehnlich nun auch den seinigen zu erblicken. Demjenigen Gelehrten, welcher ihm die Mittel angeben kann, dieses schwierige Unternehmen auszuführen, wird eine verhältnißmäßige Belohnung versprochen.

Derjenige, welcher beweisen kann, daß er, ohne irgend eine Nebenabsicht bloß um das Fortkommen der Aesthetik zu befördern, die 'Urania des Herrn von Ramdohr' zu Ende gelesen habe, soll zur Prämie die 'ästhetischen Versuche des Herrn von Humboldt' erhalten. Wer die Lektüre nicht vollendet, aber doch bis über die Hälfte gekommen ist, erhält 'zwanzig' noch ungedruckte 'Gedichte von Matthisson'.

Medicinische Anzeige.

Das Philosophieren ist eine bekanntlich zwar nur seltene, aber in allen Gestalten, welche sie annimmt, höchst bedenkliche und gefährliche Krankheit hoffnungsvoller Jünglinge. Ein wunderbares, ununterbrochen heftiges Delirium, eine auszehrende und besonders die Sprachwerkzeuge völlig austrocknende Waßerscheu, und eine gewöhnlich unheilbare Unfähigkeit, verständliche Werke und mäßiges Räsonnement hervorzubringen, oder auch nur mit Anstand und Geschmack zu genießen: das sind die gewöhnlichsten Uebel, die aus dieser Quelle entspringen, und die jeder verständige Mann, der das Glück der Gesundheit zu schätzen weiß, nicht ohne das innigste Mitleid ansehen kann. Leider ist es bekannt genug, daß überdieß viele ganz gesunde junge Leute sich einbilden, an dieser Krankheit darniederzuliegen, und daß diese sonderbare Art von Hypochondrie, deren Ursache mit Recht in der außerordentlichen Witterung unsers Jahrzehends gesucht worden ist, dem litterarischen Gemeinwesen eben so viel gute Köpfe entzieht, als die Krankheit selbst. Man glaubt daher allen, denen das Beste der deutschen Litteratur aufrichtig am Herzen liegt, wie auch allen wahren Freunden der Jugend einen nicht geringen Dienst zu leisten, wenn man sie auf ein gegen beide Uebel, die leider oft ganz falsch behandelt werden, bewährtes Mittel auf's Neue aufmerksam macht. Es ist dieses die bereits rühmlich bekannte

'antiphilosophische Latwerge'

von deren großem Nutzen in den verwickeltsten Fällen die glaubhaftesten Zeugnisse beigebracht werden können. Noch ist es keinem Chemiker gelungen, die wahren Bestandtheile dieses im Grunde sehr einfachen Mittels zu entdecken, indem sich alle durch einen Geschmack nach gesundem Verstand und

reifer Erfahrung, der diesem Medikament sehr künstlich beigemischt ist, haben hintergehen laßen, und das Publikum wird hiemit vor allem, was darüber verbreitet worden ist, nachdrücklichst gewarnt. Ein Theil desselben hat sich zwar über die widrige Zähigkeit und das große Volumen dieser trefflichen Arzenei beschwert; man kann aber auf Glauben versichern, daß wegen des Aufbrausens, welches bei der Komposition nicht zu vermeiden ist, eine andere Form nicht ausgemittelt werden kann, und diese Eigenschaften vielmehr die Kennzeichen der höchsten Güte und Vortrefflichkeit sind; daher auch der Erfinder es immer weiter darin zu bringen sucht. Die Latwerge wird einzig und allein in Fr. Nicolais Laboratorien zu Berlin und Schöneiche aufrichtig fabriciert, und ist in allen Buchhandlungen und Trödelbuden in Kommission zu haben; die ganze Portion in 17 Bänden kostet $5\frac{1}{2}$ Rthlr.; halbe Portionen ohne die Reisebeschreibung $2\frac{2}{3}$ Rthlr. Besondere Gebrauchszettel sind nicht nöthig, da man die Dosis nicht leicht zu stark nehmen kann, und es ist im Allgemeinen zu bemerken, daß eine magere Diät zu halten ist, und man sich mit gutem Nutzen nebenbei der Schriften der Herren Schwab und Eberhard, als schweißtreibender Mittel, bedienen kann.

Dienstentlaßung.

In Erwägung

daß Niemand sich mit Erfolg über das Zeitalter lustig machen kann, als wer auf der Höhe desselben steht;

daß es der Mathematik auf eine gefährliche Art vergolten werden könnte, wenn sie sich herausnimmt, über die Philosophie zu spotten;

daß in einem Zustande, wo gewisse Vorstellungen fix geworden, z. B. wenn jemand nach den Begebenheiten des jetzigen französischen Krieges immer noch nicht von der Schlacht bei Rosbach aufhören kann, keine wahrhaft neuen Einfälle mehr zu hoffen sind;

daß man von dem Satiriker und Epigrammatisten billig erwartet, sie werden die Schärfe ihrer Censur gegen sich selbst richten, und ihre unnützen Papierschnitzeln, statt sie in alle Taschenbücher und bis in den litterarischen Anzeiger ausfliegen zu laßen, an einen ganz andern Ort befördern;

daß endlich nichts trauriger an das Looß der menschlichen Dinge erinnert, als wenn ein halbwitziger Einfall, wegen Abgang der zum Versificieren nöthigen Geschmeidigkeit, auf dem halben Wege zum Epigramm ermattet liegen bleibt:

ist mit Anerkennung der vieljährigen geleisteten Dienste und Beibehaltung aller Titel und Besoldungen der Witz des Hofrath Kästners gnädigst in einen ehrenvollen Ruhestand versetzt worden.

Merkwürdiger Scheintod.

Bekanntermaßen war die 'Berlinische Monatsschrift' nach einer langwierigen Zehrung und Austrocknung aller Säfte, welche sich selbst auf das Gehirn erstreckte, fast unmerklich entschlummert. Alles war schon zur Beerdigung veranstaltet, die Leidtragenden, als die Herren Biester, Gedicke, Nicolai, hatten sich versammelt und waren eben beschäftigt, Berlinische Blätter auf den Sarg ihrer zärtlich geliebten Freundin zu streuen, als sie ganz unverhoffter Weise Zeichen

des Lebens gab, sich aufrichtete und ihre väterlichen Verpfleger wieder erkannte. Was noch mehr Verwunderung erregte, war, daß sie sogleich in denselben Gesprächen fortfuhr, unter denen sie verschieden war. Wie sie immer die Aufklärung darein gesetzt hatte, keine Gespenster zu glauben, beschäftigte sie sich vor allen Dingen mit Untersuchung einer vorgefallnen Spukgeschichte, ließ Winke über den Kryptokatholicismus fallen, und äußerte viel Berlinischen Patriotismus, der sich immer auf Zahlen, Mortalitäts-Listen und dergl., bezog. Franklins moralischen Küchenzettel, nach welchem er wöchentlich Eine Tugend zur Hauptschüßel machte, die übrigen aber nur in Assietten servierte, erklärte sie für den Gipfel menschlicher Weisheit. Kurz sie lebte nicht nur, sondern es war auch völlig die alte wieder. Dieses merkwürdige Beispiel wird zur Warnung vor allzu schleuniger Beerdigung bei ähnlichen Todesfällen, die etwa bald bevorstehen möchten, bekannt gemacht. Zwar behaupten einige junge Aerzte, die vermuthlich dem brownschen System anhängen und sich durch Paradoxien auszeichnen wollen, seltsamer Weise, es sei hier gar nicht von einem Scheintode, sondern vielmehr von einer Scheinbelebung die Rede.

Berichtigung.

Durch einen Druckfehler steht auf dem Titel eines der neuesten Werke von Jean Paul 'Palingenesien'. Es soll 'Palillogien' heißen.

Personen, so gesucht werden.

Man wünscht einen Mann von gesetzten Jahren, der nie in seinem Leben einige Erwärmung von einem Werke des Genies verspürt, überhaupt gegen alle Originalität eine innerliche Abneigung hegt, beiläufig einige Verse gemacht hat, auch bereit ist, den Eid auf die symbolischen Bücher der Korrektheit, als Batteux von Ramler übersetzt u. s. w., abzulegen, und übrigens eine leserliche, fließende und weitläuftige Hand schreibt, als 'Mitarbeiter der Bibliothek der schönen Künste und Wißenschaften' gegen ein mäßiges Honorar zu engagieren. Anderweitige Emolumente bei der Stelle sind, daß er die Komödien und politischen Schriften des Buchhändlers und Magisters Dyck gratis erhält, auch auf Verlangen zum Leipziger Magister kreiert werden soll.

Entdeckung.

Herr Fr. Nicolai hat letzthin in einer der königl. Akademie der Wißenschaften zu Berlin vorgelesenen Abhandlung, zur völligen Widerlegung des transcendentalen Idealismus, einen auf eigne Beobachtung gegründeten und also unumstößlichen Unterschied zwischen Erscheinungen und Dingen an sich erörtert. 'Verschwindet etwas, wenn man sich sechs 'Blutigel an den After setzen läßt, so ist es eine bloße 'Erscheinung; bleibt es, so ist es eine Realität oder', welches in seiner Sprache einerlei gilt, 'ein Ding an 'sich.' Ungeachtet nun der Akademist sich durch jenes Mittel von einem kranken Zustande, während dessen er allerlei Phantasme vor sich herumwandeln sah, gründlich geheilt glaubte, so wollten doch einsichtsvolle Kenner be-

merken, daß in der Abhandlung die eigne 'lebhafte Einbildungskraft' des Verfaßers herumspuke, die offenbar kein Ding an sich, auch keine Realität, nicht einmal eine rechtliche, ordentliche Erscheinung, sondern lediglich ein Phantasma sei. Man beschloß also die Kur zu erneuern, und die Blutigel wurden sogleich noch einmal appliciert. Dieß hatte den gewünschten Erfolg: der Patient erkannte nun, daß das, was er bisher für seine lebhafte Einbildungskraft gehalten, bloße Hämorrhoiden gewesen; er gestand auch mit vieler Beschämung, daß seine neueren Schriften, worin er sich wie ein Blutigel an die Werke der vortrefflichsten Zeitgenoßen, eines Goethe, Schiller, Kant, Fichte, Schelling, u. a. anzusaugen versucht, jedesmal aber kraftlos abgefallen, bloß aus einer mit dunklem Bewußtsein verknüpften Nachahmung des Arzneimittels, welches ihm fehlte, entstanden sein müßten, und bat, das Andenken dieser Krankheits-Symptome wo möglich auszulöschen. Die Akademie will dem Vernehmen nach das Ihrige thun, um jene Schriften dem Auge des Publikums zu entziehen, und sie in dieser Absicht unter ihre eignen Mémoires aufnehmen.

Anfrage.

Man wünscht belehrt zu werden, wie sich eine gelehrte Zeitung ohne alle Anonymität einrichten ließe. Es ist zwar nicht unbekannt, daß kürzlich bei einer solchen Anstalt die Nennung der Recensenten zum Gesetz gemacht worden; dieß hat aber zur Folge gehabt (was man eben vermeiden möchte), daß plötzlich sowohl die recensierten Schriften, als die dar-

über gesagten Dinge, anonym wurden, die vielen anonymen Namen der Beurtheiler nicht einmal gerechnet.

Sachen, so zu verkaufen.

Bei der allgemeinen Revision einer Handlung ergiebt es sich bisweilen, daß sehr gute Artikel von altem Schrot und Korn auf dem Lager geblieben sind, bloß deswegen, weil das belehrungliebende Publikum nicht weiß, daß sie noch zu haben sind. Als einen Anhang zu seiner Handbibliothek macht Herr Fr. Nicolai hiemit bekannt: daß noch für junge Gelehrte eine ansehnliche Partie von seinen überverdienstlichen Jahren zu haben ist, die er mit verhältnißmäßigen Portionen von seiner lebhaften Einbildungskraft und seinem Streben mit der Zeit fortzuschreiten, indem diese Artikel nicht getrennt werden dürfen, zusammen verkaufen will: Alles aus Liebe zur deutschen Litteratur und besonderer Umstände wegen auf kurze Zeit um einen sehr billigen Preis.

Buchhändler-Anzeige.

The last dying speech of a malefactor sentenced to death by the high court of philosophy, oder 'Glaubwürdiger Bericht von der langen Verstocktheit und endlichen reuevollen Bekehrung des zum litterarischen Tode verurtheilten Nicolaus Saalbader, nebst den beweglichen Reden, so er auf dem Wege zum Richtplatz geführt', ist in allen Buchhandlungen für 3 Kreuzer zu haben.

Neue Fabrik.

Der Prediger Schmidt zu Werneuchen hat die Kunst erfunden, aus den Fasern von Heidekraut, Disteln, Binsen, Mauerpfeffer u. dergl., einen etwas groben, jedoch haltbaren Kattun zu verfertigen. Die Stempel der darauf gedruckten Muster sind ebenfalls von seiner Hand, sie stellen theils einheimische Blumen vor, die nicht nur nach der Zahl und Größe der Blätter, sondern mit allen Staubfädchen und Pünktchen auf das genaueste abgebildet sind, theils ländliche Hausgeräthe, als Butterfäßer, Kinderstülchen, Bierkrüge. Auf einigen größeren zu Bettvorhängen bestimmten Mustern sind die romantischen Gegenden um Werneuchen, Dörfer mit Kirchthürmen, Windmühlen, Sandberge u. s. w. angebracht. Bis jetzt hat er bloß Privatversuche gemacht, da er diese aber verschiednen gelehrten Gesellschaften vorgelegt und ihre Billigung erhalten, so ist er entschloßen, die Sache nunmehr in's Große zu treiben, und besonders Landpredigerstöchter dazu*) anzulehren. Zur Belohnung hat er sich nur ein Privilegium auf zehn Jahre erbeten. Man hofft, es könne ein bedeutender Handelsartikel für die Mark Brandenburg werden.

Ankündigung.

Auf dem nicht vorhandenen National-Theater der nicht vorhandnen Hauptstadt der nicht vorhandnen deutschen Nation wird bei der Eröffnung aufgeführt:

*) anzulernen 1799.

Kotzebue in England,
oder
die Auferweckung der schlummernden Plattheit,
eine weinerliche Posse in fünf Aufzügen, nebst einem Prolog gesprochen von W. Shakspeare.

— — O Hamlet, welch ein Abfall!
Von mir, deß Liebe von der Aechtheit war,
Daß Hand in Hand sie mit dem Schwure gieng,
Den ich bei der Vermählung that, erniedert
Zu einem Sünder, von Natur durchaus
Armselig gegen mich!
Allein wie Tugend nie sich reizen läßt,
Buhlt Unzucht auch um sie in Himmelsbildung;
So Lust, gepaart mit einem lichten Engel,
Wird dennoch eines Götterbettes satt
Und hascht nach Wegwurf. —

Als Nachspiel:

Der Deutsche Jakobinismus,
oder
Abbé Barruel im Tollhause.

Citatio edictalis.

Nachdem über die Poesie des Hofrath und Comes Palatinus Caesareus Wieland in Weimar, auf Ansuchen der Herren Lucian, Fielding, Sterne, Bayle, Voltaire, Crebillon, Hamilton und vieler andern Autoren Concursus Creditorum eröffnet, auch in der Masse mehreres Verdächtige und dem Anschein nach dem Horatius, Arioste, Cervantes und Shakspeare zustehendes Eigenthum sich vorgefunden; als wird jeder, der ähnliche Ansprüche titulo legitimo machen kann, hiedurch vorgeladen, sich binnen sächsischer Frist zu melden, hernachmals aber zu schweigen.

[illegible] oder

des Leb[illegible]
pfleger [illegible] die eigne lebhafte Ein=
regte, [illegible] [illegible]puke, die offenbar kein
fuhr, [illegible] nicht einmal eine recht=
Aufklar[illegible] [illegible]ndern lediglich ein Phan=
beschä[illegible] [illegible] die Kur zu erneuern, und
vorge[illegible] [illegible] noch einmal appliciert. Dieß
tholici[illegible] [illegible] der Patient erkannte nun,
mus, [illegible] seine lebhafte Einbildungskraft
dergl. [illegible] gewesen; er gestand auch mit
chem [illegible] seine neueren Schriften, worin er
die [illegible] die Werke der vortrefflichsten Zeit=
den [illegible] Schiller, Kant, Fichte, Schelling,
sond[illegible] [illegible] jedesmal aber kraftlos abgefallen,
wür[illegible] [illegible]tem Bewußtsein verknüpften Nach=
Be[illegible] [illegible], welches ihm fehlte, entstanden
stel[illegible] das Andenken dieser Krankheits=Symp=
jun[illegible] [illegible]löschen. Die Akademie will dem Ver=
ge[illegible] [illegible] thun um jene Schriften dem Auge
W[illegible] [illegible]ehen, und sie in dieser Absicht unter
vi[illegible] [illegible] aufnehmen.

— —

A n f r a g e.

[illegible] belehrt zu werden, wie sich eine gelehrte
[illegible] Anonymität einrichten ließe. Es ist zwar
daß [illegible] bei einer solchen Anstalt die
[illegible]ensenten zum Gesetz gemacht worden; dieß
[illegible]ge gehabt (was man eben vermeiden möchte),
[illegible]wohl die [illegible]ten Schriften, als die dar=

über gesagten Dinge, anonym wurden, die vielen anonymen Namen der Beurtheiler nicht einmal gerechnet.

Sachen, so zu verkaufen.

Bei der allgemeinen Revision einer Handlung ergiebt es sich bisweilen, daß sehr gute Artikel von altem Schrot und Korn auf dem Lager geblieben sind, bloß deswegen, weil das belehrungliebende Publikum nicht weiß, daß sie noch zu haben sind. Als einen Anhang zu seiner Handbibliothek macht Herr Fr. Nicolai hiemit bekannt: daß noch für junge Gelehrte eine ansehnliche Partie von seinen überverdienstlichen Jahren zu haben ist, die er mit verhältnißmäßigen Portionen von seiner lebhaften Einbildungskraft und seinem Streben mit der Zeit fortzuschreiten, indem diese Artikel nicht getrennt werden dürfen, zusammen verkaufen will: Alles aus Liebe zur deutschen Litteratur und besonderer Umstände wegen auf kurze Zeit um einen sehr billigen Preis.

Buchhändler-Anzeige.

The last dying speech of a malefactor sentenced to death by the high court of philosophy, oder 'Glaubwürdiger Bericht von der langen Verstocktheit und endlichen reuevollen Bekehrung des zum litterarischen Tode verurtheilten Nicolaus Saalbader, nebst den beweglichen Reden, so er auf dem Wege zum Richtplatz geführt', ist in allen Buchhandlungen für 3 Kreuzer zu haben.

...ger oder

...brik.

... Werneuchen hat die Kunſt
... Heidekraut, Diſteln, Binſen,
... etwas groben, jedoch haltbaren
... Stempel der darauf gedruckten
... einer Hand, ſie ſtellen theils ein-
... nicht nur nach der Zahl und
... ſondern mit allen Staubfädchen und
... abgebildet ſind, theils ländliche
... Kinderſtülchen, Bierkrüge. Auf
... Bettverhängen beſtimmten Muſtern ſind
... um Werneuchen, Dörfer mit Kirch-
... Sandberge u. ſ. w. angebracht. Bis
... Verſuche gemacht, da er dieſe aber
... Geſellſchaften vorgelegt und ihre Bil-
... er entſchloßen, die Sache nunmehr
... und beſonders Landpredigerstöchter
... Zur Belohnung hat er ſich nur ein Pri-
... Exemplar erbeten. Man hofft, es könne ein
... für die Mark Brandenburg werden.

Ankündigung.

Auf dem nicht vorhandenen National-Theater der nicht vorhandnen Hauptſtadt der nicht vorhandnen deutſchen Nation wird bei der Eröffnung aufgeführt:

... anfangen 1799

Kotzebue in England,
oder
die Auferweckung der schlummernden Plattheit,
eine weinerliche Posse in fünf Aufzügen, nebst einem Prolog gesprochen von W. Shakspeare.

— — O Hamlet, welch ein Abfall!
Von mir, deß Liebe von der Aechtheit war,
Daß Hand in Hand sie mit dem Schwure gieng,
Den ich bei der Vermählung that, erniedert
Zu einem Sünder, von Natur durchaus
Armselig gegen mich!
Allein wie Tugend nie sich reizen läßt,
Buhlt Unzucht auch um sie in Himmelsbildung;
So Lust, gepaart mit einem lichten Engel,
Wird dennoch eines Götterbettes satt
Und hascht nach Wegwurf. —

Als Nachspiel:

Der Deutsche Jakobinismus,
oder
Abbé Barruel im Tollhause.

Citatio edictalis.

Nachdem über die Poesie des Hofrath und Comes Palatinus Caesareus Wieland in Weimar, auf Ansuchen der Herren Lucian, Fielding, Sterne, Bayle, Voltaire, Crebillon, Hamilton und vieler andern Autoren Concursus Creditorum eröffnet, auch in der Masse mehreres Verdächtige und dem Anschein nach dem Horatius, Arioste, Cervantes und Shakspeare zustehendes Eigenthum sich vorgefunden; als wird jeder, der ähnliche Ansprüche titulo legitimo machen kann, hiedurch vorgeladen, sich binnen sächsischer Frist melden, hernachmals aber zu schweigen.

III.

Entwurf
zu einem kritischen Institute.
1800.

Die hauptsächlichsten Fehler der bis jetzt bestehenden recensierenden Zeitschriften sind: Mangel an unparteilicher und rücksichtsloser Schärfe der Kritik; große Ungleichheit in dem Maßstabe der Beurtheilung, weil die Mitarbeiter auf äußerst verschiednen Punkten der Fähigkeit und Ausbildung stehen; allzu langes Verweilen bei dem Mittelmäßigen und Schlechten, und zu kurze Abfertigung oder gänzliche Uebergehung des Wichtigen und Vortrefflichen; Ungleichheit in der Zeit der Beurtheilung, indem einiges sogleich nach seiner Erscheinung angezeigt wird, andres erst Jahre nachher, wenn schon das ganze Verhältniß des Werkes zu dem bis dahin Geleisteten verändert ist; Zufälligkeit der Anordnung, oder vielmehr absichtliche Zerstückelung, und Vermeidung einer solchen, die irgend eine Uebersicht gewährte; endlich Einförmigkeit, Trockenheit und Geistlosigkeit in der Form oder Unform des Vortrags.

Hiezu kommt noch bei solchen gelehrten Zeitungen, die auf Allgemeinheit ausdrücklich oder durch die That Anspruch machen: daß sie erstlich diesem Versprechen keine Genüge leisten können, weil sie den Begriff der Litteratur so materiell nehmen, daß sie darunter alles Gedruckte verstehen; daß sie, wenn sie es auch könnten, doch nur ein zweckloses Aggregat von Dingen sein würden, die unter sich in keinem wahren Zusammenhange stehen; daß sie bei ihrer jetzigen Unvollständigkeit obendrein für ihre einzelnen Leser nur einem kleinen Theile nach brauchbar sind, indem sie eine Menge Berichte über Kenntnisse enthalten, die bloß zu einem bedingten speciellen Zwecke dienen, welche, der, welcher sich nicht diesem Fache gewidmet, als ihm unverständlich und uninteressant überschlägt, und der Gelehrte von Profession in denselben nicht befriedigend findet, und daher lieber in einem besondern Journal für sein Fach aufsucht.

An einem Theil obiger Mängel ist schon die Form gelehrter

'Zeitungen' schuld, welche blindlings und ohne Zweck von den politischen Zeitungen entlehnt ist, da die Begebenheiten in der litterarischen Welt ja nicht wie die eines Feldzuges Tageweise vorgehen, und wenn dieß auch wäre, doch nicht wie Neuigkeiten am nächsten Tage berichtet werden können. Diese Form mußte also zuvörderst aufgegeben und eine entgegengesetzte gewählt werden. Auch die Erscheinung auf Monate festzusetzen, wäre mißlich, da Arbeiten, die oft weitläuftige Studien erfordern, nicht in so eng bestimmten Zeiträumen gefertigt werden können. Es würde daher am besten sein, das Wort 'Journal' zu vermeiden, und die Erscheinung in einem oder mehren Bänden von Messe zu Messe fortgehen zu laßen. Ich schlage zum Titel vor:

Jahrbücher
der Wißenschaft und Kunst für Deutschland.

Hiedurch würde die Absicht angedeutet, die Zeit fortdauernd in ihren wißenschaftlichen und künstlerischen Fortschritten zu begleiten, ohne eine pragmatische, zu Einem vollständigen Zusammenhange verarbeitete Geschichte, die erst hinterdrein möglich wird, zu versprechen, indem es das Geschäft von Jahrbüchern ist, jede merkwürdige Erscheinung aufzuzeichnen, und ihr Verhältniß zu den vorhergehenden, gleichzeitigen und künftigen aufzuklären, also einer eigentlichen Geschichte vorzuarbeiten. Die Ausdrücke: 'Wißenschaft und Kunst' würden den Umfang des Instituts deutlicher begränzen, als das unbestimmte Wort 'Litteratur', so wie auch das 'für Deutschland' sogleich mit anzeigte, daß ausländische Werke nicht ausgeschloßen sind, aber daß nur dasjenige davon beurtheilt werden soll, was auf den Gang der Wißenschaft und Kunst in Deutschland Einfluß zu haben vermag und verdient, oder vermittelst dessen wir allgemeine Parallelen des Zustandes und Geistes unserer mit der Litteratur der Ausländer anstellen können.

Vollständigkeit können wir unmöglich nach der Zahl der gedruckten Bücher und dem Meßverzeichnisse beabsichtigen. Die unbedeutende Schlechtheit betrachten wir als gar nicht vorhanden, und greifen das Irrige und Geschmackwidrige nur in solchen Schriften an, die durch andre Eigenschaften blenden können, oder ein gewisses Ansehen und Beifall genießen.

Eben so soll die Allgemeinheit, die wir suchen, nur darin be-

stehen, daß wir dasjenige umfaßen, was wirklich einen gemeinschaftlichen Mittelpunkt hat, also was den Menschen als Menschen interessiert, und einen integrierenden Theil der gesammten höheren Geistesbildung ausmacht. Hiedurch sind also ausgeschloßen alle Bücher, die bloß empirische Data oder positive Sätze, ohne Beziehung auf ein System oder Herleitung aus Principien zusammentragen, ingleichen alle bloß technischen Kenntnisse, die lediglich durch ihre Verwendung zu einem bedingten Zwecke einen Werth erhalten.

Unsre Gegenstände würden also folgende sein:

1) Philosophie in ihrem weitesten Umfange.

2) Naturwißenschaft. Da alle Naturbeobachtung, die den Namen verdienen kann, zu allgemeinen Naturgesetzen hinstrebt, und die Spekulation über die Natur ihre Sätze bis in die speciellste Erfahrung hinein bewährt wißen will, so würde sich die Kritik sowohl über empirische als spekulative Physik verbreiten müßen, und es könnte nicht leicht zu viel in diesem Fache geschehen, da das Interesse des Zeitalters so vorzüglich darauf gerichtet ist.

Was von der Mathematik zu erwähnen wäre, wird entweder ihre reale Gültigkeit und ihre Methode in philosophischer Hinsicht, oder ihre Anwendung auf Physik betreffen, und unter eines der beiden Fächer gebracht werden können.

3) Von der Geschichte dasjenige, was durch seinen Inhalt oder durch seine Form unmittelbaren Werth und Interesse hat, und dieß nicht erst durch äußerliche Brauchbarkeit erhält: also alles zur Geschichte der Menschheit gehörige, dann historische Kunstwerke.

4) Von der Philologie: philosophische Grammatik und Beurtheilung der einzelnen Sprachen nach Principien derselben, philologische Kritik und Auslegungskunst.

Das Studium des Klassischen Alterthums fällt unter die beiden vorhergehenden Rubriken, deren Bestimmung ausweist, was davon hier behandelt werden soll. Nur in so fern sein Inhalt einen Theil der Kulturgeschichte ausmacht, gehört es in das historische Fach, seine Methode, Hülfsmittel u. s. w. in das philologische oder grammatische.

5) Schöne Künste und Theorie derselben.

Wenn in ihrem weitesten Umfange Beziehungen nach ihrer

richtigeren Bestimmung, als schöne Komposition in Prosa, und überhaupt was zur schönen Litteratur gerechnet wird, würde den Hauptartikel in dieser Rubrik ausmachen. Der Zweck der Kritik eines Kunstproduktes kann nicht erreicht werden, wenn der Leser es nicht in seiner Gewalt hat, dieses mit jener zusammenzuhalten. Da nun bei den nur an Einem Orte befindlichen Werken der bildenden Künste (Kupferstiche gehören nur selten in das Gebiet der eigentlichen schönen Kunst), wie auch bei den momentanen Hervorbringungen der Schauspielkunst dieß für die meisten Leser nicht der Fall ist, so müßte die Beurtheilung derselben wegfallen, und es bliebe etwa nur die Musik übrig.

Um aber doch die Ansicht von dem vollständigen Kreiße der schönen Künste gegenwärtig zu erhalten, würde man sich mit den Schriften, die von ihrer Geschichte und Theorie handeln, allerdings beschäftigen müßen. Doch ist in Ansehung der letzten wieder ein Unterschied zu machen. Die Theorie der Künste ist entweder die allen gemeinschaftliche, philosophische, oder die besondre, technische. Bei der Poesie gehört auch die zweite ganz in unsern Kreiß, weil sie philologisch, oder aus Principien der Grammatik im höheren Sinne abzuleiten ist. Bei den andern Künsten giebt es eine sehr weitläuftige Kenntniß des Mechanischen, die bloß für den Künstler praktisch interessant ist. Ihre technische Theorie wird also nur in so fern hieher gehören, als sie auf Naturgesetze zurückgeführt werden kann, wie z. B. die Farbenlehre in der Malerei, die Lehre von der Harmonie in der Musik, u. s. w.

Was von den sogenannten Fakultäts-Wißenschaften in unsern Kreiß gezogen werden müßte, ergiebt sich aus Obigem von selbst; nämlich:

1) von der Theologie: philosophische Religionslehre; Kritik und Auslegung der heiligen Schriften, in so fern sie als Urkunden zur Geschichte der Menschheit zu betrachten sind.

2) von der Jurisprudenz: Naturrecht und Theorie der Gesetzgebung.

3) von der Medicin: Begründung ihres Systems auf Principien der Naturwißenschaft.

Anmerkung. Die obige Eintheilung ist in keiner Rücksicht genau zu nehmen als in Beziehung auf das, was durch sie von dem Plane des

Ganzen ausgeschloßen bleibt. Sie soll keineswegs zum Princip der Vertheilung dienen, so daß jeder Mitarbeiter ein bestimmtes Fach wählte oder angewiesen bekäme. Vielmehr wird jeder aufgefordert, dem Redakteur ein Schema von dem aufzusetzen, was und worin er zu arbeiten gedenkt, nach seinen eignen beliebigen Rubriken, doch so genau bestimmt und bedingt, wie möglich.

* * *

Die Verfaßung des Instituts wird sehr einfach sein können. Es wird vorausgesetzt, daß die Mitarbeiter alle selbständige Denker, und von gleichem Eifer für die Fortschritte der Wißenschaft und Kunst beseelt sind, und daß sie sich gegenseitig, als in der gleichen Region des menschlichen Geistes wirkend, anerkennen. Solche Männer können sich nur nach dem Grundsatze der Gleichheit zu einer gemeinschaftlichen Wirksamkeit verstehn. Der Redakteur wird also nur ihr gemeinschaftlicher Geschäftsträger und das Organ ihrer Mittheilung sein. Die Mitarbeiter werden das Ganze des Plans übersehen, sie werden daher auch bei Vertheilung der Arbeiten nicht auf Vorschläge des Redakteurs warten, sondern bei Erscheinung jedes Meßkatalogs eine Angabe von demjenigen machen, was in den Fächern, worin sie arbeiten, ihrer Meinung nach beurtheilt werden müßte, und was sie davon selbst übernehmen wollen. Diese Angaben wären nach der Messe, sowohl was die Lücken des Katalogs und das, was er zu viel hat, als was die merkwürdigen Erscheinungen, die man aus den bloßen Namen der Bücher nicht als solche erkennen konnte, betrifft, zu berichtigen und zu ergänzen. Die Mitglieder, die in demselben Fache arbeiten, werden sich um so leichter über die Vertheilung der Arbeiten verstehen, da es gar nicht zum Gesetz gemacht werden soll, daß von einem gewissen Buche nur Einmal die Rede sein dürfe, sondern das schon auf eine Weise Abgehandelte allerdings wieder in andern Beziehungen und Ansichten in Anregung gebracht werden kann. Da die Büchermessen die äußern Epochen unsrer Litterargeschichte sind, so müßte man, so viel möglich, mit ihnen fortrücken, so daß der in jeder Messe erscheinende Band oder Bände den Bericht von der vorhergehenden möglichst vollständig, nach dem oben festgesetzten Begriffe enthielte, und jeder Mitarbeiter müßte das einmal Uebernommene zeitig genug hiezu liefern.

Sollten die verschiednen Mitarbeiter in einem Fache sich alle von der Beurtheilung einer Schrift abgeneigt finden, von welcher

doch anerkannt würde, daß sie nicht übergangen werden könne, so müßte die Mehrheit der übrigen entscheiden, wer unter ihnen den nähsten Beruf dazu habe, und es also der Vollständigkeit wegen übernehmen müße. In sonstigen Streitigkeiten zwischen dem Redakteur und einem Mitarbeiter könnten beide sich vergleichen, einen Dritten als Schiedsrichter zu wählen, oder der Fall würde allen vorgelegt und die Mehrheit entschiede.

Das Wesentliche der Redaktion würde also eigentlich unter alle Mitarbeiter vertheilt sein.

Anmerkung. Zunächst und in seinem ganzen Umfange gilt Obiges nur für die Mitglieder, denen gegenwärtiger Entwurf mitgetheilt wird, und die die Grundlage des Instituts bilden, nämlich: Bernhardi, Schelling, A. W. Schlegel, Fr. Schlegel, Schleiermacher, Tieck*). Wenn erst das Ganze zur Ausführung kommt, so wird der Redakteur nach Billigung der Mehrheit noch für einen oder den andern Nebenzweig Gelehrte einladen, mit denen er seine eigne Verabredung zu treffen hat.

* * *

Was die Form des Vortrags betrifft, so hätte darin jeder Mitarbeiter unbeschränkte Freiheit ihr sein eigenthümliches Gepräge zu geben; er könnte sein Urtheil nach Gelegenheit in Briefe oder Dialog einkleiden, oder es auch in Aphorismen ganz kurz hinstellen und so viel Scherz einstreuen, als ihm beliebte. Nur die Namen 'Recensent' und 'Recension', noch mehr aber die Sache, nämlich die kathedralische Pedanterie, die Steifheit, Formlosigkeit und das weitläuftige und unnütze Auszugmachen und Ausschreiben aus den beurtheilten Büchern müßte sorgfältig vermieden werden.

Nicht bloß als besondre Bücher erschienene Schriften, sondern auch einzelne Gedichte u. s. w. könnten für sich allein kritisiert werden, so wie auf der andern Seite auch mehre Schriften, selbst aus verschiednen Fächern, wenn man Beziehungspunkte zwischen ihnen zu finden wüßte, dürften in einer Kritik zusammengefaßt und gestellt werden. Um auch hierin die Kombinationen der Mitarbeiter nicht zu beschränken, müßte der Redakteur für die einzelnen Kritiken eine

[*) Fichte ist hier nicht genannt, weil er durch einen ähnlichen Plan, wie man wußte und weiter unten angedeutet ist, wenigstens vorläufig vom Beitritte zu der Gesellschaft abgehalten war. Steffens wurde auch eingeladen, und erklärte, gern beitreten zu wollen.]

anſchauliche und überſehbare Anordnung wählen, aber ſie keineswegs ängſtlich nach Rubriken klaſſificiren.

Die äußere Einrichtung wäre etwa folgende:

1) Größere kritiſche 'Abhandlungen'; dieſe beträfen ausgezeichnet wichtige Werke, oder die ſämmtlichen Werke eines berühmten Autors, oder ſie enthielten Ueberſichten.

2) Kürzere Kritiken in allen Formen, die vielleicht am ſchicklichſten den Namen 'Notizen' führen könnten.

3) 'Selbſtanzeigen.' Da man nämlich unfehlbar die ſämmtlichen Mitarbeiter als eine Faktion ſolcher verſtellen wird, die verſchworen ſeien ſich einander zu loben, und doch allerdings von den eignen Werken der Mitarbeiter gar ſehr die Rede wird ſein müßen, weil nur ſolche Beruf haben, es zu ſein, die in den Gang der Wiſſenſchaft und Kunſt mit Nachdruck eingreifen können: ſo wird es gerathen ſein, jeden Mitarbeiter bei der erſten Herausgabe eines Werkes ſeinen Plan und ſeine Abſichten dabei ſelbſt entwickeln zu laßen. Es bleibt einem andern Mitarbeiter dennoch unbenommen, dieſelben in einer Ueberſicht, Parallele oder ſonſtigen Kombination lobend oder tadelnd Erwähnung zu thun. Dergleichen motivierende Anzeigen wären auch ſehr wünſchenswerth von einigen ausgezeichneten Schriftſtellern, über welche die Anſicht der ſämmtlichen Mitarbeiter längſt bekannt iſt, und die vielleicht zu keiner andern Theilnahme bewogen werden können; ich nenne hier Goethe und Fichte. Doch gilt wegen einer zweiten Erwähnung ſolcher Schriften durch Andre daſſelbe wie oben.

Dieſe Selbſtanzeigen würden auch den Vortheil haben, mehr Mannichfaltigkeit in das Ganze zu bringen, da der Hervorbringer des Werkes noch einen andern Standpunkt dafür hat, als irgend ein Beurtheiler haben kann.

4) Kritik der Kritik, oder 'Revüen der recenſierenden Zeitſchriften.' Da ein kritiſches Inſtitut, wie das eben beſchriebene, ſich der That nach in einem beſtändigen Kampfe mit verjährten Autoritäten, mit dem Herkommen, der Gedankenträgheit und dem wiſſenſchaftlichen Obſkurantismus befinden würde, ſo müßte es auch das Polemiſieren in der Form, und die gehäßige Deutung nicht ſcheuen, die man gegen dieſem Artikel zu geben nicht ermangeln würde. Auf Vollſtändigkeit wäre dabei nicht Anſpruch zu machen. Jeder Mitarbeiter

zeichnete die auffallendſten Verſtöße, die ihm in ſeinem Fache vorkämen, mit lakoniſcher Kürze auf, und der Redakteur ſtellte ſie zuſammen. Scherze, Einfälle und Parodieen, die dazu dienten, die Dummheit und Verkehrtheit ins Licht zu ſtellen, wären dabei ſehr willkommen.

* * *

Die Namen der ſämmtlichen Mitarbeiter würden in der Einleitung, worin das Exoteriſche des obigen Plans weiter aufzuführen wäre, genannt, oder nach früheren Schriften bezeichnet, aber nicht bei den einzelnen Kritiken angegeben, weil dieß doch manchmal zu Rückſichten auf äußere Verhältniſſe nöthigen könnte. Der Name des Herausgebers könnte allenfalls auf den Titel geſetzt werden.

* * *

Vorſchläge für den Druck und die Bedingungen des Verlags.

Deutſcher Druck, mittleres Format 8., der Band 24 bis 30 Bogen. Näher läßt ſich die Stärke desſelben nicht wohl beſtimmen, da die Aufſätze nicht abgebrochen werden dürfen. Die Zahl der Bände richtet ſich natürlich nach den vorhandnen Materialien.

Der Druck müßte an einem Orte vor ſich gehen, wo der Redakteur, oder ein andrer Mitarbeiter, der es übernehmen will, die Aufſicht und Korrektur beſorgen könnte.

Honorar: 3 Lsd. pr. Bogen. Ferner: dem Redakteur eine beſtimmte Summe zum Erſatz der Auslagen für Korreſpondenz u. ſ. w., die aber etwas reichlich anzuſetzen wäre, wenn nichts beſonders für ſeine Mühe und Zeit gefordert werden ſoll.

Die zu beurtheilenden Bücher gleich in der Meſſe einzukaufen, und von da aus zu verſenden, würde ſchwerlich eine Erſparung ſein, theils wegen des Porto und dann weil eine Menge nachher unbrauchbare angeſchafft werden müßten, indem es einem Buche manchmal erſt bei der Einſicht anzuſehen iſt, daß man nichts darüber zu ſagen hat. Jeder Mitarbeiter kauft alſo an dem Orte ſeines Aufenthalts die Bücher, die er nicht ſonſt bequem haben kann, oder ohne dieß beſitzt; will er ſie nachher nicht behalten, ſo erſtattet der Verleger den Preis.

IV.

Vorrede zu Horatio Walpole's historischen, litterarischen u. unterhaltenden Schriften,

überſetzt von A. W. Schlegel. Leipzig bei Hartknoch. 1800. 8.

Die ſämmtlichen Werke des berühmten Horatio Walpole, nachherigen Grafen von Oxford, ſind nach ſeinem Tode, jedoch ſeinen zu der Herausgabe gemachten Sammlungen und Veranſtaltungen gemäß, im Jahre 1798 zu London in fünf großen Quartbänden erſchienen. Schon ihre Koſtbarkeit, die durch viele zum Theil überflüßige Kupferſtiche und die Pracht des Druckes verurſacht wird, muß dieſe Sammlung in Deutſchland ſelten machen. Sie enthält aber auch vieles, was nur ein lokales und nationales Intereſſe haben kann, wiewohl es die Aufnahme allerdings verdiente, um den Nachlaß eines ſeinen Landsleuten auf ſo mancherlei Weiſe merkwürdigen Mannes vollſtändig beiſammen zu haben. In dieſer doppelten Rückſicht hofft man alſo dem deutſchen Leſer mit einer überſetzten und für ſeine Bedürfniſſe bearbeiteten Auswahl daraus einen Dienſt zu leiſten.

Die Erinnerungen von den Höfen und Regierungen der beiden erſten George, welche hier den Anfang machen, ſind zwar eine von Walpoles ſpäteſten Schriften, ſie beſchäftigen ſich aber doch mit den früheren Perioden ſeiner ſo langen und erfahrungsreichen Lebensbahn. Das Alter verräth ſich keinesweges in der Abnahme der Munterkeit, eher in einiger Geſchwätzigkeit und kleinen Nachläßigkeiten des Stils, die aber auch daher rühren können, daß der Aufſatz urſprünglich nicht für das große Publikum beſtimmt war, wodurch er nur um ſo anziehender wird. Dem Sohn eines großen Miniſters, der ſo lange das Ruder des brittiſchen Staates geführt hatte, konnte es bei einem regen Beobachtungsgeiſte nicht an Ge-

legenheiten fehlen, den Zusammenhang zwischen kleinen Anekdoten und Charakterzügen und öffentlichen Begebenheiten wahrzunehmen. Seine politische Freimüthigkeit hat sich hier, wo nicht von Behauptung großer Rechte, sondern von Schwächen und Lächerlichkeiten die Rede ist, mit leiseren Andeutungen begnügt, die besonders über die Erscheinung, welche die zu Anfange dieses Jahrhunderts auf den englischen Thron gelangte neue Dynastie in den Augen der Nation, die sie dazu berufen hatte, machen mußte, und über die Art, wie sich jene selbst in dem neuen Verhältnisse benahm, nicht sparsam eingestreut sind.

Die Nachricht von der Streitigkeit zwischen Hume und Rousseau versetzt uns lebhaft in die Epoche der Encyklopädisten, wo sich in Frankreich ein Verhältniß zwischen den Gelehrten und Vornehmen gebildet hatte, wie es überhaupt nicht wieder stattfinden möchte. So wird auch nicht leicht irgend eine Fehde in der litterarischen Welt wieder ein so allgemeines Aufsehen im kultivierten Europa machen, als diese Geschichte damals erregte, und ein Beitrag zur vollständigeren Entwicklung ihrer Triebfedern kann also auch jetzt nicht zu spät kommen. Walpoles berüchtigter fingierter Brief des Königs von Preußen darf ihm gewiß nicht zum Verbrechen angerechnet werden, so wie überhaupt die ganze Art seines Antheils daran nicht tadelnswerth ist: allein indem er sich rechtfertigt, läßt er sich durch seine allgemeine Abneigung gegen die Franzosen, die persönliche gegen Rousseau, und einen gewissen ganz unbilligen Uebermuth des Mannes von Stande und Vermögen gegen den gelehrten Stand zu Härten und Uebertreibungen hinreißen.

Die Charaktere englischer Schriftsteller von hohem Range führen im Original den Titel: A catalogue of the royal and noble authors of England, with lists of their works; und es ist dabei auf eine vollständige Angabe aller englischen Fürsten und Pairs sowohl, die Autoren gewesen, als ihrer Schriften, selbst die kleinsten Flugblätter nicht ausgenommen, abgesehen. Aber wie Walpole überhaupt meistens ein gelegenheitlicher Schriftsteller war, so ist auch nicht selten das, was bei Gelegenheit seines eigentlichen Zweckes zum Vorschein kommt, das Willkommenste, und die Zugabe von Geist, Witz und sinnreicher Charakteristik, die er sich hier als gelehrter Litterator und mühsamer Bibliograph erlaubte, wird für uns die Hauptsache.

Dagegen wurde er auch zu den Verirrungen, die bald auffallend überhand nahmen, nicht mit fortgerißen, und der Einfluß damals herrschender Ansichten auf seine Grundsätze und Ausübung zeigt sich *) nur bei einer näheren Prüfung. So viele zuversichtliche Kraftverheißungen giengen ohne bleibende Spur vorüber, und nachdem die sogenannte Sturm- und Drang-Periode in den siebziger Jahren des verflossenen Jahrhunderts ausgetobt hatte, ließ sich in den Achtzigern eine gewisse Erschlaffung spüren, die durch mancherlei zusammentreffende Umstände vermehrt ward. Die Lethargie war so unerwecklich, daß selbst das Wiederauftreten jenes großen Geistes, welcher zu der vorhergehenden Periode den ersten Anstoß gegeben hatte, und dessen Jugendwerke, die auf dem Standpunkte einer umfaßenden historischen Kritik nur als vorläufige Protestationen gegen die Anmaßungen der konventionellen Theorie erscheinen, damals das Ziel verkehrter Nachahmungen gewesen waren: daß selbst das Wiederauftreten **) Goethes, sage ich, in der Gestalt des reifen, selbständigen, besonnenen Künstlers unmittelbar keine sichtbare bedeutende Wirkung hervorbrachte. Der Glaube, der in Rücksicht auf die, welche ihn hegen, seinen guten Grund zu haben pflegt, das Gebiet der Dichtung ziehe sich gegen das der Begriffe immer enger zusammen, jede neue und große Hervorbringung in der Poesie werde immer schwieriger, ja unmöglich: dieser Glaube verrieth sich an mancherlei Symptomen als allgemein herrschend, und Bürger hatte häufige Anwandlungen von diesem Kleinmuth. Eine Kritik, die ihn noch in den letzten Jahren ***) traf, die Beurtheilung der

*) uns bei 1800. **) jenes großen Geistes, sage ich 1800.
***) traf, war eben nicht gemacht selbigen zu heben. 1800.

zweiten Ausgabe seiner Gedichte in der Jenaischen Litteratur-Zeitung, war eben nicht gemacht, ihn davon zu heilen: sie drohte seinem Ruhme einen gefährlichen Stoß, ohne daß er in seinem Innern einen rechten Gegenhalt wider sie gefunden hätte *). So hatten sich alle Umstände zu seinem Nachtheile gewandt. Zu den allgemeinen Einflüßen einer einschläfernden, isollerenden, ungedeihlichen Zeit nehme man nun insbesondre den umwölkten Horizont seiner weltlichen Aussichten, Kränklichkeit, Sorgen und die Nothwendigkeit zu Beschäftigungen zu greifen, worin er sich entweder seines wenigen Berufs oder ihrer Beschaffenheit wegen nicht hervorthun konnte, Trennung von alten Freunden und Geistesgenoßen, Mangel an bereichernden und auffordernden Anschauungen, eine freudenlose Umgebung sowohl von Seiten der Natur, als des geselligen Lebens **), endlich das beständige Ringen eines beleidigten Selbstgefühls gegen den Uebermuth von Gelehrten, die sich in geistlosem Sammlerfleiß

*) Der anonyme Verfaßer dieser Recension, welcher sich gleichwohl leicht errathen ließ, und nicht unbekannt bleiben konnte, war Schiller. Dieß kränkte Bürgern um so mehr, weil er für den Dichter der Götter Griechenlandes eine lebhafte Bewunderung gefaßt hatte. Die Recension war mit der kalten abgezirkelten Eleganz abgefaßt, welche Schillers damaligen prosaischen Schriften eigen war, und in seinen Briefen über ästhetische Erziehung in die äußerste Erstorbenheit übergieng; aber sie imponierte dem Publikum und Bürgern selbst durch eine gewisse Würde, durch den Schein der philosophischen Tiefe und durch den noch mehr trügerischen Schein der Mäßigung. Anm. zum neuen Abdruck. 1828.

**) Bürger pflegte wohl den Ausruf Hallers in einem schwermüthigen Gedichte auf sich anzuwenden:

Ja, recht in seinem Zorn hat das gerechte Wesen
Mir diesen fernen Ort zur Wohnung auserlesen!

Anm. z. n. A. 1828.

Witterung, seiner Art nach weit beßere Früchte getragen hätte: aber diese Betrachtung kann mich nicht bewegen, den Geschmack der wirklich getragenen Frucht anders anzugeben, als ich ihn empfinde. Mit dem Hinstellen für die äußere Anschauung ist das Gedicht oder sonstige *) Erzeugniß des Geistes von der Person des Hervorbringers eben so abgelöst, wie die Frucht, welche genoßen wird, vom Baume; und wenn gleich die sämmtlichen Gedichte eines Mannes seinen poetischen Lebenslauf darstellen, und zusammen gleichsam eine künstlerische Person bilden, in welcher sich die **) Eigenthümlichkeit der wirklichen mehr oder weniger, ***) unmittelbar oder mittelbar offenbart: so müßen wir sie doch als Erzeugnisse der Freiheit, ja der Willkür, ansehen, und es dahin gestellt sein laßen, ob der Dichter sein †) Inneres nicht auf ganz andere Weise in seinen Werken hätte abspiegeln können, wenn er gewollt hätte.

Das war es wohl eben, was Bürgern in der oben erwähnten Beurtheilung in der Jenaischen Litteraturzeitung am empfindlichsten kränkte, daß sie diese Trennung nicht zugab, daß so bestimmt darin ausgesprochen wurde, was man am Dichter vermisse, gehe dem Menschen ab. Es ward ihm Mangel an Bildung vorgeworfen, in einem Alter, wo man eine solche Versäumniß schwerlich mehr nachholt. Dadurch spielte der Kritiker die Frage eigentlich in ein ihm fremdes Gebiet. Spekulativ und im voraus betrachtet, erscheint eines Menschen freie in ihn selbst zurückgehende Thätigkeit als eine Schöpfung aus Nichts; historisch aber von hinten nach angesehen, wird sie zu einem bedingten Gliede

*) Kunstprodukt von 1800. **) Individualität 1800.
***) unmittelbarer oder mittelbarer 1800. †) Individuum 1800.

in einer Reihe von Urſachen und Wirkungen: und wenn ſich aus jenem Standpunkte Alles von ihm fordern läßt, ſo muß man auf dieſem ſchlechthin mit dem vorlieb nehmen, was er wirklich geworden iſt. Ob jemand die äußeren und inneren *) Anregungen zu einer höheren Ausbildung gehörig benutzt hat, ob nicht, wenn bei ſeinem redlichen Beſtreben noch Rohheit in ihm zurückblieb, urſprüngliche und unüberwindliche Anlagen ihm den weiteren Fortſchritt wehrten, dieß ſind Fragen, die er in der geheimſten Stille mit ſich auszumachen hat; und die moraliſchen Angelegenheiten eines noch lebenden Menſchen vor das große Publikum zu ziehen, iſt in der That grauſam, wenn ihm auch in der Sache ſelbſt nicht das mindeſte Unrecht **) geſchähe ***). Davor iſt man aber niemals ſicher: denn zwiſchen das Innerſte des

*) Anforderungen 1800. **) geſchieht 1800.

***) Damals, als ich den obigen Aufſatz ſchrieb, hatte ich Urſache mit Schillers Betragen in ſeinem perſönlichen Verhältniße zu mir ſehr unzufrieden zu ſein. Dieß machte mich eben zurückhaltend. Auch hielt ich mich nicht für berechtigt, die Schutzmauer der Anonymität zu durchbrechen, wohinter Schiller, ungeachtet der Aufforderung Bürgers, ſich zu nennen, verſchanzt geblieben war. Jetzt, nachdem die beiden Gegner ſeit ſo vielen Jahren aus dem Leben geſchieden ſind, ſteht der Freimüthigkeit kein Bedenken im Wege. Schillers Recenſion war meines Erachtens eine nach den Geſetzen der litterariſchen Moral nicht wohl zu rechtfertigende Handlung. Wie kam gerade Schiller dazu, über einige in Bürgers Gedichten ſtehen gebliebene geſunde Derbheiten wie ein Rhadamanthus zu Gericht zu ſitzen? Der Verfaßer der Räuber, in deſſen früheren Gedichten und Dramen ſo manche Züge jedes zarte Gefühl verletzen, mußte wißen, wie leicht genialiſcher Uebermuth zu wilden Ausſchweifungen fortreißt. Oder war es gerade das Bewußtſein dieſer neuerdings mit ihm ſelbſt vorgegangenen Verwandlung, was ihn ſo unerbittlich ſtrenge machte? Und hatte er denn wirklich die alte Haut ſo voll

Gemüths und seine Erscheinung in einem Kunstwerke treten Organe und Medien ein, welche die Mittheilung leicht unvollständig machen oder entstellen. Es giebt Menschen, die nicht ohne widerliche Verzerrungen weinen können, wenn ihr Gefühl auch das mildeste und edelste wäre; es giebt hartgihöre Musiker, die ihre Zuhörer mit häufigem Fortissimo heimsuchen, weil sie nur Piano hören, wenn sie schon Forte angeben. Wenn wir uns, ohne über den Urheber richten zu wollen, bloß an das Geleistete halten, so bekommen wir statt eines unbekannten, unergründlichen und in's Unendliche hin bestimmbaren Subjekts, das auf sich selbst hätte handeln sollen und können, bestimmte Objekte, auf die der Dichter gehandelt hat: nämlich seine Vorbilder; die poetischen Gattungen, wie sie sich historisch gebildet haben oder durch ihren Begriff unwandelbar festgesetzt sind: die gewählten Gegenstände, die ihm vielleicht zum Theil von außen her überliefert wurden; endlich die Sprache und die äußerlichen Formen der Poesie, die Silbenmaße, wie er sie vorfand und bearbeitete.

---

ständig abgestreift, als er damals glaubte? Ueberdieß hat Schiller durch diese Beurtheilung nur eine schwache Probe seiner Kennerschaft gegeben. Er hätte Bürgern nicht tadeln sollen, weil er ihn nicht gehörig zu loben verstand. Wie er das Wesen der Gattung, worin Bürger wenigstens zuweilen ein vollendeter Meister war, begriffen hatte, das zeigen die Balladen, die er später, wetteifernd mit Goethe, aber gegen den Willen der Minerva, dichtete. Es hat hiebei eine Nemesis gewaltet, und Bürgern ist, zwar erst nach seinem Tode, die vollständigste Genugthuung zu Theil geworden, indem nun die Vergleichung zwischen der Leonore, dem wilden Jäger, der Tochter des Pfarrers zu Taubenhain, den Weibern von Weinsberg und dem Fridolin, dem Taucher, dem Ritter von Rhodus u. s. w. angestellt werden kann. Anm. z. u. A.

Sollte bei einer Prüfung der bürgerischen Gedichte nach diesen Rücksichten, und ihrer Zusammenhaltung mit dem unbedingten Maßstabe des Kunstgesetzes, auch Vieles von dem wegfallen müßen, was Bürger sich selbst zuschrieb, und was ihm seine mitlebenden Leser größtentheils bereitwillig zugestanden: so glaube ich doch den Schatten meines Freundes durch offene Darlegung meiner jetzigen Ueberzeugungen darüber nicht zu kränken, Er ist jetzt aus dem Reiche sinnlicher Täuschungen entrückt, und wenn sich die Abgeschiedenen noch um unsre Angelegenheiten bekümmern, so liegt ihm unstreitig das Gedeihen der göttlichen Poesie überhaupt mehr am Herzen, als die Beiträge seines beschränkten Selbst, wiewohl er im Leben es vielleicht nie völlig zu dieser Entäußerung bringen konnte. Zudem ist es eine vergebliche Hoffnung, einem menschlichen Werke durch Verschweigung der Mängel einen höheren Ruhm fristen zu wollen, als der ihm zukommt: vielmehr steht zu befürchten, in der Folge möchte mit dem so lange eingebildeten Werth, der sich nicht bewährt gefunden, auch der ächte verkannt und bei Seite geschoben werden; und es ist daher in jedem Falle heilsam, die Sichtung zeitig ohne Rückhalt vorzunehmen. Man muß wünschen, daß Bürgers Gedichte künftig nur nach ihrem reinen Gehalt wirken: da jedoch, wie es scheint, unsre Litteratur die ganze Schule möglicher Mißverständniße durchmachen mußte, um zu dem Rechten zu gelangen, so ist ihnen auch die bisherige negative Wirkung, daß sie hievon ihr Theil getragen, zu Gute zu rechnen.

Bei einem Dichter, wie Bürger, der gar nicht etwa wie ein begünstigter Liebling der Natur den ersten Anmuthungen folgte, und Alles mit fruchtbarer Leichtigkeit hinschüttete, sondern meistens langsam und mit Mühe, ja nicht

ſelten mit ängſtlichem Fleiße ſeine Sachen ausarbeitete und überarbeitete, ſind die leitenden Begriffe bei ſeiner Ausübung der Kunſt von großer Wichtigkeit, um uns über die Urſachen des Gelingens und Verfehlens aufzuklären. Ich finde deren hauptſächlich zwei während ſeines ganzen poetiſchen Lebenslaufes herrſchend: Popularität und Korrektheit; obſchon natürlicher Weiſe jener in deſſen erſter Hälfte, dieſer in der letzten mehr hervorſtach. Dazu kam noch in den *) ſpäteren Jahren, als ihn eine ſtolz verkennende Kritik an ſich ſelbſt irre gemacht hatte, der ihm eigentlich fremde und aufgedrungene Begriff der Idealität. Er hat zwar in einem eignen Spottgedichte **), 'der Vogel Urſelbſt, ſeine Recenſenten und der Genius', ſeinen Unglauben daran erklärt, aber nichts deſto weniger ſich dadurch zu mancherlei Aenderungen und Umſchmelzungen beſtimmen laßen. Dagegen verließen ihn in dieſer Periode die Begriffe von Originalität und Genialität beinahe gänzlich, auf die er immer nur mißtrauend gefußt hatte, und gleichſam um die Sitte ſeiner Altersgenoßen mitzumachen, welche darauf, wie auf eine glückliche Karte, ihr ganzes Vermögen wagten. Auf das allgemeine Weſen der Poeſie, auf die Nothwendigkeit und ſtrenge Reinheit der Gattungen, ſogar auf die Anlage eines einzelnen Gedichtes im Ganzen ſcheint er wenig Nachdenken verwendet zu haben.

Den Satz, welchen Bürger ſchon in der Vorrede zur erſten Ausgabe ſeiner Gedichte ohne Beweis poſtuliert hatte: Volkspoeſie ſei die vollkommenſte und die einzige wahre;

*) letzten Jahren, als ihn eine überlegene Krit. 1800.

**) das nicht in die Sammlung aufgenommen worden, ſeinen 1800.

dieſen Satz, folgendermaßen modificiert: 'Popularität eines poetiſchen Werkes iſt das Siegel ſeiner Vollkommenheit'; erkannte er in der Vorrede zur zweiten Ausgabe von Neuem an, und ſuchte ihn zu begründen. Wenn man das, was er dabei ſagt, um ſeine Meinung mit dem Worte 'Volk' deutlich zu machen, zuſammenfaßt, ſo läuft es auf einen mittleren Durchſchnitt aus allen Ständen hinaus, und zwar in Anſehung der natürlichen Anlagen und Fähigkeiten; denn in Betreff des Angebildeten und Erworbenen giebt es einen ſolchen mittleren Durchſchnitt überhaupt nicht, indem die an wißenſchaftlicher und konventioneller Bildung Theil nehmenden, und die davon ausgeſchloßnen Stände gänzlich getrennt bleiben. Nun läßt ſich aber nicht einſehen, warum die Poeſie, der es gegeben iſt, das Höchſte im Menſchen auszuſprechen, ſich irgend nach der Mittelmäßigkeit bequemen ſollte, ſtatt ſich an die vortrefflichſten und von der Natur am reichſten begabten Geiſter zu wenden, und die übrigen ſorgen zu laßen, wie ſie mit ihr fertig werden möchten. Bürger verſtand ſich mit dieſer Forderung ſelber nicht recht, und verwechſelte ſie mit dem allerdings erreichbaren Zwecke, den er ſich bei einem großen Theile ſeiner Lieder vorgeſetzt hatte: für Leſer aus verſchiednen Ständen, und namentlich auch aus den unteren und ungelehrten, zugleich zu dichten. Es dürfte auch dazu nicht eben eine ſo bewundernswürdige Herablaßung nöthig ſein, als manche haben *) vorgeben wollen; denn die Natur theilt Phantaſie und Empfänglichkeit ohne Rückſicht auf hohe oder niedre Geburt aus; konventionelle Kultur wird nur zu den Gattungen erfordert, welche Gemälde des feineren geſelligen Lebens aufſtellen;

*) vorſtellen 1800.

in der Romanze etwas erzählt wird, und daß ſie auch geſungen werden kann: folglich iſt ſie ein epiſch-lyriſches Gedicht. Man ſieht, dieß Stück Theorie iſt wohlfeil zu haben, und Bürger hatte es in der guten Zeit, als noch Engels Theorie der Dichtarten oder gar der Batteux etwas galt, unbeſehens angenommen. Ich will hier nicht entſcheiden, ob ſich die Romanze und die übrigen eigenthümlich modernen Gattungen anders als hiſtoriſch und genetiſch ableiten laßen, da die neuere *) oder romantiſche Poeſie ſich nicht wie die klaſſiſche unmittelbar aus reinen Kunſtgeſetzen ſtätig entwickelt hat, ſondern unter der Vermittlung aller Zeitumſtände, welche die Wiedergeburt der Welt begleiteten, vielleicht als Gegenſatz nothwendig, aber doch mit dem Scheine der Zufälligkeit entſtanden iſt. Es wird für unſern Zweck hinreichend ſein, die alten Romanzen, die nicht mit Abſicht für das Volk, ſondern unter dem Volke gedichtet wurden, deren Dichter gewißermaßen das Volk im Ganzen war, zu charakteriſieren, wie wir bei den Spaniern, Engländern, Schotten, Dänen und Deutſchen wirklich vorfinden.

Der Name 'Romanze', der bei den Spaniern wohl zuerſt in dieſer Bedeutung gebraucht worden, iſt ſehr ſprechend. Romance heißt ſoviel als lingua volgare, die neuere Volksſprache, die ſich im Konflikt einer barbariſchen mit einer gelehrten und klaſſiſch vollendeten endlich gebildet hatte, ſo wie überhaupt aus dieſem Chaos ſtreitender Elemente die romantiſche Geſtaltung des Mittelalters hervorgieng. Romanze, als Dichtart, iſt eine romantiſche Darſtellung in volksmäßiger Weiſe. Aus dem letzten Punkte mußte in einem Zeitalter, wo alles Leſen ſchon zur gelehrten Bildung

*) das iſt romant. 1800.

gehörte, die Bestimmung zum leichten Gesange von selbst herfließen, so wie auch die Kürze in der Behandlung und die Einfachheit der erzählten Geschichten, da sie sich dem Gedächtniße einprägen sollten. So schieden sich die Romanzen von den umfaßenderen Romanen, die ursprünglich Ritterbücher waren, und erst späterhin in Prosa aufgelöst zu Volksbüchern bearbeitet sind. Natürlich wurden dazu nicht fremde und unbekannte Gegenstände herbeigezogen, sondern solche gewählt, die, wenn auch ganz im Gebiete der Phantasie, doch innerhalb des Horizontes möglicher Anschauungen lagen: die Romanzen waren durch ihren Inhalt, so wie durch die einheimischen Accente und Töne, die sich darin regten, national. Das Ritterwesen bildete in den Ländern, wo es herrschte, eine gemeinsame Nationalität, und was darauf Bezug hat ist sich daher überall ähnlich, wiewohl immer noch durch feinere Schattirungen abweichend bezeichnet. Sonst sind aber den alten Volksgesängen die eigenthümlichsten Züge der ganzen Denk- und Empfindungs-Weise jedes Volkes anvertraut, oft mit unauslöschlichen und *) die Gesinnung bestimmenden Erinnerungen innigst verwebt. So hallten in manchen spanischen Romanzen Scenen aus dem letzten Mohrenkriege so rührend wieder, daß es untersagt ward, sie zu singen, weil sich dabei eine unbezwingliche Trauer aller Hörer bemächtigte. In andern schimmert die stille und brennende Liebe, die verwegne Eifersucht, die phantastische Galanterie des Castilianers unter mohrischen Namen und in der seidnen Pracht des untergegangenen Hofes zu Granada. Es ist bemerkenswerth, daß in diesen südlichen Dichtungen nirgends eine Spur von Gespenstern

*) Charakter bestimmenden 1800.

oder andern Schreckbildern der Phantaſie anzutreffen iſt, da in den nordiſchen Balladen beſonders der Engländer, Schotten und Dänen alle Schauer der Geiſterwelt kalt und leiſe und um ſo erſchütternder ins Leben *) herüber wehen.

Die Darſtellung iſt in den alten Romanzen überhaupt ſummariſch und abgerißen: manchmal zählt ſie Thatſachen und Namen chronikenmäßig auf; aber nie iſt ſie bemüht auch das Wunderbarſte vorzubereiten, noch läßt ſie ſich mit Entwickelung der Triebfedern ein. Jenes beglaubigt, und dieſes bringt, da nichts mit klügelnder Willkür erfunden, ſondern Alles mit der reinſten und kindlichſten Anſchauung aufgefaßt iſt, einen ahndungsvollen Unzuſammenhang hervor, der uns mit unausſprechlichem Zauber feſthält. Keine Rhetorik im Ausdruck der Leidenſchaften, bei deren faſt ſchüchterner Andeutung die rege Handlung um ſo gewaltiger trifft. Ueberhaupt wird man niemals mit der Schilderung der Gegenſtände übertheuert, wenn ich ſo ſagen darf: die Sache giebt ſich ſelbſt ohne Anſpruch und Bewußtſein, und nirgends iſt eine Richtung auf den Effekt wahrzunehmen. Durch alles dieß ſind die alten Romanzen in der Kühnheit weiſe, in der Rede herzlich rührend, im Abenteuerlichen und Phantaſtiſchen natürlich und einfältig, und im ſcheinbar Kindiſchen oft unergründlich tief und göttlich edel. Dem ſorglos dichtenden Triebe gelang, wozu nur der abſichtsvolle Meiſter zurückkehrt: mit den unſcheinbarſten Mitteln das größte auszurichten. Ein gebildetes Zeitalter betrachtet dieſe Naturerzeugniſſe mit einer Art von Vergnügen, wie es Kenner der Malerei an leichten Skizzen und hingeworfenen Gedanken finden, wo man gleichſam die Grundanſchauung eines großen

*) Herder 1778.

und reichen Kunstwerks in wenigen geistvollen Strichen vor sich hat. Es wird Ergänzung der Einbildungskraft dazu erfordert, und so begreift sich's, wie ein Kunstrichter, dem es gänzlich an der Fähigkeit dazu gebrach, Johnson, der herrlichen Chevy-Jagd unbelebte Kraftlosigkeit vorwerfen konnte.

Es versteht sich, daß das Obige nur von den ältesten und eigentlich ursprünglichen Romanzen in seinem ganzen Umfange gilt, die späteren, wenn auch sonst im Geiste jener gedichtet, haben doch eine regelmäßigere Ausführlichkeit. Die spanische Romanze wurde nachher zu einer sehr mannichfaltigen und kunstreichen Dichtart ausgebildet. Die englischen Balladen hingegen blieben für das Volk bestimmt, aber sie sanken mehr: viele vor Shakspeares Zeiten vorhandene sind schon äußerst flach, weitschweifig, mit prosaischen Aufforderungen zur Theilnahme und Nutzanwendungen verbrämt, wie auch die damaligen Bearbeitungen der beliebten nur in der Sprache veralteten Stücke durchgehends Verwäßerungen sind. Nur selten ließ sich damals noch ein wahrhaft romantischer Anklang hören. Was Dichter *) des achtzehnten Jahrhunderts, ein Shenstone, Collins, Mallet, Goldsmith u. s. w., als Balladen haben geben wollen, seit die Liebhaberei für diese Gattung wieder erweckt war, sind **) empfindsame Reimereien ohne einen Funken vom Geist der alten. Verglichen mit der Ohnmacht und Verkehrtheit dieser Versuche bei einer Nation, die an aufbehaltenen einheimischen Vorbildern weit reicher ist, als die unsrige, erscheint Bürgers Verdienst um die Wiederherstellung der ächteren Romanze unermeßlich groß, und es ist nicht mehr als billig, daß seine Lenore in England ein

*) dieses Jahrh. 1800. **) sentimentale 1800.

und gelehrte Kenntniſſe können durch die Wahl des Stoffes überflüßig gemacht werden. In dieſem Sinne iſt es ſehr möglich, ein würdiger und edler Volksdichter zu ſein. Allein es läßt ſich wiederum nicht einſehen, warum jeder Dichter, und zwar jederzeit, es wollen müßte, warum er nicht zum Beiſpiel Leſer ſollte vorausſetzen dürfen, welche die Natur mit einem philoſophiſchen Auge betrachtet haben, oder mit dem klaſſiſchen Alterthume vertraut ſind. Was er an Ausdehnung ſeiner Wirkung verliert, könnte ihm leicht ihr Gewicht erſetzen. Wie eng würde die Sphäre der Poeſie begränzt, welche herrliche Erſcheinungen in ihr würden unmöglich gemacht werden, wenn Bürgers Grundſatz allgemein gelten ſollte! Seiner Behauptung, 'alle großen Dichter 'ſeien Volksdichter geweſen; und was ſie nicht popular ge'dichtet, ſei zuverläßig bei ihren lebendigen Leibern bereits 'vergeßen, oder gar niemals in die Vorſtellungskraft 'und das Gedächtniß ihrer Leſer aufgenommen worden', widerſpricht die Geſchichte, wenigſtens der modernen Poeſie, die uns hier zunächſt angeht, geradezu. Dante und Petrarca, die beiden älteſten Häupter derſelben, ſind auf jede Weiſe, ſowohl nach dem Maßſtabe der *) Kenntniſſe als der Geiſteskräfte, ſo unpopular wie möglich. Guarini ferner, der erſte große Verbinder des Antiken und Modernen, iſt keineswegs popular; und Shakſpeare und Cervantes ſcheinen es nur, indem ſie die Menge in ihren meiſten Werken durch raſche Bewegung oder heitre Darſtellung befriedigen, und ſie mit einem oberflächlichen Verſtändniſſe täuſchen, während der tiefe Sinn und eine Unendlichkeit zarter Beziehungen **) gemeinen Leſern und Zuſchauern verborgen bleibt. Die Frage,

*) Stände als 1800. **) ihnen verb. 1800.

in wie fern Homers Rhapsodien ursprünglich volksmäßig waren, oder bloß für die Edlen und Großen gesungen wurden, würde uns hier zu weit führen; allein daß die Troubadours und Minnesänger im Ganzen nicht eigentlich Volksdichter zu nennen sind, darf ich ohne Bedenken behaupten. Sie übten vielmehr eine adeliche und Ritter-Poesie, auf die Sitten, Ansichten und Empfindungsweise des obersten und damals gebildetsten Standes gebaut. Wir haben von Dichtern aus derselben Zeit, die sich um den Beifall der unteren Stände bewarben, noch *) manches, was mit jener den schneidendsten Gegensatz macht; auch äußert einer und der andre edle Minnesänger keine geringe Verachtung der bürgerlichen und bäurischen Lieder.

Wenn Bürger mit seiner allgemeinen Forderung der Popularität, die er denn doch vornehmlich durch Klarheit und leichte Verständlichkeit erklärt, nur das meinte, daß jedes Gedicht diese Eigenschaften in möglichst hohem Grade nach dem Verhältnisse seines Inhaltes besitzen solle, so kann man sie gern zugeben, bis auf die Ausnahmen, wo ein Schleier von Verworrenheit und Dunkelheit selbst den bezweckten Eindruck hervorbringen hilft, und also ein Mittel der Darstellung wird. Seine Bemerkung scheint **) dann auch nicht überflüßig, da manche unsrer Dichter ganz gewöhnliche Gedanken durch grammatische rhetorische Künstelei zu einem schwerfälligen Tiefsinne ungenießbar aufgeschraubt haben: eine Verkehrtheit, wovon Bürger überall frei blieb. Will man aber behaupten, vollkommene Deutlichkeit sei das wesentlichste Erforderniß zur Volkspoesie, so möchte man mit ihr ganz auf den Irrweg gerathen. Unser Dasein ruhet auf dem Unbe-

*) Arbeiten, welche 1800. **) denn 1800.

und gelehrte Kenntniſſe können durch die Wahl des Stoffes überflüßig gemacht werden. In dieſem Sinne iſt es ſehr möglich, ein würdiger und edler Volksdichter zu ſein. Allein es läßt ſich wiederum nicht einſehen, warum jeder Dichter, und zwar jederzeit, es wollen müßte, warum er nicht zum Beiſpiel Leſer ſollte vorausſetzen dürfen, welche die Natur mit einem philoſophiſchen Auge betrachtet haben, oder mit dem klaſſiſchen Alterthume vertraut ſind. Was er an Ausdehnung ſeiner Wirkung verliert, könnte ihm leicht ihr Gewicht erſetzen. Wie eng würde die Sphäre der Poeſie begränzt, welche herrliche Erſcheinungen in ihr würden unmöglich gemacht werden, wenn Bürgers Grundſatz allgemein gelten ſollte! Seiner Behauptung, 'alle großen Dichter 'ſeien Volksdichter geweſen; und was ſie nicht popular ge'dichtet, ſei zuverläßig bei ihren lebendigen Leibern bereits 'vergeßen, oder gar niemals in die Vorſtellungskraft 'und das Gedächtniß ihrer Leſer aufgenommen worden', widerſpricht die Geſchichte, wenigſtens der modernen Poeſie, die uns hier zunächſt angeht, geradezu. Dante und Petrarca, die beiden älteſten Häupter derſelben, ſind auf jede Weiſe, ſowohl nach dem Maßſtabe der *) Kenntniſſe als der Geiſteskräfte, ſo unpopular wie möglich. Guarini ferner, der erſte große Verbinder des Antiken und Modernen, iſt keineswegs popular; und Shakſpeare und Cervantes ſcheinen es nur, indem ſie die Menge in ihren meiſten Werken durch raſche Bewegung oder heitre Darſtellung befriedigen, und ſie mit einem oberflächlichen Verſtändniſſe täuſchen, während der tiefe Sinn und eine Unendlichkeit zarter Beziehungen **) gemeinen Leſern und Zuſchauern verborgen bleibt. Die Frage,

*) Stände als 1800. **) ihnen verb. 1800.

mehr damit vorzunehmen, als eine ſo viel möglich treue Ueberſetzung. Bürger iſt nicht dieſer Meinung geweſen: er hat, während er alle Hauptzüge der Geſchichte beibehielt, das Kolorit, die Weiſe, den ganzen Charakter der Behandlung völlig umgewandelt. Man vergleiche nur ſeine neun erſten Strophen mit den entſprechenden im Engliſchen:

On yonder hill a castle standes,
With walles and towres bedight:
And yonder lives the Child of Elle,
A young an comely Knight.

The Child of Elle to his garden went,
And stood at his garden pale.
When lo! he beheld fair Emmelines page,
Come trippinge downe the dale.

The Child of Elle he hyed him thence,
Y-wis he stoode not stille,
And soone he mette fair Emmelines page
Come climbing up the hille.

Nowe Christe thee save, thou little foot-page,
Now Christe thee save and see!
Oh thelle me how does thy ladye gaye,
And what may thy tydinges bee?

My lady shee is all woe-begone,
And the teares they falle from her eyne;
And aye shee laments the deadlye feude
Betweene her house and thine.

And here shee sends thee a silken skarfe
Bedewde with many a teare,
And bids thee sometimes thinke on her,
Who loved thee so deare.

And here shee sends thee a ring of golde
The last boone thou mayst have,

Wenn die Hofmeisterin des Fräuleins mit *) dichterischer Unparteilichkeit nach ihren Gesinnungen redend und handelnd eingeführt wird:

All this beheard her own damselle,
In her bed whereas shee lay,
Quoth shee: My lord shall knowe of this,
Soe I shall have golde and fee.

so kann der deutsche Dichter sein Verdammungsurtheil nicht zurückhalten!

Im nächsten Bett war aufgewacht
Ein Paar Verrätherohren.
Des Fräuleins Sittenmeisterin,
Voll Gier nach schnödem Goldgewinn,
Sprang hurtig auf, die Thaten
Dem Alten zu verrathen.

Wenn das Fräulein sich dort gegen ihren Vater entschuldigt:

Trust me, but for the carlish knyght,
I never had fled from thee.

so platzt sie hier heraus:

Glaubt, bester Vater, diese Flucht
Ich hätte nimmer sie versucht,
Wenn vor des Junkers Bette
Mich nicht geekelt hätte.

ohne zu bedenken, daß jedem feinen Sinne vor solchem Ekel ekeln muß. Kurz, in Haupt- und Nebensachen ist im Original alles edler und zierlicher: gegen den Junker Plump von Pommerland hat selbst der carlish Knight of the North countraye noch Anstand und Würde.

Nach einer so durchaus vergröbernden gewaltsamen Parodie kann man schwerlich in Abrede sein, daß Bürger hier

*) poetischer 1800.

den beſcheidnen Farbenauftrag, die Mäßigung und Enthaltſamkeit, das Zarte, Gemüthliche und Leiſe gänzlich verkannte. Wie hätte er ſonſt glauben können, dem engliſchen Sänger nur etwas und vielleicht nicht ſonderlich viel (S. Vorrede zur erſten Ausg. S. XII.) ſchuldig zu ſein, da er ihm in der That mehr als Alles ſchuldig iſt? Ich halte mich überzeugt, daß ihm ſein Original an vielen Stellen matt und im Ganzen unvollkommen vorkam; er dachte nach dem Grundſatze 'Mehr hilft mehr' die geſammte Wirkung zu erhöhen, wenn er jeder einzelnen Regung, ſo viel er konnte, an Heftigkeit zuſetzte; und bei einem großen Haufen von Leſern, die tüchtig getroffen ſein wollen, ehe ſie etwas fühlen, verrechnete er ſich allerdings nicht. Damit hoffte er denn auch, wenn alle Glieder feſter in einander griffen, den Zuſammenhang des Ganzen ſtraffer angezogen, und es vollſtändiger motiviert zu haben. Manche meiner Leſer erinnern ſich vielleicht noch, daß ein jetzt in Ruheſtand verſetzter Kunſtrichter das Gedicht in dieſer Hinſicht als ein Muſter der pragmatiſchen Gattung zergliedert hat: allein einem Kunſtwerke die Tiefe zu geben, welche durch ſolch eine Kritik bis auf den Grund ausgeſchöpft werden kann, iſt eben nicht ſchwer. In den alten Volkspoeſien ſind oft aus Inſtinkt, wie in den Werken großer Meiſter mit Abſicht, die innerſten Motive in den Hintergrund geſchoben, und nur hie und da kommt, wie zufällig, etwas davon zum Vorſchein: darin liegt eine ganz andre Art von Verſtand, als in der arithmetiſchen Richtigkeit, die ſich an den Fingern aufzählen läßt. Ueberall, wo Bürger nicht bloß verſtärkt, ſondern verändert und anders geſtellt hat, iſt es nachtheilig geworden. So kamen ihm die Vaſallen im Engliſchen zu plötzlich herbei: er hat ſie vorbereiten wollen, indem er den Ritter ſie vorher zu ſich

berufen und von seinen Absichten unterrichten läßt. Dadurch ist nun die ganze Ueberraschung aufgehoben; diesen Hülfstruppen wird eine zu große Wichtigkeit beigelegt, Karl droht zum Ueberfluße noch dem alten Baron mit ihnen, was der englische Ritter weislich unterläßt; endlich ist es klar, wenn die Vasallen zum ersten Mal auf den bloßen Ton des Horns erschienen, so hätten sie es das zweite Mal ohne besondere Bestellung auch gekonnt. Im Englischen ist dadurch, daß der Ritter bei Entführung des Fräuleins sein Horn umgeschlungen hat, leise, aber gerade hinlänglich auf den Erfolg angespielt. Von der Feindschaft der beiden Familien, die im Original gleich in der Rede *) des kleinen Boten erwähnt wird, erfährt man dagegen im Deutschen erst ganz am Schluße etwas, wodurch der Baron zu Anfange mit seinen Drohungen als ein ohne Ursach tobender Unmensch erscheint, von dem keine Erweichung des väterlichen Herzens zu erwarten steht. So läßt z. B. Junker Plump 'zu Trudchens Grausen vorbei die Lanze sausen', da im Original Sir John bloß einen Degen führt. Die Lanze gehörte zur vollständigen schweren Rüstung, in der wir zwar die fabelhaften mit Riesenkräften begabten Ritter in den alten Romanen weite Reisen machen sehen, die aber zum flüchtigen Nachsetzen gar nicht taugte. Ueberdieß, wenn Plump eine Lanze bei sich hat, so sieht man nicht ein, warum er bei seiner unritterlichen Gesinnung nicht gleich unversehens auf seinen Feind damit einrennt, warum er sich bequemt, vom Pferde zu steigen, um mit den Schwertern zu fechten, die nachher gegen alles Kostum sogar Säbel genannt werden. Im Englischen kommen die Vasallen über den Hügel geritten, im

*) an den kleinen 1828.

Deutschen 'durch Korn und Dorn herangesprengt'. Wie kann man durch Korn und Dorn heransprengen? Die Vasallen werden doch nicht ihre eignen oder ihres Herrn Kornfelder niedergeritten haben, was der Ausdruck 'durch Korn' offenbar sagt; sondern ordentlich auf den Wegen und Pfaden dazwischen geblieben sein. Und vollends durch Dorn! Dieß möchte unbequem fallen. Der Reim, der allerdings in unserer Sprache in manchen sprichwörtlichen Redensarten Begriffe entgegenstellt und verbindet, hat den Dichter verleitet, und Korn und Dorn ist nur eine andre Art von Sang und Klang. Bürger hatte eine solche Vorliebe für diese Formel, daß in dieser einzigen Romanze außer Korn und Dorn, noch Laub und Staub, Rang und Drang, Kling und Klang und Ach und Krach vorkömmt.

Ich habe mich mit Fleiß bei diesem Beispiele verweilt, weil es dazu dienen kann, uns mit einem Male von Bürgers Manier die klarste Vorstellung zu geben. Denn eine Manier hat er, und zwar eine sehr auffallende und unverrücklich festgesetzte, die sich bei allem Wechsel der Gegenstände gleich bleibt. Sie ist derb und zuweilen nicht ohne Rohheit; sie hat einen großen Anschein von Kraft, aber es ist nicht die ruhige sichere Kraft, sondern wie mit willkürlicher Spannung hervorgedrängte Muskeln. Ihr größter Fehler ist wohl die nicht selten überflüßige Häßlichkeit der dargestellten Sitten: wenn man sich darüber hinwegsetzt, so muß sie sich durch Keckheit und Raschheit im Ausdrucke, im Versbau und im Gange der Erzählung, durch *) Sauberheit und Genauigkeit in der ganzen Ausführung empfehlen. **) Einfachheit kann man ihr nicht zuschreiben, vielmehr verschwendet

*) Sauberkeit 1800. **) Simplicität 1800.

sie die materiellsten Reize, und ist reich an überladenden Ausschmückungen, da doch nichts der Einfalt des Volksgesanges mehr zuwider ist, als statt des stillen Zutrauens, die Sache werde für sich schon wirken, sie durch ein lautes davon gemachtes Aufheben aufzudringen. Dieser letzte Punkt bezeichnet es hauptsächlich, was *) einigen Romanzen Bürgers abgeht, oder genauer zu reden, was sie zu viel haben, um ganz ächte Romanzen zu sein. Er ist mit einem Wort, immer demagogisch, aber sehr oft nicht popular.

Was unstreitig beitrug, Bürgern über das Fehlerhafte seiner Manier zu verblenden, oder sie vielleicht ganz seinem Bewußtsein zu entziehen, war die Sicherheit und Meisterschaft, womit er sie ausübte: denn alles, was mit einer gewissen Konsequenz durchgeführt ist, kann aus sich selbst nicht widerlegt werden. So sind in der 'Entführung' lauter Unschicklichkeiten zu einem gewissermaßen schicklichen Ganzen zusammengearbeitet, das Haltung hat und seine Wirkung nicht verfehlt. Ich gestehe gern, daß die Vergleichung mit dem Englischen für manches, was ich daran rügte, meinen Blick geschärft, und bin um so weniger durch den Beifall befremdet, den sie bei so vielen deutschen Lesern, für welche sie Original war, gefunden hat und noch findet. Wenn Bürgern diese Vergleichung und das Studium seiner Vorbilder überhaupt nicht vor dem bewahren konnte, wozu ihn **) seine natürliche Anlage hinzog, so muß es dabei in Anschlag kommen, daß das Medium einer fremden Sprache leicht die Ansicht eines Gedichtes verfälschen kann. Herder hat die Volkslieder der verschiedensten Nationen und Zeitalter mit gänzlicher Reinheit von aller Manier und poetischem Schul-

*) Bürgers Romanzen 1800. **) im Naturell 1800.

weſen, jedes treu in ſeinem Charakter übertragen; hier wäre Bürgern das Rechte ſo nahe gerückt worden, daß er es faſt nicht hätte verfehlen können. Aber leider erſchien dieſe in ihrer Art einzige Sammlung, wo die eigenſten Naturlaute mit allſeitiger Empfänglichkeit herausgefühlt ſind, erſt im Jahre 1778, alſo zugleich mit der erſten Ausgabe von Bürgers Gedichten, als ſeine Manier ſchon völlig fertig war. Auch Goethes meiſte und wichtigſte Romanzen ſind aus ſpäterer Zeit.

Bei den übrigen aus dem Engliſchen entlehnten Balladen können wir uns kürzer faßen. Dem Friar of orders gray, dem Urbilde 'des Graurocks und der Pilgerin', iſt die Bearbeitung nicht ſo verderblich geworden, als dem Child of Elle. Die von Bürgern gewählte Liederweiſe iſt nicht mißfällig; allerlei Vertraulichkeiten und dann wieder geſuchte Sonderbarkeiten des Ausdrucks, nebſt Verzierungen wie 'Ringellockenhaar' und 'Tauſendthränenguß', findet man freilich auch hier; doch iſt die Nachbildung dem Original näher geblieben, und folgt ihm ſtrophenweiſe nach.' Der vornehmſte veränderte Umſtand iſt, daß die Pilgerin ihren Geliebten ſchon im Kloſter vermuthet, da ſie ihn im Engliſchen als Pilger beſchreibt, und nur fragt, ob er an dem heiligen Orte nicht etwa ſeine Andacht verrichtet hat. Dieß ſchien Bürgern den Schluß noch nicht genug vorzubereiten, er *) ſchildert die Regung des jungen Mönches beim Anblick der von ihm erkannten Geliebten:

Gar wunderſeltſam ihm geſchah,
Und als er ihr ins Auge ſah,
Da ſchlug ſein Herz noch mehr.

*) er giebt die ... an: 1800.

womit das Original hier ausgestattet ist, platt und ekelhaft finden. Der *) possenhafte Gebrauch lateinischer Wörter, moderne Titulaturen, Anreden der Personen mit Er und Sie, und andre Züge erinnern an den Ton der 'Prinzessin Europa', die weder eine Romanze, noch volksmäßig, sondern bloß gemein ist, und wo **) die Verkleidung des Dichters als eines Bänkelsängers in allzu wahre Bänkelsängerei übergeht.

'Der Kaiser und der Abt' hat auch mancherlei Zusätze und Erweiterungen bekommen, doch ist der gute Humor des Originals ohne Entstellung übertragen, und manche von den Veränderungen können sogar Verbeßerungen genannt werden. Sonderbar ist es, bei Bürgers ***) gewöhnlicher Sorgfalt für die Wahrscheinlichkeiten, daß er die Aehnlichkeit des Schäfers mit dem Abt zu erwähnen unterlaßen hat:

I am like your lordship, as ever may bee

auch ist es ein Verstoß gegen Kostum und Schicklichkeit, den Abt in seiner Bedrängniß mit dem Helden eines neueren Romans (ein bleicher hohlwangiger Werther) zu vergleichen.

'Graf Walther' im Englischen Child Waters, ist die letzte unter den entlehnten und überhaupt in der Reihe der bürgerschen Romanzen. Es ist, ungeachtet der etwas vermehrten Strophenzahl, eigentlich nur eine Uebersetzung, aber freilich eine manierirte. Der Gegenstand hat etwas Beleidigendes für die Würde des weiblichen Geschlechtes, als ob die Treue der Männer großmüthige Gabe, die der Frauen aber Pflicht wäre. Nachdem Graf Walter die Liebe oder vielmehr die Unterwürfigkeit seiner Geliebten auf die erniedrigendsten Proben gestellt hat, kann er ihr nichts zum Er-

*) [illegible] **) [illegible] ***) [illegible]

ſatz anbieten, als worauf ſie ohnehin Anſpruch hatte. Sie war indeſſen von geringem Stande, und nach dem, damals nicht *) ganz ungegründeten, Glauben des Mittelalters, war Biederkeit und Adel der Geſinnungen an den Adel der Geburt geknüpft**). Das Empörende findet alſo im Geiſt der Zeiten allerdings ſeine Entſchuldigung, und***) das Zeitalter hätte uns deswegen auch in allem Aeußern gegenwärtig erhalten werden müßen. Sprache und Versbau ſind zu fleißig ausgeputzt: jene, ungeachtet einiger beibehaltenen Archaiſmen, glänzt gleichſam von Neuheit, und dieſer iſt gegen die loſe Nachläßigkeit des Originals ſtraff und raſch, wiewohl nicht ohne Härten. Gleich die erſte Strophe iſt übel gerathen.

Childe Waters in his stable stoode
And stroakt his milk-white steede:

---

*) 'ganz' fehlt 1800.

**) Hiemit ſoll jedoch die damalige Verfaßung der Geſellſchaft keineswegs gerechtfertigt werden: willkürlich mißhandelte und verachtete Leibeigene mußten wohl körperlich, geiſtig und ſittlich ausarten. Jene Denkart des Mittelalters iſt aber in dem Sprachgebrauche aller romaniſchen Sprachen niedergelegt: Villano, vilain, urſprünglich ein Dorfbewohner, wurde für einen Menſchen von rohen Sitten und niedriger Geſinnung gebraucht. Als nachher die Verhältniſſe ſich milderten, kamen andre Namen für den Bauernſtand auf, um ihn durch die vorwaltende Nebenbedeutung nicht zu beleidigen: contadino, paysan. Merkwürdig iſt die Ableitung der Wörter: cattifo, chétif. Sie bedeuteten eigentlich einen Kriegsgefangnen, vom lateiniſchen captivus, dann einen Sklaven, endlich einen ſchlechten Menſchen und überhaupt alles Schlechte und Verwerfliche. Nur im Spaniſchen und Portugieſiſchen hat ſich die zweite Bedeutung erhalten. Die Normannen haben dieſe Wörter, wo möglich mit verſtärktem Sinn, auch nach England hinübergebracht: villain, caitiff.
Anm. z. n. A. 1828.

***) dieſer hätte 1800.

To him a fayre youge ladye came,
As ever ware womans weede.

Graf Walter rief am Marſtallsthor:
Knapp, ſchwemm' und kämm' mein Roß.
Da trat ihn an die ſchönſte Maid,
Die je ein Graf genoß.

Auf die Stallbeſchäftigungen iſt durch Klang, Wendung und veränderten Inhalt der erſten beiden Zeilen viel zu viel Nachdruck gelegt; und wie unfein wird in der letzten das Verhältniß der Schönen mit dem Grafen vorausgemeldet! Im Folgenden hat Bürger einen der ſchönſten Züge überſehn, oder mit Fleiß weggelaßen. Wie die Geliebte neben dem reitenden Grafen durch das Waßer ſchwimmt, heißt es bei ihm bloß:

Sie rudert wohl mit Arm und Bein,
Hält hoch empor ihr Kinn.

Im Engliſchen ſteht die heilige Jungfrau der Armen bei:

The salt waters bare up her clothes,
Our Ladye bare upp her chinne.

Auch das Rudern mit Arm und Bein *) giebt hier, wo von einem hochſchwangern jungen Weibe in Mannstracht die Rede iſt, ein widerwärtiges Bild. Dieſe Beiſpiele aus vielen von der verminderten Zartheit der Behandlung mögen hinreichen.

Wir kommen jetzt auf Bürgers eigne Romanzen, wo der Gehalt und die Kraft ſeines Geiſtes weit reiner erſcheint, da wir bei der Vergleichung mit fremden Muſtern immer nur auf ſeine Manier, das heißt auf deſſen Beſchränkung, geführt wurden. Ihre Reihe eröffnet auf das glänzendſte

*) iſt hier ein widerwärtiges Bild. 1800.

'Lenore', die ihm, wenn er sonst nichts gedichtet hätte, allein die Unsterblichkeit sichern würde. Man hat neuerdings gegen die Originalität der Erfindung Zweifel erregen wollen, die aber hinreichend widerlegt worden sind: es ist ausgemacht, daß Bürgern*), wie er mir selbst auch mehrmals mündlich versicherte, nichts dabei vorgeschwebt hat, als einzelne verlorne Laute eines alten Volksliedes. Hat es in England auch Sagen und Lieder von einer ähnlichen Geschichte gegeben, so ist dieß ein Beweis mehr, daß die Dichtung in nordischen Ländern mit**) örtlicher Wahrheit einheimisch ist. Mit einer solchen Erfindung darf man gar nicht einmal aus willkürlichem Vorsatze weiter gehen, als volksmäßiger Glaube und Stimmung der Phantasie Gewähr leistet. Lenore bleibt immer Bürgers Kleinod, der kostbare Ring, wodurch er sich der Volkspoesie, wie der Doge von Venedig dem Meere, für immer antraute. Mit Recht entstand in Deutschland bei ihrer Erscheinung ein Jubel, wie wenn der Vorhang einer noch unbekannten wunderbaren Welt aufgezogen würde. Die Begünstigungen der Jugend und Neuheit kamen dem Dichter zu Statten, allein es war auch an sich selbst sein glücklichster und gelungenster Wurf. Eine Geschichte, welche die getäuschten Hoffnungen und die vergebliche Empörung eines menschlichen Herzens, dann alle Schauer eines verzweiflungsvollen Todes in wenigen leicht faßlichen Zügen und lebendig vorüberfliehenden Bildern entfaltet, ist ohne ***)erkünsteltes Beiwerk, ohne vom Ziel schweifende Ausschmükkungen in die regste Handlung, und fast ganz in wechselnde Reden gesetzt, während welcher man die †) Gestalten, ohne

*) 'wie er...versicherte' fehlt 1800. **) localer 1800. ***) conventionelles 1800. †) Figuren 1800.

tadelten sie nicht mit Unrecht, aber aus dem unstatthaften Grunde, weil sie nicht in der Bücherſprache vorkommen; da *)sie vielmehr deswegen wegzuwünschen wären, weil es rhetoriſche Kunſtgriffe ſind, welche die Romanze verwirft; weil ſie anſchaulich machen ſollen, und nur wie eine unberedte kindiſche Lebhaftigkeit des Erzählers herauskommen. Daß der Mangel dieſer Interjektionen und Onomatopöen keine Lücke hinterlaßen würde, davon kann man ſich an der vortrefflichen Ueberſetzung von Beresford (der beſten unter den engliſchen, die ich kenne) überzeugen, wo ſie bei aller Treue ohne Schaden weggeblieben ſind**). Der ſchlechteſte Vers in der Lenore ſcheint mir demnach folgender:

Hu hu! ein gräßlich Wunder!

Der Dichter hätte in der That ſeine Beſtrebungen vergeblich aufgewandt, wenn die Leſer noch bedürften benachrichtigt zu werden, daß das, was in dieſer Strophe vorgeht, ein gräßliches Wunder iſt.

Daß er die Geſchichte in ſo neue Zeit geſetzt hat, an das Ende des ſiebenjährigen Krieges***), iſt wohl nicht zu

---

*) ſie desw. 1800. **) [S. die Rec. aus der A. L. Z. 1799. Nr. 217.]

***) Die geſchichtlichen Angaben:

Er war mit König Friedrichs Macht
Gezogen in die Prager Schlacht;

und dann:

Der König und die Kaiſerin,
Des langen Haders müde,
Erweichten ihren harten Sinn,
Und machten endlich Friede;

könnten unbeſtimmt ſcheinen. Da Friedrich der Große im ſiebenjährigen Kriege mehrere mächtige Gegner hatte, und hier nur die Kaiſerin erwähnt wird, ſo möchte man an ſeine früheren Feldzüge gegen Maria Thereſia denken, wo auch Kriegsvorfälle bei Prag ſtatt-

dieſe Vorſicht kann ein ganzes Füllhorn von Schreckphantomen ausgeſchüttet werden, und es bleibt ohne die mindeſte Wirkung. In der Lenore iſt nichts zu viel: die vorgeführten Geiſtererſcheinungen ſind leicht und luftig, und fallen nicht ins Gräßliche und körperlich Angreifende. Dabei iſt von dem Rabenhaare an, das ſie zerrauft, jeder Zug bedeutend; der ſchöne Leichtſinn, womit ſie der Geſtalt des Geliebten folgt; die Schnelligkeit des nächtlichen Rittes; der wilde luſtige Ton in den Reden des Reiters: Alles ſpricht mit der Entſchiedenheit des friſchen Lebens zwiſchen die Ohnmacht der Schattenwelt hinein, deren endlicher Sieg um ſo mächtiger erſchüttert.

Vielleicht laßen ſich von den meiſten Eigenheiten, die Bürgers nachherige Manier bezeichnen, in der Lenore wenigſtens Spuren und Keime auffinden: aber eine werdende Manier, die ſich noch ſchwebend erhält, iſt eigentlich keine, und hier wird ſie durch die Uebereinſtimmung mit dem Gegenſtande gewißermaßen zum Stil erhoben. Die häufigen 'Hop hop hop, Hurre, hurre, Huſch huſch huſch' u. ſ. w. haben am meiſten Anſtoß gegeben. Die altgläubigen Kritiker

---

und deswegen eine kleine Ueberraſchung vorbereitet. Er hielt nämlich, wie von ungefähr, eine Reitgerte in der Hand, und als er an die Stelle kam:

Raſch auf ein eiſern Gitterthor
Gieng's mit verhängtem Zügel,
Mit ſchlanker Gert' ein Schlag davor
Zerſprengte Schloß und Riegel;

ſchlug er damit an eine gegenüber ſtehende Thür. Stolberg, damals ein Jüngling von entzündbarer Einbildungskraft, durch die vorhergehende Schilderung ſchon ganz ergriffen, ſprang hiebei mit Entſetzen auf, als ob die geſchilderte Sache wirklich unter ſeinen Augen vorgienge. Anm. z. n. A. 1828.

die immer ernster einem nahenden Strafgericht entgegen sieht. In den ersten beiden Strophen, in dem Gegensatz des wilden Jagdgetöses mit der feierlichen Heiligkeit des Gottesdienstes, liegt schon der Sinn des Ganzen beschloßen, der sich nachher nur stätig entwickelt. Die Darstellung ist meisterlich, vielleicht für eine Romanze zu kunstvoll, wenigstens von einer Kunst, wobei die studierte Wahl und Ausbildung der Züge zu sichtbar bleibt. Ueberhaupt, bis auf das so sprechende und gewissermaßen große Silbenmaß, das aber nicht faßlich in's Gehör fällt, und am wenigsten sich einer Melodie anneigt, ist dem Gedichte eine Gründlichkeit der Ausführung mitgegeben, woran es zu schwer trägt, um ganz die Bahn des leichten Volksgesanges zu fliegen, wiewohl es in der Anlage höchst popular gedacht ist. Die Ausrufungen, grellen Tonmalereien, und was es sonst zu viel hat, ohne welches das Weniger mehr sein würde: das versteht sich von selbst.

Die beiden Stücke 'der Raubgraf' und 'die Weiber von Weinsberg', stehen ungefähr auf derselben Stufe. Sie sind munter und drollig, jedoch nicht ohne Anwandlungen von den Späßen, die in der 'Europa', 'Herrn Bachus' und der 'Menagerie der Götter' herrschen, und *) vielmehr studentenhaft als volksmäßig zu nennen sind. Die Weiber von Weinsberg nähern sich noch eher der reinen Romanze, da der Raubgraf durch die weitläuftige Peroration des Schwagers Matz, und die Anspielung auf einen modernen Zeitumstand am Schluße, ein seltsam gemischtes Ding wird. Die gut gerathene vertrauliche Mimik, womit die Geschichte episodisch eingeführt ist, eignete sich zu einer durchaus verschie-

*) eher 1800.

denen Behandlung. Daß ich es für die Kenner mit Einem Worte sage: es sollte *) eine mimische Idylle sein.

'Lenardo und Blandine' ist unstreitig von allen Seiten Bürgers schlimmste Verirrung. Eine üble Vorbedeutung giebt schon die hingeworfene Art, womit er in der Vorrede zur ersten Ausgabe 'alter Novellen' erwähnt, worin 'die Geschichte unter dem Namen Guiscardo und Gismunda ähnlich vorkomme', als ob seinem Vorbilde nichts abzugewinnen gewesen wäre, außer ungefähr die erste Grundlage. Jene alte Novelle rührt doch von keinem geringeren Meister her als dem Boccaz: bestimmte Einzelnheiten zeigen bei aller Abweichung unwidersprechlich, daß Bürger den Decamerone vor Augen gehabt, und man kann ihn also nicht von dem Vorwurfe frei sprechen, für den großen Stil dieser Erzählung und ihre **) sittliche Schönheit ganz unempfindlich geblieben zu sein. Wer sie in der Ursprache lesen und fühlen kann (denn keine bisherige Uebersetzung möchte wohl den Charakter ganz wieder geben), dem muß die Ballade, damit verglichen, zugleich wie ein ungestümes Toben und ein kindisches Lallen gegen die hohe und ruhige Beredsamkeit eines Weisen erscheinen. Vom ersten bis zum letzten sind alle Züge vergröbert, entstellt, überladen, und ein Schmerz, der von der edelsten Seelenstärke zeugt, und dem die Fürstin ihr Leben mit stiller tragischer Würde hingiebt, ist in wilde Wuth umgeschaffen. Die Gismunda des Boccaz ist schon vermählt gewesen, aber bald als Wittwe zu ihrem Vater zurückgekehrt, der aus Anhänglichkeit an sie vermeidet, sie durch eine zweite Vermählung nochmals von sich zu entfernen. Die Scham hält sie ab, ihm darum anzuliegen, sie meinte beßer zu thun,

*) eine Idylle 1800. **) moralische 1800.

wenn sie sich unter den Hofleuten und Dienern ihres Vaters einen wackern Liebhaber wählte. Guiscardo war einer der niedern Diener, aber sie erblickte keinen, der an Sitten höher gewesen wäre. Ihr Verständniß befestigt sich unter dem Schutz eines tiefen Geheimnisses, der Vater ist es selbst, der es endlich durch einen Zufall entdeckt. Er läßt den Guiscardo gefangen nehmen, und stellt seine Tochter zur Rede, die nun, sobald sie das Schicksal ihres Geliebten inne wird, sich jede weibliche Wehklage verbietet, und, mit dem Entschluß der Liebe im Herzen, ihm nur durch die ruhige und ungeheuchelte *) Darlegung ihrer Antriebe und ihrer Rechte antwortet. Der Vater erkennt das hohe Gemüth seiner Tochter, hofft aber durch Strenge sie zum Gehorsam und zum Gefühl der Ehre zurückzuführen, und läßt den Liebhaber umbringen. Da er ihr durch einen Vertrauten sein Herz in einem goldnen Gefäße sendet, hat sie schon den hülfreichen Trank bereitet, und nach einer kurzen Todtenfeier nimmt sie ihn, legt sich anständig auf ihrem Bette zurecht, drückt das theure Herz an ihre Brust, und scheidet so aus der wehevollen Welt.

Bürgers 'Blandine' kündigt sich wie ein leichtsinniges Mädchen an, das ohne Jungfräulichkeit der ersten Aufwallung folgt. Alles, was ihr Verhältniß zum Geliebten bezeichnet, ist grob ausgedrückt, und der spanische Molch ist gleich bei der Hand, um die Geschichte auf der einen Seite durch gräßliche Worte zu heben, auf der andern, wahrscheinlich um ein Theil von der grausamen That des Vaters auf sich zu nehmen, der, ob er gleich beim Boccaz sie ohne solche Milderung begeht, dort als der liebendste und mitleidens-

*) Auseinandersetzung ihrer Handlung antw. 1800.

wertheſte Vater erſcheint, hier aber ein ſehr gleichgültiger Gegenſtand iſt. Die Unterredung der Liebenden iſt ein Gemiſch von allem, was jemals bei Bürgern als 'Geſchwätz der Liebe getrieben' wird; an einer Stelle iſt das Duo in Shakſpeares Romeo und Julia beim Anbruch des Tages auffallend benutzt; zuletzt artet ſie in eine Tändelei aus, die bedeutend ſein ſoll, aber um ſo *) mißfälliger wird. Der von Bürgern hinzugefügte Aufzug der drei Junker iſt der einzige glückliche Moment im ganzen Gemälde, ſo wie er es uns gegeben hat. Der plötzliche Wahnſinn der Prinzeſſin aber, wie ſie 'zuſammenſtürzt und nach Luft ſchnappt, und mit zuckender ſtrebender Kraft ſich wieder dem Boden entrafft', zeigt auf das ſtärkſte den unbedingten Widerſpruch der beiden Behandlungen. Bürger konnte ſich in der That nicht anders helfen: nach dieſer ungezügelten Anlage mußte ſich die Leidenſchaft toll geberden, und mit einem 'Juchheiſa Trallah' endigen. Zu dem Mittel des Wahnſinns zu greifen, mochte er ſich durch Shakſpeares Anſehn berechtigt halten, deſſen Darſtellungen der Verrücktheit ziemlich verrückt angeprieſen wurden: und ich glaube hier ganz deutlich das Unheil zu ſehen, was die mißkennende Anſicht dieſes Dichters, und die damals herrſchende, leider immer noch nicht ganz erloſchene Zuverſicht, als ſtände das Höchſte **) der Poeſie durch ein ungebührliches Getobe der Leidenſchaften zu erreichen, auch bei Bürgern angerichtet hatte. Denn ſonſt hätte er ſich nimmermehr eine Ausführung dieſes Wahnſinns erlaubt, die alle Sitte und Grazie unter die Füße tritt. Von ſeiner Blandine, 'die zum Sprunge ſingt, und zum Sange ſpringt', unter Ausrufungen wie:

*) widriger 1800. **) in der P. 1800.

Weg, Edelgesindel! Pfui! stinkest mir an!
Du stinkest nach stinkender Hoffarth mir an!

— — — — —

Und speiet in euer hochadliches Blut.

kann man gewiß nicht rühmen, was Laertes von der Ophelia:

Schwermuth und Trauer, Leid, die Hölle selbst,
Macht sie zur Anmuth und zur Artigkeit.

Ihr ist so wenig mit der Reihe von Zeichnungen, die *) ein Dilettant in psychologisch-künstlerischer Hinsicht nach der Ballade von Augenblick zu Augenblick etwas fratzenmäßig entworfen hat, als mit den unseligen Nachahmungen, deren keine von Bürgers Romanzen so viele nach sich gezogen, eine unverdiente Schmach widerfahren. Noch näher liegt die Parallele mit der Gismunda des Hogarth. Dieser hielt das, was seine Freunde von dem edlen Stil der italiänischen Geschichtmaler rühmten, für leere Einbildung: er vermaß sich, **) eben so gut zu malen wie Correggio, wählte dazu eine Scene aus dieser Novelle, und es fiel aus, wie sich's erwarten ließ. Nach dem Zeugnisse seines Freundes Walpole war Hogarths Heldin Gismunden ähnlich 'wie ich dem Herkules', und sah aus wie eine heulende aus dem Dienst gejagte Küchenmagd. So hart wurde der Künstler für seinen Unglauben an eine höhere Gattung als die seinige bestraft! Und so steht denn auch Bürgers Ballade, in ihrer ganzen Gestaltung, von der an zu rechnen, die in dem hüpfenden Silbenmaße liegt, höchst manieriert, und also in seiner schlechtesten Manier gearbeitet, als ein Beispiel da, daß wer ein vollendetes Kunstwerk für den rohen Stoff ansieht, aus dem er erst das Kunstwerk zu bilden hätte, statt dessen es unfehlbar auf rohen Stoff zurückführen wird.

*) ein Herr von Götz 1800. **) es eben so gut machen zu können, wählte 1800.

In dem 'Liede vom braven Manne' hat der Dichter der biedern herzlichen Freude über eine wackre That Ton und Stimme geliehen, und die Absicht macht seinem Herzen Ehre. Nur daß das Gedicht eine ächte Romanze und wahrhaft volksmäßig sei, muß ich mehr als bezweifeln, wenn man auch für das letzte noch so viele Beweise von allgemeinem Beifall anführen möchte. Eine gute That wird sittliche Vorsätze im Gemüthe rege machen, aber die Phantasie trifft sie an und für sich noch nicht. Dieß hat der Dichter auch gefühlt, und die von ihm besungene That durch ihre Umgebungen in das Gebiet des Romantischen und Wunderbaren zu heben gesucht: und indem er den möglichsten Nachdruck auf die Furchtbarkeit des Eisganges, auf das Dringende der Gefahr, auf die lange vergeblich gespannte Erwartung eines Retters legen will, verbreitet er sich in geschmückten Schilderungen und rhetorischen Wendungen, die in der Romanze durchaus unstatthaft sind. Zu den letzten rechne ich die wiederholten 'O braver Mann! braver Mann! zeige dich!' und 'O Retter! Retter! komm geschwind'! das *)Betheuern 'beim höchsten Gott!' der Graf sei brav gewesen, u. s. w.; vor Allem aber, das viele Reden des Liedes von sich und mit sich selbst, das Rühmen des Dichters von dem Liede, seine Aufforderungen und Fragen an selbiges, die kein Ende nehmen. Mir däucht, wenn das Lied in allem Ernste voll von dem braven Manne gewesen wäre, so hätte es gar nicht weiter an sich denken müßen. Jede wahrhaft **) begeisterte Darstellung verliert sich in ihrem Gegenstande. Zudem führt dieses Selbstbewußtsein, diese Wichtigkeit auf die Vermuthung, es sei bei dem Vortrage ein Aufwand von Künst-

*) Beschwören 1800. **) objective 1800.

lichkeit und Zurüſtungen gemacht, der ſich weder mit dem Vertrauen auf die Sache, noch mit der Einfalt des ächten Volksliedes verträgt. Dieſes iſt gleichſam nur die Sache ſelbſt, auf dem kürzeſten Wege aus einer Sage in eine Melodie umgewandelt: das Lied wird ſich alſo nicht der Sache ausdrücklich entgegenſtellen. Die urſprünglichſten Volksgeſänge hat, wie oben bemerkt wurde, das Volk gewiſſermaßen ſelbſt gedichtet; wo der Dichter als Perſon hervortritt, da iſt ſchon die Gränze der künſtlichen Poeſie. Ich wäre neugierig, eine wahre alte Romanze zu ſehen, deren Sänger ſo viel und mit ſolchem Pomp von ſich und ſeinem Liede ſpräche, als in dem Liede vom braven Manne geſchieht. Wenn einmal eine ſolche Erwähnung vorkommt, ſo wird ſie dem Gedichte nur als Anhang außerhalb der Darſtellung und in den ſchlichteſten Ausdrücken mitgegeben. So in dem ganz romanzenartigen alten Liede von den heiligen drei Königen, zu Anfange:

Ich lag in einer Nacht und ſchlief,
Mir träumt, wie mir König David rief,
Daß ich ſollt dichten und reimen,
Von heiligen dreien Königen ein neues Lied;
Sie liegen zu Kölln am Rheine.

und nun folgt gleich die Geſchichte. Oder in einer andern Ballade*) am Schluß:

Wer iſt's, der uns dieß Liedlein ſang?
So frei iſt es geſungen.
Das haben drei Jungfräulein gethan
Zu Wien in Oeſterreiche.

*) Eſchenburg theilt ſie aus ſeinem gelehrten Vorrathe mit: Denkmäler altdeutſcher Dichtkunſt. S. 447. u. f.

Ferner, was den Inhalt betrifft, so ist es ein *) unkünstlerisches Beginnen, eine gute Handlung als solche darstellen zu wollen; denn das, was eigentlich ihren sittlichen Werth ausmacht, die Reinheit der Bewegungsgründe, kann auf keine Weise zur Erscheinung kommen. Es ist aber auch der unverfälschten geraden Gesinnung des Volkes gar nicht gemäß. Das Bekanntmachen sogenannter edler Handlungen durch die Zeitungen, die dafür ertheilten Ehrenbezeugungen oder gar darauf gesetzten Preise, alles dieß sind Mißgeburten einer leidigen Aufklärung. Ich will nicht so übel von unserm Zeitalter denken, nicht zu glauben, daß eine Menge viel beßerer Handlungen geschehen, als die unsre albernen Volksschriftsteller aufzeichnen. Dem Staate liegt es ob, dem Bürger, der z. B. einem andern das Leben gerettet, eine Corona civica zu verehren: allein dieß ist ganz etwas anders, es ist eine Belohnung für den ihm geleisteten Dienst, wobei die über allen Lohn erhabene Sittlichkeit des Thäters dahin gestellt bleibt.

Jede Anstalt ist unsittlich, die es zweideutig macht, ob sich in ein wohlthuendes Bestreben nicht eitle Ruhmsucht mischte. Der wahrhaft tugendhafte Mensch, der so innig fühlt, daß das Beste, was er thun kann, nur seine Schuldigkeit ist, wird bei dem Gethanen nicht selbstgefällig verweilen, und sich vornehmlich allem Schaugepränge damit entziehen. Die christliche Gesinnung vollends, die wohl noch immer die populärste ist, bringt es mit sich, wenn man Ursache zur Zufriedenheit mit sich zu haben glaubt, sich in seinem Innern zu demüthigen, damit nicht der Stolz auf das vollbrachte Gute die gefährlichste Versuchung werde.

*) unpoetisches 1800.

Eine kleine Inkonsequenz ist es, daß der Dichter *) so oft wiederholt erklärt, er wolle **) einen einzelnen Menschen, einen Zeitgenoßen verherrlichen, und doch alle ***) örtlichen Bestimmungen wegläßt, woran man ihn erkennen könnte. Es würde, wie mir scheint, auch poetisch weit vortheilhafter sein, wenn der Fluß und †) der Schauplatz der Ueberschwemmung, das Vaterland und der Name des Retters angegeben wäre. Der Grund des Verschweigens liegt freilich in der Erzählung selbst:

So rief er, mit adlichem Biederton,
Und wandte den Rücken und gieng davon.

Der Bauer entzog sich schnell der Dankbarkeit und Bewunderung, man hat vielleicht nicht einmal seinen Namen erfahren; er hätte sich eine öffentliche Lobpreisung gewiß eben so verbeten, wie den Lohn des Grafen. Dieser wahrhaft große Zug krönt seine Handlung; und da Bürger das, was ihre Sittlichkeit beglaubigt, so gut gefühlt und ausgedrückt hat, so ist es zu beklagen, daß er die That nicht den Thäter hat loben laßen, ohne zu sagen, zu melden und anzukündigen, daß er sie herrlich preisen wolle. Man mache den Versuch, mit Weglaßung aller Strophen und Zeilen, welche Deklamation enthalten, die bloße Erzählung herauszuheben: man wird nicht nur die Entbehrlichkeit jener Einschiebsel einleuchtend, sondern auch die Wirkung der Geschichte um Vieles erhöht finden. Besonders hat alles, was den Bauer und seine That darstellt, den Ton der gediegensten Biederkeit: und es ist keine Frage, daß bei einem etwas anders gerückten Gesichtspunkte (das Irrige der jetzigen Behandlung

*) so wiederholt 1800. **) ein Individuum 1800. ***) localen 1800. †) die Scene 1800.

liegt schon zum Theil in der Ueberschrift) ein vortreffliches Gedicht daraus hätte werden können.

Wir sehen dieß gleich an der Romanze 'die Kuh oder Frau Magdalis' durch ein Beispiel bestätigt. Der Inhalt ist hier ebenfalls eine edle Handlung, und zwar von *) geringerem Belange, eine bloße Handlung der Mildthätigkeit. Allein der Nachdruck ist auch gar nicht auf sie gelegt: sie kommt erst ganz am Ende zum Vorschein, nicht während sie geschieht, sondern schon geschehen: und wir werden zuerst auf die überraschende und sinnreiche Art gelenkt, womit die Wohlthat erwiesen worden ist. Die Nachricht, womit der Dichter sie begleitet, ist schmucklos, und enthält nur das Nöthige, um die Geschichte als wahr zu beurkunden. Vorn führt er uns mit der naivsten Wahrheit in die Beschränktheit einer Glückslage hinein, wo der Verlust einer Kuh zum großen und unüberwindlichen Leiden wird. Daß die arme Wittwe bei dem Brüllen im Stalle sich vor einem bösen Geiste ängstigt, giebt der Sache etwas Wunderbares, und ist doch eben so natürlich, als ihre verdoppelte Freude beim Anblick der Kuh rührend. Es ist alles aus dem Stoffe gemacht, was daraus werden konnte, ohne Prunk und Künstelei; das Ganze ist durchaus liebenswürdig und gemüthlich.

'Des Pfarrers Tochter von Taubenhain' wird unfehlbar jedes empfängliche Herz erschüttern, aber leider mit peinigenden Gefühlen, gegen die nur derbe Nerven gestählt sein möchten. Das Gedicht hat eine moralische Tendenz, in dem Sinne wie unsere bürgerlichen Familiengemälde: und wie diese zum romantischen Schauspiel, so verhält es sich ungefähr zur wahren Romanze. Das Drückende dieser Rück-

*) weit ger. 1800.

ſicht liegt gar nicht darin, daß überhaupt ein beſtraftes Verbrechen zur Warnung aufgeſtellt wird; dieß geſchieht ja auch in der Lenore und im wilden Jäger. Freilich werden die Vergehen beider als Frevel gegen den Himmel, und die Strafe als ein übernatürliches Verhängniß vorgeſtellt, wodurch die Dichtung einen weit kühneren Charakter bekömmt. Allein es giebt *) nicht wenige alte Romanzen, welche Mordgeſchichten enthalten, und mit der natürlichen oder bürgerlichen Beſtrafung endigen, und nichts deſto weniger vollkommen romantiſch ſind. Die genaue pſychologiſche Entwicklung der Motive, womit der Fortſchritt der unglücklichen Verführten vom erſten Fehltritt bis zum Verbrechen begleitet wird, iſt es, was weder ein heitres noch ein ernſt erhebendes Bild des Lebens aufkommen läßt. Die Akten zum Kriminalproceß der Kindermörderin ſind in dem Gedichte vollſtändig dargelegt: daß er, bei allem, was ſie entſchuldigt, dennoch mit ihrer ungemilderten Verdammung endigt, während der niederträchtige Verführer und der brutale Vater (denn an Häßlichkeit der Sitten iſt nichts geſpart) frei ausgehen, iſt empörend, und ſtellt uns die höchſte Widerrechtlichkeit und Verkehrtheit ſo mancher bürgerlichen Einrichtung vor Augen. Des menſchlichen Elendes haben wir leider zu viel in der Wirklichkeit, um in der Poeſie noch damit behelligt zu werden. Ich ſehe wohl, daß Bürger, vielleicht mehr aus **) einem bewußtloſen Triebe als mit Ueberlegung, überall zu der Region hinſtrebt, wovon ihn die einmal genommene und nunmehr unabänderliche Richtung ausſchloß, und in ſo fern iſt dieß Gedicht lehrreicher, als manches andre. Einige haben vorzüglich die Schilderung der

*) verſchiedne 1800. **) Inſtinct als Reflexion 1800.

Schwangerſchaft bewundert, mir ſcheinen die anfangenden *) Strophen das Meiſterhafte zu ſein. Auch die auf Unſchuld anſpielende Wahl des Namens 'Taubenhain' iſt glücklich, und die wiederum auf Namen und Sache anſpielende Geſtalt der Geiſtererſcheinungen:

Da raßelt, da flattert und ſträubet es ſich,
Wie gegen den Falken die Taube.

gehört zu den zarteren Geheimniſſen der Poeſie.

Das 'Lied von der Treue' iſt aus einem alten und vielfach wiederholten Fabliau genommen. Da die Geſchichte bloß auf einen **) beißenden Spott gegen die weibliche Treue hinausläuft, ſo ſollte ſie entweder kurz als witzige Anekdote erzählt werden, oder in einer größeren Kompoſition der Ironie dienen, wie wir ſie wirklich in den Roman vom Triſtan eingeflochten ſehen, der ganz auf die höchſte Treue der Liebenden gebaut iſt. Wenigſtens fühlt man ſehr entſchieden, daß Bürgers Romanze keinen rechten Schluß hat. Graf Friedrich Leopold zu Stolberg hat bei der Behandlung des nämlichen Gegenſtandes unter dem Namen 'Schön Klärchen' (Muſenalmanach von Voß und Göckingk. 1781.) mit einer glücklicheren Wendung geendet, überhaupt eine weit anmuthigere Erzählung daraus gemacht, wiewohl nicht im reinen Ton der Ballade, aber ſo duftig und roſenfarben gehalten, daß der helle Leichtſinn uns noch zierlich daraus anſpricht, und der herzliche Kummer des Betrogenen wie eine kindliche Klage. Es iſt Alles beßer zuſammengewebt: die drei däniſchen Doggen erſcheinen nicht erſt mit der Kataſtrophe zugleich, ſie ſind ſchon als Schön Klärchens Gefolge bekannt, ſammt dem getigerten Spanier, den ſie auf der Jagd zu

*) und ſchließenden 1800. **) Sarkasm 1800.

reiten pflegte; und wie viel artiger nimmt sich der Liebhaber aus, der ihr, wie sie mit ihm davon zieht, Lieder und Märchen vorsagt (ein Zug der sich so hübsch zu diesem leichten Handel schickt), als der schwere Junker vom Steine. Für die Wahl der Romanzen-Form läßt sich zwar das *) Lied vom Knaben mit dem Mantel anführen, ebenfalls ein Fabliau und eine Satire auf die weibliche Treue: allein in dieser alten Ballade ist die ganze Darstellung scherzhaft, und es wartet nicht, wie hier, Alles auf eine einzige epigrammatische Spitze. Bürgers Behandlung thut sich durch nichts sonderlich hervor. Auf der einen Seite der 'Donnergallopp-schlag des Hufs' und die 'Stürme der Nase', auf der andern:

Herr Junker, was hau'n wir das Leder uns wund?
Wir hau'n, als hackten wir Fleisch zur Bank;

bezeichnen die beiden Endpunkte seiner Manier; nämlich eine unpopulare Künstlichkeit der Darstellung, und dann wieder **) Popularität, die nicht durch bloße Enthaltung von allem nicht Volksmäßigen, negativ, sondern durch Annahme gemeiner Sprecharten erreicht werden sollte.

Wir haben jetzt die größeren Romanzen sämmtlich durchgegangen, es ist aber noch eine Anzahl kleinerer Stücke zurück, die zum Theil romanzenartig, zum Theil Lieder im Volkstone sind, und worunter die meisten, wie mich dünkt, nicht leicht zu sehr gelobt werden können. Sie sind eigenthümlich ohne Bizarrerie, und frei und leicht wie aus voller gesunder Brust gesungen. Dahin gehören gleich die von ***) Minne redenden Lieder, die mit den alten Minnesingern nichts gemein haben, aber ein heiteres von Bürgern selbst entworfenes Bild des Minnesingers darbieten. In 'des armen

*) alte 1800. **) positive P. 1800. ***) 1800 durch Druckfehler 'Minna'.

Suschens Traum' ist der so natürliche*) volksmäßige Glaube an sinnbildliche Deutung der Träume rührend benutzt: die Folge und Verknüpfung der Bilder ist wirklich träumerisch, und das Pathetische anspruchslos. 'Der Ritter und sein Liebchen' drückt schon im Gange des Silbenmaßes treulosen Leichtsinn aus: das Abgerißene des Anfangs und wie der Ritter unbekehrt davon geht, ohne daß eine weitere Auflösung erfolgt, ist im Geiste der ächtesten Romanze. Eben so 'Schön Suschen'; es läßt sich nicht bescheidner, sinniger und zierlicher über die Wandelbarkeit der Liebe scherzen. Dem 'Liebeszauber' ist gar nicht zu widerstehen, so lebendig gaukelt er in dem muntern Liede, bei dem man gleich die Melodie mit zu hören glaubt, wenn man es nur liest. 'Das Ständchen' und 'Trautel' sind gefällige Weisen, das 'Schwanenlied' und 'Molly's Werth' von der naivsten Innigkeit. 'Das Mädel, das ich meine', (denn ich bleibe bei dem 'Mädel', und kann mich nicht zu der 'Holden' bekehren) blüht in frischen Farben: da der Dichter sie hinterdrein noch duftiger verblasen wollte, hat die Einheit des Tons darunter gelitten. Zu den Fragen und wiederholenden Antworten, überhaupt zu der tändelnden Einfalt, womit sinnlicher Liebreiz als ein Wunderwerk des Schöpfers gepriesen wird, paßte der Ausruf 'der liebe Gott! der hat's gethan', vollkommen.

'Die Elemente' sind ein **) religiöser Volksgesang und Naturhymnus voll höherer Weihe und Offenbarungsgabe. Das Heiligste ist ganz in die Nähe gerückt, die mystische Symbolik der Natur in allgemeine menschliche Gefühle übersetzt, und nicht unbefugt hat der Sänger Aussprüche aus der heiligen Schrift entlehnt. Ich glaube, Luther würde dieß

*) und 1800. **) rein rel. 1800.

Gedicht für ein würdiges Kirchenlied anerkannt haben. 'Untreue über alles' ist ein süßes Liebesgekose: kindlich aus einem Nichts gesponnen, zart empfunden, phantastisch ersonnen, und romantisch ausgeführt. Es muß erfreuen, daß die muntere Laune den Dichter auch in den letzten Jahren nicht verließ. Das 'Hummellied', 'Sinnenliebe', 'Lied', (Ausgabe von 1796. Th. II. S. 266.) 'der wohlgesinnte Liebhaber', und 'Sinnesänderung', alle von der zierlichsten Schalkheit und zuweilen von einer markigen, aber unverdorbenen Lüsternheit beseelt, sind angenehme Beweise davon. Ich kann nicht umhin, diese kleinen Sachen im Range weit über manche berühmtere zu stellen: das Maß des Kunstwerthes wird nicht durch den äußeren Umfang und den Inhalt begränzt; und sogar ein 'Spinnerlied', das ganz leistet, was es soll, wie das bürgerische, ist nichts Geringes.

Doch muß ich erinnern, daß ich unter den obigen Stücken die früheren in ihrer ursprünglichen Gestalt meine, so wie ich auch bei den vielerlei Veränderungen, die Bürger mit seinen übrigen lyrischen Gedichten vorgenommen hat, fast durchgängig für die alten Lesearten stimmen würde. Zuweilen ist die Umarbeitung so entstellend, daß der Liebhaber, der die postume Ausgabe aufschlägt, seine vormaligen Lieblinge kaum wieder erkennen wird. Ich glaube, die Herstellung des Beßeren würde keine Verletzung der Rechte des Dichters sein, der zwar mit seinen Hervorbringungen nach Willkür schalten, aber nichts einmal Gegebenes zurücknehmen kann. Konnte doch Tasso, der mit den Korrekturen in's Große gieng, sein umgearbeitetes mit mühsam demonstrierten Vorzügen ausgestattetes Jerusalem nicht durchsetzen!

Zu nicht wenigen Veränderungen hat Bürgern das Bemühen bewogen, die ihm vorgerückte Versäumniß des Idea-

lischen nachzuholen; dazu gehören z. B. verschiedene im 'Hohen Liede'. Da sich dieß auch auf Gedichte erstreckte, die bisher recht gut ohne dergleichen fertig geworden waren, so sind darin die Idealität und die Volksmäßigkeit in's Gedränge mit einander gerathen: die letzte, als im wohlhergebrachten Besitz, hat nicht ganz weichen wollen, und so schieben sie sich, wie zwei Personen auf einem zu schmalen Sitze, hin und her. An dem 'Mädel', nunmehr der 'Holden, die ich meine', hat man das deutlichste Beispiel davon. 'Der Minnesinger' hat nunmehr den dritten Namen bekommen; er hieß in der zweiten Ausgabe 'der Liebesdichter', und jetzt 'Lieb' und Lob der Schönen'. Das gute 'Ständchen' „Trallyrum larum, höre mich!" ist ebenfalls ein etwas idealisiertes Ständchen geworden. Bei weitem die meisten Veränderungen rühren jedoch von dem *) Streben nach Korrektheit her. Noch von andern fällt es schwer, irgend einen Grund zu entdecken, und man kann sie mit nichts anderm vergleichen, als mit dem willkürlichen Wundreiben der gesunden Haut. Wenn man in der ältesten Ausgabe liest:

Wüßt' ich, wüßt' ich, daß du mich
Lieb und werth ein bischen hieltest,
Und von dem, was ich für dich,
Nur ein Hunderttheilchen fühltest,
Daß dein Danken meinem Gruß
Halben Wegs entgegen käme,
Und dein Mund den Wechselkuß
Gerne gäb' und wiedernähme:
Dann, o Himmel, außer sich
Würde ganz mein Herz zerlodern!
Leib und Leben könnt' ich dich
Nicht vergebens laßen fodern! —

*) Princip der 1800.

Gegengunſt erhöhet Gunſt,
Liebe nähret Gegenliebe,
Und entflammt zur Feuersbrunſt
Was ein Aſchenfünkchen bliebe.

ſo begreift man nicht, was dieß harmloſe artige Liedchen ſo Schweres verſchulden konnte, das ihm folgende Ummodelung ſeiner drei erſten Strophen zuzog:

Wenn, o Mädchen, wenn dein Blut
Reger dir am Herzen wühlte;
Wenn dieß Herz von meiner Glut
Nur die leiſe Wärme fühlte;
Wenn dein ſchöner Herzensdank
Meiner Liebe Gruß empfienge;
Und dir willig ohne Zwang
Kuß um Kuß vom Munde gienge:
O dann würde meine Bruſt
Ihre Flammen nicht mehr faßen;
Alles könnt' ich dann mit Luſt,
Leib und Leben könnt' ich laßen.

Aehnliche Beiſpiele ſind die vierte Strophe des 'Winterliedes', die erſte und zweite des 'Schwanenliedes', jetzt 'der Liebeskranke' genannt, und die erſte des Gedichtes 'an Adonide', jetzt 'an Molly'. Ich unternähme allenfalls, auch *) in den befremdlichſten Fällen die Gründe zu errathen, die Bürgern geleitet haben mögen; und noch weniger ſollte es mir ſchwer fallen, die Vorzüge der alten und die Mängel der neuen Leſearten aufzuzählen. Allein ich kann mich unmöglich zu dieſer Erörterung entſchließen, und laße es auf die Gunſt meiner Leſer ankommen, ob ſie mich dazu im Stande halten wollen. Wie unerfreulich und trocken es ausfällt, wenn man ſich vornimmt, dergleichen mit erſchöpfender Gründlichkeit abzuhandeln, zeigt uns Bürgers 'Rechenſchaft über die Ver-

*) bei den befremdendſten 1800.

änderungen in der 'Nachtfeier der Venus'. Er hat darin über die vier erſten Zeilen des Gedichtes oder den Refrain mehr als vierzig eng bedruckte Seiten, einige kleine Epiſoden mit eingerechnet, geſchrieben. Da das Reſultat nun nichts weniger als befriedigend ausfällt, ſo ließe ſich leicht ein mäßiger Band zur Widerlegung ſchreiben, welchen dann Bürger, oder wer ſeine Sache verföchte, mit einem noch ſtärkeren beantworten müßte; in dieſer Progreſſion könnte es in's Endloſe fortgehen, und ſo brächten zwei Menſchen (die Leſer, wenn deren welche aushielten, noch nicht einmal in Anſchlag gebracht) ihr Leben vortrefflich mit vier Verſen hin. Nein, in dieſer Art von Kritik will ich gern jenen Rabbinern den Vorrang gönnen, welche genau wußten, wie oft jeder Buchſtabe und jedes Tüttelchen im geſammten alten Teſtament vorkomme. Lieber will ich die Sache an der Quelle angreifen, woraus die einzelnen mit den Gedichten vorgenommenen Veränderungen, und Bürgers mühſeliges Schreiben darüber hergefloßen; und ſomit komme ich auf den ſchon anfangs berührten Einfluß, den ſeine Begriffe von der Korrektheit auf ſeine Ausübung gehabt haben. Wenn Bürger als ſtrenger Kritiker auftritt, und zwar gegen ſich ſelbſt, ſo möchte dieß bei Vielen ein großes Anſehn haben, beſonders da man gewohnt war, ihn als einen originalen und genialiſchen Dichter, und als einen Befreier der Poeſie von willkürlichen Konventionen zu betrachten. Allein es wird ſich zeigen, daß während er von den Altgläubigen in der Poetik als ein arger Ketzer verſchrieen ward, der alte Glaube ihm ſelbſt weit mehr als billig anhieng.

Korrekt kommt von korrigieren her, und demnach lautet dann das Hauptaxiom dieſer gebenedeiten Dogmatik: durch Korrigieren werden die Gedichte korrekt. Umgekehrt: wenn

ſie nicht ſchon im Mutterleibe korrekt waren, ſo werden ſie auf dieſem Wege nimmermehr dazu gelangen. Pope ſagt, die letzte und größte Kunſt ſei das Ausſtreichen, und für einen Menſchen wie er, der immer nur Verſe, und niemals ein Gedicht hervorgebracht hat, mag es hingehen; ſonſt aber ſollte man denken, es wäre eine viel größere Kunſt, nichts hinzuſchreiben, was man wieder auszuſtreichen braucht. Jene Sätze mußten zu einem ſehr allgemein verbreiteten Vorurtheile werden, weil die meiſten Menſchen von der organiſchen Entſtehung eines Kunſtwerkes nicht den mindeſten Begriff, und an deſſen Einheit und Untheilbarkeit keinen Glauben haben; weil es ihnen an Fähigkeit und Uebung gebricht, es als Ganzes zu betrachten. Vollends geiſtloſe Kritiker (welches zwar ein Widerſpruch im Beiworte iſt) laßen ſich für die Korrektheit todtſchlagen; ſie iſt ihr Eins und Alles, und wenn man ſie ihnen nähme, würden ſie ſchlechterdings nichts mehr zu ſagen wißen.

Es giebt allerdings in der Poeſie Geiſt und Buchſtaben, einen ſchaffenden und einen ausführenden Theil. Ein Gedicht kann nur unter beſtimmten Bedingungen *) zum äußerlichen Daſein gelangen, und in ſo fern es dieſe in Uebereinſtimmung mit dem Innern, und ohne Widerſpruch unter einander, erfüllt, kann es korrekt heißen. Niemand darf auf den Namen eines Künſtlers Anſpruch machen, der nicht in dieſer Technik Meiſter iſt. Allein ſie geht zuvörderſt auf das Große und Ganze, Reinheit der Dichtart, Anordnung, Gliederbau und Verhältniß, und betrachtet das Einzelne immer in Beziehung auf jenes. Die korrekten Kritiker hingegen bleiben an lauter Einzelnheiten hängen, außer wo ihnen etwa

*) äußerlich exiſtieren 1800.

ein arithmetiſcher Begriff überliefert iſt, wie die drei Einheiten, welche deswegen auch ihr Lieblingsthema wurden. Diktion und Versbau iſt ihre Loſung, und wenn ſie denn nur dieſe letzten Kapitel der Poetik recht begriffen hätten! Aber was iſt ihnen fremder als philoſophiſche Grammatik, Studium der eignen Sprache aus den Quellen, und die Wißenſchaft der Metrik? Erbarmungswürdig iſt es, wenn z. B. Ramler immer noch als der Held der Korrektheit aufgeſtellt wird, der all ſein Leben lang nicht hat lernen können einen ordentlichen Hexameter zu machen; der den Gedichten Anderer immerfort die unpaßendſten, matteſten und übellautendſten Veränderungen aufgedrungen hat; dem man endlich in ſeinen eignen Sachen wahre Schülerhaftigkeit in der Technik, wenn man damit nicht bei dem nächſten Herkommen ſtehen bleibt, nachweiſen könnte.

Es thut mir leid, jenen dürftigen Begriff von Korrektheit, der ſich bloß auf Diktion und Versbau beſchränkt, auch bei Bürgern wieder zu finden. Er hat ſich zu deutlich darüber erklärt, um Zweifel übrig zu laßen. Er ſetzt in der ſchon angeführten 'Rechenſchaft' Form und Stoff eines Gedichtes einander entgegen. Unter Stoff verſteht er den geiſtigen Gehalt. Dieſer Ausdruck iſt nicht ſchicklich: der geiſtige Gehalt iſt kein bloßer Stoff, der durch die äußere Darſtellung erſt geformt werden müßte; er iſt ſelbſt ſchon Form, wovon die äußere Form nur der getreue Abdruck ſein ſoll. Was Bürger über die Unerſchöpflichkeit der äſthetiſchen Ideen ſagt, das einzige in dem Aufſatze, was von einer höheren Anſicht der Poeſie zeugt, iſt aus Kants Kritik der Urtheilskraft entlehnt. *) Dieß hat ſeine Richtigkeit: es giebt For-

*) Es 1800.

derungen an ein Kunstwerk, die keine Gränze kennen, und die es nur gradweise befriedigen kann; *) und dann giebt es wiederum Gesetze, die es entweder erfüllt oder übertritt. Diese Gesetze erstrecken sich aber auf weit wesentlichere und tiefer eingreifende Punkte, als die Einzelnheiten der Diktion und des Versbaues sind. Bürger ist nicht der Meinung gewesen, oder er hatte vielmehr damals vergeßen was ihm sein beßerer Genius sonst darüber eingegeben. 'Das Gebiet der Formen', sagt er, 'erstreckt sich nicht weiter, als der Umfang 'der Sprache, die Bildbarkeit des Verses und die Möglich- 'keit des Reimes, vermittelst welcher man poetisch darstellt'. Und man halte dieß nicht etwa für eine übereilte Aeußerung, welcher der Inhalt seiner Bemerkungen widerspräche. 'Ich 'hoffe', sagt er von der jetzigen Gestalt der Nachtfeier, 'jeder 'Vers wird die strengste Prüfung der poetischen Grammatik 'aushalten, ohne gleichwohl in Ansehung des poetischen Gei- 'stes, der den todten Buchstaben beleben muß, gerechten Vor- 'würfen ausgesetzt zu sein'. Als ob sich der poetische Geist auch so in einzelnen Zeilen offenbarte! Als ob es nicht sehr möglich wäre, bei dem in der Welt vorhandenen Vorrath von Versen, ohne allen poetischen Geist, nur mit Verstand und Geschick, Verse zusammenzusetzen, denen man, für sich betrachtet, den Namen schöner Verse nicht verweigern dürfte!

Daß Bürger sich mit seinen Korrekturen besonders an die 'Nachtfeier der Venus' gehalten, ist ganz in der Ordnung: denn dieses Gedicht, wie er es dem Lateinischen frei nachgebildet, war vom Anfange an zum Korrigieren eingerichtet, und kann für nichts weiter gelten, als ein phraseologisches Studium. Von dem Original, über dessen Zeit-

*) und Gesetze 1800.

alter und Urheber die gelehrteſten Philologen verſchiedner Meinung ſind, und worein, in der Geſtalt, wie wir es haben, unter barbariſchen Spuren doch Manches aus ächteren *) Quellen des klaſſiſchen Alterthums gefloßen ſein mag, redet Bürger ſelbſt nicht mit **) ſonderlicher Ehrerbietung. Demungeachtet betreffen, einige gleich zuerſt ***) angeordnete Umſtellungen ausgenommen, alle nachherigen Veränderungen nicht Anlage, Charakter, Haltung und Bedeutung des Ganzen, ſondern bloß einzelne Bilder, Wörter, Laute und Silben. Um nur ein Paar Beiſpiele zu geben, ſo iſt es ihm niemals eingefallen, daß die Stelle von der Venus als †) Mutter des Ahnherrn und Schutzgöttin des römiſchen Volkes bloß ††) örtliche Wahrheit und nationales Intereſſe hat, daß ſie bei einem für uns noch gültigen ſymboliſchen Gebrauche der Mythologie durchaus wegfallen mußte. Ferner, da der römiſche Dichter ſich erſt in den vier letzten Zeilen mit Vorwürfen über ſein bisheriges Schweigen und mit Anmahnungen, in den allgemeinen Jubel mit einzuſtimmen, erwähnt, ſo hat Bürger dieß beibehalten, aber zweimal vorher den Geſang und die Leier ſo feierlich hervorgehoben, als ob der Dichter einem Chor vorſänge, und den Widerſpruch darin nimmer bemerkt. Von den Eintheilungen in Vorgeſang, Weihgeſang und Lobgeſang mag ich gar nicht einmal reden. Und bei dieſer Gedankenloſigkeit über die Ausbildung des Ganzen meinte Bürger dennoch mit der letzten ausgeputzten Geſtalt des Gedichtes einen Kanon für die Poeſie aufzuſtellen, wie der des Polyklet für die Bildnerei geweſen. Das iſt

*) antiken Quellen gefloßen 1800. **) ſonderlichen Reſpekt 1800. ***) vorgenommen 1800. †) Sternmutter [Druckf. für 'Stammmutter'] und 1800. ††) ocale 1801.

gerade, als hätte Polyklet seinen Kanon nicht durch die Vollkommenheit der Proportionen, sondern durch fleißiges Polieren der Bronze zu Stande bringen wollen. Ja er hoffte, dieses Gedicht sollte vermögend sein, die Sprache auf mehrere Jahrhunderte zu fixieren, 'soweit es nämlich in deutsche 'Diktion und Vers-Mechanik vermittelst ewig schöner Gedan-'ken und Bilder hineingriffe'. Den beschränkenden Zusatz verstehe ich nicht recht, denn da in der Sprache Alles zusammenhängt, so möchte sie schwerlich theilweise zu fixieren sein. Aber zu welchem Minimum mußte ihm die unendliche Fülle und der ewige Wandel des menschlichen Geistes, der auch nur in Einer Sprache sich regt und bewegt, zusammengeschrumpft sein, um dergleichen Wirkungen von einem Gedichte zu erwarten, das bei geringem äußern Umfange, auf das glimpflichste gesagt, leer ist, und nichts von dem *) besitzt, was die Gemüther in allen ihren Tiefen ergreift und sich unauslöschlich einprägt.

Bei den Zweifelsknoten, zwischen denen sich Bürger mühselig herumwindet, hätte er oft nur die Frage um einen Schritt weiter zurückführen dürfen, um zu sehen, daß sie ganz anders gestellt werden müße, **) und um dann auch eine ganz verschiedene Antwort auszumitteln. Gleich anfangs erzählt er das lächerliche Unglück, welches ihm mit dem Refrain begegnete, den er auf keine Weise sich und Andern völlig recht machen konnte, der, je öfter er ihn umschmolz, um so übler gerieth, so daß er endlich genöthigt war, durch einen Machtspruch Einhalt zu thun. Ich glaube es wohl: er hätte noch zwanzigtausend solche Refrains machen können, ohne einen vollkommen guten darunter zu finden; die Auf-

*) in sich hat 1800. **) und auch 1800.

gabe gehört ihrer Natur nach zu den unmöglichen. Der Refrain des Originals, der in einem einzigen Tetrameter besteht, soll in die doppelte Länge ausgedehnt werden, dabei findet keine Erweiterung des Inhalts Statt, und die Schmükkung des Ausdrucks will Bürger selbst mit gutem Grunde möglichst vermieden wißen. Wie soll das in aller Welt ohne Zerren und Künstelei zugehn? Ueberdieß verursacht der so verlängerte Refrain nothwendig ein Mißverhältniß: er trennt die Absätze des Gedichtes viel weiter von einander, und eben so oft wiederholt, wie ihn Bürger wirklich gebraucht hat, nimmt er doppelt so viel Raum ein, wie im Original. Aber wenn der Refrain in zwei kürzere, einem Tetrameter gleichgeltende Zeilen *) übersetzt worden wäre, so hätten diese ohne Reim bleiben müßen. Allerdings: es fragt sich eben, ob es überhaupt räthlich war, das Pervigilium auch bei einer freien Nachbildung in gereimte Verse zu übertragen? Zwar scheint keine gereimte Versart größere Aehnlichkeit mit den trochäischen Tetrametern zu haben, als unsre sogenannten vierfüßigen Trochäen mit alternierenden männlichen und weiblichen Reimen. Allein sie verketten immer vier Zeilen zu einer kleinen Strophe, da in dem antiken Silbenmaße Vers auf Vers unaufhaltsam fortgeht. Alsdann trennt auch der weibliche Reim die erste Zeile weit bestimmter von der zweiten, als der Abschnitt die beiden Hälften des Tetrameters, der eben wegen seiner Länge bei dem leichten Rhythmus rasch zum Ende eilt. Bei uns hat jenes Silbenmaß daher den sanftesten und ruhigsten Liederton, da hingegen die griechischen Kunstrichter dem choreischen Tetrameter den beweglichsten und leidenschaftlichsten Gang zuschreiben. Dieser stimmt

*) übersetzt wäre, so hätten selbige 1801.

auch im Original sehr gut zu dem Ausdruck trunkener Freude und allgemeinen Taumels bei der Wiederbelebung der Natur, worin allein ich einen Hauch *) vom Geiste des klassischen Alterthums zu fühlen glaube. Durch die Hauptzierde der bürgerschen Nachbildung, die Reime, ist der Charakter des Gedichtes nicht nur verändert, sondern es ist eigentlich charakterlos geworden.

Ohne das hätte die Wahl der Bilder und Züge unmöglich eine solche Breite gehabt. Wie schon gesagt: durch Korrigieren war hier wenigstens für das Ganze nichts zu verderben; im Einzelnen ist es häufig geschehen, wie sich leicht zeigen ließe, wenn für unsern Zweck nicht der Beweis hinreichte, daß Bürger bei der Beschränkung seiner Kritik auf Diktion und Versbau, selbst über diese Punkte nicht auf die Grundsätze zurückgieng, und aus irrigen Vordersätzen schloß. So nimmt er bei den metrischen Bemerkungen gar keine Rücksicht auf den Gegensatz der gereimten und rhythmischen Versarten. Nicht selten liegt der Satz im Hinterhalte, die Poesie solle keine Freiheiten der Sprache vor der Prosa voraus haben: eine oft genug wiederholte und eingeschärfte Meinung, die aber von Leuten aufgebracht ist, welche Poesie und Prosa als entgegengesetzte und unabhängige Wesen in ihrem Kopfe nicht vereinbaren konnten, und deswegen, da man der Prosa zum nächsten Gebrauch doch nicht wohl entrathen kann, lieber die Poesie aufheben wollten. Meistens aber rügt er Versehen gegen die logisch-grammatische Genauigkeit, die nur durch eine ängstliche Zergliederung merkbar werden, auf welche die Poesie, als eine Kunst des schönen Scheines, gar nicht eingerichtet zu sein braucht. Es

*) des antiken Geistes 1800.

giebt zwar in ihr sowohl Miniaturen als Dekorationsmalereien, aber für *) diese mikroskopische Betrachtungsart ist keines ihrer **) Werke bestimmt, und ein Gedicht, welches dem Leser Muße und Lust dazu ließe, könnte schon desfalls keinen Werth haben. Und doch ist Bürger seiner Sache dabei so gewiß, daß er den Vorwurf der Kleinlichkeit und Pedanterei mit folgendem Ausspruche abweist: 'Ich verkün-'dige allen denen, die es noch nicht wißen, ein großes und 'wahres Wort: „Ohne diese Silbenstecherei darf kein ästheti-'sches Werk auf Leben und Unsterblichkeit rechnen". Die Geschichte der Poesie muß ihm, als er dieses schrieb, gar nicht gegenwärtig gewesen sein. Oder haben etwa Homer, Pindar, Aeschylus, Sophokles und Aristophanes diese Silbenstecherei geübt? Und um aus der modernen Poesie nur Ein Beispiel anzuführen, wer war weiter von ihr entfernt, als Shakspeare? Ja wie läßt sich bei den altenglischen Volksliedern, die Bürgern zu seinen schönsten Hervorbringungen die Anregung gaben, und also hoffentlich noch leben, nur daran denken? Dagegen sind manche, sogar auf die Nachwelt gekommene Werke der alexandrinischen Dichter, die in dieser Silbenstecherei keine gemeine Meisterschaft besaßen, doch nicht am Leben. In der neueren Poesie kann man diejenigen, welche sie mit besonderem Fleiße getrieben, und dennoch nie, außer im Wahne eines verkehrten Geschmacks gelebt haben, zu hellen Haufen aufzählen. Bürger verkannte sich selbst und seinen Werth mit dieser ängstlichen Sorge um die kleinen Aeußerlichkeiten der Poesie, worauf man den Spruch des Evangeliums anwenden kann: 'Ihr sollt nicht

*) die 1828. **) Produkte bestimmt und dasjenige, welches 1800.

'ſorgen und ſagen: was werden wir eßen? was werden wir 'trinken? womit werden wir uns kleiden? Nach ſolchem allen 'trachten die Heiden. Trachtet am erſten nach dem Reiche 'Gottes und nach ſeiner Gerechtigkeit, ſo wird euch ſolches 'alles zufallen.'

Ich habe im Obigen Bürgers Maximen über Korrektheit und *) ſein Verfahren beim Ausbeßern lebhaft beſtritten: eine wider ihn ausfallende Entſcheidung würde indeſſen zu ſeinem Vortheil gereichen, indem ſie ihn von ſo vielem ungerechten Tadel ſeiner ſelbſt und von den ertödtenden Korrekturen befreite. Es thut weh, zu ſehen, wie Bürger z. B. bei 'Mollys Werth' (S. 501. u. f.) gegen ſein eignes Fleiſch wüthet, und Ausdrücke matt und gemein ſchilt, die nur dem Tone der Geſinnungen gemäß einfältig und naiv ſind; wie er ſelbſt in einem Gedichte von nicht mehr als drei Strophen Veränderungen ohne Rückſicht auf das Ganze vornimmt, und ſo aus einem ſüßen herzigen Liede ein ſteifes verzwängtes Unding herausbringt, an dem nichts mehr zu erkennen und zu fühlen iſt. Glücklicher Weiſe ſind die Romanzen von allem ſolchen Ungemach verſchont geblieben. Bürger mochte wohl einſehen, daß ſein allgemeines rhetoriſches Ideal einer guten reinen Schreibart (dem er bei den lyriſchen Gedichten unbedingt opferte, da doch nichts unter der Rubrik rhetoriſcher Fehler aufgeführt werden kann, was nicht in der Poeſie an ſeiner Stelle gut wäre;) hier nicht anwendbar ſei, ohne Alles umzuſtoßen. Daß indeſſen in den meiſten Romanzen viel und oft ausgeſtrichen worden, ehe ſie öffentlich erſchienen, iſt gewiß, und daß ſie zum Theil beßer, nämlich ungekünſtelter und freier von Manier

*) ſeine corrigirende Praxis lebh. 1800.

würden ausgefallen sein, wenn frühere Lesearten stehen geblieben wären, nur zu wahrscheinlich.

Die kritischen Aufsätze und Veränderungen, womit wir uns bisher beschäftigt haben, sind zwar aus Bürgers letzter Periode; allein in der Vorrede zur zweiten Ausgabe kommen schon starke Aeußerungen über seine *) absondernde Ansicht des technischen Theils der Poesie vor; und in der Vorrede zur ersten verräth sich der grammatische Hang wenigstens durch die eigne so hitzig verfochtene Orthographie. Wenn man ferner bedenkt, daß 'die Nachtfeier der Venus', sein frühestes, und 'das Hohe Lied', eines seiner spätesten Werke, ungefähr nach derselben Idee der Tadellosigkeit und einer absoluten Vollkommenheit der Diktion und des Versbaues, da es doch nur eine relative giebt, ausgeführt und durchgearbeitet sind: so kann man schwerlich zweifeln, daß die Maximen der Korrektheit während seiner ganzen Laufbahn großen Einfluß gehabt haben.

Die Erwähnung des hohen Liedes führt mich auf einige seiner geliebten Molly gewidmete lyrische Stücke, die noch zurück sind. Ihr **) dichterischer Werth ist aber so mit der Verworrenheit wirklicher Verhältnisse verwebt, daß sie keine reine Kunstbeurtheilung zulaßen. Man kann zum Theil die himmlischen Zeilen im 'Blümchen Wunderhold' auf sie anwenden:

Der Laute gleicht des Menschen Herz,
Zu Sang und Klang gebaut,
Doch spielen sie oft Lust und Schmerz
Zu stürmisch und zu laut.

Besonders ist die 'Elegie, als Molly sich losreißen wollte', ein wahrer Nothruf der Leidenschaft, wobei das Mitgefühl

*) isolierende 1800. **) poetischer 1800.

jeden Tadel erſtickt. Dagegen iſt 'das Hohe Lied' durch die Ausführung ein kaltes Prachtſtück geworden, wiewohl die innige Wahrheit der Gefühle als Grundlage durchblickt. Man muß es der Zeit anheimſtellen, ob ſie dieſen blendenden Farbenputz und Firniß mit ihrer magiſchen Nachdunkelung genugſam überziehn wird, um es die Nachwelt für etwas andres halten zu laßen.

Bürger hat das Verdienſt, das bei uns gänzlich vergeßene und nach lächerlichen Vorurtheilen verachtete Sonett zuerſt wieder zu einigen Ehren gebracht zu haben. Indeſſen zeigt ſowohl ſeine Behandlung desſelben, als was er in der Vorrede darüber ſagt, daß er *) die Gattung nicht aus der Betrachtung ihres wahren Weſens begriffen hatte. Alles läuft bei ihm auf die Merkmale der Kleinheit, Niedlichkeit und Glätte hinaus, durch welche Forderungen die antithetiſche Symmetrie und **) unveränderliche Architektonik des Sonetts durchaus nicht erklärbar wird. Er nennt es 'eine bequeme Form, allerlei poetiſchen Stoff von kleinerm Umfange, womit man ſonſt nichts anzufangen weiß, auf eine ſehr gefällige Art an den Mann zu bringen; einen ſchicklichen Rahm um kleine Gemälde jeder Art; eine artige Einfaßung zu allerlei Beſcherungen für Freunde und Freundinnen'; und ich befürchte, daß dieſe loſe, diminutive und alſo dem Obigen zufolge ſonettähnliche Vorſtellung vom Sonett immer noch nicht ganz außer Umlauf geſetzt iſt. Das Beiſpiel der großen italiäniſchen und ſpaniſchen Meiſter belehrt uns, daß für das Sonett nichts zu groß, ſtark und majeſtätiſch ſei, was ſich nur irgend nach materiellen Bedingungen des Raumes darein fügen will. Ja, es fordert ſeiner Natur nach

*) ſich die ... conſtruirt hatte 1800. **) ewig unv. 1800.

die möglichste Fülle und Gedrängtheit, und Bürgers Sonette scheinen mir nicht genug gediegnen Gedankengehalt zu haben, um dem Nachdruck ihrer Form ganz zu entsprechen. Auch die bei den meisten getroffene Wahl der fünffüßigen Trochäen statt der eilfsilbigen Verse oder sogenannten Jamben, worin er fleißige Nachfolge gefunden, ist ein Fehlgriff; was jedoch nur aus der Theorie des Sonetts, auf die ich hier nicht näher eingehen kann, sich einleuchtend darthun läßt.

Es ist nun noch übrig, etwas von Bürgers Uebersetzungen und dem Charakter seiner Prosa zu sagen. Unter jenen ist seine Arbeit am Homer die wichtigste: er hat sie früh unternommen und lange dabei ausgeharrt. Ueber sein erstes Vorhaben, die Ilias zu jambisieren, hat er selbst in der Folge das Nöthige gesagt. Die Gründe, womit er es in jugendlichem Eifer vertheidigte, können jetzt, nach den Fortschritten unserer Sprache in der rhythmischen Verskunst, und nach der Entwickelung richtigerer Begriffe vom epischen Gedicht, Niemanden mehr aufhalten: doch ist es interessant zu sehen, wie damals Punkte zweifelhaft schienen, über die der Erfolg nun so siegreich entschieden hat, und welche Stufen die poetische Uebersetzungskunst durchgehen mußte, um auf die jetzige zu gelangen. Auch die jambischen Proben sind für das Studium der Sprache und um zu sehen, wie sich Bürger bei einer solchen Aufgabe aus dem Handel gezogen, immer noch lehrreich.

Bei der hexametrischen Uebersetzung hatte er sich eine beispiellose Treue vorgesetzt, und dieß redliche *) Streben, da sonst Entäußerung von seinen Eigenheiten eben nicht seine

*) Bestreben 1800.

Tonmalerei des ersten Verses? Und wie verrucht müßten sich die Hexen auf dem Theater geberden, um den Worten mit ihren Bewegungen zu entsprechen? Nach dem Zauber'pott' zu urtheilen, müßen sie aus Niedersachsen gebürtig sein. Aber wenn wir auch den 'Hexenplunder' fahren laßen, kommen wir mit dem Uebrigen nicht beßer fort. Es leistet durchaus nicht, was es als prosaische Uebersetzung leisten könnte. Bei vielen Kraftausdrücken, und schwächenden Ausrufungen, die pathetisch sein sollen, ist der Dialog nicht selten in platte Vertraulichkeit ausgeartet. Die Unschicklichkeit aller mit dem Schauspiel vorgenommenen Veränderungen, der Auslaßungen, Umstellungen und verschieden vertheilten Reden, nach der Strenge zu rügen, würde unbillig sein, da Bürger sich so bescheiden darüber erklärt, und bei der Bearbeitung durch einen fremden Antrieb geleitet ward. Wie seine eignen Zusätze beschaffen sind, kann jeder bei der Vergleichung sehen. So viel erhellet aus Allem, und es dient zur Bestätigung des bei Gelegenheit von Lenardo und Blandine Bemerkten, daß Bürger sich zu keiner reinen und ruhigen Ansicht des Shakspeare erhoben hatte.

'Bellin', ein Fragment, nach dem Giocondo des Ariost, mußte freilich Fragment bleiben: denn wo hätte es nach diesem Anfange mit dem Ganzen hinausgewollt? Im Ariost ist die Geschichte, wie sich's für eine solche Novelle in Versen gehört, mit geistreicher Kürze erzählt; hier verliert sich der Erzähler nach einer schon zu weitläuftigen Vorrede sogleich wieder in endlose Abschweifungen, macht den Bellin, seinen Giocondo, ohne allen erdenklichen Zweck zu einem Dichter, und läßt den lombardischen König über die ungerechte Verachtung der Poeten und der Poesie, endlich sogar

über eine obskure Provincial-Zeitschrift Dinge sagen, die, Gott weiß wie, dahin gehören mögen. Es ist ein sprechendes Beispiel, wie sorglos Bürger über Plan und Anlage eines Gedichtes sein konnte, während ihn die Ausputzung des Einzelnen bis ins Feinste hinein beschäftigte. Denn sehr sauber gearbeitet sind die Stanzen wirklich: sie verdienen bei den Studien über den Gebrauch dieser Versart zum Scherzhaften und Drolligen in Betrachtung zu kommen. Nur wäre ihnen mehr Freiheit und Wechsel zu wünschen; sogar der Abschnitt nach der vierten Silbe ist immer beobachtet, der als Regel bei fünffüßigen, nicht mit längeren und kürzeren Versen untermischten Jamben eine ganz unnütze und nachtheilige Feßel ist.

Popes *) Brief der Heloise an Abälard ist in der Nachbildung ohne eigentlichen Zusatz fast um das Doppelte verlängert, was bei der einmal gewählten Versart unvermeidlich war. Die **) spruchreiche Kürze des Originals, die unter dem Pomp der Deklamation seinen besten Reiz ausmacht, ist in elegische Weichheit verwandelt. Die fünffüßigen Trochäen, die überhaupt nur in wenig Fällen zu empfehlen sind, machen bei einem so langen Gedicht ein ermüdendes Geschleppe. In fünffüßigen gereimten Jamben ließe sich schwerlich Couplet um Couplet geben; eher in Alexandrinern, die aber den Charakter schwächen würden. Das Gedicht soll eine Heroide sein, und wenn es nur im Geiste dieser antiken Untergattung gedichtet wäre, so müßte sich's in elegischen Distichen schicklich übersetzen laßen. Da das aber nicht ist, und sich sonst kein paßendes Silbenmaß dazu finden will, und auch sonst noch allerlei, so müßen

*) Heloise an Abelard 1800. **) sententiöse 1800.

[illegible] Friedrich Nicolai's [illegible] und sonderbare Meinungen.

[illegible] Fichte. Herausg. von A. W. Schlegel. [illegible] der Cottaischen Buchh. 1801. 8.

[illegible] Schrift hatte anfänglich die Absicht, sie [illegible] Drucke zu übergeben. Da hiebei zufällige [illegible], und der nächste Zweck derselben durch die Un[illegible] ihrer Abfaßung gefunden und seinen Freun[illegible] verschafft hatte, eigentlich schon erreicht [illegible] weiteren Bemühung damit etwas wißen, [illegible] von ihr ab. Das Manuskript kam in [illegible] auch an mich; ich bin durch keine Be[illegible] bei dem Gebrauche, den ich etwa davon [illegible] eingeschränkt, und so gestehe ich, daß ich [illegible] machen würde, diese bündige und erschöp[illegible] in seiner Art merkwürdigen Individuums [illegible]. Der Würde Fichtes wäre es viel[illegible] ein Höheriges verachtendes Stillschweigen auch [illegible] da er einmal die gutgelaunte Groß[illegible] Worte und Federzüge an Nicolai zu wen[illegible] meine Gefahr auch die zweite zu, die [illegible] Verachtung erfahren zu laßen. Was Nico[illegible] weiß, daß ich ihm durch die Herausgabe [illegible] Wohlthat erweise. Was könnte ihm, der [illegible] nicht einmal dahin bringen kann, seine [illegible] zu lesen, geschweige denn zu beantwor[illegible] nur einige hingeworfene Sarkasmen abge[illegible], als daß Fichte auf ihn, als auf ein

wirklich existierendes Wesen, sich förmlich einläßt, ihn aus Principien konstruiert, und ihn wo möglich sich selbst begreiflich macht? Der Tag, wo diese Schrift erscheint, ist unstreitig der Ruhm-bekrönteste seines langen Lebens, und man könnte besorgen, er werde bei seinem ohnehin schon schwachen Alter ein solches Uebermaß von Freude und Herrlichkeit nicht überleben. Verdient hat er es ganz und gar nicht um mich, daß ich ihm ein solches Fest bereite, da er mir die Schmach angethan, mich in früheren Schriften ordentlich zu loben, und noch in den letzten mir Kenntnisse und Talente zuzugestehen. Indessen die Lesung der folgenden Schrift hat mich in die darin herrschende großmüthige Stimmung versetzt, und wenn er sich diese Anmaßung nicht wieder zu Schulden kommen laßen will, so sei das Bisherige vergeben und vergeßen.

[redacted]

wenn uns der Himmel die Freude des Wiedersehens gönnen wollte. In einem Briefe muß ich mich aber schon kürzer faßen. Im Allgemeinen also: ich habe hier alle die Vorzüge, kunstreicher auf umfaßendere Stoffe verwandt, wiedergefunden, womit die dramatischen Spiele glänzen: eine durchaus edle, zarte und gebildete Sinnesart, frische Jugendlichkeit, zierliche Feinheit, gewandte Bewegung, viel Sinnreiches in der Erfindung und sichere Fertigkeit in der Behandlung. In Sprache und Versbau besitzest du eine ungemeine Fülle und Mannichfaltigkeit; die einzigen Klippen, wovor du Dich meines Bedünkens zu hüten hast, sind Dunkelheit, welche aus allzu künstlichen Wendungen entspringt, und Härte aus dem Streben nach Gedrängtheit. Mit vielem Geschick verflichtst du zuweilen prosaische Bestandtheile in den Ausdruck, wodurch er neuer und eigener erscheint, doch hüte dich, dieß Mittel allzufreigebig zu gebrauchen. — — So viel ist ausgemacht, vor einer geringen Anzahl Jahre wäre es noch unmöglich gewesen, alles dieß mit so vieler anscheinenden Leichtigkeit zu leisten. Es hat tief in den Schacht unsrer Sprache gegraben, die Kunst des Versbaues hat gleichsam in eine ganz andere Region gesteigert werden müßen, um dergleichen möglich zu machen. Aber was vor ein zwanzig Jahren ein großes Aufheben würde veranlaßt haben, das nehmen die gedankenlosen Leser jetzt so hin, als müßte es nur so sein; es scheint, daß ihre Unempfänglichkeit in demselben Verhältniße zunimmt, wie die Fülle blühender Talente, die sich seit Kurzem entfaltet haben. Ich glaube hievon den Grund einzusehen, doch muß ich dazu etwas weiter ausholen.

Wie Goethe, als er zuerst auftrat, und seine Ge-
noßen, Klinger, Lenz u. s. w. (diese mit roheren A

ständnissen) ihre ganze Zuversicht auf Darstellung der Leidenschaften setzten, und zwar mehr ihres äußeren Ungestüms als ihrer innern Tiefe, so meine ich, haben die Dichter der letzten Epoche die Phantasie, und zwar die bloß spielende, müßige, träumerische Phantasie, allzusehr zum herrschenden Bestandtheil ihrer Dichtungen gemacht. Anfangs mochte dieß sehr heilsam und richtig sein, wegen der vorhergegangenen Nüchternheit und Erstorbenheit dieser Seelenkraft. Am Ende aber fordert das Herz seine Rechte wieder, und in der Kunst wie im Leben ist doch das Einfältigste und Nächste wieder das Höchste. Warum fühlen wir die romantische Poesie inniger und geheimnißvoller als die klassische? Weil die Griechen nur die Poetik der Freude ersonnen hatten. Der Schmerz ist aber poetischer als das Vergnügen, und der Ernst als der Leichtsinn.

Mißverstehe mich nicht, ich weiß wohl, daß es auch einen peinlichen Ernst und einen ätherischen Leichtsinn giebt. Die Poesie, sagt man, soll ein schönes und freies Spiel sein. Ganz recht, in so fern sie keinen untergeordneten, beschränkten Zwecken dienen soll. Allein wollen wir sie bloß zum Festtagsschmuck des Geistes? zur Gespielin seiner Zerstreuung? oder bedürfen wir ihrer nicht weit mehr als einer erhabenen Trösterin in den innerlichen Drangsalen eines unschlüßigen, zagenden, bekümmerten Gemüths, folglich als der Religion verwandt? Darum ist das Mitleid die höchste und heiligste Muse. Mitleid nenne ich das tiefe Gefühl des menschlichen Schicksals, von jeder selbstischen Regung geläutert und dadurch schon in die religiöse Sphäre erhoben. Darum ist ja auch die Tragödie und was im Epos ihr verwandt ist, das Höchste der Poesie. Was ist es denn, was im Homer, in den Nibelungen, im Dante, im Shak-

ſpeare die Gemüther ſo unwiderſtehlich hinreißt, als jener Orakelſpruch des Herzens, jene tiefen Ahnungen, worin das dunkle Räthſel unſeres Daſeins ſich aufzulöſen ſcheint?

Nimm dazu, daß die Poeſie, um lebendig zu wirken, immer in einem gewiſſen Gegenſatze mit ihrem Zeitalter ſtehen muß. Die ſpaniſche, die ſpielendſte, ſinnreichſte, am meiſten gaukelnd phantaſtiſche, iſt in der Epoche des ſtolzeſten Ehrgefühls der Nation und unter der Fülle kräftiger Leidenſchaften und eines überſtrömenden Muthes entſtanden. Unſere Zeit krankt gerade an allem, was dem entgegengeſetzt iſt, an Schlaffheit, Unbeſtimmtheit, Gleichgültigkeit, Zerſtücklung des Lebens in kleinliche Zerſtreuungen und an Unfähigkeit zu großen Bedürfniſſen, an einem allgemeinen mit-dem-Strom-Schwimmen, in welche Sümpfe des Elends und der Schande er auch hinunter treiben mag. Wir bedürften alſo einer durchaus nicht träumeriſchen, ſondern wachen, unmittelbaren, energiſchen und beſonders einer patriotiſchen Poeſie. Dieß iſt eine gewaltſame, hartprüfende, entweder aus langem unſäglichem Unglück eine neue Geſtalt der Dinge hervorzurufen oder auch die ganze europäiſche Bildung unter einem einförmigen Joch zu vernichten beſtimmte Zeit. Vielleicht ſollte, ſo lange unſere nationale Selbſtändigkeit, ja die Fortdauer des deutſchen Namens ſo dringend bedroht wird, die Poeſie bei uns ganz der Beredſamkeit weichen, einer Beredſamkeit, wie z. B. Müllers Vorrede zum vierten Bande ſeiner Schweizergeſchichte. Ich geſtehe, daß ich für Gedichte, wie die meines Bruders auf den Rhein in der Europa und dem Taſchenbuch, viele andere von ihm hingeben würde. — Wer wird uns Epochen der deutſchen Geſchichte, wo gleiche Gefahren uns drohten, und durch Biederſinn und Heldenmuth überwunden wurden, in ei

Reihe Schauspiele, wie die historischen von Shakspeare, allgemein verständlich und für die Bühne aufführbar darstellen? Tieck hatte ehemals diesen Plan mit dem dreißigjährigen Kriege, hat ihn aber leider nicht ausgeführt. Viele andere Zeiträume, z. B. die Regierungen Heinrichs des Vierten, der Hohenstaufen u. s. w. würden eben so reichhaltigen Stoff darbieten. Warum unternimmst du nicht dieß oder etwas Aehnliches?

Doch ich kehre von dieser speciellen Abschweifung über die Zeitumstände zu meinen allgemeinern Betrachtungen zurück. Von dem, was ich über die Freunde und Zeitgenossen gesagt, nehme ich mich keineswegs aus. Ich weiß gar wohl, daß viele meiner Arbeiten nur als Kunstübungen zu betrachten sind, die zum allgemeinen Anbau des poetischen Gebiets das Ihrige beitragen möchten, aber auf keine sehr eindringliche Wirkung Anspruch machen können. Diejenigen von meinen Gedichten, die am meisten das Gemüth bewegen, sind gewiß die, wo mich ein persönliches Gefühl trieb, wie die Elegie über meinen verstorbenen Bruder und die Todtenopfer. Auch von der Elegie über Rom hoffe ich, daß sie den gehörigen strengen Nachdruck hat, weil ich von der Gegenwart eines großen geschichtlichen und dennoch gewissermaßen noch sichtbaren Gegenstandes erfüllt war. — Viele Dichtungen unserer Freunde können allerdings sehr rühren und bewegen. So das Leben Berglingers im Klosterbruder, Novalis geistliche Lieder, Alarcos, Genoveva ꝛc. Alarcos ist fast übertrieben drastisch und hat daher auch seine Wirkung auf der Bühne nicht verfehlt, aber der beständige Wechsel und das Weitgesuchte in den Silbenmaßen läßt wiederum einen nicht völlig auf's Reine gebrachten Kunstversuch erkennen. In der Genoveva ist nur in der ersten Hälfte das Phanta-

ſtiſche zu ſehr verſchwendet, oder vielmehr nicht genugſam zuſammengedrängt und auf wenige Brennpunkte verſammelt. In dem bewundernswürdigen Oktavian finde ich, beſonders im zweiten Theil, die komiſchen Scenen weit kräftiger und wahrhaft poetiſcher, als die phantaſtiſchen, die manchmal viel zu weit ausgeſponnen ſind und in's Blaue allegoriſcher Anſpielungen ermüdend verſchwimmen. Er hat die orientaliſche Sinnlichkeit mehr didaktiſch abgehandelt, als ſie wie einen elektriſchen Funken ſprühen laßen. (Beiläufig zu bemerken, ſo ſind auch die Verſe zuweilen gar zu unbillig vernachläßigt.) — Das merkwürdigſte Beiſpiel aber von den Uſurpationen der Phantaſie über das Gefühl finde ich und fand ich immer im Lacrimas, wo unter blendender Farbenpracht die Herzenskälte ſich nicht verbergen kann, und alle Ausdrücke der Liebe, Sehnſucht, Wehmuth u. ſ. w. in eine bloße Bilderleerheit übergegangen ſind. Laß dich's nicht befremden, daß ich hier ſtrenger urtheile, als du es vielleicht von mir zu hören gewohnt biſt. Ich habe gleich beim erſten Eindrucke ſo empfunden, allein im Augenblicke der Hervorbringung und Erſcheinung bin ich aus Grundſatz für die Werke meiner Freunde parteiiſch; auch jetzt würde ich mich wohl hüten, ſo etwas öffentlich, ja nur anders als im engſten Vertrauen zu ſagen, ſo lange das Vortreffliche an ihnen nur ſo unvollkommen anerkannt wird. Wende mir nicht meine Vorliebe für den ſo phantaſtiſchen, muſikaliſchen und farbenſpielenden Calderon ein. Meine Bewunderung hat alles, was ich von ihm kenne; mein Herz haben ihm Stücke, wie die Andacht zum Kreuze und der ſtandhafte Prinz, gewonnen. Wo religiöſer oder nationaler Enthuſiaſmus eintritt, da iſt er es ſelbſt; im Uebrigen offenbart ſich nur der große Künſtler. Aber auch da ſorgt er immer zu-

erst, sei es nun im Wunderbaren, Witzigen oder Pathetischen, für das was am unmittelbarsten wirkt, für rasche Bewegung und frische Lebenskraft.

Um in eine andere Region herabzusteigen: woher kommt denn Schillers großer Ruhm und Popularität anders als daher, daß er sein ganzes Leben hindurch (etwa die romantische Fratze der Jungfrau von Orleans und die tragische Fratze der Braut von Messina ausgenommen, welche deswegen auch nicht die geringste Rührung hervorbringen konnten) dem nachgejagt hat, was ergreift und erschüttert, er mochte es nun per fas aut nefas habhaft werden? Der Irrthum des Publikums lag nicht in der Wirkung selbst, sondern in der Unbekanntschaft mit Schillers Vorbildern, und der Unfähigkeit das übel verknüpfte Gewebe seiner Kompositionen zu entwirren. — Sein Wilhelm Tell hat mich fast mit ihm ausgesöhnt, wiewohl er ihn, möchte ich sagen, mehr Johannes Müller als sich selbst zu danken hat.

Was den Werken der neuesten Periode zur vollkommen gelungenen Wirkung fehlt, liegt keineswegs an dem Maße der aufgewandten Kraft, sondern an der Richtung und Absicht. Man kann aber so viel Tapferkeit, Stärke und Uebung in den Waffen bei einem Kampfspiel aufwenden, als bei einer Schlacht, wo es Freiheit, Vaterland, Weib und Kind, die Gräber der Vorfahren und die Tempel der Götter gilt; aber du wirst mir zugeben, daß die Erwartung der Entscheidung hier die Gemüther der theilnehmenden Zuschauer ganz anders bewegt als dort.

Jene Richtung rührt zum Theil von den Umständen her, unter welchen wir die Poesie wieder zu beleben gesucht haben. Wir fanden eine solche Masse prosaischer Plattheit vor, so erbärmliche Götzen des öffentlichen Beifalls, daß

wir so wenig als möglich mit einem gemeinen Publikum wollten zu schaffen haben, und beschloßen, für die Paar Dutzend ächte Deutsche, welche in unsern Augen die einzige Nation ausmachten, ausschließend zu dichten. Ich mache dieses Recht dem Dichter auch nicht im mindesten streitig: nur der dramatische (wenigstens theatralische) hat die Aufgabe populär zu sein, den Gebildetsten zu genügen und den großen Haufen anzulocken, was auch Shakspeare und Calderon geleistet haben. — — —

Sieh in Allem nur meine Liebe zu dir und deiner Poesie, deren Gedeihen mir so sehr am Herzen liegt. Du wirst dich erinnern, daß ich schon ehedem solche Ermahnungen an dich ergehen laßen, und deine Gattin stimmte mir darin bei, als wir den Anfang des Falken lasen. Lieber Freund, was soll ich sagen? Du bist allzu glücklich und es von jeher gewesen. Ein recht herzhaftes Unglück in deiner frühen Jugend hätte dir großen Vortheil schaffen können. Nun wolle der Himmel auf alle Weise verhüten, daß du es noch nachholen solltest. Du hast zwar eine Zeit lang verlaßen in der Asche gelebt, aber bald hat dich eine wohlthätige Zauberin in ihren Kreiß gezogen, wo du nun heitere und selige Tage lebst. Benutze fernerhin deine Muße zu schönen Dichtungen, begeistere dich, wie du es immer gethan, an den alten Denkmalen unserer Poesie und Geschichte, und wenn es noch eines besondern Sporns zu Behandlung nationaler Gegenstände bedarf, so sieh die jetzige Versunkenheit an, gegen das, was wir vormals waren, und — faciat indignatio versum.

Nun einige Nachrichten von den Freunden und mir. Daß mein Bruder vorigen Herbst sechs Wochen in Coppet bei uns war, wirst du wißen. Du kannst denken, wie leb-

Reihe Schauspiele, wie die historischen von Shakspeare, allgemein verständlich und für die Bühne aufführbar darstellen? Tieck hatte ehemals diesen Plan mit dem dreißigjährigen Kriege, hat ihn aber leider nicht ausgeführt. Viele andere Zeiträume, z. B. die Regierungen Heinrichs des Vierten, der Hohenstaufen u. s. w. würden eben so reichhaltigen Stoff darbieten. Warum unternimmst du nicht dieß oder etwas Aehnliches?

Doch ich kehre von dieser speciellen Abschweifung über die Zeitumstände zu meinen allgemeinern Betrachtungen zurück. Von dem, was ich über die Freunde und Zeitgenossen gesagt, nehme ich mich keineswegs aus. Ich weiß gar wohl, daß viele meiner Arbeiten nur als Kunstübungen zu betrachten sind, die zum allgemeinen Anbau des poetischen Gebiets das Ihrige beitragen möchten, aber auf keine sehr eindringliche Wirkung Anspruch machen können. Diejenigen von meinen Gedichten, die am meisten das Gemüth bewegen, sind gewiß die, wo mich ein persönliches Gefühl trieb, wie die Elegie über meinen verstorbenen Bruder und die Todtenopfer. Auch von der Elegie über Rom hoffe ich, daß sie den gehörigen strengen Nachdruck hat, weil ich von der Gegenwart eines großen geschichtlichen und dennoch gewissermaßen noch sichtbaren Gegenstandes erfüllt war. — Viele Dichtungen unserer Freunde können allerdings sehr rühren und bewegen. So das Leben Berglingers im Klosterbruder, Novalis geistliche Lieder, Marcos, Genoveva ꝛc. Alorcos ist fast übertrieben draftisch und hat daher auch seine Wirkung auf der Bühne nicht verfehlt, aber der beständige Wechsel und das Weitgesuchte in den Silbenmaßen läßt wiederum einen nicht völlig auf's Reine gebrachten Kunstversuch erkennen. In der Genoveva ist nur in der ersten Hälfte das Phanta-

ſtiſche zu ſehr verſchwendet, oder vielmehr nicht genugſam zuſammengedrängt und auf wenige Brennpunkte verſammelt. In dem bewundernswürdigen Oktavian finde ich, beſonders im zweiten Theil, die komiſchen Scenen weit kräftiger und wahrhaft poetiſcher, als die phantaſtiſchen, die manchmal viel zu weit ausgeſponnen ſind und in's Blaue allegoriſcher Anſpielungen ermüdend verſchwimmen. Er hat die orientaliſche Sinnlichkeit mehr didaktiſch abgehandelt, als ſie wie einen elektriſchen Funken ſprühen laßen. (Beiläufig zu bemerken, ſo ſind auch die Verſe zuweilen gar zu unbillig vernachläßigt.) — Das merkwürdigſte Beiſpiel aber von den Uſurpationen der Phantaſie über das Gefühl finde ich und fand ich immer im Lacrimas, wo unter blendender Farbenpracht die Herzenskälte ſich nicht verbergen kann, und alle Ausdrücke der Liebe, Sehnſucht, Wehmuth u. ſ. w. in eine bloße Bilderleerheit übergegangen ſind. Laß dich's nicht befremden, daß ich hier ſtrenger urtheile, als du es vielleicht von mir zu hören gewohnt biſt. Ich habe gleich beim erſten Eindrucke ſo empfunden, allein im Augenblicke der Hervorbringung und Erſcheinung bin ich aus Grundſatz für die Werke meiner Freunde parteiiſch; auch jetzt würde ich mich wohl hüten, ſo etwas öffentlich, ja nur anders als im engſten Vertrauen zu ſagen, ſo lange das Vortreffliche an ihnen nur ſo unvollkommen anerkannt wird. Wende mir nicht meine Vorliebe für den ſo phantaſtiſchen, muſikaliſchen und farbenſpielenden Calderon ein. Meine Bewunderung hat alles, was ich von ihm kenne; mein Herz haben ihm Stücke, wie die Andacht zum Kreuze und der ſtandhafte Prinz, gewonnen. Wo religiöſer oder nationaler Enthuſiaſmus eintritt, da iſt er es ſelbſt; im Uebrigen offenbart ſich nur der große Künſtler. Aber auch da ſorgt er immer

chenen folgenden Bände immer noch nicht fertig. Sie drücken mich auf dem Herzen wie Marmelsteine und fügen mir ein wahres Uebel zu. Meine Reisen und andere Zerstreuungen ziehen mich von anhaltender Arbeit daran ab, und doch läßt der Gedanke, daß dieses zuvörderst geleistet werden muß, mich nicht mit ungetheiltem Geist andere Pläne ausbilden. Doch hoffe ich in ein Paar Monaten damit zu Stande zu sein. Das poetische Uebersetzen ist eine Kunst, die man sehr schwer lernt und äußerst leicht verlernt; wenn man nicht beständig in das Joch eingezwängt ist, weiß man es nicht mehr zu tragen. Jedoch habe ich lachen müßen über das Anstellen von Heinse mit seiner sinnlosen prosaischen Uebersetzung von Ariost, in den Briefen an Gleim. — Was ist es denn mit einer Bearbeitung des Hamlet von Musje Schütz in Halle, die ich angekündigt gesehen? Es wird wohl halb ein Plagiat und halb eine Sauerei sein.

Melde mir recht viel von den Vorfällen in unserer Litteratur, nicht nur von den eigentlichen Werken, sondern auch dem Gange der Zeitschriften, dem Theater, den Schreiern und andern Anekdoten; auch von den diis minorum gentium, den neuen Spatzen, welche geflogen und den Künstlern, welche geplatzt sind. — Bis zur Ostermesse 1805 habe ich ziemlich viel neue Sachen erhalten. — Wie treibt's nur der alte Goethe? Ich höre, er hat Stella zu einem Trauerspiele umgearbeitet, worin Fernando und Stella verdientermaßen umkommen. Es scheint, er will alle seine Jugendsünden wieder gut machen; er hat schon vorlängst mit Claudine von Villa Bella angefangen. Nur vor einer Sünde hütet er sich nicht, die am wenigsten Verzeihung hoffen kann, nämlich der Sünde wider den heiligen Geist. Sein Winckelmann, das sind wieder verkleidete Propyläen, die also

das Publikum doch auf alle Weise hinunterwürgen soll. Und was soll uns eine steife, ganz französisch lautende Uebersetzung eines Dialogs, den Diderot selbst vermuthlich verworfen hat? Ich habe recht über die barbarische Avantage lachen müßen, die Shakspeare und Calderon bei ihren Stücken gehabt haben sollen. Dieß ist eine wahrhaft barbarische Art zu schreiben, dergleichen sich jene Großen nie zu Schulden kommen laßen. Man versichert uns, daß Goethe im Gespräch unverholen Partei gegen die neue Schule nimmt, und das ist ganz in der Ordnung. Warum zieht er nicht gedruckt gegen sie zu Felde? — Hast du Müllers Bekanntschaft gemacht? Das ist ein göttlicher Mensch, bei solcher Begeisterung von so unergründlich tiefer Gelehrsamkeit. Ich habe eine verwirrte Nachricht gehört von einer neuen Schrift von ihm; was ist es denn damit?

Vergilt mir nicht Gleiches mit Gleichem, geliebter Freund, und schreibe mir ohne Zögern, ich will es dann auch zuverläßig fortsetzen. — Lebe tausendmal wohl; ich schließe dich und die Deinigen in mein Herz.

VIII.

Umriße,

entworfen auf einer Reiſe durch die Schweiz.

Vorerinnerung.

Der Verfaßer der nachſtehenden Umriße hatte ſich über den erſten Jahrgang der Alpenroſen ſo günſtig geäußert, daß der unterzeichnete Herausgeber ihn für dieſen gegenwärtigen um einen Beitrag zu erſuchen wagte. Seine gütige und entſprechende Antwort war:

„Gern möchte ich Ihnen Beiträge zu Ihrem ſchweizeriſchen „Taſchenbuche geben, nur fürchte ich, daß das einzige was ich für „jetzt anbieten kann, ihrem Zwecke vielleicht nicht entſpricht... Nach „einer Wanderung durch die Schweiz vor vier Jahren fieng ich an „meine Eindrücke aufzuzeichnen, und wollte eine eigne Schrift da„raus machen; dieß blieb nachher liegen. Hier haben Sie einige „Stücke, die ſich gerade abgeſchrieben finden.... Schilderungen ſchwei„zeriſcher Gegenden für die Schweiz drucken laßen, heißt zwar bei„nahe Holz in den Wald tragen. Indeß ſind doch hie und da „vielleicht nicht unnütze Betrachtungen eingeſtreut“....

J. R. Wyß, der jüngere.

Die Schweiz überhaupt.

Die Schweiz verdient allerdings vor vielen Ländern bereiſet zu werden: wegen der großen und wunderreichen Natur; wegen des ſorgfältigen Anbaues; wegen mannichfaltiger Eigenthümlichkeit der Bewohner in Sitten, in Trachten, und, auch jetzt noch, in Verfaßungen; endlich als der Schauplatz ewig denkwürdiger Begebenheiten, deren Spur den Boden geadelt. Alles dieß hat beigetragen, vor noch nicht langer Zeit lebhaften Geſchmack an dieſer Reiſe allgemein zu verbreiten. Wie aber zu geſchehen pflegt, wenn Viele der Mode wegen etwas nachthun, ohne eigenen Sinn und Gefühl, ſo ſind hiebei verſchobene Anſichten und erkünſtelte vorgebliche Rüh-

das Publikum doch auf alle Weise hinunterwürgen soll. Und was soll uns eine steife, ganz französisch lautende Uebersetzung eines Dialogs, den Diderot selbst vermuthlich verworfen hat? Ich habe recht über die barbarische Avantage lachen müßen, die Shakspeare und Calderon bei ihren Stücken gehabt haben sollen. Dieß ist eine wahrhaft barbarische Art zu schreiben, dergleichen sich jene Großen nie zu Schulden kommen laßen. Man versichert uns, daß Goethe im Gespräch unverholen Partei gegen die neue Schule nimmt, und das ist ganz in der Ordnung. Warum zieht er nicht gedruckt gegen sie zu Felde? — Hast du Müllers Bekanntschaft gemacht? Das ist ein göttlicher Mensch, bei solcher Begeisterung von so unergründlich tiefer Gelehrsamkeit. Ich habe eine verwirrte Nachricht gehört von einer neuen Schrift von ihm; was ist es denn damit?

Vergilt mir nicht Gleiches mit Gleichem, geliebter Freund, und schreibe mir ohne Zögern, ich will es dann auch zuverläßig fortsetzen. — Lebe tausendmal wohl; ich schließe dich und die Deinigen in mein Herz.

VIII.

Umriße,

entworfen auf einer Reiſe durch die Schweiz.

Vorerinnerung.

Der Verfaßer der nachſtehenden Umriße hatte ſich über den erſten Jahrgang der Alpenroſen ſo günſtig geäußert, daß der unterzeichnete Herausgeber ihn für dieſen gegenwärtigen um einen Beitrag zu erſuchen wagte. Seine gütige und entſprechende Antwort war:

„Gern möchte ich Ihnen Beiträge zu Ihrem ſchweizeriſchen „Taſchenbuche geben, nur fürchte ich, daß das einzige was ich für „jetzt anbieten kann, ihrem Zwecke vielleicht nicht entſpricht...: Nach „einer Wanderung durch die Schweiz vor vier Jahren fieng ich an „meine Eindrücke aufzuzeichnen, und wollte eine eigne Schrift da„raus machen; dieß blieb nachher liegen. Hier haben Sie einige „Stücke, die ſich gerade abgeſchrieben finden.... Schilderungen ſchwei„zeriſcher Gegenden für die Schweiz drucken laßen, heißt zwar bei„nahe Holz in den Wald tragen. Indeß ſind doch hie und da „vielleicht nicht unnütze Betrachtungen eingeſtreut“....

J. R. Wyß, der jüngere.

Die Schweiz überhaupt.

Die Schweiz verdient allerdings vor vielen Ländern bereiſet zu werden: wegen der großen und wunderreichen Natur; wegen des [illegible] Anbaues; wegen mannichfaltiger Eigenthümlichkeit der [illegible] n Sitten, in Trachten, und, auch jetzt noch, in Ver[illegible] als der Schauplatz ewig denkwürdiger Begeben[illegible] den Boden geadelt. Alles dieß hat beigetragen, [illegible] Zeit lebhaften Geſchmack an dieſer Reiſe all[illegible] Wir aber zu geſchehen pflegt, wenn Viele [illegible], ohne eigenen Sinn und Gefühl, [illegible] und erkünſtelte vorgebliche Rüh-

rungen häufig an die Stelle des Wahren getreten. Man hat die ſchweizeriſchen Gegenden übertrieben und ausſchließend gelobt. Unerſteigliche Alpengipfel hat auch Savoyen; die Anmuth der Seen am Fuß der Gebirge erſtreckt ſich in die Lombardei hinaus; Tirol und Salzburg wetteifern an wilden Berglandſchaften. Anſtatt die Sinnesart und Weiſe der verſchiedenen Völkerſchaften hiſtoriſch zu begreifen, haben ſie, ich weiß nicht welche, arkadiſche Sitteneinfalt geträumt, die in Arkadien ſelbſt wohl niemals gefunden ward; oder über Täuſchung geklagt, wenn ſie die erwartete Uneigennützigkeit und Gaſtfreiheit nicht fanden: Eigenſchaften, denen eben ſie, dieſe Schwärme verwöhnter Reiſenden, am verderblichſten waren. Seit den letzten Verwüſtungen der Schweiz, bei dem unruhigen Zuſtande Europas, wird das Land weniger von Neugierigen überlaufen, und das thut ihm wohl, wie mich dünkt. Dieſe hervorragenden Grundfeſten des Erdbodens, die einſame Freiſtätte der dem Menſchen unüberwindlichen Natur, ſind am wenigſten zu geſchwätzigem Pflaſtertreten gemacht. Noch kenne ich keine Beſchreibung, welche in Beurtheilung des geſelligen Zuſtandes die wahre, die uns Deutſchen vornehmlich wichtige Anſicht darlegte: die Schweiz iſt ein ſtehen gebliebenes Bruchſtück des alten Deutſchlandes, ein Spiegel deſſen, was wir ſein ſollten.

Das Reiſen zu Fuß.

Rouſſeau empfiehlt das Reiſen zu Fuß mit großer Wärme und ohne Unterſcheidung der Fälle. Man wird aber ſchwerlich ſeine Anpreiſungen in den einförmigen Ebenen bewährt finden, wo man Alles ſo lange vorausſieht, wo keine Ueberraſchung, keine Neuheit der Gegenſtände das Gefühl der Ermüdung zerſtreut, und der Verdruß, nur ſo langſam aus der Stelle zu kommen, die Oberhand gewinnt. Der Genuß des Wanderns bleibt den hohen Gebirgsgegenden vorbehalten. Die Beſchwerden ſind zwar anfänglich für den Weichlichen oder Ungewohnten nicht gering: der ſteinige Boden verletzt ſeine Füße; das Hinanklimmen erſchöpft ſeinen Athem; ihm ſchwindelt auf dem ſchmalen Pfade über unermeßlichen Abgründen. Allein bald wird man des Vergnügens empfänglich, etwas bloß mit eignen Kräften errungen zu haben; man nimmt einen ganz andern Maßſtab der Entfernungen und Schwierigkeiten an, als für die

gewohnten Spaziergänge, man unterzieht ſich gleichmüthig tagelang dem Ungemach einer Witterung, welcher man in der ſitzenden Lebensart der Städte auch nur auf eine Viertelſtunde ſich auszuſetzen vermeidet. Ueber Alles aber geht das Gefühl der Einſamkeit, und der Rückkehr in die unmittelbare Pflege der Natur. Wie die reine Bergluft ſtärke und belebe, hat man oft geprieſen; überall iſt ein erquickender Trunk bereitet in den unzähligen Quelladern, welche den Alpen entrieſeln, wenn man anders die heilſamen Gewäßer von den ſchädlichen aus geſchmolznem Schnee zuſammengelaufenen gehörig zu unterſcheiden weiß; Kühlung weht um die Waßerfälle, aus den Schluchten und von den beſchneiten Firnen herab; würzige Erdbeeren reifen am Wege, und in den Sennhütten findet man Ueberfluß an ſüßem Rahm.

Selbſt die zahmen Herden ſcheinen den Genuß des Berglebens, und ſich ihrer urſprünglichen Freiheit näher zu fühlen. Die Ziegen hängen graſend, wie im vormaligen wilden Zuſtande, an Abhängen, wo kaum der Fußtritt des Gemſenjägers Raum findet, und das ſcheinbar unbeholfene Wollenvieh bleibt nicht hinter ihnen zurück. Die Rinder verſteigen ſich zwar nicht ſo hoch, jedoch werden ſie ſehr behende im Klettern, und verunglücken ſelten. Beim melodiſchen Geläut ihrer Glocken weiden ſie die duftenden Alpenkräuter ab, und trinken aus ungetrübten Quellen. Wie den Zugvögeln verlängert ſich ihnen die milde Wärme und Blumenzeit des Frühlings, indem ſie mit dem Fortgange des Jahres aus den Thälern in die niedern, dann in die höhern Bergweiden hinauf, und eben ſo im Herbſt allmälich wieder herunter ziehen. Ich habe wohl um die Mittagsſtunde der Kühlung halb eine Herde Kühe auf und an einer großen Eismaſſe in einer Schlucht verſammelt geſehen: dieſe Thiere verſtanden die Vorkehrungen gegen übermäßige Hitze, welche zum verfeinerten Wohlleben des Menſchen gehören.

Urſeren.

Dieß iſt, glaube ich, eines der ſeltſamſten Bergthäler in der Welt. Es erſtreckt ſich ohne irgend eine Krümmung von Weſten nach Oſten, rings umher völlig abgeſchloßen: durch die Furka, den Sankt Gotthard und den Criſpalt von Wallis, Italien und Bünden; gegen Uri tritt der Teufelsberg vor, ſo daß man kaum ſieht, wie

unter ihm hindurch im nordöstlichen Winkel die Reuß ihren Weg findet. Sähe man sich plötzlich hierher versetzt, ohne die Lage des Thals an dem langen Steigen von unten hinauf, oder über die Gebirgspässe hinab ermeßen zu haben, so hielte man es wohl für einen ebenen Wiesengrund, von mäßigen Hügeln umschränkt. Der Abhang der mittleren Fläche ist unmerklich, man geht auf weichem Rasen hin, längs dem schon ziemlich breiten Bette des hier beruhigten Flußes, der unterhalb in Schöllenen wieder so gewaltig tobt. Rechts und links deckt der Wiesenteppich die einfaßenden Bergwände bis an die nackten oder beschneiten Spitzen hinauf, welche, um den Irrthum zu vollenden, ein neblichter Himmel oftmals verbirgt. Keine losgerißenen Felstrümmer, keine Anschwemmungen der Waldwaßer, seitwärts hereinstürzenden Bäche oder tief gehöhlten Schuchten verrathen die wilde Bergesart. Bald fällt es jedoch auf, daß nirgends ein Frucht- oder anderer Baum aus dem einförmigen Grün sich erhebt. Wenn man nun auch die Höhen unbewaldet sieht, bis auf ein mäßiges Tannengehölz ganz in der Ecke ob Andermatt, und wie nur zwerghafte Stauden hier und da am Ufer des Flußes wachsen, so erinnert man sich, daß die umgebenden Gebirge sämmtlich in die Luft-Region emporsteigen, wo der Pflanzenwuchs erstirbt, und daß der scheinbar milde Grund selbst weit über den höchsten Bergen anderer Länder liegt. Der Ueberlieferung nach hatte Urseren vor Alters Waldung, die auch vielleicht wieder gedeihen möchte: (wiewohl Wälder meist leichter auszureuten als anzupflanzen sind;) allein der Landmann erträgt lieber den Mangel, um nicht etwa den einzigen Ertrag seines Bodens, die Weide, zu schmälern. Wenn man von der Furka herunterſteigt, übersieht man das Thal seiner ganzen Länge nach, seine drei Dörfer, Realp, Hospital und Andermatt hinter einander; dazwischen viele zerstreute Häuser, des Holzmangels wegen aus Steinen erbaut, das heißt aus roh zusammengelegten Granitstücken, die Dächer sogar mit eben solchen gedeckt. Diese steinernen Hütten ermangeln aller Umschattung: nicht einmal ein Zaun oder ein Krautgärtchen umgiebt sie. Solche Nacktheit verbreitet über das Thal etwas Unmalerisches, ja ich möchte sagen Unlandschaftliches. Alles steht einzeln und unverschmolzen da. Weil sich auch der Luftkreis nirgend in zweifelhafte Fernen öffnet, und kein Gegenstand von weitem anders oder mit geringerer Deutlichkeit

erscheint, als in der größten Nähe, so ist der Täuschung jede Zuflucht benommen. Der Anblick des wackern, aber ärmlich gekleideten und unansehnlichen Volkes verstärkt diesen Eindruck. Die einzige Zierde für die Einbildungskraft sind ein Paar artige weißbetünchte Kirchen, besonders die oberhalb Andermatt freundlich gelegen; ein alter Thurm bei Hospital, Ueberrest der Burg eines gleichnamigen Geschlechtes, und die wunderlich gezackten Felsgipfel: wie zum Beispiel, wenn man vom Gotthard kommt, die links gegenüber sich erhebenden, die Zinnen und Thürme einer zerfallenen Veste treffend nachahmen. Kaum mag daher Urseren den Namen einer 'lustigen Wildniß' verdienen, wie Tschudi es nennt. Es ist Einsamkeit, aber ohne Schauer; nicht düster und gränzenlos, sondern wirthlich enge; eine bloß verweigernde, nicht drohende Rauhigkeit der Natur.

Livinen.

Sogleich jenseits der Höhe des Gotthard hebt Italien an. Alles entscheidet sich an dieser Seite schneller: der steilere Weg ist in scharfe Winkel gebrochen, vom Gebirge hinab und gen Süden eilt man mit gedoppelten Schritten einer milderen Landschaft entgegen. Die felsige Nacktheit hört früher auf, erst kommen Nadelstauden, dann Tannenwaldung, bald sogar Rosen- und andres blühende Gebüsch. Ein enges Thal am Fluße hin, dem die leicht empörte Einbildungskraft der Italiäner vom Zittern den Namen gegeben (Val Tremola), erinnert durch herabgerollte Felsenstücke und die zum Andenken Verunglückter gepflanzten kleinen Kreuze an die Gefahren einer Winterreise, so wie die roh gemauerten Viehhütten, auf den Dächern mit Steinen beschwert, an die Stürme der Alpen. [illegible] Airolo wird, was in ganz Uri nicht, Korn gebaut. [illegible] Anhauch, man glaubt den blaueren Him- [illegible] Schmetterlinge flattern, wunderliche [illegible] tausendgestaltiges Gewürm schwirrt [illegible] Grase. Selbst die krystallene [illegible] nströmenden Gewäßer, und der [illegible] Pfades, scheint eine ganz neue [illegible] Hervorbringungen zu ver- [illegible] es rührt von der Steinart [illegible] dem Felsenthor an, wo

Die[illegible]
Welt. Es [illegible]
nach Osten, ringe[illegible]
Sankt Gotthard und [illegible]
gegen Uri tritt der Teufels[illegible]

der Thurm des Desiderius, bis an das Zollhaus (Dazio grande) erweitert sich Livinen zu einem breiteren Thal voll ebener Wiesen und Felder zwischen schwarz bewaldeten Bergwänden, links, als an der dem Mittag zugewandten Seite, mit über einander gelegenen Dörfern und hellglänzenden Kirchen geschmückt. Nicht leicht sah ich einen schönern Wellenaufruhr, als den Durchbruch des Tessin durch den riesenhaften Platifer. Zuvörderst, gleich beim Zollhause, führt ein großer Schwibbogen über den Fluß, dann links daran hin der schmale, hier und da unterwölbte Weg, unter überhangenden Felsen, durch die gewundene tiefe Schlucht. In den ungezählten Jahrhunderten, seit durch Zerreißung des Platifer das obere Livinen aufgehört zu sein, was ursprünglich, wie der Augenschein lehrt, ein See; haben die strudelnd sich hindurchdrängenden Fluten so wenig über die Klippen gewonnen, daß diese an vielen Stellen unten in spitzen Winkeln zusammenlaufen, und der Fluß gar kein Bette hat, wenn anders nicht etwas so wenig der Ruhe Bestimmtes diesen Namen verdient. Beim Austritt aus der Schlucht sieht man hinter sich zu beiden Seiten steilrechte himmelhohe Felsen, zur Linken des Tessin kahl, zur Rechten mit vielfarbigen Moosen und den Ranken wuchernder Pflanzen bekleidet, mit Tannen starrend, von denen man kaum begreift, wo sie ihre Wurzeln aufheften. Hinten thürmen sich noch die letzten waldigen Berge des oberen Thals herüber. Bei aller Wildheit hat hier die Natur ich weiß nicht was für einen wollüstigen Reiz, der den nördlichen Abhängen des Gebirges fehlt. Man ist nun wieder auf einmal eine Stufe in die Gärten des Südens hinabgetreten. Gruppen von Kastanienbäumen beschatten kräftig das neu eröffnete Thal, und weiter unten gegen den langen See, wiewohl bis dahin noch öfter Rauhigkeit und Milde wechselt, gedeihen schon Feigen, Wein, Mandeln und andere Südfrüchte.

Auch für die Völkerschaften ist das Gebirge hier der Scheitelpunkt, und die Trennung schneidend. Livinen, wiewohl seit mehr als drei Jahrhunderten Uri brüderlich unterthan, und jetzt ein eigner schweizerischer Canton, ist ganz italiänisch. Zwar reden die Leventiner unter sich eine verstümmelte lombardische Mundart, aber die, welche mit Fremden verkehren, haben die reine Sprache erlernt. Gleich oben im Hospiz des Gotthard fand ich eine muntere

Wirthin aus Airolo, die sich zur Verwunderung gut auf italiänisch ausdrückte. Der nationale Unterschied der Gesichtsbildungen ist auffallend: die italiänische ist länglicher oval, die schmalere Nase tritt mehr hervor, alle Linien sind geschweifter. Auch die dazu gehörige Geberdensprache stellt sich schon an dieser Gränze ein; ich sah von jenen Physiognomien, die bei einem bloßen: „Si Signor!" alle Muskeln in Arbeit setzen; ich bemerkte Züge des den Italiänern eignen Hanges zu prahlhafter Uebertreibung. In Faido fragte ich den Pfarrer, der im geblümten Sommerrock behaglich mit seinen Nachbarn schwatzte, nach der Post als dem besten Wirthshause. „L'ultimo palazzo à dritta è la posta, Signor;" erwiederte er mit Emphase. Der Pallast war, wie sich begreift, ein nicht wie die meisten aus Holz gebautes, sondern steinernes und weiß angetünchtes Haus.

Uebrigens ist die Bauart der Häuser noch zum Theil wie in Uri: hölzern und mit allerlei Schnitzwerk, es finden sich sogar noch die in den Alpen wie in Rußland üblichen Hütten aus übereck sich kreuzenden Baumstämmen; doch giebt es hier und da schon steinerne Häuser mit offnen Arkaden. Verschiedene viereckige sehr hohe Kirchthürme schienen mir uralt, vielleicht noch aus der langobardischen Zeit, wie unbezweifelt der Thurm des Desiderius, die Ruine einer zweckmäßig angelegten Burg, welche das Thal völlig wie mit einem Riegel verschließen mußte. Aber gegen wen, wenn der Gotthards-Paß, wie behauptet wird, noch nicht gangbar gewesen? Besorgte man Angriffe der Franken aus den wildern Päßen von Oberwallis, in die man, vom Gotthard herunter kommend, rechts hineinblickt? Oder Streifereien der Gebirgsbewohner? Oder war auch damals schon, trotz der vermeinten Barbarei jener Zeiten, hier ein Handelsweg offen, und wurden Zölle gehoben? Es verdient Untersuchung.

Val-Sainte.

In einem abgelegenen, engen, nicht unfreundlichen Wald- und Wiesenthal, hinter den Berghöhen versteckt, welche oberhalb Freiburg die Waadt bis an den Jura überschauen, liegt Val-Sainte, schon vor Alters ein Karthäuser-Kloster, jüngsthin der Aufenthalt der ehrwürdigen Väter von der Regel de la Trappe geworden. Hier

schweigen die Menschen und die Mauern reden. An den weißen Gewölben und Wänden der Kreuzgänge liest man in großen Buchstaben die strengsten Aussprüche der Schrift und der heiligen Väter über den tiefen Verfall der Menschheit, die Gefahren unsers irdischen Daseins, und die unendliche Gerechtigkeit Gottes. 'Omne quod non aeternum, nihil est' fiel mir sogleich beim Eintritt in das Gastzimmer, wohin mich ein Laienbruder führte, mit furchtbarem Ernst in die Seele. Allem Lebensgenuße entfremdet, bei schwerer Arbeit in der Sommerhitze ihrer groben Tracht nie entladen, im Winter von keinem wärmenden Herde erquickt, ein hartes Bret zum Nachtlager, widmen sich diese Weltüberwinder — glücklich, wer nicht mehr als nur sie zu bewundern vermöchte! — ausschließend der einzigen großen Angelegenheit des sterblichen Menschen, dem unenthüllten Jenseits. Vor jedem unscheinbaren Wanderer, der ihre armutselige Gastfreiheit in Anspruch nimmt, werfen sie sich mit dem Antlitz zur Erde; aber sie stehen aufrecht vor den Gewaltigen, insofern man Gott mehr gehorchen soll, denn dem Menschen. Aus den nun achtzehnjährigen Zerrüttungen Europas, worin so manche vorhin festgeglaubte Ehre und Tugend fiel, sind sie ganz unerschüttert und freien Hauptes hervorgegangen. Sie lehren uns, das einzige untrügliche Geheimniß, um sich selbst zu behaupten, sei, Allem entsagen. Bei dem Ausbruch der Unordnungen in ihrem Vaterlande, in Frankreich, flüchteten sie sich hierher, bis der überschwellende Strom sie auch hier ereilte. Verläumdet und verhöhnt, von Gränze zu Gränze gebannt, irrten sie in der rauhen Fremde bis nach Polen hinein, Alles ertragend, um nur ihrem Gelübde treu zu bleiben. Endlich durch Dulden siegreich, sind sie in diese stille Freistätte zurückgekehrt. Eine Tafel mit den Namen der auswärts in der Trübsal und Verfolgung gestorbenen Brüder ergänzt die Versammlung ihrer Todten auf dem Gottesacker. Sie, jetzt wie vormals, schweigen, gedenken des Todes, und beten für die Sünden der Welt.

Die Mundart *).

Das schweizerische Deutsch ist übel verrufen. Nicht ganz mit Unrecht: Rauhigkeit der Aussprache und verstärkte Kehllaute, sind

*) [Dieser Aufsatz ist zuerst im Prometheus, einer Ztschr., herausg.

nicht zu leugnen; ſonſt möchte ich Manches zu deſſen Gunſten anführen. Zuvörderſt muß ich mich ganz gegen das unbedingte Anſehen erklären, welches gewiſſe nördliche Gegenden Deutſchlands, weil ſie ſich neuerdings des Bücherſchreibens am meiſten befließen, über die Sprache anmaßen wollen, ſo daß alles, was dort nicht gäng und gebe iſt, als oberdeutſcher Provincialiſmus verſchmäht und verworfen wird. Die Sprache iſt eine National-Angelegenheit, worüber, wie in einem freien Gemeinweſen, durch Stellvertreter aller Theile des Ganzen verhandelt werden ſollte. Es iſt nicht dem deutſchen Sinne gemäß, im Reden und Schreiben, ſo wie überhaupt für die Sitte des Tages, von einer Hauptſtadt die Vorſchrift zu empfangen. Ueberdieß haben wir keine. Oder wo iſt das deutſche Kaſtilien oder Toſcana, d. h. die Provinz, wo jeder, auch der geringſte und ununterrichtetſte Bewohner ſich vermöge einer bloß natürlichen Gabe völlig klar, rein und zierlich ausdrückte? Adelungs abgeſchmackte Einbildungen von der meißniſchen Mundart ſind genugſam widerlegt worden. Ferner ſetze man ſich über das Verhältniß der Schriftſprache zu der des gemeinen Lebens gehörig in's Klare. Jene kann doch nur als ein wohlgewählter, allenfalls berichtigter Auszug aus dieſer betrachtet werden, auf die ſie bildend zurückwirken, aber deren Entwickelung ſie nicht unterdrücken ſoll. Nicht durch beſtändige Einflüße aus der Sprache des Umgangs erneuert, verengt ſich die Schriftſprache unfehlbar zur abgenutzten Redensart; ja, als unabänderlich feſtgeſetzt (was der Himmel bei uns verhüten möge), iſt ſie ſchon für todt zu achten. Unſre Alten liebten auch im Schreiben den überflüßigen Zwang nicht; ſie kümmerten ſich nicht ängſtlich um Silbenſtechereien: ſo ward zu großem Vortheil der Lebendigkeit alles biegſam und ſchwebend erhalten. Jeder blieb der angewohnten Weiſe ſeines Geburtsortes treu: daher ſeine Schreibung, wie das Ohr die Ausſprache auffaßte; in Wortformen und Fügungen homeriſche Fülle. Man verſtändigte ſich dennoch von einem Ende des Reichs bis zum andern. Iſt denn dieß ſo barbariſch? War es nicht in der gebildetſten Sprache, die wir kennen, der griechiſchen, Grundſatz, verſchiedene Eigenthümlichkeiten neben einander als geſetzlich anzuerken-

---

v L. v. Seckendorf und J. L. Stoll. Wien 1802. 8. 1. Heft S. 73... 78. erſchienen.]

nen? Nicht nur in allen Hauptdialekten wurden Bücher geschrieben, sondern Dichter wandten verfeinerte Kunst auf, die örtlichsten, vielleicht für roh geachteten Spracharten in wohllautende Maße zu fügen.

Soll aber ein grammatisches Reichsgericht bestallt werden, und dabei, wie billig, nicht bloß die Mehrheit, sondern das Gewicht der Stimmen gelten, so würde ich das geringste Ansehen denen Provinzen einräumen, wo das Volk plattdeutsch redet, und Hochdeutsch eine in den Städten und unter den höhern Ständen erlernte Sprache ist: also Niedersachsen, Westphalen und Brandenburg. Das Plattdeutsche ist eine durch Ausschließung von der Schriftsprache verwahrloste und durch Einmischung des Hochdeutschen ausgeartete niederdeutsche Mundart *), die, wie diese sämmtlich, Vieles grammatisch unbestimmt läßt, weswegen die darin Erzogenen nur mit großer Mühe die hochdeutschen Biegungen richtig gebrauchen lernen. Auch ist ihre Aussprache weichlich. Eine Stufe höher stehen die ursprünglich von slavischen Völkerschaften bewohnten, von Deutschen nur kolonisierten Länder, weil das Slavische sich nicht unvermerkt dem Deutschen einmengen konnte. Dahin gehört das ganze östliche Deutschland, und selbst ein Theil der sächsischen Kurlande.

Die oberste Stelle nehmen endlich diejenigen Länder ein, wo das Geblüt rein geblieben, und das Hoch- oder Oberdeutsche, wie man es nennen möge, von jeher einheimisch war. Luft und Boden, fremde Nachbarschaft, Anbau oder Vernachläßigung der redenden Künste, können in der Gefälligkeit des Vortrages und Ausdrucks noch bedeutende Unterschiede begründen: aber immer wird die Mundart dieser Gegenden dem Sprachforscher als Quelle und dem Dichter für sein Bedürfniß der Bereicherung besonders wichtig sein.

Ich komme auf die schweizerische Mundart zurück. In den hohen Bergländern (schon Joh. Müller hat es bemerkt) glaubt man oft die Minnesinger reden zu hören. Nicht wenige jener Dichter blühten im Umfange der Schweiz, und die Anhänglichkeit an das

*) Es ist ein Irrthum, wenn manche Gelehrte in dem Plattdeutschen noch die reine Sprache der alten Sachsen zu erkennen glaubten. Denn es ist bekannt, daß nach der durch die Kriege mit den Slaven verursachten Eröbung dieser Gegenden flamändische und friesische Kolonien, von den Kaisern berufen, häufig eingewandert sind. [1812.]

Alte hat ſich hier, wie in den Sitten überhaupt, ſo in der Sprache bewieſen. Wie ſollten wir das nur in unſrer heutigen Sprechart Veraltete, an ſich aber Edle und Richtige, und nun doppelt Ehrwürdige, als Ausartung ſchelten? Wenige Beiſpiele mögen hinreichen, damit dieß nicht eine grammatiſche Abhandlung werde. 'Lugen' für ſchauen; 'geſeit' für geſagt, beides wie überall in den Minneſingern: ſo auch 'brinnen, brann, gebronnen', nach dem Muſter von gewinnen, eben ſo gültig gebildet als 'brennen', und dem Dichter wegen des wechſelnden Lauts willkommener; die Anrede mit 'Herr', ſtatt des dem franzöſiſchen nachgeahmten 'Mein Herr', und mit 'Ihr', nicht gegen Geringere, ſondern als Ehrenbenennung. Dieſe Uebereinſtimmung giebt Aufſchluß über die vermuthliche Ausſprache der Minneſinger. Man könnte glauben, ſie hätten au, ei und eu geſprochen, wo ſie auch u, i oder y und ú oder iu ſchreiben: die ſchweizeriſche Mundart zeigt das Gegentheil. Dieſe Verwandlung der häufigen Doppellaute, die man dem Deutſchen vorwirft, in einfache, iſt wenigſtens keine Härte. Ich kann auch die Beiklänge nicht unangenehm finden, die Klopſtock tadelt: o nach dem u und e nach dem i, woraus unſre Schreibung des gedehnten i durch ie entſtanden. Dieſes Schweben auf den Selbſtlautern, iſt wohl andern als wohlklingend gerühmten Sprachen eigen: z. B. im Ital. buono. Ferner ſtößt der lebhafte Vortrag manche gehäufte Mitlauter aus. Wie viel lieblicher iſt die Verkleinerung durch 'lin' und abgekürzt 'li', als die bei uns übliche Silbe 'chen'! 'Aeni', für Großvater, iſt verkleinert von Ahn, welches die deutſche Schriftſprache in der einfachen Zahl bloß noch für die Poeſie, und in unbeſtimmtem Sinne anerkennt.

Unter den Hirtengegenden ſchien mir das Deutſch im berniſchen Oberlande, und namentlich im Hasli beſonders vernehmlich und angenehm. Widerwärtiger iſt es, man muß es geſtehen, in den Städten, wo die Anmuth lebendiger Eigenthümlichkeit verloren gegangen iſt, ohne durch erworbene Feinheit vergütet zu werden. Die Mundart des Gebirges iſt wie ein rauſchendes Inſtrument, das im Freien wohl thut, in Mauern eingeſchloßen aber gellend wird. In Zürich, ſo weit in die Ebene hinaus, ſo nahe bei Deutſchland, iſt die Sprache auffallend ungeſchlacht; in Bern durch die häufige Uebung des Franzöſiſchen verdorben. Dieſe rührt nächſt den politiſchen Ver-

hältnissen wohl daher, daß man sich nicht zutraut, in der Muttersprache zum gebildeten Ausdruck zu gelangen. Aber das schweizerische Französisch ist im Ganzen noch unter ihrem schlechtesten Deutsch, und ein angeborner Fehler ist immer beßer als ein angekünstelter †).

Gebirgsnamen.

Von den Holländern haben wir die Kunstsprache der Schiffahrt angenommen; den Schweizern sollten wir wohl dasselbe Vorrecht für die Naturbezeichnung der Gebirge zugestehen; sie mögen für Kenner in diesem Fache gelten. Die schweizerischen Wörter für die dahin gehörigen Gegenstände und Erscheinungen sind edel und wohlklingend, wie 'Flue (Fluh), Firn, Halde, Tobel', oder wenn es bildliche Ausdrücke sind, wie 'ein Horn, ein Stock, ein Grat, eine Platte', bedeutsam und treffend *). So auch die eigenen Namen, wo ihre ursprüngliche Bedeutung nicht verloren gegangen ist. Der Reichenbach, der Staubbach, das Thal Lauterbrunnen, das Wetterhorn, das Schreckhorn, sprechen für sich, und verdienen ihre Namen. Lauter-Aarhorn und Finster-Aarhorn, die Spitzen, an deren Fuß die helle und trübe Aar entspringt; doch könnte nach dem Altdeutschen die finstre Aar auch den linken Arm des Flußes bedeuten. Die Jungfrau und der Mönch sind der Scherz einer gutgelaunten Einbildungskraft: jener Berg ist nie erstiegen worden, und seine Gipfel sind ewig beschneit; dieser verliert frühzeitig den Schnee, und trägt also die Farbe des Felsens. Von der Wengenalp aus sieht man beide

†) Anm. v. 1808. Obiger Aufsatz . . . steht doch vielleicht hier nicht am unrechten Orte. Das ungünstige Vorurtheil gegen die Mundart mancher Gegenden wirkt zuweilen nachtheilig auf die Sprachbildung zurück, indem man weniger Sorgfalt auf einen Vorzug wendet, den man dennoch nicht zu erreichen hofft. Der Verfaßer hat die meisten deutschredenden Provinzen durchreiset, und gefunden, daß auch in diesem Stücke der Fehler seiner Landsleute ist, sich gegenseitig nicht genug anzuerkennen, und ihre Einheit zu fühlen. Nur Ein Fehler scheint in der Sprache, wie in den Gesinnungen ganz unverzeihlich zu sein: die Einmischung des Ausländischen.

*) Wir fügen noch einige Benennungen hier bei, um den Reichthum der Schweizersprache in diesem Fache zu beweisen: Gütsch, Krachen, Nollen, Kulm, Balm, Hubel, Bühl, Schachen, First, Dole, Braue, sind gebrauchte und ziemlich verbreitete Ausdrücke; andrer gar nicht zu gedenken, die mehr in's Besondre gehen, und weniger üblich sind. Wyß.

in ihrer ganzen Größe gegenüber: die riesenhafte Jungfrau thront hoch über den Wolken im weißen Gewande; der Mönch in seiner grauen Kutte steht wie lüstern daneben. Selbst in solchen Spuren verräth sich der Geist des Volkes. Benennungen großer Natur-Gegenstände von einem unedlen Vergleich entlehnt, z. B. der Name eines berühmten Waßerfalls im Walliserland, würde bei mir keine günstigen Vermuthungen erregen. Auch findet sich jener unanständige Waßerfall in Unterwallis, wo der Schmutz herrscht, und der Blödsinn gedeiht.

Der Montblanc.

Chamouni ist die Alpenreise nach der Mode; der Montblanc ist der eigentliche Damenberg geworden, wiewohl ihn seine Natur keineswegs zu einem Schooßkinde bestimmt. Ich bin auf dem Montanvert mit einer berühmten parisischen Komödiantin zusammen getroffen, die sich, ungeachtet ihrer unbehülflichen Korpulenz, dennoch der schönen Natur zu Ehren hatte hinaufschieben laßen, und in vollem Triumph, wie eine wahre Theaterprinzessin, zwischen den Coulissen der Berge erschien, auf einem Armeßel getragen, voran ihre Begleitung aus der schönen Welt, hinter ihr die zahlreichen Führer, welche sich beim Tragen hatten ablösen müßen, und nun für die saure Mühe durch Scherze in ihrer savoyischen Mundart sich entschädigten. Was man aber auf den Montblanc reisen nennt, bedeutet nichts mehr, als an seinem Fuße herumkriechen: denn der Gipfel ist, auch seitdem ihn Sauffüre und einige Andere erklommen, für den Unternehmungsgeist und die Kräfte fast aller Reisenden, und bei den gewöhnlichen Veranstaltungen, gleich unzugänglich geblieben. Die Nähe bei Genf, und der Ruf der dortigen Physiker, besonders des genannten, der diesem Gebirge dreißigjährige Beobachtungen widmete, hat natürlich die allgemeine Aufmerksamkeit dahin gelenkt. Doch läßt sich zweifeln, ob für den bloßen Liebhaber großer Naturscenen die savoyischen gerade die sehenswerthesten seien. Die Paar hundert Klafter, welche die Spitze des Montblancs mehr hat, als die höchsten des Oberlandes, können für den unmittelbaren Eindruck und das durch so gewaltige Massen längst mehr als erschöpfte Augenmaß schwerlich viel austragen. Das Thal von Chamouni ist freundlich, aber hohe Berge beschränken es von allen Seiten zu ein-

förmig und laßen nur die Gipfel des Montblancs erblicken; seine Tiefe ist flach, und der weit austretende Rhone läßt einen unangenehmen weißen Streif angeschwemmter Kiesel darauf zurück. In allem diesem verdient Grindelwald den Vorzug. Das frischgrüne baum- und hüttenbesäete Thal selbst hat wellige Abhänge, es ist nirgends offen, aber im Norden weniger hoch ummauert als gegenüber, wo man den Eiger, den Mettenberg und das Wetterhorn ganz unverhüllt sieht, und zwischen ihnen zwei Gletscher herein treten. Ohne beschwerliches Steigen kann man auf der Wengenalp die Jungfrau in ihrer ungeheuern Größe dicht vor sich sehen, und Lavinen nicht bloß herabdonnern hören, sondern ihnen von der Höhe bis in den Abgrund mit den Augen folgen, wie sie sich durch die von Waßeradern gehöhlten Spalten hindurch drängen und als Kaskaden zerstiebten Eises wieder zum Vorschein kommen. Seltsam ist es vollends, wenn Reisende sich einbilden, die von Chamouni aus ihnen zunächst zugänglichen Gegenstände seien einzig in ihrer Art. So heißt die Oberfläche des Gletschers am Montanvert schlechtweg 'das Eismeer', als ob nicht jeder, in langen Thälern mit unmerklichem Abhang sich hineinziehende Gletscher sein Eisthal oder Eismeer hätte. Auch von der Eisgrotte des Arveyron hat man zuviel Aufhebens gemacht; sie wechselt mit den Jahreszeiten; ich habe die Quelle ganz ohne diesen Schmuck des Eisgewölbes gesehen, dergleichen auch andere aus den Gletschern entspringende Flüße, nach Maßgabe der Umstände mehr oder weniger um sich her bilden.

Was aber der Reise nach Chamouni vor den übrigen Alpenfahrten einen unbestrittenen Vorzug giebt, die bequemen, fast städtischen Wirthshäuser, die vortrefflichen Führer, die gebahnten Pfade, dieß ist eben wieder eine Wirkung des ihr seit einer Anzahl Jahre ertheilten Vorzuges. Im bernischen Oberlande hat sich der Gewerbsfleiß noch nicht darauf gerichtet, es den Fremden so bequem zu machen. Nur um auf die obere Fläche des kleinen Gletschers am Grindelwalde zu gelangen, muß man sich über einen senkrechten grauenvollen Abgrund zwischen dem Eise und den Felsen, an einer Wand herum winden, wo man in die ausgehauenen Tritte den Fuß kaum halb hineinsetzen kann, während sich die Hände an hervorstehende Spitzen klammern. Führer findet man zwar überall, die mit den Gebirgen (so weit ihre Bedürfnisse sie darin umher geführt) vertraut

ſind, die ſcharfe Sinne, einen nie ſchwindlichten Kopf und eben ſo behenden als feſten Tritt haben. Was die Führer in Chamouni auszeichnet, iſt die Bildung, welche ſie im Umgang mit unterrichteten und nach Belehrung begierigen Fremden gewonnen haben. Das Geſchäft eines Führers iſt ein Gewerbe, ja eine Kunſt geworden, worin ein allgemeiner Wetteifer ſtattfindet, weil es einigen gelungen iſt, durch Geſchicklichkeit und Treue ſich ſogar im Auslande berühmt zu machen. Wiewohl ihre Landesſprache ſavoyiſch iſt, drücken ſie ſich alle gut auf franzöſiſch aus. (Der entgegengeſetzte Mangel war mir auf dem Veſuv ſehr verdrießlich, wo ſelbſt der ſogenannte Cicerone, der Führer, auf meine Fragen nur in neapolitaniſchem Kauderwälſch zu antworten wußte.) Sie haben Begriffe von der Erdkunde, und von dem Sinne der darauf bezüglichen Unterſuchungen. Viele ſammeln Mineralien und handeln damit, andere Einwohner von Chamouni verfertigen mehr oder weniger unvollkommene Abbildungen des Gebirges in erhabener Arbeit; alle ſind zuvorkommend gegen Fremde und ſuchen durch ihre Kenntniſſe und Fertigkeiten ſich ihnen wichtig zu machen. So war es gewiß nicht, als der vortreffliche Sauſſüre vor mehr als vierzig Jahren ſeine erſten Reiſen hierher machte. Es iſt erfreulich zu ſehen, wie ein gebildeter Menſch, bloß durch die Ueberlegenheit ſeines Geiſtes und die Uneigennützigkeit ſeiner Bemühungen, einen veredelnden Einfluß verbreitet und dauerhaft zurückläßt.

Die Schutzhelden.

Im Innerſten der Schweiz wird es Einem recht anſchaulich, was Mythologie in ihren Quellen und ihrem Weſen eigentlich ſei. Lebendige Volksüberlieferung, vermöge deren das vor einem halben Jahrtauſend Geſchehene ſich dem Gedächtniſſe ſo vertraut, der Ueberzeugung ſo gegenwärtig erhält, als wäre es erſt geſtern vorgefallen. Die in den Sagen liegende Fülle des Wunderbaren und Fabelhaften kann durch gelehrte Kunſt entfaltet werden, wenn ſie im Sinne des Volkes ſchon längſt erſtorben iſt. Hier wißen Alle, klein und groß, die ewigen denkwürdigen Züge, welche die Gründung ihrer Freiheit bezeichnen, unerlernt, wie ſie die Berge und Seen umher mit Namen kennen. Ich will nicht entſcheiden, ob die Mädchen und Frauen in den drei Waldſtätten dem Tell zu Ehren einen ſil-

bernen Pfeil durch ihre schönen hinten am Wirbel aufgewundenen Haarflechten stechen. Aber gewiß gründet sich hierauf der noch allgemeine Gebrauch der anderswo so vernachläßigten Armbrust zur Uebung der Knaben, bis sie, herangewachsen, mit dem tödtlichen Feuergewehre unfehlbar zielen lernen. Vor Stanz sahe ich ein Scheibenschießen, wo Kinder von vier Jahren mit den zarten Händen die Armbrust richteten, die sie noch nicht selbst zu spannen vermochten.

Jedes dieser Ländchen hat gleichsam seinen eignen Schutzhelden. Uri hat den Tell; Schwytz Werner Stauffachern, dem allein unter den dreien vom Rütli eine Kapelle erbaut worden, zu Steinen an der Stelle jenes Wohnhauses, welches den Uebermuth des Landvogts erregte; Unterwalden ist am reichlichsten bedacht: denn außer den beiden Winkelrieden, denen es beschieden war, in Vollbringung heldenmüthiger Thaten zu sterben, wie Erechtheus und Kodrus, hat es den heiligen Klaus von der Flüe. Der ältere Winkelried ist auswärts weniger berühmt: um Todtschlag verbannt und begierig die Rückberufung zu erwerben, schlug er den Lindwurm am Rotzberge, von dessen Verwüstungen das benachbarte Dorf Oedweiler hieß; siegesfreudig schwang er das Schwert über sein Haupt, und wurde durch das herabträufende Drachenblut vergiftet. Ihre gemeinschaftliche Kapelle haben die Verheerer Unterwaldens verbrannt, doch wird sie wieder erbaut. Das Haus Arnolds von Winkelried steht noch dicht bei Stanz; steinern und ehmals mit gewölbten Zimmern, beweist es den Stand und die Wohlhabenheit des Besitzers.

Bruder Klaus hat in seinem langen Leben als Gatte und Vater eines zahlreichen Geschlechts, als Obrigkeit und Krieger eines freien Staates, endlich als beschaulicher aller irdischen Bedürfnisse erledigter Weiser den weitesten Kreiß menschlicher Würde durchmeßen; ja noch vor seinem Tode durch wunderthätige Wirksamkeit als Heiliger sich über sie erhoben. Denn war es nicht ein Wunder, als dieser greise Friedensbote in der rauhen Tracht der Wildniß zu Stanz auftrat, daß seine ungelehrten Worte bei den auf alten Ruhm und neue Siege und Reichthümer trotzenden Eidgenoßen Eingang fanden, und plötzlich Zwietracht, Hab- und Eifersucht hemmten, eben die Leidenschaften, wodurch von dem an ihr Bund nach und nach sich verderbte? Voll Ehrfurcht sah ich seine Bildsäule in der Hauptkirche des Orts mit der Unterschrift: Nicolaus de Rupe.

Todtenſee, weil man die Leichen der Verunglückten hineinwerfe. Wie hat er ſich nur ſo etwas überreden können? Solch ein unmenſchliche Gebrauch ſollte in einem chriſtlichen Lande ſtattfinden! Das würde ſchlecht mit der menſchenfreundlichen Sorgfalt der Obrigkeit übereinſtimmen, welche hier, wenige Wintermonate ausgenommen, einen Wirth zur Verpflegung der Armen unterhält, die vor der Reformation ohne Zweifel von frommen Mönchen beſorgt wurden. Der todte See, nicht Todten-See, liegt weiter oben, und heißt ſo, weil er keinen Abfluß hat. Mangelhafte Kenntniß der Sprache hat hier den genauen Beobachter irre geleitet. Aber er war nun einmal für die ſavoyiſchen Alpen, wie für ſein Eigenthum parteiiſch, und ſeine Beſchreibungen der deutſchen Schweiz ſind etwas mager.

Der Rhone.

Wenige Flüße wechſeln ſo oft und ſo auffallend ihre Farbe, als der Rhone. Milchweiß an der Quelle; wo er ſich in den See ergießt, von hellem lieblichem Grün; beim Ausfluß dunkelblau, wahrſcheinlich durch eine eigenthümliche Beſchaffenheit des Waßers (denn man bemerkt es nicht in gleichem Grade an andern Flüßen, die ſich, jeder in ſeinem See, ebenfalls bis zur durchſichtigſten Klarheit läutern), bald durch die aſchgraue Arve getrübt, mit deren Strom er ſich ungern zu miſchen ſcheint; wiederum grünlich im ſchmalen, vielfach gewundenen Bett, da wo er am ſüdlichen Ende des Jura tief unter der Feſtung Les Clüſes ſich durch die Schlucht einer Gebirgskette drängt, einer einzigen und vielleicht vormals durch die Gewäßer getrennten Gebirgskette, wiewohl ſie jetzt verſchiedene Namen führt; hierauf verſchlämmt durch die Auflöſung des lockern Kalkbodens, den er beſtändig ausgegraben hat, daß er in eine überwölbte Höhle zuſammenſchießt, und einige Augenblicke von der Oberfläche der Erde verſchwindet; bei Lyon wieder klarer als die ihm zögernd entgegen eilende blonde Saone. Die Laufbahn dieſes herrlichen Flußes iſt nicht ſehr lang aber raſch, belebt und mannichfaltig. Dagegen umgiebt ſeinen Urſprung Einſamkeit und Einſamkeit ſeinen Urſprung: es iſt wie die in ſich zurückgezogene und unbemerkte Kindheit eines großen Geiſtes. Ganz hinten im langgeſtreckten Thal des Wallis, fern von Menſchenwohnungen, liegt der Rhonegletſcher zwiſchen den unfruchtbaren Felſenriffen des Galenſtocks und der Furka, aber nicht von unerklimmba-

ren Alphörnern umgeben; er neigt sich nur mit gelindem Abhange gegen das Thal und erweitert sich zugleich in Gestalt eines Fächers. Die verschiedenen Arme, welche den Fluß bilden, rieseln ohne Geräusch und Anstrengung unter flachen Schwibbögen von Eis hervor. Wenig unterhalb hat man das Vergnügen, auf einem kleinen Stege über den neugebornen Rhone zu schreiten, der sich ruhig fortschlängelt, wie im Bewußtsein einer großen Bestimmung. Seinen Eintritt in die Welt kündigen keine losgerißenen Klippen an, kein Getümmel der schäumenden Wogen, womit zum Beispiel die weiße und schwarze Lütschine im Grindelwald und so manche andere Bergströme ihre wilde Bahn eröffnen. Diese sind nach wenigen Meilen verrauscht und verschollen, jener füllt mit seinem Ruhm die Welt.

Montbard.

Es ist wohl natürlich, daß man sich bei Buffons Landsitz eine ausgezeichnet schöne Gegend denkt, als Bedürfniß und Belohnung für den begeisterten Betrachter aller Wunder der Natur. In dieser Erwartung findet man sich aber betrogen. Die Anhöhe, worauf sein Arbeitszimmer abgesondert erbaut ist, hat nur eine mittelmäßige Aussicht: keine Ferne; die rings umschränkenden Hügel sind steinig und kahl, den Vertiefungen dazwischen fehlt es an Waßer und frischem Grün. Buffon, als der nie außerhalb Frankreich gereiset, hatte vermuthlich einen nicht sehr großen Maßstab für landschaftliche Reize, oder er begnügte sich mit dem, was seine Provinz (Bourgogne) darbot, oder ihn bestimmte bei der Wahl eines Landgutes die Rücksicht auf den Ertrag. Hierauf verstand er sich, wie man sagt, vortrefflich: die in Montbard angelegten Eisenhämmer beschäftigten ihn ungemein. Ueberhaupt war es ihm wohl mehr darum zu thun, das Stadtleben zu vermeiden, als das Landleben zu suchen. Mit Tages Anbruch stieg er in den Sommermonaten, die er hier zubrachte, auch bei schlechter Witterung zu seinem Gartensal hinauf; nicht etwa, um durch eine freie Aussicht sein Gemüth zu erweitern: er ließ vielmehr die Laden verschließen, und arbeitete bei Licht. Diese künstliche Nacht, und das Verbot, irgend jemand zu ihm heraufzulaßen, gab ihm das Gefühl der ungestörtesten Einsamkeit, wiewohl in der Nähe der Menschen: denn das Wohnhaus liegt in dem Flecken selbst. Nur selten, wahrscheinlich wenn es mit dem Schreiben nicht nach

Wunſch fortrückte, gieng er ſpazieren unter den hohen Baumgängen, welche die obere Fläche umgeben, wo von einem ehemaligen Schloße nur noch ein Thurm übrig iſt.

Buffons prächtige und feſttäglich geputzte Schreibart erweckt allerdings den Begriff von abgemeßener Sorgfalt, die einer augenblicklich hinreißenden Eingebung nicht zuſagen würde. Ein alter Gärtner, den wir um die Lebensweiſe ſeines Herrn befragten, war vom Eindruck ihrer Einförmigkeit ſo durchdrungen, daß er ſeiner Erzählung immer die Redensart einflocht: 'Es war alle Tage dieſelbe Wiederholung.' Als der Mann auf die Zeiten nach Buffons Tode, und bis auf die franzöſiſche Revolution kam, ſtockte er bei dieſem Worte, und wir mußten ihm einhelfen; an unerſchütterliche Ordnung gewöhnt, hatte er jene bloß wie eine zufällige Störung angeſehen, und nun war ihm entfallen, wie man das Ding damals benannte. Uebrigens floh Buffon bei ſeinem Aufenthalt auf dem Lande keineswegs alle Geſellſchaft, vielmehr war ihm beim Mittagseſſen und Abends, wie ich von guter Hand weiß, ein eigentlicher Gevatterſchnack willkommen.

Wohnhaus und Arbeitszimmer ſind in der Schreckenszeit, als der junge Graf Buffon hingerichtet ward, geplündert worden; der Garten aber ſteht noch, wie ihn der berühmte Beſitzer angelegt, mit ſeinen Hecken, Alleen, Terraſſen und andern Verzierungen. Unter dieſen fielen mir die vielen Statuen auf, von grober Arbeit, und aus übertünchten Backſteinen verfertigt. Es ſind ſämmtlich nackte weibliche Figuren, und Buffons Abſicht dabei iſt nicht mißverſtändlich: nämlich der ſinnlichen Wolluſt zu huldigen, wie an ſo vielen Stellen ſeiner Naturgeſchichte. Verſchiedene ſind ſchlechte Wiederholungen nach der Antike, z. B. die Venus Kallipygos, andre neu erfundene ohne Zweifel nach Buffons eigner Angabe ausgeführt. Ich bemerkte eine, nahe bei dem Kabinet, von breiten und ſchlaffen Formen, in einer mit nichten ſchüchternen oder in ſich geſchmiegten Stellung; was dieſe bei der mediceiſchen Venus für die Schamhaftigkeit leiſtet, hat der Künſtler alſo auf einem andern Wege zu erreichen geſucht. Ein Roſenſtock ſchlingt ſich ſeitwärts am Schenkel der überreifen Schönen hinauf, und eine weit aufgeblühte Roſe legt ſich dem geheimnißvollen Orte vor. Kann man ſich gröber an den Grazien verſündigen? Und iſt es möglich, daß ein Forſcher, der die

Hervorbringungen der Natur mit wahrem Kunstsinne würdigte, diesen wenig genug auf die bildende Nachahmung des Schönen übertrug, um so etwas nur um sich dulden zu können? Allein dieß ist ein recht nationaler Zug. Findet man doch bei keinem einzigen für klassisch geachteten französischen Schriftsteller auch nur eine Spur, daß er die bildenden Künste mit Einsicht geliebt habe. Ja es gehörte in Frankreich nicht einmal zur Erziehung der Vornehmen, wie in andern Ländern, Kenner oder wenigstens Liebhaber in diesem Fache zu sein. Erst in den neuesten Zeiten haben sie sich Enthusiasmus für die schönen Künste, wie sie es nun verstehen, einzuschwatzen versucht.

Die Ansicht der Natur als einer Künstlerin, welche in einem mehr oder weniger widerstrebenden Stoffe arbeitet, und durch das Bedürfniß ihrer schaffenden Phantasie auf möglichste Mannichfaltigkeit getrieben wird, wobei es denn nicht an unvollkommneren Abdrücken, ja an mißrathenen Versuchen fehlen kann, die an die Gränze des Unmöglichen streifen; diese Ansicht, sage ich, stellt den Naturforscher weit höher als der Gesichtspunkt, vermöge dessen er überall auf Zwecke, verständige und wirthschaftliche Zwecke ausgeht. Die Annahme durchgängiger Zweckmäßigkeit, also gleicher Vollkommenheit in allen Werken der Natur, ist ein vorgefaßtes Urtheil, das den Blick für die geheimeren Beziehungen der Wesen abstumpfen muß. Mit der Uebereinstimmung der Mittel und Zwecke geht es freilich nach der Schnur: Alles beruht auf dem einfachen Kunstgriffe, das Wirkliche zum Beabsichtigten zu machen und die Wirkung in Gedanken der Ursache voran zu stellen. Wie aber, wenn die Zwecke nun selbst daran kommen sollen, beurtheilt zu werden? Da wird es schlimm aussehen; denn Alles läuft am Ende auf ein ins Unendliche fortgesetztes gegenseitiges Auffpeisen der Kreaturen hinaus, wobei die Pflanzen allein, und auch diese kaum, eine bloß leidende Rolle spielen: ein großes Gastmahl, wo die Gäste zugleich die Gerichte sind; wie man es in Bernardins de St. Pierre Naturstudien an unsäglich vielem Gewürme entwickelt lesen kann. Buffon weiß von einer Rangordnung: er erkennt schöne und häßliche, edle und unedle, glückliche und unglückliche Geschöpfe an. Er äußert Geringschätzung gegen die Insekten, selbst die so bewunderten Bienen, er drückt sich kühn aus über die Fehlgriffe der Natur, über die wahrhaft mißgebornen Gattungen, z. B. bei Gelegenheit des Faulthiers

und des Toucan. Er iſt ein guter Phyſiognomiker der Thiere, und nähert ſich dadurch den Alten, einem Ariſtoteles, einem Plinius.

Dieſes, nebſt dem, was daraus herfließt, nehmlich dem Auflehnen gegen die geiſtloſen Klaſſifikationen und der Kritik über die Verſchiedenheit oder Einerleiheit der Arten macht ſein Hauptverdienſt aus. Denn mit ſeinen idealiſtiſchen Ahndungen iſt es nicht recht zum Durchbruche gekommen, und zum Begriff des Organiſmus der Himmels-Körper und Syſteme hat er ſich nie erhoben: ſeine Hypotheſen darüber gehen auf lauter Zufälliges nnd Mechaniſches. Er war einmal in den Kreiß des irdiſchen Lebens feſtgebannt. Auch fehlt es ihm überall an Ueberſicht, und ſein großes Werk über die Naturgeſchichte der Thiere iſt nichts weniger als ein Werk.

IX.

Jakob Necker.

Jakob Necker ward den 1sten Mai 1734 in Genf geboren, aus einem adlichen Geschlecht, das ursprünglich im nördlichen Deutschland zu Hause war. Frühzeitig, sobald seine erste Erziehung beendigt war, begab er sich nach Frankreich, und widmete zwanzig Jahre seines Lebens dem Handel und dem Erwerb seines Vermögens. Die Republik Genf ernannte ihn zu ihrem Residenten in Paris: in dieser Eigenschaft kam er in Geschäfts-Verhältnisse mit dem Herzog von Choiseul, und flößte diesem Minister ausgezeichnete Hochachtung vor seinem Charakter und Wohlgefallen an seinem Geiste ein. Da ihn die ostindische Kompagnie, deren Mitglied er war, erwählt hatte, um ihre Sache bei der Regierung zu führen, so ließ er über diesen Gegenstand im Jahr 1773 ein Schrift drucken [Réponse au Mémoire de M. l'abbé Morellet sur la compagnie des Indes], worin er die Wichtigkeit einer den Handel betreffenden Frage durch die Zierlichkeit und Reinheit der Schreibart hervorzuheben wußte. Im folgenden Jahr erhielt seine 'Lobrede auf Colbert' den von der französischen Akademie ausgesetzten Preis. Condorcet, dessen Gedanken schon damals auf die Freiheit gerichtet waren, machte es ihm zum Vorwurf, den Minister eines Despoten gelobt zu haben. Das zweite Werk Neckers, betitelt 'Versuch über den Getreidehandel und dessen Gesetzge-

bung' (Essai sur le commerce et la législation des grains) wurde von Turgot und den Oekonomiſten (Phyſiokraten) lebhaft angegriffen. Der Verfaßer, wiewohl er im Allgemeinen den Grundſatz der Handelsfreiheit anerkannte, erklärte ſich dennoch für einige Einſchränkungen der Getreide-Ausfuhr, welche die Sorge für die ärmern Stände ihm nothwendig zu machen ſchien. Ein im Jahe 1775 durch die hohen Kornpreiſe verurſachter Aufſtand bewies nur allzuſehr die Wahrheit ſeiner Behauptungen. Das Buch des Adam Smith hat eine Anzahl Jahre hindurch für eine Art von Evangelium in der Staatswirthſchaft gegolten: aber ſeitdem ſcharfſinnige Schriftſteller bewieſen zu haben ſcheinen, daß einige Theile ſeines Syſtems auf unſre jetzige geſellſchaftliche Verfaßung nicht anwendbar ſind, verdient der Verſuch über die Geſetzgebung des Kornhandels mit beſondrer Aufmerkſamkeit wieder geleſen zu werden. Die Finanzen Frankreichs waren in einer beunruhigenden Verwirrung; die Parlamente wurden von Tag zu Tag ſchwieriger beim Einregiſtrieren der Auflagen, und der Verfall des Credits machte die Anleihen unmöglich. Der erſte Staatsminiſter, Graf von Maurepas, hielt es für das beſte Mittel ſich aus ſo vielen Schwierigkeiten herauszuwinden, daß er die Verwaltung der Finanzen einem Mann anvertraute, den die öffentliche Meinung entſchieden dazu berief, wiewohl er ein Fremder und ein Proteſtant war. Im Jahr 1776 wurde alſo Necker Herrn Taboureau als Direktor des königlichen Schatzes beigeſellt, und im nächſten Jahr wurde ihm die Verwaltung der geſammten Finanzen übertragen. Wenige Monate vor ſeinem Eintritt in das Miniſterium hatte Necker eine Reiſe nach England gemacht, wo ſeine Aufmerkſamkeit ſich beſonders auf den Einfluß gerichtet hatte, den die Oeffentlichkeit der Ver-

handlungen auf den Credit hat. Uebrigens, wiewohl er ein großer Bewundrer der englischen Verfaßung war, kann man versichern, daß er zu Anfang seiner öffentlichen Laufbahn nicht im mindesten daran dachte, in Frankreich eine ähnliche Ordnung der Dinge einzuführen. Sein einziger Zweck war, in den verschiedenen Zweigen der Verwaltung Ordnung und Gerechtigkeit einzuführen; ein langsames, aber sichres Mittel zur Freiheit zu gelangen, welche nichts andres als die höchste Gerechtigkeit ist. Das, wodurch sich Necker als Staatsmann eigenthümlich auszeichnet, ist die Uebertragung der gewißenhaftesten Sittlichkeit des Privatlebens auf die öffentlichen Geschäfte. Bei solchen Grundsätzen mußt' er jede gewaltsame Revolution scheuen, und man sieht auch, daß er sogar dann, wenn es darauf ankam, Mißbräuche abzustellen oder Privilegien zu vernichten, die der Nation nachtheilig waren, sich lieber mit den vorhandnen Ansprüchen gütlich abzufinden gesucht hat, als daß er ohne Schonung hätte durchgreifen sollen, so oft eine durch die Theorie empfohlne Verbeßerung, plötzlich und in ihrem ganzen Umfang durchgesetzt, einige Ungerechtigkeiten hätte herbeiführen können.

Die ungleiche Vertheilung der Auflagen, die Privilegien der Stände und der Provinzen, die zahllosen Mißbräuche der Verwaltung, das Elend der untern Stände, machten die Herstellung der Finanzen zu einer unglaublich schwierigen Aufgabe. Necker wollte sie durch die genaueste Sparsamkeit in allen Ausgaben bewirken. Er gab ein in seiner Art einziges Beispiel, indem er das für seine Stelle bestimmte Gehalt ausschlug, und dem Staat ohne alle Vergütung mit dem Aufwand seines eignen Vermögens diente. Dieser Beweis seiner Uneigennützigkeit sollte nicht sowohl dem Schatz

hat Urſache zu glauben, daß ſeine Abſicht damals weniger darauf gieng, eine politiſche Reform herbeizuführen, als den Mißbräuchen der Verwaltung abzuhelfen und dem bedrängten Theil der bürgerlichen Geſellſchaft Lindrung zu verſchaffen. Die drei unter dem erſten Miniſterium Neckers geſtifteten Provincial-Verſammlungen in Berry, Rovergue und dem Delphinat, brachten in kurzer Zeit die heilſamſten Wirkungen hervor.

Eine Schrift, worin Necker die Vortheile der Provincial-Verſammlungen entwickelte, und unter andern darthat, daß ſie in der Folge als ein Gegengewicht gegen den Widerſtand der Parlamente dienen könnten, wurde durch die Indiscretion eines Herrn vom Hofe öffentlich bekannt, und zog Neckern die Feindſchaft dieſer Gerichtshöfe zu, die er doch mehr geſchont hatte, als irgend einer ſeiner Vorgänger im Miniſterium.

Das Recht der todten Hand, eins der beſchwerlichſten Lehnrechte, war in den Krongütern abgeſchafft. Mehr als dreihundert dem Hof und den Finanzen zur Laſt fallende überflüßige Aemter waren aufgehoben; die ſtrengſte Sparſamkeit führte bei allen Ausgaben den Vorſitz; das Deficit, das Necker im öffentlichen Schatz vorgefunden, war ausgefüllt; die Zinſen für ausgeliehene Gelder ſtanden niedriger als jemals; die ganze Einrichtung der Gefängniſſe und Hoſpitäler war verbeßert. Necker wollte das franzöſiſche Volk zum Zuſchauer ſeines Werks haben, und wenn es nicht bei der Verwendung ſeiner Einkünfte zu Räthe gezogen war, wollte er, daß ihm wenigſtens die Ergebniſſe mitgetheilt würden. Ueberzeugt, daß die Oeffentlichkeit der Finanz-Verhandlungen die erſte Grundlage des Kredits ſei, ließ er die Rechenſchaft über ſeine Verwaltung (Compte rendu)

drucken, und legte darin das unverhoffte Resultat eines Ueberschußes der Einnahme über die Ausgabe von zehn Millionen dar. Der Eindruck, den diese Schrift machte, ist unbeschreiblich, und die öffentliche Dankbarkeit wurde dem Verfaßer von allen Seiten auf die lebhafteste Weise ausgedrückt.

Der Graf von Maurepas, eifersüchtig über die allgemeine Volksgunst, die Necker genoß, glaubte den vortheilhaften Augenblick zu Angriffen auf ihn gefunden zu haben. Er wußte, daß sein Amtsgenoße um keine andre Belohnung, als die des öffentlichen Beifalls, bemüht war, und daß seine Ruhmliebe bis zur äußersten Empfindlichkeit über alle Aeußerungen der Meinung gieng: er fieng also an, heimlich Schmähschriften gegen Necker verbreiten zu laßen. Unter andern griff ein gewisser Bourboulon die 'Rechenschaft' in einer Schrift an, die zu erbärmlich war, als daß sie eine Widerlegung verdient hätte. Necker, der vielleicht solche Gegner hätte verachten sollen, besorgte, daß ihre Schmähschriften, wenn sie das Ansehn hätten vom Hofe begünstigt zu werden, seine Mittel Gutes zu stiften vermindern möchten; er hielt es für nothwendig, daß der König durch irgend ein Zeichen seiner Gunst jeder Vermuthung dieser Art ein Ende machte. Er begehrte demnach für sich den Sitz im Staatsrath, und verlangte, daß die Verfaßer der Schmähschriften aus dem Haus der Prinzen entfernt würden. Der Eintritt in den Staatsrath ward ihm, als Protestanten, verweigert, worauf er im Jahre 1781 seine Entlaßung nahm. Necker hat sich seitdem oft Vorwürfe darüber gemacht, daß er nicht gewartet, bis ihm der Tod des Grafen von Maurepas erlaubt hätte, bei Ludwig XVI. den entschiednen Einfluß zu gewinnen, dessen er bedurfte um seine Entwürfe für

das gemeine Beſte durchzuführen, und man muß dieſes mit ihm bedauern. Denn man iſt berechtigt zu glauben, wenn er ſich in ſeinem Amt behauptet, und fortgefahren hätte für Frankreich allmälich alle die Vortheile zu gewinnen, welche nachher mit Gewalt errungen worden ſind, ſo würde die Revolution entweder gar nicht ſtattgefunden, oder eine ganz andere Wendung genommen haben.

Neckers Entfernung aus dem Miniſterium ward in Frankreich als ein öffentliches Unglück betrachtet. Alle Städte, alle Korporationen beeiferten ſich um die Wette, ihm ihr Bedauern und ihre Bewundrung zu bezeugen. Joſeph II., Katharina II. *) und die Königin von Neapel trugen ihm

---

*) Wie die große Kaiſerin von Rußland über Neckers Verdienſte dachte, und mit welcher Theilnahme ſie ihn auf ſeiner politiſchen Laufbahn begleitete, das ſieht man am beſten aus ihren eigenhändigen Briefen an Hrn. Grimm, welche Frau von Staël in einer Anmerkung zu dem 'Privatleben' ihres Vaters hat abdrucken laßen.

Petersbourg, du $\frac{1}{2}\frac{2}{2}$ Juillet 1781.

Enfin M. Necker n'est plus en place. Voila un beau rêve que la France a fait, et une grande victoire pour ses ennemis. Le caractère de cet homme rare est à admirer dans ses deux ouvrages, car le Mémoire vaut bien le Compte rendu. Le roi de France a touché du pied à une grande gloire. Nun das wird ſchon ſo bald nicht wieder kommen, mais cela ne réviendra pas de sitôt. Il falloit à M. Necker une tête de maître qui suivit ses enjambées.

Petersbourg, du $\frac{1}{2}\frac{1}{2}$ Juillet 1781.

La lettre que M. Necker vous a écrite m'a fait grand plaisir; je suis seulement fâchée qu'il ne soit plus en place. C'est un homme à qui le ciel a destiné la première place en Europe sans contredit pour la gloire. Il faut qu'il vive, il faut qu'il survive à une couple de ses contemporains, et alors cet astre sera à nul autre comparable, et ses contemporains resteront loin derrière lui.

an, ihn an die Spitze ihrer Finanzen zu ſtellen; allein er hatte zu viel Anhänglichkeit an Frankreich, um auf ſolche Vorſchläge einzugehen. Das erſte Werk, womit er ſich in ſeiner Zurückgezogenheit beſchäftigte, war das 'über die Verwaltung der Finanzen': ein klaſſiſches Buch in dieſem Fach, und das noch jetzt bei allen Berechnungen der Reichthümer Frankreichs zur Grundlage dient. Es erſchien im Jahr 1784, und achzigtauſend Exemplare wurden in wenigen Tagen verkauft; niemals hatte ein ſo wißenſchaftlicher Gegenſtand eine ſolche unter allen Ständen verbreitete Neugierde erregt.

Die erſten Nachfolger Neckers waren zwei Parlaments-Räthe, Hr. Joly de Fleury und Hr. von Ormeſſon, deren Miniſterium nur als eine Art von Zwiſchenreich betrachtet werden kann, ſo groß war ihre Unwißenheit in den einzelnen Theilen der Verwaltung. Hierauf erſchien Hr. von Calonne, deſſen thörichte Verſchwendung jenes berüchtigte Deficit herbeiführte, welches die Urſache oder wenigſtens die ſichtbare Veranlaßung der Revolution ward. Er ſetzte während des Friedens das Syſtem der Anleihen fort, das Necker nur für den Krieg geſchaffen hatte; er begünſtigte den Luxus des Hofes, um mit Neckers ſtrenger Sparſamkeit einen Gegenſatz zu bilden, und verwickelte ſich dergeſtalt in

---

St Petersbourg, 8. Novembre 1784. J'ai enfin pu lire l'introduction du livre de M. Necker, je viens de l'achever. Puisqu'il est sensible à l'estime, assurez-le de toute la mienne. On voit qu'il était à sa place et qu'il la remplissoit avec passion, il en convient lui-même. J'aime ce mot: Ce que j'ai fait je le ferois encore. Et on ne parle pas ainsi sans être bon, et il faut l'être éperdûment, pour n'en avoir rien perdu après beaucoup de traverses.

den Folgen seiner Unordnung, daß er keine andre Ausflucht mehr sah, als eine Versammlung der Notabeln zusammen zu berufen (1787). In der Berechnung der Finanzen, die er dieser Versammlung vorlegte, gestand er ein Deficit von 56 Millionen ein, aber er behauptete, es sei schon vorhanden gewesen, als sich Necker aus dem Ministerium zurückzog, und bestritt die Richtigkeit der von diesem abgelegten 'Rechenschaft'. Necker antwortete auf die Angriffe des Hrn. von Calonne durch eine Schrift, worin die geistvollste Polemik die siegreiche Beweiskraft der Gründe anziehend hervorhebt. Die Gültigkeit dieser Antwort wurde bald, sowohl von der öffentlichen Meinung, als von der Versammlung der Notabeln, anerkannt, und Calonnes Entlaßung ward unvermeidlich. Bevor Necker seine Widerlegung bekannt machte, hatte er sie dem Könige vorgelegt und die Erlaubniß begehrt, sie drucken zu laßen. Von Seiten eines Privatmanns, wie es Necker damals war, konnte dieß Ansuchen nur als eine ehrerbietige Höflichkeitsbezeugung gegen den König betrachtet werden, und es wäre verkehrt, ihm einen ernsthaften Vorwurf daraus zu machen, daß er, ungeachtet der Gegenvorstellungen Ludwig XVI., bei der Meinung verharrte, die Ehre mache es ihm zur Pflicht, seine Vertheidigung bekannt zu machen. Wie dem auch sei, er wurde bald darauf zwanzig Meilen weit von Paris verbannt, wo jedoch die ausgezeichnetsten Zeugnisse der öffentlichen Gunst, welche er behielt, ihn über diese augenblickliche Ungnade leicht beruhigen konnten. Nach Herrn von Calonnes Verabschiedung wollte der König Neckern zurückberufen, allein der Baron von Breteuil hielt ihn davon ab, und die Verwaltung der Finanzen wurde Herrn von Fourqueux, einem alten Staatsrath, übertragen, der bald seine vollkommne

Unfähigkeit einsah, und dem Erzbischof von Sens, Herrn von Brienne, Platz machte, welchen die Königin beschützte. Die von dem neuen Minister vorgeschlagene Auflage des Stempelpapieres wurde vom Parlament verweigert; man verbannte das Parlament, und wollte an dessen Stelle einen aus Adlichen und Geistlichen bestehenden obersten Gerichtshof (cour plénière) setzen; aber die öffentliche Meinung lehnte sich nachdrücklich hiegegen auf, und bald ward eine Zusammenberufung der Reichsstände die allgemeine Losung. Der Erzbischof von Sens war genöthigt, sie im Namen des Königs auf den Monat Mai des Jahres 1789 zu versprechen.

Es geschah im Monat August des vorhergehenden Jahrs, daß die Gewalt der öffentlichen Stimme Neckers zweite Berufung zum Ministerium erlangte. Er hatte so eben in seiner Entfernung von den Geschäften sein Werk 'über die Wichtigkeit der religiösen Meinungen' herausgegeben, worin die reinste Sittenlehre in der edelsten Schreibart gepredigt wird. Im Jahr 1781 hatte er das Ministerium mit Bedauern verlaßen, jetzo trat er mit Bekümmerniß wieder ein. Als man ihm seine Ernennung meldete, rief er aus: „Warum hat man mir nicht die fünfzehn Monate des Erzbischofs gegeben? Aber jetzt ist es zu spät.“ Necker fand den öffentlichen Schatz erschöpft, die Staatspapiere im Werth gesunken, so daß sie eines Morgens nur auf 30 Procent stiegen. Bald boten sich Kapitale von allen Seiten an; die Verbannten wurden zurückberufen, die wegen politischer Meinungen Verhafteten wurden in Freiheit gesetzt; allein die Gährung der Gemüther war schon allzu heftig, als daß es in menschlichen Kräften gestanden hätte, sie zu meistern.

Die aristokratische Partei hat Neckern besonders daraus

einen schweren Vorwurf gemacht, daß er bei der Versammlung der Reichsstände dem dritten Stand die gleiche Zahl von Repräsentanten gegeben, wie den beiden übrigen Ständen zusammen. Aber, einmal angenommen, daß die Verdoppelung der Abgeordneten des dritten Standes nicht eine Pflicht gegen die Nation gewesen wäre, so wäre es dennoch ungerecht, Neckern wegen einer Maßregel anzuklagen, welche so gebieterisch von der öffentlichen Meinung gefordert ward, daß aller Widerstand in dieser Hinsicht nur die verderblichsten Folgen hätte nach sich ziehen können. Selbst das Parlament von Paris, der eifrigste Vertheidiger des alten Herkommens, war gezwungen gewesen einzugestehn, daß in diesem Stück die ehemaligen Gebräuche nicht zur Richtschnur dienen dürften. Das Einzige, was man Neckern vernünftiger Weise vorwerfen kann, ist, daß er von Neuem die Versammlung der Notabeln berief, und daß er nachher einen Beschluß faßte, welcher der Entscheidung der großen Mehrheit ihrer Bureaux entgegengesetzt war. Man weiß, daß das Bureau, bei welchem Monsieur, jetzt Ludwig XVIII., den Vorsitz führte, das einzige war, welches sich für die Verdoppelung erklärte. Aber war es vorauszusehn, daß eben dieselbe Versammlung, die unter dem Ministerium des Hrn. von Brienne sich so eifrig für das Beste der Nation verwendet hatte, sich bald nachher so hartnäckig in Vertheidigung ihrer eignen Privilegien zeigen würde?

Die Entscheidung des Staatsraths vom 27sten December 1788, worin Ludwig XVI., außer der verdoppelten Stellvertretung des dritten Standes, aus eigner, freier Bewegung die Abstellung der versiegelten Briefe (lettres de cachet) und die periodische Zusammenberufung der Reichsstände *versprach*, erregte einen allgemeinen Enthusiasmus, und der

Minister, der solche Beschlüße angerathen hatte, gelangte auf den Gipfel der Popularität.

Demungeachtet wurde Neckers Lage in Kurzem sehr schwierig; er sah die unwiderstehliche Gewalt der öffentlichen Meinung, und fühlte, die einzige Weise sie zu lenken, sei, daß der König sich selbst an die Spitze der Volksbewegung setzte, und im Voraus der französischen Nation die Vortheile zugestände, die sie ihm späterhin mit Gewalt entreißen würde. Ludwig XVI. blieb nicht lange dieser Richtung getreu; Necker war das scheinbare Haupt des Ministeriums, aber alle Schritte des Hofes wurden durch einen geheimen Rath und insbesondere durch den Baron von Breteuil geleitet. Wenn Necker nur den Ehrgeiz gehabt hätte, mächtig zu sein, so gab es keine Höhe, auf welche ihn nicht die Volksgunst, deren er genoß, hätte emportragen können; allein er machte es sich zur Pflicht, dem König diese Volksgunst aufzuopfern; und selbst diese schmerzlichste aller Aufopferungen wurde bald fruchtlos.

Am 5ten Mai 1789 hatte die Eröffnung der Reichsstände statt. Necker beschränkte sich in seiner Rede darauf, den Zustand der Finanzen zu entwickeln, die nöthigen Verbeßerungen anzudeuten, und die Ergebnisse seiner Arbeiten darzulegen. Der dritte Stand war unzufrieden damit, daß er sich auf die Prüfung der Verfaßung nicht eingelaßen hätte, und die privilegierten Stände, welche mit Erstaunen sahen, was er in den acht Monaten seines neuen Ministeriums für die Herstellung der Finanzen geleistet hatte, rückten ihm die Berufung der Reichsstände als überflüßig vor. Aber war es möglich, sich von dem feierlichen Versprechen des Königs loszusagen, wiewohl es unter dem Ministerium des Erzbischofs von Sens gegeben war?

Schon ehe die Stellvertreter des dritten Standes sich für eine National-Versammlung erklärten, hatte Necker dem König zu erkennen gegeben, es sei nothwendig, daß die drei Kammern über alles die Auflagen Betreffende sich gemeinschaftlich beriethen, und daß die Abgeordneten einzeln abstimmten, wobei man dann die Berathung nach Ständen für die besondern Interessen und Vorrechte jedes Standes beibehalten, und auf den nächsten Reichstag die Eintheilung in zwei Kammern ankündigen möchte. Der Entwurf Neckers für die königliche Sitzung vom 23sten Junius war auf dem Punkt durchzugehen, als die Königin Alles rückgängig machte. Neue Mitglieder wurden in den geheimen Rath aufgenommen, und statt seines Entwurfs ward eine Erklärung gut geheißen, die in einem ganz verschiednen Geist abgefaßt war, wiewohl sich hie und da Einiges von seinen Gedanken wiederfand. Der König fieng damit an, alle bisherigen Beschlüße der National-Versammlung umzustoßen. Die Wirkung einer solchen Erklärung war leicht vorauszusehen; Necker widersetzte sich bis auf den letzten Augenblick, und um ihr nicht eine scheinbare Billigung zu geben, nahm er seine Entlaßung. Die unvorsichtig eingeschärften Befehle des Königs blieben ohne Wirkung bei der Versammlung; die Königin, in Schrecken gesetzt durch die Volksbewegung, welche sich kund gab, bat noch an demselben Tage Neckern, seine Stelle wieder anzunehmen, indem sie ihm sagte, die persönliche Sicherheit des Königs hänge davon ab, und versprach, fernerhin keinen andern Rathschlägen als den seinigen Gehör zu geben. Die Nachricht von Neckers Wiedereintritt in das Ministerium wurde in Versailles mit Jubelgeschrei aufgenommen, die Abgeordneten begaben sich in Menge zu ihm. Vielleicht wäre es damals noch Zeit gewesen, der

Regierung das Anſehen wieder zu ſichern, das der König ſo unvorſichtig gefährdet hatte. Necker gab den einzigen Rath, der heilſam ſein konnte: der König befahl den beiden privilegierten Ständen, ſich mit der National-Verſammlung zu vereinigen, und dieſe Vereinigung, wiewohl man ſich mit Widerwillen und erſt nach einer vorläufigen Proteſtation des Adels dazu verſtand, brachte noch eine wohlthätigere Wirkung hervor, als man es hoffen durfte. Necker hatte mit Nachdruck vorgeſtellt, wie unvorſichtig es wäre, auf Paris Truppen anrücken zu laßen, deren man nicht ſicher ſein könnte. Seine Vorſtellungen wurden nicht gehört; er ſah ſehr wohl, daß der Hof ſich wieder vom Baron Breteuil leiten ließ, und daß der König nur noch der Form wegen mit ihm von Geſchäften redete. Endlich am 11ten Julius erhielt Necker einen Verbannungs-Befehl. Der Baron von Breteuil, der Neckers unermeßliche Popularität kannte, und wußte, daß er ſich nur in Paris zeigen dürfte, um das Volk zu ſeinen Gunſten in Bewegung zu ſetzen, hatte vorgeſchlagen, ihn zu verhaften; aber der König ſelbſt ſagte, er ſei verſichert, Necker werde gewißenhaft gehorchen. Welch ehrenvolles Zeugniß für ſeinen Charakter! Necker reiſte in größter Eile von Paris ab; er floh vor dem Triumph, den ihm die Liebe und Verehrung des Volks bereitete, wie man es vor einer Verfolgung thun würde, und fuhr bis nach Brüſſel, ohne ſich aufzuhalten. Während der zehn Monate ſeiner Verwaltung hatte er ſich unaufhörlich damit beſchäftigt, dem Unglück einer Hungersnoth vorzubeugen, womit Frankreich bedroht war. Das Handelshaus der Herrn Hope in Amſterdam hatte nicht anders, als unter ſeiner perſönlichen Gewährleiſtung, es übernehmen wollen, Paris mit Getreide zu verſorgen, und er hatte ihnen als Bürgſchaft

Stellvertreter des dritten Standes sich
Versammlung erklärten, hatte Necker dem
gegeben, es sei nothwendig, daß die drei
die Auflagen Betreffende sich gemein-
und daß die Abgeordneten einzeln ab-
man dann die Berathung nach Ständen für
Interessen und Vorrechte jedes Standes bei-
den nächsten Reichstag die Eintheilung
ankündigen möchte. Der Entwurf Neckers
Sitzung vom 23sten Junius war auf dem
als die Königin Alles rückgängig machte.
wurden in den geheimen Rath aufgenom-
Entwurfs ward eine Erklärung gut
einem ganz verschiednen Geist abgefaßt
und da Einiges von seinen Gedanken
fing damit an, alle bisherigen
Versammlung umzustoßen. Die Wir-
war leicht vorauszusehen; Necker
den letzten Augenblick, und um ihr
Bewegung zu geben, nahm er seine
eingeschärften Befehle des Kö-
bei der Versammlung; die Kö-
durch die Volksbewegung, welche
demselben Tage Neckern, seine
dem sie ihm sagte, die per-
lange davon ab, und ver-
andern Rathschlägen als den seinigen
von Neckers Wiedereintritt
Versailles mit Jubelgeschrei
haben sich in Menge zu
noch Zeit gewesen, der

Regierung das Anſehen wieder zu ſichern, das der König ſo unvorſichtig gefährdet hatte. Necker gab den einzigen Rath, der heilſam ſein konnte: der König befahl den beiden privilegierten Ständen, ſich mit der National-Verſammlung zu vereinigen, und dieſe Vereinigung, wiewohl man ſich mit Widerwillen und erſt nach einer vorläufigen Proteſtation des Adels dazu verſtand, brachte noch eine wohlthätigere Wirkung hervor, als man es hoffen durfte. Necker hatte mit Nachdruck vorgeſtellt, wie unvorſichtig es wäre, auf Paris Truppen anrücken zu laßen, deren man nicht ſicher ſein könnte. Seine Vorſtellungen wurden nicht gehört; er ſah ſehr wohl, daß der Hof ſich wieder vom Baron Breteuil leiten ließ, und daß der König nur noch der Form wegen mit ihm von Geſchäften redete. Endlich am 11ten Julius erhielt Necker einen Verbannungs-Befehl. Der Baron von Breteuil, der Neckers unermeßliche Popularität kannte, und wußte, daß er ſich nur in Paris zeigen dürfte, um das Volk zu ſeinen Gunſten in Bewegung zu ſetzen, hatte vorgeſchlagen, ihn zu verhaften; aber der König ſelbſt ſagte, er ſei verſichert, Necker werde gewißenhaft gehorchen. Welch ehrenvolles Zeugniß für ſeinen Charakter! Necker reiſte in größter Eile von Paris ab; er floh vor dem Triumph, den ihm die Liebe und Verehrung des Volks bereitete, wie man es vor einer Verfolgung thun würde, und fuhr bis nach Brüſſel, ohne ſich aufzuhalten. Während der zehn Monate ſeiner Verwaltung hatte er ſich unaufhörlich damit beſchäftigt, dem Unglück einer Hungersnoth vorzubeugen, womit Frankreich bedroht war. Das Handelshaus der Herrn Hope in Amſterdam hatte nicht anders, als unter ſeiner perſönlichen Gewährleiſtung, es übernehmen wollen, Paris mit Getreide zu verſorgen, und er hatte ihnen als Bürgſchaft

Zuflucht nehmen, und Necker, nicht zufrieden, während seines ersten Ministeriums sein Gehalt ausgeschlagen zu haben, gab zuerst das Beispiel, von seinem Vermögen hunderttausend Franken anzubieten.

Die Schriften, welche er während seines zweiten Ministeriums sowohl dem König als der Versammlung vorlegte, enthalten Ansichten voll ächter Weisheit, mit eben so viel Scharfsinn als Nachdruck in's Licht gesetzt. Bei der Streitfrage über das bloß aufschiebende Veto, schlug er als eine vermittelnde Auskunft vor, daß der König es während dreier Legislaturen erneuern könnte. Die öffentliche Meinung hatte sich schon entschieden gegen das absolute Veto erklärt, und überdieß wär' es unvorsichtig gewesen, das Ansehn des Königs im Kampf gegen eine einzige Kammer von Repräsentanten auf's Spiel zu setzen. In Betreff der Erklärung der Volksrechte rieth er dem König, ihr nicht eher seine Beistimmung zu geben, als bis ihre Grundsätze auf eine Verfaßung angewandt sein würden. Bald darauf versetzte die Revolution vom 6ten October die Versammlung nach Paris, und machte es den Ministern durchaus unmöglich, der herrschenden Partei zu widerstehn.

Im Jahr 1790 lehnte sich Necker gegen die Abschaffung der Titel auf, nicht aus Widerspruch gegen irgend eine liberale Theorie, sondern nach einer richtigen Schätzung der Triebfedern, welche auf die menschliche Einbildungskraft wirken, und deren keine in der Regierung eines Staats verabsäumt werden darf. Da der König dennoch den hierauf bezüglichen Beschluß der Versammlung bestätigte, so hatte Necker den Muth, seine Meinung bekannt zu machen, wie sehr sie auch mit den Leidenschaften des Augenblicks im Widerspruch stehen mochte.

Die Abschaffung aller Privilegien der Stände und Provinzen, die Eintheilung Frankreichs in Departemente, die gleichförmige Vertheilung aller Auflagen, Alles dieß hatte ohne Zweifel den National-Reichthum vermehrt. Aber bis eine neue Einrichtung der Verwaltung an die Stelle des umgestürzten Gebäudes getreten war, konnt' es an zahllosen Verlegenheiten in den Finanzen nicht fehlen. Um ihnen abzuhelfen, setzte die National-Versammlung eine Maßregel in's Werk, welche die strenge Gerechtigkeit nicht gut heißen konnte: die Vereinigung der Güter der Geistlichkeit mit den Staatsdomänen. Necker bestritt diese Maßregel; er konnte zwar nicht wünschen, daß die Geistlichkeit fernerhin einen abgesonderten Körper im Staat bildete, und sich in allen ihren Reichthümern und Vorrechten behauptete; er sah in der That die Geistlichen nur als Nutznießer von Einkünften an, wovon das Kapital der Nation angehörte; allein er fand es ungerecht, sie ohne eine billige Vergütung außer Besitz zu setzen, und wollte, daß die Vereinigung mit den Staatsdomänen nur allmälich, nach dem Absterben der mit den Beneficien Beliehenen, vorgenommen würde. Er lehnte sich nachdrücklich dagegen auf, daß man die ungeheure Summe von 1800 Millionen Assignaten in Umlauf setzen, und besonders, daß man ihnen einen gezwungenen Kurs geben wollte. Er sagte in einer eindringlichen Schrift alle die Uebel voraus, welche diese Maßregel nach sich ziehen würde: die Unsittlichkeit der Agiotage, den unvermeidlichen Fall des Papiergeldes, den geringen Preis, wofür die Nationalgüter verkauft werden würden.

Mit welcher edelmüthigen Hingebung sich auch Necker der Vertheidigung des königlichen Ansehns widmen mochte, so war er doch weit entfernt, das vollkommne Vertrauen

Zuflucht nehmen, und Necker, nicht zufrieden, während seines ersten Ministeriums sein Gehalt ausgeschlagen zu haben, gab zuerst das Beispiel, von seinem Vermögen hunderttausend Franken anzubieten.

Die Schriften, welche er während seines zweiten Ministeriums sowohl dem König als der Versammlung vorlegte, enthalten Ansichten voll ächter Weisheit, mit eben so viel Scharfsinn als Nachdruck in's Licht gesetzt. Bei der Streitfrage über das bloß aufschiebende Veto, schlug er als eine vermittelnde Auskunft vor, daß der König es während dreier Legislaturen erneuern könnte. Die öffentliche Meinung hatte sich schon entschieden gegen das absolute Veto erklärt, und überdieß wär' es unvorsichtig gewesen, das Ansehn des Königs im Kampf gegen eine einzige Kammer von Repräsentanten auf's Spiel zu setzen. In Betreff der Erklärung der Volksrechte rieth er dem König, ihr nicht eher seine Beistimmung zu geben, als bis ihre Grundsätze auf eine Verfaßung angewandt sein würden. Bald darauf versetzte die Revolution vom 6ten October die Versammlung nach Paris, und machte es den Ministern durchaus unmöglich, der herrschenden Partei zu widerstehn.

Im Jahr 1790 lehnte sich Necker gegen die Abschaffung der Titel auf, nicht aus Widerspruch gegen irgend eine liberale Theorie, sondern nach einer richtigen Schätzung der Leidenschaften, welche auf die menschliche Einbildungskraft wirken, und deren keine in der Regierung eines Staats verabsäumt werden darf. Da der König dennoch den hierauf bezüglichen Beschluß der Versammlung bestätigte, so hatte Necker nur noch Muth, seine Meinung bekannt zu machen, wie sehr [illegible] mit den Leidenschaften des Augenblicks im Widerspruch [illegible].

den Geschäften fremd geworden war, so hörte er dennoch nicht auf, an Frankreich den lebhaftesten Antheil zu nehmen, und die verschiednen politischen Werke, die er in der Einsamkeit schrieb, haben, so zu sagen, einen prophetischen Charakter durch die Art, wie er die auf einander folgenden Erscheinungen der französischen Revolution prüft. Mit eben so viel Muth als Scharfsinn sagt er die Folgen der Fehler voraus, welche die jedesmal herrschende Partei begieng. Seine unterscheidende Eigenthümlichkeit als Schriftsteller ist eine ungemeine Würde des Stils und eine Sorgfalt für die Harmonie der Sprache, welche sogar manchmal allzuweit getrieben ist, indem sie seinen Schriften eine zu gleichmäßige Farbe giebt. Wenn ihm jedoch die Würde die erste Eigenschaft des Stils bei ernsthaften Gegenständen zu sein schien, so hat er übrigens, theils durch kleinere Schriften, theils durch einzelne Stellen seiner politischen Werke bewiesen, daß er die Waffe des Lächerlichen mit Kraft und Gewandtheit zu führen wußte. Ein Aufsatz 'über das Glück der Dummköpfe' (sur le bonheur des sots), welchen Frau von Staël nach ihres Vaters Tode hat wieder abdrucken laßen, ist ein Meisterstück von feinem Scherz. — Das Werk 'über die Verwaltung Herrn Neckers, von ihm selbst' (1 Bd. in 8.), ist das erste, das er nach seiner Entfernung von den Geschäften herausgab; es ist die Geschichte seines zweiten Ministeriums, worin er sich über Frankreich mit einer Gemüthsbewegung ausdrückt, wie einem Manne von Gefühl die innigste Freundschaft sie eingeben könnte. Sein Werk 'über die ausübende Gewalt in großen Staaten' (2 Bde. in 8.), welches kurz darauf zu Anfang des Jahres 1792 erschien, ist ein klassisches Buch. Die darin angestellte Prüfung der Verfaßung vom Jahr 1791, welche damals in Frankreich so

großen Enthusiasmus erregte, ist unübertrefflich an Scharfsinn und ruhiger Vernunft.

Ein Aufsatz Neckers zur Vertheidigung des Königs, den er am Schluß des Jahres 1792 drucken ließ, zog ihm die Einrückung seines Namens in das Verzeichniß der Ausgewanderten zu; in der Folge bewirkten die Schritte seiner Tochter beim Direktorium, daß er ausgestrichen ward. Die Konvention legte zu gleicher Zeit Sequester auf die zwei Millionen, die er dem öffentlichen Wesen anvertraut hatte, wiewohl selbst im Schooß einer solchen Versammlung sich einzelne Stimmen gegen diese Ungerechtigkeit erhoben.

Im Jahr 1797 erschien seine 'Geschichte der französischen Revolution' (4 Bde. in 8.). Sein vornehmster Zweck bei deren Bekanntmachung war, die Mängel der Direktorial-Verfaßung zu prüfen: und in der That wendet er hierbei einen solchen Scharfsinn auf, daß seine Schlüße ihn beinahe dahin bringen, die Revolution des 18ten Fruktidor anzukündigen, welche kurz darauf stattfand.

Selbst mitten in seiner öffentlichen Laufbahn hatte Necker das Bedürfniß gefühlt, über die Religion zu schreiben. Die Betrachtung dieser hohen Wahrheiten wurde ihm in der Einsamkeit noch nothwendiger, und im Jahr 1800 gab er unter dem Namen 'religiöse Sittenlehre' (Cours de morale religieuse, 3 vol.) Reden über Texte aus dem Evangelium heraus. Dieses Werk ist geschickter als irgend eine seiner übrigen Schriften, einen richtigen Begriff von seiner edlen Schreibart und seinem tiefen Gefühl zu geben.

Seine letzte politische Schrift ist vielleicht die merkwürdigste unter allen, sowohl an sich selbst, als wegen der Umstände, unter denen sie erschien. In einem Augenblick, wo alle Parteien sich an Buonaparte anschloßen, wo seine Macht

täglich anwuchs, wagte es Necker in seinen letzten Ansichten der Politik und der Finanzen' (dernières vues de politique et de finance. 1802. 1 vol.), alle die Fallstricke zur Unterjochung Frankreichs zu enthüllen, welche die konsularische Verfaßung versteckte. Nach einer gründlichen Prüfung dieser Verfaßung legt er zwei Entwürfe vor, den einer Monarchie, und den der einen und untheilbaren Republik; und er scheint zu beweisen, daß der letzte dieser Plane der einzige auf die damalige Lage Frankreichs anwendbare sei. Wenn man unter Neckers Schriften nur diese allein läse, so könnte man glauben, seine Meinungen hätten sich zur Demokratie hingeneigt; wenn man sie aber mit den vorhergehenden vergleicht, so wird man sich überzeugen, daß seine Gründe zu Gunsten der Republik hauptsächlich zum Angriff gegen die monarchischen Anschläge des ersten Konsuls dienen. Buonaparte wurde durch die Bekanntmachung dieses Buchs heftig gereizt, er hatte Frau von Staël in Verdacht mit daran gearbeitet zu haben, und von dieser Zeit schreibt sich die Verfolgung her, der sie eine Reihe von Jahren hindurch ausgesetzt war, weil sie den von ihrem Vater ererbten Grundsätzen der Freiheit unverbrüchlich getreu blieb.

Necker starb zu Genf am 9ten April 1804 im 70sten Jahr; er genoß bis zum letzten Augenblick seines Lebens der vollen Thätigkeit seiner Geisteskräfte, welche das Alter eher erhöht als vermindert hatte. Alle, welche ihn besonders während der letzten Jahre gekannt haben, sind überzeugt, daß er im Privatleben der sittlichen Vollkommenheit so nah kam, als es nur irgend einem Menschen möglich ist. Der Verlust seiner Frau, die kurz nach seiner Rückkehr in die Schweiz starb, war ein Unglück für ihn, worüber er sich lange nicht trösten konnte. Nachher wurde die Anhänglichkeit an seine

Tochter ſein vorwaltendes Gefühl; und die vollkommne Innigkeit, die zwiſchen ſo ausgezeichneten Gemüthern ſtattfand, macht beiden gleiche Ehre.

Nach ſeinem Tode gab Frau von Staël zuſammen in Einem Bande 'abgerißne Gedanken' ihres Vaters heraus, welche einen Begriff von der Anmuth ſeines Geiſtes im mündlichen Geſpräch geben können. Dann eine Hervorbringung ſo verſchiedner Art von ſeinen übrigen Schriften, daß ſie eine beſondre Aufmerkſamkeit verdient: es iſt eine wahre Geſchichte als Novelle behandelt, worin Necker kurz vor ſeinem Tod die Liebe zweier Gatten mit einer Lebhaftigkeit des Gefühls ſchilderte, welche die jugendlichſte Einbildungskraft beweiſt. Dieſe nachgelaßnen Schriften ihres Vaters hat Frau von Staël mit einer Schilderung ſeines Privatlebens begleitet, worin die Trauer über ſeinen Verluſt mit der tiefſten Wahrheit des Gefühls ausgedrückt iſt. —

Coppet im Juny 1816.

[Anm. Zur bequemeren Ueberſicht ſtehe hier aus den 'Oeuvres complètes de M. Necker, publiées par M. le baron de Staël, son petit-fils.' Paris, chez Treuttel et Würtz. 1820. 1821. 15 tom. 8., denen der Herausgeber eine Notice sur M. Necker p. I...CCCLI. vorausgeſchickt hat, die Table chronologique des écrits de Mr. Necker et des actes de son administration, avec l'indication des volumes où ils sont contenus. (L'asterisque désigne les ouvrages posthumes.)

Réponse au mémoire de M. l'abbé Morellet sur la compagnie des Indes, imprimé en exécution de la délibération des actionnaires, prise dans l'Assemblée generale du 8. août 1769. Tom. XV. p. 127...202.

Éloge de Jean-Baptiste Colbert; discours qui a remporté le prix de l'Académie Française en 1773. T. XV. p. 3...126.

Sur la législation et le commerce des grains. 1 vol. in 8. Paris 1775. T. I. p. 1...336.

Actes du premier ministère de M. Necker, depuis le 22. octobre 1776., jusqu' au 19. mai 1781. T. III. p. 1...550. (und XI. p. 408...442.)

Dans ce vol. se trouve compris le Mémoire sur les administrations provinciales, remis au Roi en 1778., et rendu public en 1781.

Compte rendu au roi, janvier 1781. 1 vol. 8. T. II. p. 3...157.

De l'administration des finances de la France; imprimé pour la 1ère fois en 3 voll. 8., à Lyon et à Lausanne. 1784. T. IV. (p. 3...578.) V. p. 1...621.

Mémoire en réponse au discours prononcé par M. de Calonne devant l'Assemblée des Notables. T. II. p. 160...235. 603...608.

De l'importance des opinions religieuses. 1 vol. in 8. 1788. T. XII. p. 3...438.

Sur le compte rendu au Roi en 1781., Nouveaux éclaircissements par M. Necker, 1 vol. in 4. Septembre 1788. T. II. p. 237...602.

Actes du second ministère de M. Necker, depuis son rappel, le 25. août 1788., jusqu'à son exil, le 11. juillet 1789. T. VI. p. 393...643.

Lettres, Discours, Mémoires et Rapports, addressés par M. Necker au Roi et à l'Assemblée constituante, depuis son retour à Paris, le 30. juillet 1789., jusqu'à sa retraite définitive au mois de septembre 1790. T. VII. p. 3...538.

Sur l'administration de M. Necker, par lui-même. 1 vol. in 8. 1791. T. VI. p. 3...392.

Du pouvoir exécutif dans les grands états. 2 voll. in 8. 1792. T. VIII. p. 3...601.

Réflexions présentées à la nation française sur le procès de Louis XVI. in 4.; 30. octobre 1792. T. XI. p. 342...407.

De la Révolution française, suivi de Réflexions philosophiques sur l'égalité. 4 voll. in 8. 1796. T. IX. (p. 3... 476.) X. p. 1...500.

Cours de morale religieuse. 3 voll. in 8. T. XIII. (p. 3... 433.) XIV. p. 1...385.

Dernières vues de politique et de finance. 1 vol. in 8. 180
T. XI. p. 3...341.

Manuscrits de M. Necker, publiés par sa fille en 1804. 1 v
in 8.:

* Pensées détachées. T. XV. p. 205...330. (Dans ces m
ceaux détachés se trouve compris le petit écrit sur le Bonhe
des Sots, imprimé pour la première fois plusieurs années av
la révolution.)

* Suite funeste d'une seule faute, nouvelle. T. XV. p. 333...41

. X.

Vorrede zu

Ueber den Charakter und die Schriften der Frau von Staël.

Von Frau Necker, geb. v. Sauſſure. Ueberſ. von A. W. von Schlegel. Paris, London u. Strasburg. 1820. 8.

Als Frau von Staël in der Frühe des 14ten Julius 1817 verſchieden war, an einem in der Geſchichte der neueren Zeit verhängnißvollen Jahrestage, an welchem einſt ihr Vater den höchſten Triumph der öffentlichen Liebe und Verehrung erlebt hatte; als die Augen geſchloßen waren, in welchen ihre Freunde den Widerſchein des Göttlichen mit ſtets erneuertem Entzücken erblickten, in welchen der Unglückliche und Hülfsbedürftige den milden Strahl hülfreicher Güte niemals vergeblich ſuchte: ſo war kein Bildniß von ihr vorhanden, das ihre in die Schatten des Todes entwichene Geſtalt den trauernden Hinterbliebenen vollkommen hätte vergegenwärtigen können. Auf Andringen der Familie unterzog ſich der berühmte Maler Gérard der ſchwierigen Aufgabe, das fehlende aus der Erinnerung herzuſtellen, wiewohl er die Verewigte überhaupt nur wenige Male, und ſchon ſeit geraumer Zeit nicht mehr geſehen hatte. Was ſich an Bildern vorfand, die ſowohl von Seiten der Aehnlichkeit als des Ausdrucks und der Bedeutung mehr oder weniger ungenügend waren, wurde herbeigeſchafft: dieſe Hülfsmittel konnten nur die erſte Grundlage ſichern, zur Erreichung des Zie-

les mußte der Künſtler ſich ſelbſt ſeinen Weg bahnen. Zweifelnd ob es gelingen würde, lud er erſt nach Vollendung des Entwurfs die Kinder und nächſten Freunde der Frau von Staël zu deſſen Betrachtung ein, um ſein Werk an den Eindrücken, welche ſie empfangen würden, zu prüfen. Alles war nicht nur richtig getroffen, ſondern würdig und edel gehalten, doch wurde noch ein unnennbares Etwas vermißt; und wie es zu gehen pflegt, die liebende Phantaſie vermochte nicht, was ſie ſo lebendig in ſich trug, nach Zügen und Linien genau zu beſtimmen. Indeſſen errieth der geiſtreiche Künſtler die Wünſche der trauernden Sehnſucht, und mit wenigen leiſe mildernden Pinſelſtrichen ward das Bild ſo vollendet, daß die äußere Aehnlichkeit alle auch nur eine flüchtige Bekanntſchaft hinzubringenden Betrachter überraſchte, die inwohnende Seele den Vertrauten ſich offenbarte, und der hohe Charakter dem Ruhme eines geſchichtlichen Namens entſprach.

Bei der geiſtigen Schilderung iſt der entgegengeſetzte Fall eingetreten. Frau Necker war vollkommen im Beſitz des aufzuſtellenden Bildes, aber ſie hatte ſich nie in der Kunſt einer umfaßenden Darſtellung geübt. Die Begeiſterung der Freundſchaft hat ſie plötzlich zur vollendeten Malerin gemacht.

Die Verfaßerin der folgenden Charakteriſtik iſt die Tochter des berühmten Naturforſchers Sauſſure. Von ihrem Vater frühzeitig in wißenſchaftlichen Kenntniſſen unterrichtet, die über die Sphäre der gewöhnlichen weiblichen Erziehung hinausliegen, mannichfaltig gebildet durch die Bekanntſchaft mit mehreren Litteraturen, durch Reiſen und durch die gewählteſte Geſellſchaft, vor allem begabt mit beobachtendem Scharfſinn, mit männlicher Feſtigkeit des Urtheils neben weiblicher Zartheit des Gefühls und der Einbildungskraft, hätte Frau

Necker längst Ansprüche auf schriftstellerischen Ruhm machen können, und wäre gewiß gewesen, den ausgezeichnetsten Beifall zu erwerben. Oft, wenn ich im Gespräche Gelegenheit hatte, ihren Geist zu bewundern, habe ich der verehrten Frau gesagt, es sei nicht billig, solche Schätze nur in einem kleinen Kreiße von Freunden mitzutheilen, und der Welt vorzuenthalten. Aber eine unüberwindliche Schüchternheit und eine in sich verschloßene Innigkeit hielt sie ab, öffentlich aufzutreten. Nur ein in seiner Art einziger Beweggrund, der seine Macht von dem Schmerz und der Liebe hernahm, konnte Frau Necker auffordern, alle Bedenklichkeiten beiseit zu setzen. Die Welt wird es ihr eben so sehr Dank wißen, als die Freunde der Verewigten: niemand hätte ihre Stelle hiebei vertreten können.

In so fern Frau von Staël hier als Schriftstellerin geschildert wird, liegen die Gegenstände des Urtheils dem Publikum vor Augen, und die unbestochene Freundschaft hat es nicht günstiger ausgesprochen, als die große Wirkung, und der allgemeine, selbst über Europa hinaus verbreitete Ruhm Gewähr dafür leistet. Aber auch das, was den persönlichen Charakter, die Gesinnung, das Gemüth betrifft, würde bis zum Ueberfluße bestätigt werden, wenn alle in so vielen Herzen wiederhallenden Stimmen der Dankbarkeit, der Freundschaft, der huldigenden Verehrung laut würden. Indessen wozu bedarf es der Zeugnisse? Dieses Buch trägt das Gepräge der Wahrheit an sich.

Ich habe treu übersetzt, ohne Auslaßungen und ohne Zusätze. Zu den letztern hätte ich manchen Anlaß gehabt, denn es wurde eine Welt von Erinnerungen durch diese Blätter in mir angeregt. Ich habe Frau von Staël in vielen bedeutenden Lagen ihres Lebens gesehen, wo ihre Freundin

entfernt von ihr war: bei der erſten Nachricht von dem Tode ihres Vaters, bei allen Steigerungen der Unterdrückung, welche ſie von einer Tyrannei, die auf Europa laſtete, erlitt. Ich begleitete ſie in den blühenden Fluren Kampaniens, und unter den herbſtlichen Stürmen des bothniſchen Meerbuſens; endlich auch, nachdem ich Monate hindurch ihren Tod im voraus beweint hatte, auf dem langen ſchweigenden Wege zu der väterlichen Gruft. Doch wüßte ich nichts Weſentliches an der hier gegebenen Schilderung zu verändern oder hinzuzufügen. Sie war immer ſich ſelbſt gleich, und immer unvergleichbar. Die, welche ihr durch engere Bande der Freundſchaft und des Vertrauens angehört haben, werden nicht hoffen, zum zweiten Mal eine ſolche Verſchwiſterung geiſtiger Herrlichkeit und ſittlicher Güte auf Erden anzutreffen; jeder Tag ihres Lebens wird das Gefühl von der Unerſetzlichkeit des Verluſtes verſtärken; ſie dürfen nicht erwarten, daß ihre Trauer im ganzen Umfange getheilt, oder auch nur begriffen werde. Wohl aber mögen alle Guten und Edeln ſich überzeugen, daß durch den Tod dieſer einzigen Frau das Jahrhundert eine Zierde, und die Menſchheit eine großherzige Bundesgenoßin aller höheren Strebungen eingebüßt hat.

Bonn im Februar 1820.

XI.

Abriß

von den europäischen Verhältnissen der deutschen Litteratur.

1825.

Die deutsche Litteratur ist eine der jüngsten unter den europäischen. Zwar hat unsre Nation ältere Denkmale ihrer Sprache aufzuweisen, als die meisten ihrer Nachbarn. Alle Jahrhunderte des Mittelalters hindurch, und ohne Zweifel schon lange vor dem Tacitus, welcher das Dasein ausführlicher Heldenlieder bezeugt (denn ausführlich mußten sie sein, wenn sie die Stelle der Jahrbücher vertreten konnten), ist in deutschen Weisen gedichtet worden: oft kunstlos, nicht selten auch mit ausgebildeter Kunst, und zuweilen mit eigenthümlichem Schwunge und kernhaftem Nachdruck. Aber diese dichterischen Alterthümer sind großentheils verloren gegangen; in den noch vorhandenen ist die Sprache dergestalt veraltet, daß sie selbst von Einheimischen beinahe als eine fremde erlernt werden muß. Die Epoche einer Litteratur rechnet man gewöhnlich mit Recht von dem Zeitpunkte an, wo die Sprache nach dem Maße ihrer Entwickelungsfähigkeit zu einer solchen Reife gediehen ist, daß die wegen anderer Eigenschaften bewunderten Werke auch in den Formen des Stils als Muster gelten, und durch ihren mächtigen Einfluß auf die Feststellung des Sprachgebrauchs Jahrhunderte

haben uns nicht durch übertriebene Bewunderung zur nationalen Eitelkeit verwöhnt, wie es unsern westlichen Nachbarn zu ihrem Nachtheile widerfuhr; hierüber können wir am wenigsten Klage führen. Auf der andern Seite sind wir auch unbekümmert um ihren Tadel: denn wir wißen schon im voraus, daß er meistens aus Unbekanntschaft, oder aus eingewurzelten Vorurtheilen und einseitigen Gewöhnungen herührt. Stolz könnte man wohl einigen deutschen Schriftstellern Schuld geben, indem sie, im Bewußtsein ihrer Ueberlegenheit, allzusehr auf die Leistungen des Auslandes in manchen Fächern, als ganz unbedeutend, herabsehen. Es ist allerdings schwer, sich zuweilen kurz abweisender Erwiderungen zu enthalten; denn die Urtheile über uns, welche uns von auswärts zukommen, lauten oft so, als wenn ein Goldschmied, der aus dem schon geläuterten Metall allerlei artige Kleinigkeiten zu hämmern verstände, aber niemals einen Schacht gesehen hätte, die Arbeiten des kühnen Bergmannes, der in der Tiefe des Gebirgs nach edeln Erzen gräbt, meistern wollte. Wenn zum Beispiel, wie es vor einiger Zeit in Schottland geschehen ist, ein berühmter Lehrer dessen, was man in seinem Lande, nicht eben paßend, Philosophie nennt, über die neueren deutschen Philosophen von Kant bis auf unsere Zeit wegwerfend aburtheilt, ohne die Sprache zu kennen, ohne die Schriften gelesen zu haben, ohne auch nur das Bedürfniß ächter Spekulation zu ahnden, welches jene große und merkwürdige Bewegung der Geister hervorgerufen, so haben wir nichts weiter darauf zu antworten, als daß er noch gar nicht weiß, wovon die Rede ist, und daß diese Dinge weit über seinen Horizont hinausliegen.

Die Mängel unserer wißenschaftlichen Litteratur bin ich nicht gesonnen abzuläugnen: es war immer mein Bestreben,

mich zu einem europäischen Gesichtspunkte für alle Erscheinungen des Jahrhunderts zu erheben. Die Gründlichkeit des gelehrten Sammelns wird oft nicht von einem gewandten Talent der Mittheilung begleitet; die Masse der Gelehrsamkeit hat zuweilen den Geist niedergedrückt, so daß er sie nicht zu einer edeln und zierlichen Form verarbeiten konnte; bei dem unverkennbaren Tiefsinn des Gedankens vermißt man nicht selten anschauliche Klarheit der Darstellung. Die deutschen Schriftsteller, wie ihre Landsleute überhaupt, wenden meistens nicht genug Sorgfalt auf die äußere Erscheinung dem Publikum gegenüber, und deswegen gleicht ihr Vortrag der vernachläßigten typographischen Ausstattung ihrer Bücher. Das Bestreben neu zu sein, was bei der allgemein verbreiteten Aufklärung, bei der regen wißenschaftlichen Thätigkeit nicht leicht ist, hat zuweilen zu absichtlicher Paradoxie verleitet; manchmal hat sich auch angeborne Originalität, verstärkt durch eine eingezogne Lebensweise, mit phantastischer Seltsamkeit kund gegeben, und der Enthusiasmus für das Schöne und Erhabene, wozu unsre Nation einen vorwaltenden Hang hat, ist in Schwärmerei ausgeartet.

Ueberhaupt hat der Geist der Deutschen mehr eine spekulative, als praktische Richtung genommen. Dieß hat seinen Grund theils in ihren natürlichen Anlagen, theils in äußern Umständen, in gesellschaftlichen und nationalen Verhältnissen. Vielleicht könnte daher die Bekanntschaft mit unsrer Litteratur für eine Nation, bei welcher gerade das Gegentheil stattfindet, als ein heilsames Gegengewicht betrachtet werden. Denn die bei jeder Gelegenheit ungehörig wiederholte Frage 'wozu läßt sich dieß in der Staats- oder Hauswirthschaft, in den Gewerben und mechanischen Künsten oder im Handel gebrauchen?' ist ertödtend für die Philosophie, für dieses uneigennützige und von

keiner Rückſicht abhängige Streben des Geiſtes, überall die Principien in ihrer Einheit zu begreifen. Ich weiß jene Redensarten nicht beßer als mit Falſtaffs Rede über die Ehre zu vergleichen. Wenn man eine formloſe Anhäufung wirklicher oder vermeinter Erfahrungen mit dem Namen der Wißenſchaft adelt, ſo entflieht aus ihr unvermeidlich der philoſophiſche Lebensfunke; ſie ſinkt zum rohen Empiriſmus herab, und die Verachtung der Spekulation muß am Ende nachtheilig auf die praktiſchen Anwendungen zurückwirken.

Das heutige Europa iſt mündig geworden durch die Beſitznahme von der reichen geiſtigen Erbſchaft, welche Griechenland und Rom uns hinterlaßen hatten; durch die Reformation und den dadurch veranlaßten und Jahrhunderte lang fortgeſetzten Kampf der Meinungen, auch ſolcher Meinungen, welche auf den erſten Blick nicht an die Religion und kirchliche Verfaßung geknüpft zu ſein ſcheinen; durch die außerordentliche und in allen vorhergehenden Zeitaltern beiſpielloſe Entfaltung der beobachtenden und berechnenden Naturwißenſchaften; endlich durch die ſeit Vaſco de Gama und Kolumbus begonnene, und jetzt beinahe zur Vollendung gebrachte Entdeckung der Welttheile und Oceane, und die dadurch möglich gemachte Bekanntſchaft, ja den thätigen Verkehr mit den geſammten menſchlichen Bewohnern unſers Planeten.

Welche bedeutende Rolle Deutſchland bei der Entwickelung der drei erſten charakteriſtiſchen Beſtandtheile europäiſcher Kultur geſpielt hat, bedarf kaum einer Erinnerung. Zum Welthandel, und folglich zur Weltumſeglung waren die Deutſchen durch ihre geographiſche Lage weniger berufen; jedoch haben ſie keine Begünſtigung der Umſtände verſäumt, um auch zur Erforſchung der Länder und Meere ihren Bei-

trag zu liefern; und ein einziger Weltumsegler der Wißenschaft, wie Alexander von Humboldt, wiegt manche berühmte Namen auf.

So erfindsam die Deutschen bei den ersten Fortschritten der Physik auf dem Wege des Experiments sich gezeigt haben, so muß man es doch eingestehen, daß die neueste Zeit an wichtigen und folgereichen Erfindungen und Entdeckungen für manche Fächer, namentlich für die Chemie und ihre Anwendung auf Technik und Mechanik, in andern Ländern fruchtbarer war, als bei uns; und wo dieß der Fall ist, wird es sich auch jedesmal aus dem Mangel an Mitteln und Anregungen erklären laßen. Auf die Gestaltung anderer Theile der Naturwißenschaft haben deutsche Forscher sich einen überwiegenden Einfluß erworben, wie zum Beispiel sogar die deutsche Kunstsprache der Mineralogie und Geologie als klassisch überall eingeführt worden ist.

Zu den glänzendsten Seiten und Leistungen gehören die philologischen und historischen Untersuchungen aller Art: ein Gebiet von unermeßlichem Umfang. In der Kritik und Auslegung klassischer Texte haben sich nach der Reihe italiänische, französische, holländische und englische Gelehrte hervorgethan: niemand wird jedoch in Abrede sein, daß dieß gelehrte Geschäft gegenwärtig in Deutschland mit der regsten Thätigkeit und anerkannt glücklichem Erfolge betrieben wird. Noch mehr: aus der Verbindung gründlicher Kritik des Einzelnen mit einer philosophischen Betrachtungsart des Ganzen ist uns seit Winckelmann und Lessing ein tieferes Verständniß des klassischen Alterthums aufgegangen, und der wieder erweckte Geist jener kräftig und harmonisch ausgebildeten Menschheit spricht vernehmlicher und eindringlicher zu dem unsrigen.

Vormals, da unſer Horizont kaum über die Säulen des Herkules, und über die Küſten des mittelländiſchen Meeres hinausreichte, genoß die alte Weltgeſchichte das traurige Vorrecht, beſchränkt und mager ſein zu dürfen: mit dem Anwachs unſrer Länder- und Völker-Kunde ſind die Anforderungen an ſie in demſelben Maße geſteigert. Denn die Aufgabe iſt keine geringere, als die gegenwärtigen Zuſtände des Menſchengeſchlechts in allen Welttheilen aus der Vergangenheit, und zwar ſo viel möglich aus der entfernteſten Vergangenheit zu erklären. Viele von den kümmerlich vollgeſchriebenen, gehaltleeren, oft nur mit Namen und Jahreszahlen angefüllten Blättern der ehemals ſogenannten Univerſal-Geſchichte müßen überdieß noch als apokryphiſch durchſtrichen werden. Hierin übt die hiſtoriſche Kritik ihr Amt unerbittlich aus. Man kann wohl ſagen, dieſe ſei eine Kunſt von ganz neuer Erfindung; wenigſtens iſt ſie nie mit ſolcher Schärfe und Umſicht zugleich ausgeübt worden, wie jetzt. Aber die hiſtoriſche Kritik iſt keineswegs bloß negativ, ſie iſt auch auf die Entdeckung des bisher Verborgenen oder für ganz verloren Geachteten gerichtet: und eben in der Zuſammenſtellung vereinzelter Bruchſtücke, und in der Reſtauration eines hiſtoriſchen Ganzen aus ihnen, legt ſie die ſtärkſten Proben ihrer Meiſterſchaft ab. Jener ſcheinbare Verluſt an ehemals wahr geglaubten Thatſachen, die ſich nun einmal nicht retten laßen, wird reichlich aufgewogen durch die Hoffnung, mit Hülfe ſonſt verwahrloſter oder nicht gehörig benutzter Mittel, tiefer in die Geſchichte der Urwelt einzudringen, und ihr geheimnißvolles Dunkel aufzuhellen. Solche Mittel ſind: die Erforſchung und Deutung der Denkmale; die Vergleichung der Sprachen, welche von der Herkunft und Verwandtſchaft der Völker Zeugniß geben; endlich

die Vergleichung der Sagen, um zu entscheiden, ob und in wie fern ächte, nur in's Wunderbare und Sinnbildliche umgekleidete Erinnerungen der Vorzeit in ihnen niedergelegt sind. Alles Obige gilt nicht bloß von den äußerlichen Ereignissen und Umwälzungen, womit sich die politische Geschichte vorzugsweise beschäftigt: den Wanderungen der Völker, ihren Ansiedelungen, Kriegen und Eroberungen, der Entstehung, dem Wachsthum und dem Untergange der Staaten; sondern in noch weit höherem Grade von der Geschichte der Kultur überhaupt, von der Geschichte der Religionen und Gesetzgebungen, der Wißenschaften, der mechanischen und bildenden Künste, des Gewerbfleißes und des Handels. Für alle diese Gegenstände, durch deren Aufnahme in ihre Darstellungen die Weltgeschichte erst einen Gehalt bekömmt, ist in einem kurzen Zeitraum viel geleistet worden, vornehmlich in Deutschland. Jedoch bleibt unübersehlich viel zu thun übrig, und mehrere Menschenalter werden nicht hinreichen, um die jetzt von allen Seiten herbeigeschafften Materialien zu sichten und zu ordnen. Die Aufgabe, das Menschengeschlecht über seine bisherige irdische Laufbahn aufzuklären, bleibt immer eine der edelsten und würdigsten für den denkenden Geist, sollte sie auch in aller Folgezeit nur approximativ gelöst werden können.

Die historische Kritik muß, wenn sie gedeihen soll, einer vollkommenen Autonomie genießen; das heißt, sie muß keiner fremden Autorität gehorchen, sondern über das Glaubwürdige nach den von ihr selbst ausgemittelten Beweisgründen entscheiden dürfen. Dieses gilt freilich von allen Wißenschaften, und man sollte denken, es verstände sich von selbst. Indessen haben sich hier und da auffallende, im neunzehnten Jahrhundert ganz unerwartete Erscheinungen hervorgethan,

welche allerdings Verſuche, das Zeitalter wieder zur Unmündigkeit zurückzuführen, und Hemmungen der intellektuellen Freiheit beſorgen laßen. Wir hoffen zwar, kein Aſtronom werde künftig das Geſchick Galileis erfahren, aber wir möchten den Geſchicht- und Natur-Forſchern in andern Fächern, dem Geologen zum Beiſpiel, nicht überall die gleiche Sicherheit zuſagen. Die, welche von Seiten der Wißenſchaft Gefahr für ihnen theure Ueberzeugungen befürchten, ſind in einem Mißverſtändniſſe befangen. Die Wahrheit iſt nur Eine, und kann nie mit ſich ſelbſt in Widerſpruch gerathen. Wer aber die freie Prüfung, es ſei auf welchem Gebiete es wolle, unterſagt, der muß eingeſtehn, er ſei entſchloßen, angeerbte Meinungen blindlings für Wahrheit anzunehmen.

Wir Deutſche haben Urſache, uns wegen des bei uns beſtehenden Verhältniſſes der Wißenſchaft zum Staat und zur Kirche glücklich zu ſchätzen. Durch die ſchon im weſtphäliſchen Frieden auf immer feſtgeſetzte politiſche Gleichheit der verſchiedenen Religionsparteien war die Toleranz längſt geſichert. Die Preßfreiheit iſt bis jetzt nur in wenigen Staaten des deutſchen Bundes als ein verfaßungsmäßiges Recht anerkannt: aber der größte Theil Deutſchlands iſt, der That nach, im Beſitz einer ſehr ausgebreiteten Denk- und Lehr-Freiheit. Ein unſterblicher Monarch, Friedrich der Große, hat hierin den Ton angegeben. Er behauptete für ſich ſelbſt das königliche Recht, ſeine Meinungen freimüthig zu äußern: aber er wollte es nicht allein beſitzen, er geſtand es jedem ſeiner Unterthanen zu. Er hat dadurch auch auf unſre Litteratur, die er nicht kannte, die er ſogar zu kennen verſchmähte, entſchieden fördernd gewirkt. Glücklicher Staat, wo man es, wie ein Märchen aus dunkler Ferne, erſtaunt und zweifelnd vernimmt, daß die Schriften eines weiſen und raſtlos

thätigen Fürſten, dem das Land die Gründung ſeines Ruhmes, und den größten Theil ſeines Flores verdankt, anderswo in dem Index verbotener Bücher aufgeführt werden! Nach ſolchen Beiſpielen muß es in Deutſchland altfränkiſch und lächerlich erſcheinen, die freieſte Erörterung theoretiſcher Meinungen durch Machtſprüche hemmen zu wollen. Ein, wenn ich ſo ſagen darf, friedlicher Konflikt der abweichendſten Anſichten iſt daher der auszeichnende Charakter unſrer Litteratur geworden. Dabei dürfen wir es aber mit Wahrheit rühmen, daß dieſe große wißenſchaftliche Freiheit nur äußerſt ſelten leichtſinnig, und mit einem gewiſſen, dem öffentlichen Anſtande trotzenden Cyniſmus gemißbraucht worden iſt.

Dieſe flüchtigen Umriße, womit ich den heutigen Zuſtand des litterariſchen und wißenſchaftlichen Deutſchlands und ſein Verhältniß zu dem Geiſte des Zeitalters zu ſchildern verſucht habe, machen keinen Anſpruch darauf, ihren Gegenſtand zu erſchöpfen. Sie ſollen nur dazu dienen, ein bibliographiſches Repertorium unſrer Litteratur bei dem engliſchen Publikum einzuführen. Ich verſprach dieß dem achtungswürdigen Sammler, dem jüngſt verſtorbenen Buchhändler Bohte, deſſen frühzeitiger Tod für den litterariſchen Verkehr beider Länder ein wahrer Verluſt iſt. Die Auswahl der Bücher iſt großentheils zweckmäßig, der Druck der Namen und Titel korrekt; wo es thunlich war, ſind kurze Urtheile aus dem beredten und geiſtvollen Werke der Frau von Staël über Deutſchland, aus geſchätzten engliſchen Zeitſchriften, oder auch aus deutſchen Bibliographien beigefügt. Allen Freunden der deutſchen Litteratur in England darf ich dieſes Repertorium als ein brauchbares Handbuch empfehlen.

Der gegenwärtige Zeitpunkt iſt vielleicht günſtig, um den Erzeugniſſen des deutſchen Geiſtes einen allgemeinern

XII.

Berichtigung einiger Mißdeutungen.

1.

Beleuchtung eines Vorgebens der französischen Zeitschrift: der Katholik.

In einer Zeitschrift, betitelt: Le Catholique, ouvrage périodique publié sous la direction de M. le Baron d'Eckstein, welche in Paris monatlich erscheint, heißt es Tome V. No. 18. Juni 1827. pag. 607:

M. A. G. de Schlegel est à moitié catholique.

Es ist nicht meine Sitte, das Publikum mit [illegible] Angelegenheiten zu belästigen. Als Schriftsteller [illegible] meine Arbeiten der öffentlichen Beurtheilung [illegible] ausfallen möge; sogar gegen sehr gehässige [illegible] Angriffe auf meinen Charakter [illegible] mich zu vertheidigen. Auf mehrere [illegible] Schriften, auf unzählige in [illegible] Zeitungs-Artikel [illegible]

[illegible]

nennt mich neben sehr berühmten Namen, neben Schiller und Herder. Er ist geneigt, mich unter die mit ihm gleichgesinnten zu zählen. Er irrt sich. Ich muß die mir zugedachte Ehre ablehnen.

Uebrigens mag der Verfaßer selbst zusehen, ob er durch den Ausdruck 'à moitié catholique' der Sache, die er zu verfechten unternimmt, nichts vergiebt. Denn ich sollte meinen, vor einer geistlichen Obergewalt, welche unbedingte Unterwerfung fordert, würde 'halb' so viel als 'gar nicht' gelten. Wenn er aber sagen will, ich sei im Uebergange begriffen, und habe nur noch die Hälfte des Weges zurückzulegen, um zu seiner Denkart überzugehn, so ist auch dieses durchaus ungegründet.

In unserer an befremdlichen Schwankungen und unerwarteten Uebertritten so fruchtbaren Zeit könnte jedoch eine bloß verneinende Erklärung immer noch einigermaßen zweideutig und ausweichend erscheinen. Ich ergreife daher gern diese an sich unbedeutende Gelegenheit, um das gerade Gegentheil von dem, was in jener Zeitschrift behauptet wird, ausdrücklich zu erklären.

Ich schätze mich glücklich, in einer evangelischen Gemeinde erzogen worden zu sein, und von meinem Vater, einem gelehrten, frommen und würdigen Geistlichen, den ersten Unterricht in den Lehren des Christenthums empfangen zu haben. Ich bin weit davon entfernt, mich von der Gemeinschaft meines Vaters, meines älteren Bruders, und so vieler Vorfahren, welche nicht nur Anhänger, sondern seit mehr als zweihundert Jahren Prediger des evangelischen Glaubens waren, trennen, sie als verderbliche Irrlehrer verdammen, und ihre Gebeine aus der christlichen Begräbniß-Stätte hinauswerfen zu wollen. Ich betrachte das durch die Re-

XII.

Berichtigung einiger Mißdeutungen.

1.

Beleuchtung eines Vorgebens der französischen Zeitschrift: der Katholik.

In einer Zeitschrift, betitelt: Le Catholique, ouvrage périodique publié sous la direction de M. le Baron d'Eckstein, welche in Paris monatlich erscheint, heißt es Tome VI. No. 18. Juni 1827. pag. 607:

M. A. G. de Schlegel est à moitié catholique.

Es ist nicht meine Sitte, das Publikum mit meinen persönlichen Angelegenheiten zu belästigen. Als Schriftsteller gebe ich meine Arbeiten der öffentlichen Beurtheilung Preis, wie sie auch ausfallen möge; sogar gegen sehr gehäßige und leidenschaftliche Angriffe auf meinen Charakter erachtete ich nicht für nöthig, mich zu vertheidigen. Auf mehrere eigens gegen mich gerichtete Schriften, auf unzählige in Deutschland und Frankreich gedruckte Zeitungs-Artikel habe ich nicht Eine Zeile der Erwiderung verwendet. In dem vorliegenden Falle aber könnte mein Stillschweigen mißverstanden werden. Es ist mir nicht um eine Rechtfertigung, sondern um eine Berichtigung zu thun. Der ungenannte Verfaßer des *angeführten* Aufsatzes meint es gar nicht übel mit mir. Er

nennt mich neben sehr berühmten Namen, neben Schiller und Herder. Er ist geneigt, mich unter die mit ihm gleichgesinnten zu zählen. Er irrt sich. Ich muß die mir zugedachte Ehre ablehnen.

Uebrigens mag der Verfaßer selbst zusehen, ob er durch den Ausdruck 'à moitié catholique' der Sache, die er zu verfechten unternimmt, nichts vergiebt. Denn ich sollte meinen, vor einer geistlichen Obergewalt, welche unbedingte Unterwerfung fordert, würde 'halb' so viel als 'gar nicht' gelten. Wenn er aber sagen will, ich sei im Uebergange begriffen, und habe nur noch die Hälfte des Weges zurückzulegen, um zu seiner Denkart überzugehn, so ist auch dieses durchaus ungegründet.

In unserer an befremdlichen Schwankungen und unerwarteten Uebertritten so fruchtbaren Zeit könnte jedoch eine bloß verneinende Erklärung immer noch einigermaßen zweideutig und ausweichend erscheinen. Ich ergreife daher gern diese an sich unbedeutende Gelegenheit, um das gerade Gegentheil von dem, was in jener Zeitschrift behauptet wird, ausdrücklich zu erklären.

Ich schätze mich glücklich, in einer evangelischen Gemeinde erzogen worden zu sein, und von meinem Vater, einem gelehrten, frommen und würdigen Geistlichen, den ersten Unterricht in den Lehren des Christenthums empfangen zu haben. Ich bin weit davon entfernt, mich von der Gemeinschaft meines Vaters, meines älteren Bruders, und so vieler Vorfahren, welche nicht nur Anhänger, sondern seit mehr als zweihundert Jahren Prediger des evangelischen Glaubens waren, trennen, sie als verderbliche Irrlehrer verdammen, und ihre Gebeine aus der christlichen Begräbniß-Stätte hinauswerfen zu wollen. Ich betrachte das durch die

formatoren so heldenmüthig wieder errungene Recht der eignen freien Prüfung als das Palladium der Menschheit, und die Reformation, dieses große Denkmal des deutschen Ruhmes, als eine nothwendige weltgeschichtliche Begebenheit, deren heilsame Wirkungen, durch mehr als hundertjährige Kämpfe nicht zu theuer erkauft, seit drei Jahrhunderten sich als jeder Erweiterung der Erkenntniß, jeder sittlichen und geselligen Verbeßerung förderlich bewährt haben. Diese Wirkungen haben sich unläugbar sogar auf Länder erstreckt, wo die Reformation die ihr entgegengestellten Hindernisse nicht hat besiegen können. Wiewohl in der letzten Hälfte des fünfzehnten und zum Anfange des sechszehnten Jahrhunderts, an der Gränze des Mittelalters und der neueren Zeit, vieles zusammentraf, was dem menschlichen Geiste einen mächtigen Aufschwung gab, so muß doch nach meiner Ueberzeugung der Reformation an der gegenwärtigen, in der Geschichte beispiellosen Höhe der europäischen Bildung ein sehr bedeutender Antheil zugeschrieben werden. Europa ist wenigstens theilweise mündig geworden; und alle Versuche, noch so künstlich angelegt, den mit dem Marke wißenschaftlicher Forschung genährten und zur Männlichkeit herangewachsenen Geist wieder in die alten verlegenen Kinderwindeln einzuschnüren, werden hoffentlich vergeblich sein.

Will nun jemand mir einwenden, daß manche Stellen meiner früheren Schriften mit dieser Erklärung nicht übereinzustimmen scheinen, so bin ich nicht gesonnen, wie jener Römer zu antworten: 'Was ich geschrieben habe, das habe ich geschrieben'. Es sollte mir leid thun, wenn mannichfaltige Welterfahrung in einer vielbewegten, ja stürmischen Zeit, wenn anhaltende innere Thätigkeit des Geistes, ernste Betrachtung und Selbstbeobachtung in verschiedenen Lebensal-

tern mich gar nichts gelehrt hätte. Wer also in meinen früheren Schriften hier und da Unreifes, Einseitiges und Uebertriebenes findet, dem werde ich bereitwillig beitreten. Wenn ich es der Mühe werth halte, eben jetzt meine in Zeitschriften zerstreuten Aufsätze zu sammeln, so geschieht es hauptsächlich, um eine Auswahl zu treffen, eine Durchsicht vorzunehmen, und mich feierlichst dagegen zu verwahren, daß man nicht, was ich zur Vergeßenheit verurtheilt habe, nach meinem Tode wieder an's Licht ziehe und mir aufbürde*).

Uebrigens meine ich doch, ich hätte nur wenige Behauptungen ganz zurückzunehmen, andere bloß genauer zu bestimmen und zu beschränken. Man kann den Aeußerungen eines Schriftstellers leicht einen ganz andern Sinn unterschieben, als den er beabsichtete, wenn man sie, abgesondert von ihren nächsten Beziehungen und Anläßen, bei ganz veränderter Lage der Sachen wiederholt. Hiemit soll nicht gesagt sein, daß die Ueberzeugungen und Ansichten mit den Zeitläufen wechseln müßten. Ich denke, niemand wird mir Schuld geben, den jedesmaligen Lieblingsmeinungen des Tages gehuldigt zu haben, mit denen ich mich ja fortwährend im Widerspruch befand. Aber je nachdem ein vorwaltender Hang, eine einseitige Richtung sich kund giebt, kann es nützlich sein, bald an diese, bald an jene allzusehr verkannte Wahrheit nachdrücklich zu erinnern; und ein Schriftsteller, der es thut, beweist eben dadurch die Festigkeit seiner Denkart, und seine Unabhängigkeit von augenblicklichen äußern Einflüßen.

Das Schöne, Gute und Große hal
beſten Einſicht freudig anerkannt, wo es

[*) Vgl. meine Vorrede. Bg.]

mochte. Wenn dieß mich der Abtrünnigkeit verdächtig macht, so weiß ich mir nicht zu helfen. Große Dichter, deren begeisterte Darstellungen den katholischen Glauben verherrlichen, einen Dante, einen Calderon, habe ich bewundert und geliebt; ich liebe und bewundere sie noch.

Zwar den Dante dürfen wir, eben so wohl, als die beiden andern Stifter der italiänischen Litteratur, den Petrarca und Boccaccio, wie einen Vorläufer der Reformation betrachten. Seine Theologie ist innigst verbunden mit seiner Philosophie. Wo die kirchlichen Lehren seinem Gefühl zu stark widersprachen, wie bei der ewigen Verdammniß der vor der Taufe gestorbenen Kinder, und der tugendhaften weisen Heiden, da hat er eine leidliche Auskunft zu treffen gesucht; und den letztgenannten Bewohnern seiner Hölle beweiset er eine fast kindliche Ehrerbietung. Die Mißbräuche der Hierarchie, die damalige Sittenverderbniß der Geistlichkeit, rügt er mit niederschmetternder Beredsamkeit: Luther konnte in seiner Freimüthigkeit nicht weiter gehen. Dantes Werk, wenn es nicht im Besitz der Oeffentlichkeit und des Ruhmes wäre, dürfte im heutigen Italien zuverläßig nicht zum ersten Male an's Licht treten.

Calderon lebte seit der Reformation, aber in einem Lande, wo die Inquisition herrschte. Wenn er zu Gunsten der National-Ehre die Gräuel verschweigt, wodurch die Eroberung Amerikas geschändet worden ist; wenn er jene rohen und habsüchtigen Wüthriche, die Verheerer Perus, als christliche Helden schildert (in seiner Aurora in Copacavana): so können wir ihn entschuldigen; denn die Sittlichkeit eines dramatischen Werkes muß nach der Darstellung selbst, nicht nach der außerhalb liegenden historischen Wahrheit, beurtheilt werden. Wenn er aber religiöse Verfolgungen gut heißt, so

ist der Zauber seiner Poesie verschwendet, weil jedes menschliche Gefühl sich empört. Daß vor anderthalb Jahrhunderten ein wißenschaftlich unterrichteter, gesellschaftlich gebildeter Spanier, wie Calderon war, die Vorurtheile des Pöbels gegen die Protestanten theilen konnte, erinnert an den heutigen Zustand Spaniens, und eins wird aus dem andern begreiflicher.

Nach solchen Namen kann ich nicht ohne Beschämung von meinen Gedichten reden. Die, welche hier in Betracht kommen, beziehen sich meistentheils auf das Verhältniß des äußerlichen Gottesdienstes, der Ceremonien und Feste, der heiligen Geschichten, und der späteren Ueberlieferungen, welche die katholische Kirche, wo nicht ausdrücklich anerkennt, doch ungehindert in Umlauf setzen läßt, zu den bildenden Künsten. Dieser Gesichtspunkt liegt zu Tage; zum Ueberfluß habe ich ihn noch ausdrücklich, und damals nicht ohne einen gewissen jugendlichen Leichtsinn aufgestellt (Athenäum, B. II. S. 134 u. f.)*). Ich konnte besorgen, durch jene Gedichte eher strengen Katholiken, als meinen Glaubensgenoßen, Anstoß zu geben. Mein Gedicht 'der Bund der Kirche mit den Künsten', ist nichts anders, als ein Ueberblick der neueren Kunstgeschichte seit dem Mittelalter in einer allegorischen Einkleidung.

Man erzählt, der Pabst Adrian der fünfte, ein gelehrter Mann, aber ohne Kunstsinn, habe, da man sich beeiferte ihm bei seiner Ankunft in Rom die Schätze des vatikanischen Museums zu zeigen, sich nach einem flüchtigen Blicke gleichgültig davon abgewendet, und gesagt 'sunt idola paganorum.' Müßen wir, um ächte Protestanten zu sein, es nun unsererseits mit den Meisterwerken katholischer Künstler eben so hal-

[*) In dem Gespräche 'Die Gemälde'.]

ten? Ich denke nicht. Kunstliebende Fürsten haben niemals so gedacht. Gemälde, die sonst als Altarblätter dem Gottesdienste gewidmet waren, zieren jetzt, um theure Preise erworben, die Galerien, und erregen meistens nur eine ganz andere Art der Begeisterung. Ich gehe noch weiter. Warum sollten wir uns nicht beim Anblicke einer Darstellung, die auf der Grundlage uns ganz fremder Voraussetzungen ruht, religiösen Rührungen überlaßen dürfen, wenn das fromme Gemüth des Künstlers sich in den Gesichtszügen und Geberden der an der Handlung theilnehmenden Personen spiegelt? Je unglaubhafter die Legende, je anstößiger vielleicht sie uns ist, desto weniger hat es damit Gefahr. Wenn ich den milden und kindlichen Sinn preise, worin Johann von Fiesole die Lebensgeschichte seines Schutzheiligen Dominicus in einer Reihe von Bildern aufgefaßt (den blutigen Auftritten des Albigenser-Krieges hat der Pinsel des frommen Mönches sich weislich entzogen), folgt daraus, daß ich an die Wunder des Ordensstifters glaube, und alle seine Thaten gut heiße, wie die Geschichte sie urkundlich darlegt? Eben so wenig, als der Bewunderer des Alterthums für einen Anbeter der olympischen Götter gilt, weil er entzückt anerkennt, daß die griechischen Künstler aus den dunstigen Regionen des Aberglaubens sich in die ätherische Sphäre sittlicher Urbilder emporgeschwungen, und dadurch die Religion ihres Volkes verklärt haben.

Ich glaube, in Obigem alles erörtert zu haben, was in meinen gedruckten Schriften den Verfaßer des Aufsatzes bewogen haben mag, mich 'den hohen protestantischen Intelligenzen' beizuzählen, welche neuerdings, ganz oder halb, katholisch geworden seien.

De hautes intelligences protestantes se sont faites der-

nièrement catholiques*): tels sont les Stolberg, Fr. Schlegel, Werner, Adam Muller, Schelling, Tieck, Schlosser. Tout homme de génie dans les contreés protestantes, penche aujourd'hui, à son insu ou autrement, vers le catholicisme: tel est l'ascendant irrésistible de la vérité. Citons W. Burke, W. Jones, Jean de Muller, le poëte Claudius, Lavater et plusieurs autres. Goethe s'est décidé fort tard en faveur du panthéisme. Jamais il ne fut protestant, et l'on trouve dans quelques-uns de ses ouvrages une tendance catholique prononcée. Schiller, lorsque son talent se perfectionna, entra de plus en plus dans des conceptions catholiques. Dans Wallenstein, Marie Stuart, Guillaume Tell, rien ne rapelle l'auteur déréglé de don Carlos, le violent déclamateur dont la jeunesse composa cette histoire boursoufflée de la Révolution des Pays-Bas. M. A. G. de Schlegel est à moitié catholique: jamais Herder ne fut hostile.

Das Irrige und Grundloſe vieler von den obigen Angaben werden die Leſer ohne mein Zuthun berichtigen. In der erſten Aufzählung ſtehen ein Paar Namen von Männern, die meines Wißens nicht übergetreten ſind; andre ſind vielleicht keine hohen Intelligenzen. Mit Sir William Jones, das iſt ganz aus der Luft gegriffen. Eine ſo entgegengeſetzte Meinung war über ihn in England verbreitet, daß ſein Biograph, Lord Teignmouth, ſich's zum eignen Geſchäft macht, aus noch ungedruckten Aeußerungen von ihm zu beweiſen, er ſei wirklich ein Chriſt geweſen; aber dieſe Aeußerungen

*) Durch dieſen ſeltſamen Ausdruck, den die franzöſiſche Akademie gewiß nicht billigen wird, verräth ſich der Verfaßer als einen Ausländer in Frankreich. Er hat ſagen wollen: Des hommes d'un esprit supérieur parmi les protestants, se sont faits etc.

ſind ganz im proteſtantiſchen Sinne abgefaßt. Auch Burke gehört nicht hierher; aber es iſt unnöthig dabei zu verweilen. Wie es ſich mit den deutſchen Dichtern, Denkern und Gelehrten verhält, die hier in der zweiten Reihe aufgeführt ſind, wißen wir Alle.

Schillers Geſchichte der Niederlande mußte freilich herabgewürdigt werden, denn hier liegt die proteſtantiſche Geſinnung allzuſehr am Tage. Wenn wir dem Verfaßer des Aufſatzes halbweg gute Worte geben, ſo übernimmt er die Vertheidigung Philipps des zweiten und des Herzogs von Alba. Schillers Geſchichte des dreißigjährigen Krieges wird mit Stillſchweigen übergangen: ſie war doch ein Werk ſeiner reiferen Jahre. Und was die Schauſpiele betrifft, denen noch die Jungfrau von Orleans beigefügt werden konnte, ſo iſt die daraus gezogene Folgerung ganz unſtatthaft. Die dramatiſche Kunſt wäre unmöglich, wenn es dem Dichter nicht erlaubt ſein ſollte, ſich in die Denkart des Zeitalters und der aufgeführten Perſonen zu verſetzen, ja die Macht eines ihm fremden religiöſen Glaubens oder Aberglaubens über die Gemüther in ihrer vollen Stärke zu ſchildern. Für die Reden ſeiner Perſonen kann der Dichter alſo nicht verantwortlich gemacht werden, ſo lange ſie aus der Lage und dem angenommenen Charakter natürlich hervorgehn. Allerdings kann er in der Anlage des Ganzen und in einzelnen Stellen Parteilichkeit und perſönliche Abſichten verrathen, eben ſo wohl wie der Geſchichtſchreiber: aber in den genannten Werken dürfte dieß ſchwerlich nachzuweiſen ſein.

Wenn der Verfaßer des Aufſatzes aus ſeiner Verworrenheit heraus verſtände, Dichter gehörig zu leſen, ſo hätte er in Mortimers Erzählung von ſeiner Reiſe nach Rom vielmehr eine Satire auf gewiſſe phantaſtiſche Uebertritte finden können.

Wie ward mir, Königin!
Als mir der Säulen Pracht und Siegesbogen
Entgegenstieg, des Kolosseums Herrlichkeit
Den Staunenden empfieng;

Ja ja! Antike Marmorsäulen, Triumphbogen, die Ruinen des Koliseums, das sind in der That unwiderlegliche Beweise für die Richtigkeit der von Rom ausgegangenen Entscheidung theologischer Streitfragen! Nun mußte sich Mortimer der siegreichen Gewalt der Wahrheit gefangen geben, und die anglikanische Kirche abschwören! Derselbe Mortimer sagt nachher:

Alle Frevel sind
Vergeben im Voraus. Ich kann das Aergste
Begehen, und ich will's. — —
Und müßt' ich auch die Königin durchbohren,
Ich hab' es auf die Hostie geschworen.

Die schreckliche, aber auf so vielen Blättern der Geschichte beurkundete Wahrheit, daß fanatische Verblendung zu jeder Freveltat hinreißen kann, ist wohl niemals eindringender anschaulich gemacht worden, als in diesen kurzen Zeilen, worin der treffliche Dichter seine Meisterschaft in der dramatischen Kunst glänzend bewährt hat.

Indem ich den Sprecher im Katholiken verabschiede, sei es mir erlaubt, eine Zusammenstellung zu machen, die zwar etwas Lächerliches hat, woraus aber meine Leser sehen mögen, was für seltsame Anfechtungen ein Schriftsteller erleiden muß. Während ich hier ein halber Katholik heiße, werde ich von einem Italiänischen Autor für einen halben Renegaten angesprochen, weil ich in meiner Schrift über dramatische Kunst und Litteratur gesagt, Voltaire habe in seinem Mahomet einen großen historischen Charakter entstellt. Wie ich dieß meinte, habe ich dort zur Genüge erklärt:

Kühnheit, Beharrlichkeit, ausgezeichnete Gaben zum Volks- und Heerführer, machen zusammen einen großen Charakter aus. 'Wie mich dünkt', sagt Herr Pagani-Cesa *) 'hat diese Rede des Herrn Schlegel den Anschein der Vorliebe für die Sekte der Muselmänner. — — — — Alles 'dieses würde sich beßer im Munde eines Türken ziemen, als 'eines Mannes, der an Voltaire Aergerniß genommen', u. s. w. — Es scheint wohl, daß die Türken nicht so bereitwillig sind, als Hr. von Eckstein und seine Mitarbeiter, einen Ungläubigen unter die Muselmänner zu zählen. Wenigstens habe ich von dem Mufti in Konstantinopel noch kein Belobungsschreiben empfangen.

2.

Beleuchtung

der Beschuldigungen in der Anti-Symbolik von J. H. Voß.

Ich wende mich nun zur Widerlegung von Beschuldigungen, die mir von der entgegengesetzten Seite her gemacht worden sind: ich meine die in der Anti-Symbolik von Jo-

---

*) *Sovra il teatro tragico Italiano, considerazioni di G. U. Pagani-Cesa.* Firenze 1825. Pag. 16. „A me sembra che questo discorso del Sig. Schlegel, a prima vista, abbia l'apparenza di amore alla Setta Musulmana. — — — — Tutto ciò starebbe meglio in bocca di un Turco, che in quella di un uomo, che si mostra scandalizzato, perchè Voltaire abbia etc."

hann Heinrich Voß enthaltenen. Wer das Folgende lieſt, wird wohl begreifen, welche Ueberwindung es mich koſtet. Mich dünkt, ich bin berechtigt, von einem Gegner, mit dem ich mich einlaßen ſoll, den Ton der edeln Sitte zu erwarten, welcher in den Kreißen der gebildeten Geſellſchaft, ſogar bei einem Zweikampfe auf Leben und Tod, niemals verletzt wird. Den Ton der Anti-Symbolik aber brauche ich nicht näher zu bezeichnen: meine Leſer werden ihn aus den beigebrachten Proben hinreichend kennen lernen. Ein unüberwindlicher Ekel wandelte mich jedesmal an, wenn ich dieſes Buch in die Hand nahm; um nur alle mich betreffenden Stellen aufzufinden, mußte ich das Ganze wenigſtens durchblättern. Gern hätte ich mich alſo überredet, eine Widerlegung des an ſich ſchon Unglaublichen ſei überflüßig. Ueberdieß fand ich mich hier in der beſten Geſellſchaft verunglimpft, mit berühmten und in Deutſchland verehrten Namen den meinigen gepaart: und ich erfuhr nicht, daß irgend einer der angegriffenen Männer, die ich zum Theil wegen ihrer Schriften, zum Theil aus perſönlicher Bekanntſchaft hochſchätze, wie die Herren Creuzer und Daub, oder die ich meine Freunde nennen darf, wie Ludwig Tieck und Schelling, ich erfuhr nicht, ſage ich, daß einer von ihnen nöthig gefunden habe, ſich gegen ſolche Angriffe zu vertheidigen. Was meinen Entſchluß zu einer Erklärung über das mich Betreffende entſchieden hat, iſt folgender Umſtand. Voß hat aus einem anonymen Aufſatze, einer Recenſion, Aeußerungen angeführt, die wirklich von mir herrühren, und die, ſo aus dem Zuſammenhange gerißen, wie er ſie ſtellt, bei ununterrichteten Leſern ſeinem Vorgeben einen gewiſſen Schein geben können. Meine freimüthigen Urtheile über Voß als Dichter und Ueberſetzer, lange Jahre zuvor öffentlich

mit Nennung meines Namens gefällt, ſichern mich vor dem Verdacht, als hätte ich mich vor einem ſolchen Gegner gefürchtet, und bei ſeinen Lebzeiten nicht zu antworten gewagt. Auch iſt ja der zweite Theil der Anti-Symbolik, worin dieſelben Beſchuldigungen erweitert wiederholt werden, erſt nach dem Tode des Verfaßers an's Licht getreten. Wenn die Lüge noch von einem Grabe her erſchallt, ſo kann durch den Tod des Urhebers die Wahrheit ihrer unverjährbaren Rechte keineswegs verluſtig werden. Endlich hat Voß ſo eifrige Lobredner gefunden, daß es ihm auf keinen Fall an einem Vertreter fehlen wird, falls ich ihm Unrecht thun ſollte.

Die Anklagen lauten wörtlich folgendermaßen.

Anti-Symbolik. Th. I. S. 25.

'Natürlich rühmt der Symboliker (Hr. Creuzer) aus 'inniger Zuneigung die „geiſtreichen Gebrüder Schlegel." 'von welchen Wilhelm durch Wort, Friedrich durch 'Wort und That, zum Zweck „einer unſichtbaren Gemeinſchaft" 'ſich bekannte: man leſe, was Wilhelm in der Jen. A. 'L. Z. 1807. N. 220 offenherzig darüber ausſagt.'

S. 156.

'Eure ſündhaften Mitbündner zur Herſtellung des für 'Fürſten und Volk unerfreulichen Nachtſonnenthums, die 'werdet ihr ſelbſt ermahnen, vorzüglich (denn das kleinere 'Geſchmeiß laßt im Dunkeln) die thätigen Brüder Schle'gel, nicht nur Friedrich, den offenen Pabſtritter vom 'Sporn, ſondern auch den hinterhältigen Sir Wilhelm. 'Dem wünſchen wir zu ſeiner indiſchen Buchdruckerei noch 'mehrere des barbariſchen Morgenlandes', u. ſ. w.

S. 353. 354.

'Mit solchem Anwachs voraussetzender und sich selbst „construierender" Idealdenker verbrüderten sich anwachsende 'Idealdichter, deren Ideal, Urschrei der Wildniß, und Ur-'kunst des wildkräftigen Mittelalters, unter dem Namen der 'Romantik römelte. Wie den alten Kant jene kräftigen 'Voraussetzer abgesetzt, so erhuben die kräftigen Romantiker 'einen Urschrei, um Deutschlands altende Gesangmeister, Zög-'linge des klassischen Alterthums, bis auf Einen von un-'altender, und etwas bedenklicher Jugendkraft, mitsammt den 'altgriechischen und altrömischen Heiden, herabzuschreien. 'Selbst Idealdenker befiel einst idealpoetische Wuth; nicht nur 'den Denkmann der Lucinde, auch Beßere drängte es, Kraft-'Verse zu construieren. Man lud öffentlich junge Männer 'von Kraft, sich anzuschließen; Schutzbedürftige folgten im 'Troß; und endlich im Jahr 1807 verkündete der Rottmei-'ster Wilhelm Schlegel mit lautem Ruf: „eine unsicht-'bare Gemeinschaft edler Menschen", zur Verjüngung der 'kräftigen Pfaffenzeit'.

S. 379.

'Was soll die Versicherung (des Hrn. Creuzer) die Re-'formation habe doch auch Erfreuliches bewirkt, und aus 'Dankbarkeit, für seine Ausbildung als Mensch und Gelehr-'ter, gedenke er im evangelisch-protestantischen Glauben fer-'ner zu leben und auch zu sterben? So redeten Stark und 'Haller; so reden Tieck und Wilhelm Schlegel, und 'alle mystischen Pabstverehrer, die Haller unter hohen und 'niedrigen Protestanten, sogar unter Gelehrten u 'Geistlichen, in Menge, und beinah sprungfertig beme 'haben will'.

Th. II. S. 239...241.

'Neben den älteren Pflanzſchulen des römiſchen Nacht-'ſonnenthums entſtand in den Neunzigern die Schule der 'Romantiker; welcher Name zugleich auf Dichtformen des 'Mittelalters und auf Rom anſpielen ſollte. Sie auch un-'terwarf die Vernunft dem freien Spiele der Fantaſie, zur 'Auffriſchung des alten Glaubens. Sie verſprach, aus der 'Kälte der Vernunft in die Wärme der Fantaſie zu retten, 'aus nüchterner Beſchränktheit in zwangloſen Rauſch der 'Willkür, aus gemeinen Anſichten und Geſinnungen in ent-'zückten Geiſtesflug, aus der Proſa des wirklichen Lebens in 'die erhebende Poeſie, die eins ſei mit — Religion.

'Solche Lehren der Romantiker wiederholte Wilhelm 'Schlegel ungeſcheut bei dem Roſtorfiſchen Dichter-'garten in der Jen. A. L. Zeitung 1807. Nr. 220. 'Ihm iſt die Poeſie nun wieder eine freie Kunſt. „Der „Fantaſie", ſagte er, „werden die größten Rechte eingeräumt, „und ſie verwendet die übrigen Kräfte und Antriebe der „menſchlichen Natur zu ſinnreichen Bildungen gleichſam nur „in ihrem eignen Dienſte, und mit keinem anderen Zweck, „als ſich ihrer gränzenlos ſpielenden Willkür bewußt zu „werden". 'Aber mehr als luſtige Fantaſieſpiele, dünkt 'ihm, bedarf der Weltlauf, man ſucht „eines begeiſterten „Glaubens feſten Halt, man ſucht Erquickung des Gemüths „und Stärkung". 'Die Poeſie muß ans Herz greifen, und 'Gegenſtänden huldigen, „um welche Liebe und Verehrung „eine unſichtbare Gemeinſchaft edler Menſchen „verſammelt."

'Und was ſind die Gegenſtände der Huldigung? Wil-'helm läßt ein Sonett ſeines Bruders Friedrich ſie aus-'ſprechen: „Die lichten Zeiten, als Rittermuth der Andacht

„sich verbunden-" Also die vom hildebrandischen Sonnen-'thum erleuchteten Zeiten durch poetische Künste zu empfehlen, 'verband sich eine unsichtbare Gemeinschaft edler Romantiker. 'Bald hatte Friedrich Schlegel, und ein Trupp der 'Edlen, auch mit der That gehuldigt.'

S. 252.

'Wilhelm Schlegels edle Geheimbündner zur Her-'stellung der hildebrandischen Domherrnzeit, von welchen ein 'Klupp im Jahr 1805 sich bei uns (in Heidelberg) einge-'nistet, übten zumeist nur Sang und Klang für die geahn-'ten Anschauungen des karfunkelnden Orients und des süd-'lichen Sonnenthums. Sie pilgerten nach Rom, meistens 'in poetischer Fantasie, zum Theil auch wirklich.'

S. 315.

'Noch früher, gewiß schon im Jahr 1804 gehörte 'Creuzer*) zum Geheimbunde der Romantiker, dessen Zweck, 'Herstellung des Mittelalters, der eitele Wilhelm 'Schlegel in einer Recension der Jen. Litt. Zeitung 1807. 'Nr. 220. unbedacht ausplauderte. Friedrich Schlegel 'und mehrere bekannten sich öffentlich zum Pabst; Wil-'helm glaubt, wie Creuzer, noch Protestant zu sein; und 'Ludwig Tieck verhehlt seine Abschwörung, Siehe Bestät. 'd. Stolberg. Umtriebe, S. 113—118.'

Ich glaube keine der Stellen, wo von dem vermeinten geheimen Bunde die Rede ist, übersehen zu haben. Der

*) Erst im J. 1818 hatte ich das Vergnügen, nähere persönliche Bekanntschaft mit Hrn. Creuzer zu stiften. Vor ihm nur ein einziges Mal bei einer Durchreise im kurze Augenblicke besucht.

einzige Scheinbeweis, welchen Voß dafür aufzutreiben wußte, war die Stelle in der Allgemeinen Litteratur-Zeitung; deswegen kommt er unaufhörlich darauf zurück. Meine Leser werden sehr erstaunt sein, wenn ich ihnen die angeführten Worte im Zusammenhange des Aufsatzes vorlege, über dessen Veranlaßung ich nur Weniges im Voraus zu erinnern habe.

Ein liebenswürdiger und gebildeter Mann, mit dem ich ohne lange fortgesetzten Umgang in einem freundschaftlichen Verhältniße stand, ein jüngerer Bruder meines verewigten Freundes Novalis, Freiherr von Hardenberg, hatte unter dem Titel Dichtergarten, und unter dem Namen Rostorf eine Sammlung von Gedichten als Taschenbuch auf das Jahr 1807 herausgegeben. Diese Sammlung enthält eine beträchtliche Anzahl Stücke von meinem Bruder Friedrich, theils Lieder, theils Spruchgedichte. Mir war besonders darum zu thun, auf diese die Aufmerksamkeit des Publikums zu lenken, wegen ihrer Beziehung auf die Zeitereignisse, und wegen der vaterländischen Gesinnung, welche sie athmeten. Es war Grundsatz bei der Litteratur-Zeitung, nahe Verwandte und vertraute Freunde der Verfaßer nicht als Beurtheiler auftreten zu laßen. Indessen trug man kein Bedenken, hier eine Ausnahme zu machen. Die Herausgeber mochten wohl sich überzeugt haben, daß das den Gedichten meines Bruders ertheilte Lob nicht aus einer verzeihlichen brüderlichen Parteilichkeit entsprungen, sondern in der Wahrheit gegründet war.

Der Aufsatz ist mit W. unterzeichnet. Ich bemerke im Vorbeigehen, daß Voß widerrechtlich handelte, indem er eine förmliche Denunciation gegen mich auf eine anonyme Schrift gründete. Dieses darf man nur dann thun, wenn

man den gerichtlichen Beweis führen kann, daß der Angeklagte wirklich der Verfaßer sei, welches Voßen schwer gefallen sein möchte. In dem freien und freimüthigen England wird das Recht der Anonymität, sowohl von Herausgebern politischer und litterarischer Zeitschriften als von andern, nachdrücklich behauptet. Wo keine Censur ist, muß freilich irgendwer verantwortlich sein; der Verleger kann nach Befinden der Umstände in Strafe genommen werden, aber den Verfaßer braucht er niemals zu nennen. Indessen bestehe ich nicht auf meinem Rechte. Voß hat ganz richtig gerathen. Ich habe die Anzeige des Dichtergartens wirklich geschrieben. Wie ich damals erkannt zu werden wünschte, so rühme ich mich dessen noch jetzt.

Der Anfang lautet so:

„Wenn nüchterne Beschränktheit sich der Poesie an-
„maßt, wenn die gemeinen Ansichten und Gesinnungen, über
„welche uns eben die Poesie erheben soll, aus der Prosa
„des wirklichen Lebens sich verkleidet und unverkleidet wieder
„in ihr einschleichen, ja sich ganz darin ausbreiten, durch
„ihre Schwerfälligkeit ihr die Flügel lähmen, und sie zum
„trägen Element herunterziehn: dann entsteht ein Bedürfniß,
„das Dichten wiederum als eine freie Kunst zu üben, in
„welcher die Form einen vom Inhalte unabhängigen Werth
„hat. Der Fantasie werden also die größten Rechte ein-
„geräumt, und sie verwendet die übrigen Kräfte und An-
„triebe der menschlichen Natur zu sinnreichen Bildungen
„gleichsam nur in ihrem eignen Dienste, und mit keinem
„andern Zweck, als sich ihrer gränzenlos spielenden Willkür
„bewußt zu werden. Diese Richtung ließ
„Jahren in Deutschland spüren. Man g
„und verlorensten Ahndungen nach; oft

„dichterische Melodie der Gefühle leise angegeben, als daß „man sie in ihrer ganzen Kraft und Gediegenheit ausgespro„chen hätte; die Sprache suchte man zu entfesseln, während „man die künstlichen Gedichtformen und Sylbenmaße aus „anderen Sprachen einführte, oder neue ersann; man gefiel „sich vorzugsweise in den zarten, oft auch eigensinnigen „Spielen eines fantastischen Witzes. Unstreitig ist hiedurch „manches zur Entwickelung gekommen, und die Einflüße da„von dürften sich selbst in den Hervorbringungen solcher „Dichter nachweisen laßen, die unmittelbar an jener erneuer„den Bewegung am wenigsten Antheil genommen. Die „Ausartungen in eine leere mühselige Gaukelei sind gleich„falls nicht unterwegs geblieben.

„Andre Umstände schaffen andre Bedürfnisse: denn „der Sinn der Menschen wechselt, wie Homer sagt, mit „den Tagen, welche die waltende Gottheit heraufführt. „In einer Lage, wo man nur an einem begeisternden Glau„ben einen festen Halt zu finden wüßte, wo dieser Glaube „aber durch den Lauf der weltlichen Dinge gar sehr gefähr„det wäre: da würde in der Poesie jenes luftige Streben, „das wohl der Erschlaffung dumpfer Behaglichkeit mit Glück „entgegenarbeiten mochte, nicht mehr angebracht sein. Nicht „eine das Gemüth oberflächlich berührende Ergötzung sucht „man alsdann, sondern Erquickung und Stärkung; und diese „kann die Poesie nur dann gewähren, wenn sie in ungekün„stelten Weisen ans Herz greift, und, ihrer selbst vergessend, „Gegenständen huldigt, um welche Liebe und Verehrung eine „unsichtbare Gemeinschaft edler Menschen versammelt. Den „letzten Gedanken spricht ein Gedicht von Friedrich Schle„gel am Eingange mit würdigem Nachdrucke aus:

An die Dichter.

Buhlt länger nicht mit eitlem Wortgeklinge!
Unedle laßt in Hochmuth sich aufblähen,
Sich um den eignen Geist bewundernd drehen,
Beseligt, daß so Einz'ges ihm gelinge.

Laßt nicht der Eitelkeit verborgne Schlinge
Aushöhlend mich eur Herz umwinden sehen;
Treu dienend nur erklimmt der Dichtkunst Höhen,
Wer fühlt, wie heilig das sey, was er singe.

Den Heldenruhm, den sie zu spät jetzt achten,
Des deutschen Namens in den lichten Zeiten,
Als Rittermuth der Andacht sich verbunden,

Die alte Schönheit, eh sie ganz verschwunden,
Zu retten fern von allen Eitelkeiten:
Das sei des Dichters hohes Ziel und Trachten.

„Die ganze Sammlung ist in diesem Sinne gedacht.“ Man sieht, das Erste bis zu dem Absatze ist rein litterarisch: es sind allgemeine Betrachtungen über die poetischen Erzeugnisse des letztverflossenen Zeitraumes. Daß sie Voßen nicht gefallen konnten, glaube ich gern: in den ersten Zeilen sind ja, ohne Nennung seines Namens, seine eignen Gedichte unverkennbar geschildert. In dem Folgenden würdigte ich nicht ohne Tadel das, was man damals 'die neuere Dichterschule' nannte, und wozu mehrere meiner Freunde mit mir durch Einführung italiänischer und spanischer Formen in die deutsche Sprache, oder durch erweiterten Gebrauch der schon eingeführten die Anregung gegeben hatten.

Der zweite Abschnitt bezieht sich auf die damalige Lage der öffentlichen Angelegenheiten: deutlich genug denke ich, um von allen verständigen Lesern verstanden zu werden. Deutlicher konnte ich nicht sprechen, sonst hätten die Her-

ausgeber der Litteratur-Zeitung es gar nicht einrücken dürfen. Mein aus der Schweiz eingesendeter Aufsatz erschien im September des Jahres 1807. Der Tilsiter Friede war geschlossen. Nach den unglücklichen Feldzügen der Jahre 1805, 1806 und 1807, nachdem die größten Mächte des festen Landes, Oesterreich und Rußland wiederholt, zuletzt Preußen, vergeblich und mit dem unglücklichsten Erfolge Alles aufgeboten hatten, um der um sich greifenden Weltherrschaft Napoleons einen Damm entgegenzusetzen, schien alle Hoffnug verloren zu sein. Die eroberten oder sonst deutschen Fürsten entrißenen Länder wurden an napoleonische Dynastien ausgetheilt. Bald darauf erstreckte sich das französische Reich von der Gränze Dänemarks bis an die Gränze von Neapel. Die Bundesgenoßen Napoleons, denen er augenblickliche Vortheile gewährte, konnten sich ihr künftiges Schicksal voraussagen. Deutschlands politische Unabhängigkeit war dahin; es war bestimmt, nach und nach dem französischen Reiche einverleibt zu werden. Aber etwas noch weit Höheres, das kostbarste Eigenthum der Menschheit, die geistige Bildung und die nationale Tugend, war dringend gefährdet. Wenn der Eroberer, der Länderverwüster Napoleon, unwiderstehlich schien, so war der Despot, der Tyrann Napoleon noch weit furchtbarer als ein Menschenverderber. Er bot der Eitelkeit, dem Ehrgeize, der Habsucht die glänzendsten Lockungen aus; er belohnte mit beispielloser Freigebigkeit alle Talente, alle Eigenschaften, die ihm brauchbar waren. Nur Eine Bedingung war dabei: sein Herrscherwille, ja seine nur errathenen Winke mußten an die Stelle des Gewißens treten. In dieser Art stellte er seine Diener auf die härtesten Proben; er gab ihnen Aufträge, die mit ihrer früheren Denkart im stärksten Widerspruche standen: wenn sie sich dann

nicht weigerten, so war er ihrer Ergebenheit gewiß. Die Poesie und Beredsamkeit schätzte er als Organe der Schmeichelei; die Künste, weil sie seine Thaten und den Glanz seines Hofes verherrlichten; die Mathematik und Naturforschung mußten zur Förderung der Kriegskunst und des Gewerbfleißes angebaut werden. Aber die Philosophie, das heißt der freie Gedanke, und die wahrhafte Geschichtschreibung waren ihm ein Gräuel: die Bücher des Tacitus hätte er gern aus der Welt geschafft. Alle Erzeugnisse des menschlichen Geistes in dem Bereich seiner Macht mußten die Liverei der Knechtschaft tragen.

Die durch einen solchen Despotismus bei dessen Werkzeugen bewirkte Verwandlung des französischen Nationalcharakters hatte ich schon Gelegenheit gehabt, aus der Nähe zu beobachten. Bonaparte's Günstlinge und Vertraute sprachen von Patriotismus, Menschenliebe und Gerechtigkeit wie von alten Weibermärchen. Sie wußten keinen Unterschied zwischen Gut und Böse, als was dem Kaiser gefiel oder mißfiel. In Deutschland zeigten sich ähnliche Wirkungen: schon wurde der niedrigste Ton der Schmeichelei angestimmt; schon gab es Menschen genug, welche Napoleon als den Schöpfer eines neuen wiedergebornen Deutschlandes priesen.

In dieser namenlosen Trauer, unter so verzweiflungsvollen Aussichten, was blieb den Geistern übrig, die nicht bloß an der Erdscholle hafteten, den Herzen, welche noch deutsches Blut durchströmte, als ein begeisternder Glaube; der Glaube an eine allgütige und [illegible] die über die Schicksale der Menschheit [illegible] der Triumph des Bösen nicht auf [illegible] Dann die Zuversicht, Deutschland [illegible]

gesunken, um die Schmach eines ausländischen Joches geduldig zu ertragen; fremder Waffenruhm und fremdes Kriegsglück habe nur einen Theil seiner Bewohner geblendet, und es gebe noch Männer, denen die besiegte Partei gefalle; das nicht erloschene, nur eingeschläferte Selbstgefühl werde bei der ersten günstigen Gelegenheit erwachen, und mit seiner stolzen Kraft die künstlich geschmiedeten Bande zerreißen. Es war Pflicht, in der hoffnungslosesten Lage zu hoffen, und diese Hoffnung in Andern zu nähren: denn eine große Nation ist nur dann von aller Hülfe verlaßen, wenn sie sich selbst aufgiebt. Und welches waren die Gegenstände, um welche Liebe und Verehrung eine Gemeinschaft edler Menschen versammelte? Das Vaterland, seine lange sicher besessene Unabhängigkeit und Würde; der alte Ruhm des deutschen Volkes, die kühnen Heldenthaten, die biedern männlichen Tugenden, die es, unter den verschiedenen Namen seiner einzelnen Stämme, seit beinahe zwei Jahrtausenden, seit den Cimbern und Teutonen, seit Julius Cäsar und Ariovist, seit den Legionen des Varus, in die Jahrbücher der Welt eingezeichnet hat. Unsichtbar mußte diese Gemeinschaft freilich sein, denn man war überall von Spähern umgeben. In einer Zeit, wo der Buchhändler Palm hingerichtet ward, weil er die Schrift 'das erniedrigte Deutschland' gedruckt hatte, und den Verfaßer nicht nennen wollte, war es unmöglich öffentlich und unverkleidet zu sprechen. Aber die Gleichgesinnten verstanden sich aus der Ferne und auf das halbe Wort. Welchen höheren Zweck konnte sich die Poesie vorsetzen, als den, das heilige Feuer der Vaterlandsliebe unter der Asche glimmend zu erhalten, bis es 'nmal wieder in helle Flammen auflodern könnte?

Auch ich, kaum von einer schweren Krankheit genesen,

dichtete damals vaterländische Lieder: eines bei der Eröffnung des Feldzuges im Jahr 1806, ein anderes bei der allgemeinen Entwaffnung. Aber ich war entfernt: Freundschaft und Dankbarkeit hielten mich in Frankreich fest. Diese Gedichte konnten also nicht an ihre Bestimmung gelangen: sie nur schriftlich aufzubewahren, hätte schon die Freunde, bei denen ich lebte, in Gefahr gebracht. Noch sind sie mir zum Theil im Gedächtnisse; der Aufruf wäre auf empfängliche Gemüther vielleicht nicht unwirksam gewesen; aber für diese friedlichen Zeiten sind die damals gesprochenen Worte zu flammend: sie haben meinem Vaterlande nichts genützt, so mögen sie in Vergeßenheit begraben bleiben.

Ich weiß mir Voßens Mißdeutung nicht anders zu erklären, als durch die Annahme, daß er von allen den Begebenheiten, welche damals und in den folgenden Jahren die Schicksale Europas entschieden, nichts erfahren hatte. Er saß ruhig zwischen seinen vier Pfählen, hinter seinem Gartenzaun, über welchen hinauszublicken er niemals verstanden hat. Die anrückenden Heere hatten seine Kohlpflanzen noch nicht zertreten: folglich stand noch Alles gut. Das Kriegsgetümmel, wovon die Erde dröhnte, der prahlende Triumph der Sieger, die Wehklagen der Völker drangen nicht bis zu seinem Ohr. Er hatte ganz andre Beschäftigungen. Er sammelte Stoff zu seiner Anti-Symbolik; er wiederkäuete die Zurücksetzungen und Beleidigungen, die er von seinem ehrwürdigen Lehrer und Wohlthäter Heyne vor etlichen dreißig Jahren erlitten zu haben vermeinte, um sie nach einem halben Jahrhundert dem Publikum abermals Länge und Breite nach zu erzählen; er klaubte aus Aufsatze, worin ich mein überwallendes Herz mit G zurückhielt, eine Stelle heraus, wodurch er mich

zahl Jahre nachher meinen evangelischen Mitbürgern verdächtig zu machen hoffte.

Aber in dem abgeschriebenen Sonett, worin ich meine eignen Gesinnungen wiederfand, hatte doch mein Bruder die deutsche Vorzeit gelobt: also die Priesterherrschaft, den Aberglauben, die Unwißenheit, die Barbarei des Mittelalters! Welche Art zu folgern! — Die Dichter werden aufgefordert, große Gegenstände mit allem Ernste eines davon ergriffenen Gemüths zu besingen:

Den Heldenruhm, den sie zu spät jetzt achten,
Des deutschen Namens in den lichten Zeiten,
Als Rittermuth der Andacht sich verbunden.

'In den lichten Zeiten', das heißt, in den ruhmvollen, glorreichen Zeiten; das Vorhergehende, was Voß ausgelaßen, läßt nicht der mindesten Zweideutigkeit Raum. Es konnte meinem Bruder nicht einfallen, in Bezug auf Wißenschaft und Gelehrsamkeit dem Mittelalter vor der heutigen Zeit den Vorrang zuzuschreiben. In einem andern Gedichte derselben Sammlung, 'Deutsche Sinnesart', preiset er ja, daß der Deutsche jede ausländische Entdeckung und Erfindung sich sofort aneigne.

Was in Kunst und Wißenschaft
Fremder Himmel Hohes schafft,
Ward von ihm alsbald erkannt,
Wuchs so mächt'ger seiner Hand.

Dort aber ist bloß von der Thatkraft der Vorzeit die Rede. Waren die Zeiten eines Otto des Großen, eines Friedrich Rothbart etwa nicht glorreich für Deutschland? Was konnte mehr geeignet sein, das Nationalgefühl der Deutschen zu wecken, als die Vergleichung jener Zeiten, wo ihr frei erwähltes Oberhaupt seine Oberherrlichkeit weit über die Län-

der deutscher Zunge hinaus, sein schiedsrichterliches Ansehen fast über Europa walten ließ, mit dem damaligen Zustande, wo Deutschland ein militärisch vorgeschriebenes neues Staatsgesetz von Frankreich empfing?

Als Rittermuth der Andacht sich verbunden.

Was hat nur in dieser Zeile Voßens Unwillen so gewaltsam erregt? Die Erwähnung des Muthes? oder der Andacht? oder des Ritterthums? Ja! tapfer waren die alten Ritter: das hat ihnen noch niemand abgestritten. Andächtig waren sie auch meistens, nach ihrer einfältigen schlichten Weise, nach den Lehren und Formen der römischen Kirche, weil es im europäischen Abendlande keine andere gab. Daran thaten sie nun nach Voßens Meinung schon sehr übel: aber wie konnten sie anders? Endlich vollends waren sie Ritter: das war abscheulich! Allerdings, der Unterschied der Stände war im Mittelalter stark bezeichnet; dieß gieng mit Nothwendigkeit aus der damaligen Stufe der Kultur hervor: sobald der Gewerbfleiß der Städte emporkam, fühlten auch die Bürger sich stolz neben dem Adel, und erwarben sich Rechte und Freiheiten. Der Adel war, was er längst zu sein aufgehört hat, ein erblicher Kriegerstand. Wenn aber irgend etwas die Härte der geselligen Verhältnisse mildern, den Mißbrauch der Waffengewalt hemmen konnte, so waren es die Grundsätze des Ritterthums, welches vorschrieb, die Hülfsbedürftigen zu beschützen, der Wehrlosen zu schonen, und den Kampf ohne Hinterlist mit gleichen Waffen zu führen.

Nichts kann die Menschheit mehr adeln, als die Verbindung der Tapferkeit mit ächter Frömmigkeit. Der bloß weltlich gesinnte Krieger mag für irdischen Besitz und Ruhm sein Leben muthig daran wagen; dieser Muth kann durch

Leidenschaft bis zur Tollkühnheit gesteigert werden; der ungerechteste Eroberer und seine raubsüchtigen Krieger können in der Lust der Gefahr gleichsam schwelgen. Aber zur besonnenen freiwilligen Aufopferung gehört uneigennützige Vaterlandsliebe, das Vertrauen auf die gerechte Sache, das Bewußtsein einer erfüllten Pflicht, vor Allem der Glaube, das irdische Dasein habe nur in Bezug auf höhere und unvergängliche Güter einen wahren Werth. Wie sehr sittliche Antriebe den männlichen Muth stärken, das wußte schon Homer, als er den Hektor sagen ließ:

Ein Wahrzeichen vor allen, dem Heimatlande zur Wehr stehn!

Von den übrigen dem 'Dichtergarten' eingerückten Gedichten meines Bruders habe ich in dem oft erwähnten Aufsatze ausführlich gesprochen. Unter anderen sagte ich:

'In Friedrich Schlegels früheren Gedichten ist zuweilen 'der Ausdruck nicht bis zur völligen Klarheit gediehen; die 'hier mitgetheilten hingegen sind, ohne Anstrengung oder 'Bewußtsein irgend eines Kunstbestrebens, unmittelbar aus 'dem Gemüth geflossen. So wie die Gesinnungen, sind 'die gewählten Weisen der meisten Stücke ächt national. In 'den Liedern geht Schlegel ganz auf der Bahn eines Opitz, 'Flemming, und andrer unsrer gediegenen und vollherzigen 'alten Dichter, in den Sprüchen (einer den Deutschen vor'züglich eigenen, und mit Recht ehemals unter ihnen beliebten 'Gattung) schließt er sich an noch ältere, z. B. den Verfaßer 'des Freigedank und ähnliche an.'

Diese Stelle hat Voß nicht abgeschrieben: sie hätte seinen ganzen Handel verdorben. Die Anpreisung unsers Opitz und Flemming schmeckt nicht nach einem geheimen Plane zur Herstellung des Pabstthums und der Geistesknecht-

schaft. Beide waren eifrige Protestanten: sie haben sich in den wilden Zeiten des dreißigjährigen Krieges als vaterländisch gesinnte Männer bewährt, und die Helden der Religionsfreiheit gepriesen. Ich verglich ferner die Sittensprüche meines Bruders mit denen im Freigedank, einem Werke des Mittelalters. Aber Voßens düstres und knechtisches Mittelalter ist ein wesenloses Phantom, dem nie etwas in der Wirklichkeit ähnlich gesehen hat. Er focht mit Gespenstern, in der Vergangenheit, wie in der Gegenwart. Ich habe in andern Schriften das Mittelalter von manchen Seiten gelobt; das hat auch Johannes Müller gethan, der größte Kenner dieses Theils unserer Geschichte. Die verkehrten Vorstellungen vom Mittelalter, welche aus dem Dünkel einer seichten Aufklärung, und aus der tiefsten historischen Unwißenheit hervorgegangen waren, sind nun schon längst in der öffentlichen Meinung berichtigt. Nur Voß ist starr daran hängen geblieben. Möchten wir nur mit der Kraft unserer Väter auch etwas von ihrer Freimüthigkeit geerbt haben! Der Freigedank, zum Beispiel, entspricht seinem Namen vollkommen. Das Buch enthält zwar theologische Sprüche nach dem katholischen Lehrbegriff; aber auch Sinnsprüche voll philosophischen Tiefsinns; aber auch Aeußerungen über die kirchlichen Mißbräuche, deren Kühnheit in Erstaunen setzen muß *). Diese, so wie manche Lieder unserer Minnesänger und Meistersänger, sind Vorboten der Reformation.

---

*) Ich setze aus dem wenig bekannten Buche, wovon wir noch keine kritische Ausgabe, sondern bloß einen fehlerhaften unlesbaren Abdruck haben, [W. Grimms Ausg. von Bridankes Bescheidenheit, aus welcher ich im Folgenden Einiges verbeßere, ist 1834 erschienen. Bg.] einige Proben her, der leichteren Verständlichkeit wegen

Die meiſten Gedichte meines Bruders in der von mir beurtheilten Sammlung ſind, wie geſagt, patriotiſchen In-

---

mit erneuerter Schreibung, und Auslaßung der Zeilen, worin nicht zu enträthſelnde falſche Leſearten vorkommen.

Mancher hin zu Rome fährt, (W. Gr. Ausg. S. 149. f.)
Der von Raub dar und dannen zehrt,
Und gicht, der Pabſt habe ihm vergeben
Was er geſündet habe ſein Leben;
Und wem er Schaden habe gethan,
Des habe er ihn alles ledig gela'n.
Wer das gicht, der iſt betrogen,
Und hat den Pabſt angelogen....
Alle Ablåße liegen nieder,
Man gelte dann und gebe wieder
Nach Gnaden und nach Minnen:
So ſoll man Sühne gewinnen....
Der Ablaß dünket Thoren gut,
Den ein Gauch dem andern thut....
Die Gnade einem Eſel wohl ziemt,
Daß er einem Ochſen Sünd' abnimmt....
— — — — — — — — —
Der Pabſt hat ein ſchönes Leben: (W. Gr. S. 151.)
Möchte er Sünde ohne Reu vergeben,
So ſollte man ihn ſteinen,
Ob er der Chriſten einen
Oder keiner Mutter Barn
Ließe hin zur Hölle fahr'n.
— — — — — — — — —
Alle Schatzes Flüße gehn (W. Gr. S. 148.)
Zu Rome, daß ſie da beſtehn;
Und doch nimmer wird es voll:
Das iſt ein unſeelig Hohl!
So kommt auch alle Sünde dar,
Die nimmt man da den Leuten gar.
Wo ſie die behalten,
Des muß Glück walten.
Zu Rome iſt alles Rechtes Kraft, (W. Gr. S. 153.)
Und aller Falſchheit Meiſterſchaft.
Römiſch Segen und ſein Gebot (W. Gr. S. 148.)
Die ſind Pfaffen und Laien Spott.
— — — — — — — —
Wer auch falſcher Eide gehrt,
Der findet ihrer gute Pfennigwerth.

halts *). Die wenigen religiösen sind allgemein; eins darunter, das 'Gebet':

Wie könnt' ich, Vater, noch wohl zagen,
Da deine Hand mich sichtbar führt? u. s. w.

könnte, ganz wie es ist, in unsre Gesangbücher aufgenommen werden, wie wir denn auch ein Lied des gleichfalls von Voß angefeindeten Novalis mit großer Erbauung in unsern Kirchen singen.

Der Uebertritt meines Bruders Friedrich von Schlegel, zur römisch-katholischen Kirche ist erst im Sommer des Jahres 1808 in Deutschland bekannt geworden. Gesetzt aber auch, ich hätte diesen Uebertritt schon im vorhergehenden Jahre vorausgesehen, oder vermuthet, oder gewußt: war es mir nicht erlaubt, aus seinen öffentlichen Aeußerungen diejenigen hervorzuheben, womit ich vollkommen einverstanden war: die Ansicht der Zeitereignisse, die vaterländischen Gesinnungen? Sind nicht die Geister frei? und bin ich für die Ueberzeugungen und Lehren meiner Freunde solidarisch ver-

---

Was zu Rome Feiles ist; (W. Gr. S. 153.
Da sieht man manchen falschen List.
Weib' und Pfaffen leben da wohl:
Die zwei da niemand schelten soll.

*) Da den meisten Lesern das Taschenbuch wohl nicht zur Hand ist, so setze ich das Verzeichniß her, damit jeder in der Sammlung der Gedichte meines Bruders nachschlagen, und sich selbst hievon überzeugen könne: An die Dichter. An Viele. Im Walde. Frankenberg bei Achen. Das Gedicht der Liebe. Calderon. An Camoens. Spruch. Gesang. Sinnbild. Spruch. Wechselgesang. Das versunkene Schloß. Spruch. Eulenspiegels guter Rath. Mahomets Flucht. An den Befreier. Spruch. Spruch. Gebet. Friede. Spruch. Spruch. Das Alte und das Neue. Im Spessart. Deutsche Sinnesart. Eintritt in die deutsche Schweiz. Auf dem Feldberge. Weihe des Alten. Spruch. Fortunata.

antwortlich? Kann mir zugemuthet werden, gegen einen Bruder, mit dem ich so lange in inniger Gemeinschaft und Verbrüderung der Geister wißenschaftlich und litterarisch gewirkt, mich ausdrücklich und öffentlich zu erklären? Ich sollte nicht meinen, wiewohl ich mir das Recht dazu vorbehalte. Wenn seitdem, nicht bloß über die Religion, sondern auch über viele andre Gegenstände unsere Ansichten und Meinungen sich noch viel weiter, ja unvereinbar getrennt hätten: ist es nicht genug, wenn ich fortfahre zu lehren und zu schreiben, was mir nach der redlichsten Prüfung für Wahrheit gilt?

Im Jahr 1807 war jener Aufsatz geschrieben; siebzehn Jahre nachher gründete Voß darauf seine Anklage gegen mich. Wenn nach allem Obigen sein anfängliches Mißverständniß noch einigermaßen begreiflich wäre, hätte nicht mein nachheriger Lebenslauf, der ihm unmöglich ganz unbekannt bleiben konnte, ihn aus dem Irrthume ziehen müßen? Volle vierzehn Jahre, vom Frühlinge 1804 bis 1818, lebte ich mit Ausnahme eines halbjährigen Besuchs und der im Hauptquartiere der Nord-Armee zugebrachten Zeit, entfernt von Deutschland; und es war mir schon physisch unmöglich, die Wirksamkeit des eingebildeten Bundes zu leiten. Aber, in Wahrheit! der Druck des weltlichen Despotismus lastete zu schwer auf mir, als daß ich Lust und Muße gehabt hätte, für die Herstellung eines geistlichen Despotismus zu arbeiten. Ich lebte im Hause der Frau von Staël, der edlen Frau, welche wegen ihres festen Sinnes, der sich durchaus zu keiner schmeichlerischen Huldigung verstehen wollte, wegen der Wärme, womit sie sich der Unterdrückten annahm, wegen ihres europäischen Ruhmes und ihrer unwiderstehlichen Beredsamkeit schon vom Consul Bo-

naparte, nachher dem Kaiser Napoleon vor allen verdächtig war, und immer mehr das Ziel seiner Verfolgungen ward. Nachdem Napoleon erklärt hatte, es gebe politische Verbrechen, welche die Staatsraison nicht erlaube zur öffentlichen Kenntniß gelangen zu laßen, welche man deswegen ohne Gericht und Urtheil in aller Stille beseitigen müße; nachdem er, in Folge dieses Considérant, sechs Bastillen für eine in Frankreich eingerichtet hatte: so konnte man sich ohne einen allzu kühnen Schwung der Einbildungskraft die Einschließung in ein Staatsgefängniß ganz natürlich vorstellen. Platz genug war da. Es ist thöricht, unnützer Weise der Tyrannei eine Art von Recht gegen sich zu schaffen. In Frankreich legte mir die Rücksicht auf meine Freundin die größte Vorsicht und Zurückhaltung auf; aber gleichgesinnten Landsleuten mich zu eröffnen, versäumte ich keine Gelegenheit. Es geschah in Wien im Jahre 1808 am Schluße meiner Vorlesungen vor dreihundert Zuhörern. Unter dem Vorwande, Gegenstände der deutschen Geschichte zu großen dramatischen Darstellungen zu empfehlen, sprach ich die vaterländische Erinnerung, den Schmerz über die Gegenwart, und den Glauben an eine beßere Zukunft aus. Der französische Gesandte und mehrere von verbündeten Staaten waren gegenwärtig: einige meiner Freunde fanden, ich hätte mich zu weit gewagt. Meine Worte mochten wenig Beredsamkeit haben; aber in der damaligen Lage, unter so dringenden Besorgnissen, so zweifelnden Hoffnungen bewirkten sie eine sichtbare Rührung und ungewöhnliche Bewegung der Gemüther; ich erhielt viele Beweise des Beifalls und der Theilnahme.

Von Wien aus machte ich eine Reise nach dem Norden von Deutschland, um meine Mutter und meine Geschwister zu besuchen. Hier sah ich meinen Geburtsort in eine

zahl Jahre nachher meinen evangelischen Mitbürgern verdächtig zu machen hoffte.

Aber in dem abgeschriebenen Sonett, worin ich meine eignen Gesinnungen wiederfand, hatte doch mein Bruder die deutsche Vorzeit gelobt: also die Priesterherrschaft, den Aberglauben, die Unwißenheit, die Barbarei des Mittelalters! Welche Art zu folgern! — Die Dichter werden aufgefordert, große Gegenstände mit allem Ernste eines davon ergriffenen Gemüths zu besingen:

Den Heldenruhm, den sie zu spät jetzt achten,
Des deutschen Namens in den lichten Zeiten,
Als Rittermuth der Andacht sich verbunden.

'In den lichten Zeiten', das heißt, in den ruhmvollen, glorreichen Zeiten; das Vorhergehende, was Voß ausgelaßen, läßt nicht der mindesten Zweideutigkeit Raum. Es konnte meinem Bruder nicht einfallen, in Bezug auf Wißenschaft und Gelehrsamkeit dem Mittelalter vor der heutigen Zeit den Vorrang zuzuschreiben. In einem andern Gedichte derselben Sammlung, 'Deutsche Sinnesart', preiset er ja, daß der Deutsche jede ausländische Entdeckung und Erfindung sich sofort aneigne.

Was in Kunst und Wißenschaft
Fremder Himmel Hohes schafft,
Ward von ihm alsbald erkannt,
Wuchs so mächt'ger seiner Hand.

Dort aber ist bloß von der Thatkraft der Vorzeit die Rede. Waren die Zeiten eines Otto des Großen, eines Friedrich Rothbart etwa nicht glorreich für Deutschland? Was konnte mehr geeignet sein, das Nationalgefühl der Deutschen zu wecken, als die Vergleichung jener Zeiten, wo ihr frei erstes Oberhaupt seine Oberherrlichkeit weit über die Län-

der deutscher Zunge hinaus, sein schiedsrichterliches Ansehen fast über Europa walten ließ, mit dem damaligen Zustande, wo Deutschland ein militärisch vorgeschriebenes neues Staatsgesetz von Frankreich empfing?

Als Rittermuth der Andacht sich verbunden.

Was hat nur in dieser Zeile Voßens Unwillen so gewaltsam erregt? Die Erwähnung des Muthes? oder der Andacht? oder des Ritterthums? Ja! tapfer waren die alten Ritter: das hat ihnen noch niemand abgestritten. Andächtig waren sie auch meistens, nach ihrer einfältigen schlichten Weise, nach den Lehren und Formen der römischen Kirche, weil es im europäischen Abendlande keine andere gab. Daran thaten sie nun nach Voßens Meinung schon sehr übel: aber wie konnten sie anders? Endlich vollends waren sie Ritter: das war abscheulich! Allerdings, der Unterschied der Stände war im Mittelalter stark bezeichnet; dieß gieng mit Nothwendigkeit aus der damaligen Stufe der Kultur hervor: sobald der Gewerbfleiß der Städte emporkam, fühlten auch die Bürger sich stolz neben dem Adel, und erwarben sich Rechte und Freiheiten. Der Adel war, was er längst zu sein aufgehört hat, ein erblicher Kriegerstand. Wenn aber irgend etwas die Härte der geselligen Verhältnisse mildern, den Mißbrauch der Waffengewalt hemmen konnte, so waren es die Grundsätze des Ritterthums, welches vorschrieb, die Hülfsbedürftigen zu beschützen, der Wehrlosen zu schonen, und den Kampf ohne Hinterlist mit gleichen Waffen zu führen.

Nichts kann die Menschheit mehr adeln, als die Verbindung der Tapferkeit mit ächter Frömmigkeit. Der weltlich gesinnte Krieger mag für irdischer Ehre sein Leben muthig daran wagen; dieser

Leidenschaft bis zur Tollkühnheit gereizt werden; der ungerechteste Eroberer und seine raubsüchtigen Krieger können in der Luft der Gefahr gleichsam schmelzen. Aber zur besonnenen freiwilligen Aufopferung gehört unverzagtmüthige Vaterlandsliebe, das Vertrauen auf die gerechte Sache, das Bewußtsein einer erfüllten Pflicht, vor Allem der Glaube, das irdische Daseyn habe nur in Bezug auf höhere und unvergängliche Güter einen wahren Werth. Wie sehr sittliche Antriebe den männlichen Muth stärken, das wußte schon Homer, als er den Hektor sagen ließ:

Ein Wahrzeichen vor allen, dem Heimatlande zur Wehr stehn!

Von den übrigen dem 'Dichtergarten' eingerückten Gedichten meines Bruders habe ich in dem oft erwähnten Aufsatze ausführlich gesprochen. Unter anderen sagte ich:

'In Friedrich Schlegels früheren Gedichten ist zuweilen 'der Ausdruck nicht bis zur völligen Klarheit gediehen; die 'hier mitgetheilten hingegen sind, ohne Anstrengung oder 'Bewußtsein irgend eines Kunstbestrebens, unmittelbar aus 'dem Gemüth geflossen. So wie die Gesinnungen, sind 'die gewählten Weisen der meisten Stücke ächt national. In 'den Liedern geht Schlegel ganz auf der Bahn eines Opitz, 'Flemming, und andrer unsrer gediegenen und vollherzigen 'alten Dichter, in den Sprüchen (einer den Deutschen vor'züglich eigenen, und mit Recht ehemals unter ihnen beliebten 'Gattung) schließt er sich an noch ältere, z. B. den Verfaßer 'des Freigedank und ähnliche an.'

Diese Stelle hat Voß nicht abgeschrieben: sie hätte seinen ganzen Handel verdorben. Die Anpreisung unsers Opitz und Flemming schmeckt nicht nach einem geheimen zur Herstellung des Pabstthums und der Geistesknecht-

schaft. Beide waren eifrige Protestanten: sie haben sich in den wilden Zeiten des dreißigjährigen Krieges als vaterländisch gesinnte Männer bewährt, und die Helden der Religionsfreiheit gepriesen. Ich verglich ferner die Sittensprüche meines Bruders mit denen im Freigedank, einem Werke des Mittelalters. Aber Voßens düstres und knechtisches Mittelalter ist ein wesenloses Phantom, dem nie etwas in der Wirklichkeit ähnlich gesehen hat. Er focht mit Gespenstern, in der Vergangenheit, wie in der Gegenwart. Ich habe in andern Schriften das Mittelalter von manchen Seiten gelobt; das hat auch Johannes Müller gethan, der größte Kenner dieses Theils unserer Geschichte. Die verkehrten Vorstellungen vom Mittelalter, welche aus dem Dünkel einer seichten Aufklärung, und aus der tiefsten historischen Unwißenheit hervorgegangen waren, sind nun schon längst in der öffentlichen Meinung berichtigt. Nur Voß ist starr daran hängen geblieben. Möchten wir nur mit der Kraft unserer Väter auch etwas von ihrer Freimüthigkeit geerbt haben! Der Freigedank, zum Beispiel, entspricht seinem Namen vollkommen. Das Buch enthält zwar theologische Sprüche nach dem katholischen Lehrbegriff; aber auch Sinnsprüche voll philosophischen Tiefsinns; aber auch Aeußerungen über die kirchlichen Mißbräuche, deren Kühnheit in Erstaunen setzen muß *). Diese, so wie manche Lieder unserer Minnesänger und Meistersänger, sind Vorboten der Reformation.

---

*) Ich setze aus dem wenig bekannt[en] keine kritische Ausgabe, sondern bloß [den] Abdruck haben, [W. Grimms Ausg. v[on] aus welcher ich im Folgenden Einiges nen. Bg.] einige Proben her, der leich[t] n wir noch n

Die meiſten Gedichte meines Bruders in der von mir beurtheilten Sammlung ſind, wie gesagt, patriotiſchen In-

---

mit erneuerter Schreibung, und Auslaſſung der Zeilen, worin nicht zu enträtbielnde falſche Lesearten vorkommen.

Mancher hin zu Rome fährt, (W. Gr. Ausg. S. 149. f.)
Der von Haus dar und daraus zehrt,
Und giebt, der Pabſt habe ihm vergeben
Was er gesündet habe sein Leben;
Und wem er Schaden habe gethan,
Des habe er ihn alles ledig gelan.
Wer das giebt, der iſt betrogen,
Und hat den Pabſt angelogen....
Alle Ablaße liegen nieder,
Man gelte dann und gebe wieder
Nach Gnaden und nach Minnen:
So ſoll man Sühne gewinnen....
Der Ablaß dünket Thoren gut,
Den ein Gauch dem andern thut ...
Die Gnade einem Eſel wohl ziemt,
Daß er einem Ochſen Sünd' abnimmt....
— — — — — — — — —

Der Pabſt hat ein ſchönes Leben: (W. Gr. S. 151.)
Möchte er Sünde ohne Reu vergeben,
So ſollte man ihn ſteinen,
Ob er der Chriſten einen
Oder keiner Mutter Barn
Ließe hin zur Hölle fahr'n.
— — — — — — — — —

Alle Schatzes Flüße gehn (W. Gr. S. 148.)
Zu Rome, daß ſie da beſtehn;
Und doch nimmer wird es voll:
Das iſt ein unſeelig Hohl!
So kommt auch alle Sünde dar,
Die nimmt man da den Leuten gar.
Wo ſie die behalten,
Des muß Glück walten.
Zu Rome iſt alles Rechtes Kraft, (W. Gr. S. 153.)
Und aller Falſchheit Meiſterſchaft.
Römiſch Segen und ſein Gebot (W. Gr. S. 148.)
Die ſind Pfaffen und Laien Spott.
— — — — — — — —

Wer auch falſcher Eide gehrt,
Der findet ihrer gute Pfennigwerth.

halts *). Die wenigen religiösen sind allgemein; eins darunter, das 'Gebet':

Wie könnt' ich, Vater, noch wohl zagen,
Da deine Hand mich sichtbar führt? u. s. w.

könnte, ganz wie es ist, in unsre Gesangbücher aufgenommen werden, wie wir denn auch ein Lied des gleichfalls von Voß angefeindeten Novalis mit großer Erbauung in unsern Kirchen singen.

Der Uebertritt meines Bruders Friedrich von Schlegel, zur römisch-katholischen Kirche ist erst im Sommer des Jahres 1808 in Deutschland bekannt geworden. Gesetzt aber auch, ich hätte diesen Uebertritt schon im vorhergehenden Jahre vorausgesehen, oder vermuthet, oder gewußt: war es mir nicht erlaubt, aus seinen öffentlichen Aeußerungen diejenigen hervorzuheben, womit ich vollkommen einverstanden war: die Ansicht der Zeitereignisse, die vaterländischen Gesinnungen? Sind nicht die Geister frei? und bin ich für die Ueberzeugungen und Lehren meiner Freunde solidarisch ver-

---

Was zu Rome Feiles ist; (W. Gr. S. 153.
Da sieht man manchen falschen List.
Weib' und Pfaffen leben da wohl:
Die zwei da niemand schelten soll.

*) Da den meisten Lesern das Taschenbuch wohl nicht zur Hand ist, so setze ich das Verzeichniß her, damit jeder in der Sammlung der Gedichte meines Bruders nachschlagen, und sich selbst hievon überzeugen könne: An die Dichter. An Viele. Im Walde. Frankenberg bei Achen. Das Gedicht der Liebe. Calderon. An Camoens. Spruch. Gesang. Sinnbild. Spruch. Wechselgesang. Das versunkene Schloß. Spruch. Eulenspath. Mahomets Flucht. An den Befreier. E
Friede. Spruch. Spruch. Das Alte u
fart. Deutsche Sinnesart. Eintritt in d
dem Feldberge. Weihe des Alten. Spru

antwortlich? Kann mir zugemuthet werden, gegen einen Bruder, mit dem ich ſo lange in inniger Gemeinſchaft und Verbrüderung der Geiſter wißenſchaftlich und litterariſch gewirkt, mich ausdrücklich und öffentlich zu erklären? Ich ſollte nicht meinen, wiewohl ich mir das Recht dazu vorbehalte. Wenn ſeitdem, nicht bloß über die Religion, ſondern auch über viele andre Gegenſtände unſere Anſichten und Meinungen ſich noch viel weiter, ja unvereinbar getrennt hätten: iſt es nicht genug, wenn ich fortfahre zu lehren und zu ſchreiben, was mir nach der redlichſten Prüfung für Wahrheit gilt?

Im Jahr 1807 war jener Aufſatz geſchrieben; ſiebzehn Jahre nachher gründete Voß darauf ſeine Anklage gegen mich. Wenn nach allem Obigen ſein anfängliches Mißverſtändniß noch einigermaßen begreiflich wäre, hätte nicht mein nachheriger Lebenslauf, der ihm unmöglich ganz unbekannt bleiben konnte, ihn aus dem Irrthume ziehen müßen? Volle vierzehn Jahre, vom Frühlinge 1804 bis 1818, lebte ich mit Ausnahme eines halbjährigen Beſuchs und der im Hauptquartiere der Nord-Armee zugebrachten Zeit, entfernt von Deutſchland; und es war mir ſchon phyſiſch unmöglich, die Wirkſamkeit des eingebildeten Bundes zu leiten. Aber, in Wahrheit! der Druck des weltlichen Deſpotiſmus laſtete zu ſchwer auf mir, als daß ich Luſt und Muße gehabt hätte, für die Herſtellung eines geiſtlichen Deſpotiſmus zu arbeiten. Ich lebte im Hauſe der Frau von Staël, der edlen Frau, welche wegen ihres feſten Sinnes, der ſich durchaus zu keiner ſchmeichleriſchen Huldigung verſtehen wollte, wegen der Wärme, womit ſie ſich der Unterdrückten annahm, wegen ihres europäiſchen Ruhmes und unwiderſtehlichen Beredſamkeit ſchon vom Conſul Bo-

naparte, nachher dem Kaiser Napoleon vor allen verdächtig war, und immer mehr das Ziel seiner Verfolgungen ward. Nachdem Napoleon erklärt hatte, es gebe politische Verbrechen, welche die Staatsraison nicht erlaube zur öffentlichen Kenntniß gelangen zu laßen, welche man deswegen ohne Gericht und Urtheil in aller Stille beseitigen müße; nachdem er, in Folge dieses Considérant, sechs Bastillen für eine in Frankreich eingerichtet hatte: so konnte man sich ohne einen allzu kühnen Schwung der Einbildungskraft die Einschließung in ein Staatsgefängniß ganz natürlich vorstellen. Platz genug war da. Es ist thöricht, unnützer Weise der Tyrannei eine Art von Recht gegen sich zu schaffen. In Frankreich legte mir die Rücksicht auf meine Freundin die größte Vorsicht und Zurückhaltung auf; aber gleichgesinnten Landsleuten mich zu eröffnen, versäumte ich keine Gelegenheit. Es geschah in Wien im Jahre 1808 am Schluße meiner Vorlesungen vor dreihundert Zuhörern. Unter dem Vorwande, Gegenstände der deutschen Geschichte zu großen dramatischen Darstellungen zu empfehlen, sprach ich die vaterländische Erinnerung, den Schmerz über die Gegenwart, und den Glauben an eine beßere Zukunft aus. Der französische Gesandte und mehrere von verbündeten Staaten waren gegenwärtig: einige meiner Freunde fanden, ich hätte mich zu weit gewagt. Meine Worte mochten wenig Beredsamkeit haben; aber in der damaligen Lage, unter so dringenden Besorgnissen, so zweifelnden Hoffnungen bewirkten sie eine sichtbare Rührung und ungewöhnliche Bewegung der Gemüther; ich erhielt [illegible]se des Beifalls und der Theilnahme.

Von Wien aus machte ich [illegible]
den von Deutschland, um meine[illegible]
ster zu besuchen. Hier sah ich

Landstadt des westphälischen Königreichs verwandelt. Ich fand viele Kurzsichtige, welche glaubten, die Ruhe der Staaten sei nun für immer gesichert; Begünstigte der neuen Macht, denen Alles in rosenfarbenem Lichte erschien; aber auch freigesinnte Männer, welche die Schmach eines solchen Joches, eines so läppischen Provincial-Despotismus unter der Vormundschaft des eisernen europäischen, tief empfanden, und auf Herstellung hofften: unter diesen meine Brüder, den Rechtsgelehrten in Hannover und den Geistlichen in Göttingen. Unvergeßlich bleibt mir das Gespräch mit meinem ehrwürdigen Lehrer Heyne. Hoch bejahrt, in einer körperlichen Verfaßung, die ihn seinen nahen Tod voraussehen ließ, sprach er von der Lage Deutschlands mit der feurigen Indignation eines Jünglings. Besonders aber beschäftigte ihn die Gefahr der eindringenden Barbarei, indem bei der Verschwendung eines üppigen Hofes und den militärischen Anstrengungen von den erpreßten Staatseinkünften nichts für den öffentlichen Unterricht übrig blieb, den man auch geflißentlich herunterbringen wollte. Er hat die Stiftungen für Wißenschaft und Gelehrsamkeit gegen die ausländischen Staatsminister mit dem beharrlichsten Muthe verfochten. Hierin stand ihm Johannes Müller bei, aber, wie mir Heyne schonend andeutete, nicht mit gleicher Festigkeit. Auch Johannes Müller besuchte ich in Cassel, und es entgieng mir nicht, daß er unter dem reichgestickten Rock, womit er täglich an jenem abgeschmackten Hofe erscheinen mußte, an einem gebrochenen Herzen sich verzehrte. Er unterhielt mich von seinem Lieblingsgedanken, ganz von den Geschäften zurückgezogen, wieder als Gelehrter zu leben. Im folgenden Jahre erfuhr ich den Tod des in seltenem Grade wohlwollenden, nur zu
:n Mannes, ohne Befremden, aber mit tiefer Rührung.

Die zweite Ausgabe meiner Gedichte erschien im Jahre 1811, als Napoleons Weltherrschaft ihren höchsten Gipfel erreicht hatte. Hier sagte ich in einem Gedicht 'auf der Reise', auf dem Rückwege aus Frankreich nach der Schweiz bei Fort l'Ecluse:

Fremde Sitten, fremde Zungen
Lernt' ich üben her und hin;
Nicht im Herzen angeklungen,
Stärkten sie den deutschen Sinn.
Lang' ein umgetriebner Wandrer,
Wurd' ich niemals doch ein Andrer.

Theure Brüder in Bedrängniß,
Euch geweiht ist all mein Schmerz!
Was euch trifft, ist mein Verhängniß;
Fallt ihr, so begehrt mein Herz,
Daß nur bald sich mein Gebeine
Vaterländ'schem Staub vereine.

Die Beziehung der letzten Strophe hob ich noch bestimmter heraus durch die Angabe des Zeitpunktes der Abfaßung, es war im Frühlinge des Jahres 1807, vor Wiedereröffnung des Feldzugs. In einem andern Gedicht 'an die Irrführer' heißt es:

Helft nun! Die Riesenflügel spreizt der Geier,
Er facht im Lande der Verwüstung Lohe,
Und noch ruft Recht und Wahrheit tauben Ohren.

Welcher Leser konnte wohl in dem riesenhaften Geier das Feldzeichen Napoleons, den usurpierten römischen Adler, verkennen? Um die Aufmerksamkeit der Censur abzulenken, setzte ich darüber: 'Nach dem Propheten Jesaïas'; wie denn viele Ausdrücke und Gleichnisse aus dem heiligen entlehnt sind. Da mir mehr und mehr die Hoffn schwand, jemals wieder in Deutschland leben

Landstadt des westphälischen Königreichs verwandelt. Ich fand viele Kurzsichtige, welche glaubten, die Ruhe der Staaten sei nun für immer gesichert; Begünstigte der neuen Macht, denen Alles in rosenfarbenem Lichte erschien; aber auch freigesinnte Männer, welche die Schmach eines solchen Joches, eines so läppischen Provincial-Despotismus unter der Vormundschaft des eisernen europäischen, tief empfanden, und auf Herstellung hofften: unter diesen meine Brüder, den Rechtsgelehrten in Hannover und den Geistlichen in Göttingen. Unvergeßlich bleibt mir das Gespräch mit meinem ehrwürdigen Lehrer Heyne. Hoch bejahrt, in einer körperlichen Verfaßung, die ihn seinen nahen Tod voraussehen ließ, sprach er von der Lage Deutschlands mit der feurigen Indignation eines Jünglings. Besonders aber beschäftigte ihn die Gefahr der eindringenden Barbarei, indem bei der Verschwendung eines üppigen Hofes und den militärischen Anstrengungen von den erpreßten Staatseinkünften nichts für den öffentlichen Unterricht übrig blieb, den man auch geflißentlich herunterbringen wollte. Er hat die Stiftungen für Wißenschaft und Gelehrsamkeit gegen die ausländischen Staatsminister mit dem beharrlichsten Muthe verfochten. Hierin stand ihm Johannes Müller bei, aber, wie mir Heyne schonend andeutete, nicht mit gleicher Festigkeit. Auch Johannes Müller besuchte ich in Cassel, und es entgieng mir nicht, daß er unter dem reichgestickten Rock, womit er täglich an jenem abgeschmackten Hofe erscheinen mußte, an einem gebrochenen Herzen sich verzehrte. Er unterhielt mich von seinem Lieblingsgedanken, ganz von den Geschäften zurückgezogen, wieder als Gelehrter zu leben. Im folgenden Jahre erfuhr ich den Tod des in seltenem Grade wohlwollenden, nur zu schwachen Mannes, ohne Befremden, aber mit tiefer Rührung.

Die zweite Ausgabe meiner Gedichte erschien im Jahre 1811, als Napoleons Weltherrschaft ihren höchsten Gipfel erreicht hatte. Hier sagte ich in einem Gedicht 'auf der Reise', auf dem Rückwege aus Frankreich nach der Schweiz bei Fort l'Ecluse:

Fremde Sitten, fremde Zungen
Lernt' ich üben her und hin;
Nicht im Herzen angeklungen,
Stärkten sie den deutschen Sinn.
Lang' ein umgetriebner Wandrer,
Wurd' ich niemals doch ein Andrer.

Theure Brüder in Bedrängniß,
Euch geweiht ist all mein Schmerz!
Was euch trifft, ist mein Verhängniß;
Fallt ihr, so begehrt mein Herz,
Daß nur bald sich mein Gebeine
Vaterländ'schem Staub vereine.

Die Beziehung der letzten Strophe hob ich noch bestimmter heraus durch die Angabe des Zeitpunktes der Abfaßung, es war im Frühlinge des Jahres 1807, vor Wiedereröffnung des Feldzugs. In einem andern Gedicht 'an die Irrführer' heißt es:

Helft nun! Die Riesenflügel spreizt der Geier,
Er facht im Lande der Verwüstung Lohe,
Und noch ruft Recht und Wahrheit tauben Ohren.

Welcher Leser konnte wohl in dem riesenhaften Geier das Feldzeichen Napoleons, den usurpierten römischen Adler, verkennen? Um die Aufmerksamkeit der Censur abzulenken, setzte ich darüber: 'Nach dem Propheten Jesaias'; wie denn auch viele Ausdrücke und Gleichnisse aus dem heiligen Sänger entlehnt sind. Da mir mehr und mehr die Hoffnung verschwand, jemals wieder in Deutschland leben zu können, so

wünschte ich meinen Landsleuten in diesen und andern Gedichten wenigstens ein Zeugniß meiner Gesinnungen zu hinterlaßen.

Im Frühlinge desselben Jahres 1811 wurde ich auf eine Denunciation des Präfekten von Genf bei dem Polizei-Ministerium aus dem französischen Reiche verbannt. Nach dem Einzuge der Alliierten in Paris habe ich das Original dieser Denunciation in Händen gehabt. Sie lautete dahin: ein gewisser M. Chelègue, mehrjähriger Hausgenoße der Frau von Staël, sei anti-napoleonisch, anti-französisch, mit einem Worte deutsch gesinnt, und müße ferner nicht in Frankreich geduldet werden. Der Präfekt hatte wenigstens keine Unwahrheit gesagt: so verhielt es sich wirklich. Ich zog mich nach der Schweiz zurück, und bat in Bern den Kanzler des schweizerischen Bundes, Hrn. Mousson, mich offenherzig über meine Lage aufzuklären: ob die Schweiz mich beschützen könne, falls mein Aufenthalt der französischen Regierung verdächtig würde? Er erwiederte: die geringe Kraft des Widerstandes, welche die Schweiz noch beſitze, müße für die öffentlichen Angelegenheiten aufgespart werden; für Privat-Interessen bliebe nichts übrig; selbst die Ansiedelung in der Schweiz, die Erwerbung des Bürgerrechtes in irgend einem Kanton, könne mir nach meiner Vertreibung aus Frankreich nicht mehr helfen.

Im Sommer 1812, eben bei dem Ausbruche des russischen Krieges, begleitete ich Frau von Staël auf ihrer Flucht vor Napoleon nach England, als dem Freihafen der Menschheit. Sie wurde wie eine Gefangene betrachtet, ihr Vorhaben mußte äußerst geheim gehalten werden, und um zum Ziele zu gelangen, mußte sie Europa umkreißen. Nach aller Wahrscheinlichkeit mußten wir, jeder von seinem Vaterlande,

für immer Abschied nehmen. Dieser Gedanke brachte meine verewigte Freundin beinahe zur Verzweifelung. Ich stärkte ihren wankenden Entschluß, ich suchte ihr Muth einzuflößen. — 'Faßen Sie sich! Dieser gewaltsame Zustand kann nicht 'dauern. Ich bin fest überzeugt, ich werde noch das Glück 'haben, Sie über Dover und Calais nach Paris zurück zu 'begleiten.' — Und so erfolgte es wirklich binnen weniger als zwei Jahren. Nach der Katastophe in Fontainebleau eilte ich sogleich, um mein gegebenes Wort zu lösen, aus den Niederlanden nach England, wohin ich mich mit dem ersten großbritannischen Paketboot einschiffte, das in Calais gelandet war. —

Nach Ueberwindung mancher Schwierigkeiten und Beschwerden, zuletzt noch der Gefahr eines Schiffbruchs während der Aequinoktial-Stürme auf dem bothnischen Meerbusen, langten wir glücklich in Stockholm an. Hier, zum ersten Mal mit freier Hand, entwarf ich die Schrift Sur le système continental, welche zu Anfange des Jahres 1813 erschien. Diese Schrift war zunächst dazu bestimmt, die öffentliche Meinung in Schweden aufzuklären*). Sie wurde in das Schwedische, Rußische, Deutsche und Englische über-

*) Der Eigenthümer der einzigen Druckerei in Stockholm, welche auf den Druck eines französischen Buches eingerichtet war, wagte nicht meine Schrift zu drucken, bis er die eigenhändige Versicherung des Hofkanzlers hatte, daß sie mit voller Genehmigung der Regierung erscheine. Er war bisher ein Bewunderer Napoleons gewesen, und hatte mehrere Anpreisungen seines politischen Systems verlegt. Nachdem er aber aus dem Absatz meiner Schrift, wovon er das Manuskript unentgeltlich erhielt, beträchtliche Summen gelöst hatte, so fieng er an, seine Meinung zu verändern, und Napoleons wahre Größe zu bezweifeln.

lichen, auf denſelben Kanzeln, mit Berufung auf dieſelbe geheiligte Autorität, mit Androhung derſelben ewigen Höllenſtrafen. Es ließ ſich hierauf anwenden, was König Lear beim Shakſpeare ſagt: 'Ja und Nein zugleich, das war keine gute Theologie!' — Doch fände ſich noch wohl eine Ausrede. Man möchte etwa erwidern: 'Keineswegs! Nicht zugleich Ja und Nein; nicht ganz zugleich: ſondern geſtern Ja und heute Nein!' — Die geſchichtliche Darſtellung in dem genannten Werke der Frau von Staël geht nur bis zum 5ten Julius 1815, ſonſt hätte das ſeitdem in Frankreich Vorgefallene einen reichhaltigen Nachtrag zu dem Kapitel von der Vermengung der Religion mit der Politik liefern können.

Entweder ich bin über die Ultramontaniſten und Kongreganiſten ganz irrig berichtet, oder dieſes Buch ſteht bei ihnen in der entſchiedenſten Verdammniß; und einen Antheil an deſſen Herausgabe gehabt zu haben, wenn auch einen bloß litterariſchen, kann mich bei ihnen nicht ſonderlich empfehlen.

Ich wiederhole meine Frage: war alles dieß Voßen unbekannt geblieben? Ihm, der ſo genaue Erkundigung über die Tritte und Schritte ſeiner ſelbſtgewählten Gegner einzuziehen pflegte? Und hätte nicht die Kenntniß auch nur von einem kleinen Theile der angeführten Thatſachen ihn vermögen müßen, ſeine Hypotheſe als unhaltbar aufzugeben? — Aber weit gefehlt! In dem wißenſchaftlichen Beruf, dem ich mich ſeit dem Jahre 1818 ausſchließend gewidmet, fand er eine neue Beſtätigung. Ich habe das Sanskrit erlernt; mich bemüht, die Denkmale der alt-indiſchen Litteratur an's Licht zu ziehen; von einer Regierung, welche jede Erweiterung der Wißenſchaft fördert, bin ich dabei bereitwillig un-

terſtützt, und beſonders beauftragt worden, dieſes Studium in Deutſchland einheimiſch zu machen. Ich habe meinerſeits mich weder Mühe noch Koſten verdrießen laßen, Reiſen bloß zu dieſem Zweck nach Paris und London gemacht. Es iſt auch ziemlich gut damit gelungen: gründliche Gelehrte ſind als meine Mitarbeiter in dieſem Fache aufgetreten; ſchon haben ſich talentvolle Schüler gebildet, und das Studium hat an Herrn Wilhelm von Humboldt einen warmen Freund und Gönner gefunden.

Wer ſollte es denken? Ich that Alles nur für die Zwecke des bewußten geheimen Bundes. Die Brahmanen waren von jeher, ſo weit die Geſchichte reicht, ein erblicher Prieſterſtand, welcher große Vorrechte genoß; aus der Religion, die ſie lehrten, iſt die Geſetzgebung und geſellſchaftliche Verfaßung Indiens hervorgegangen. Unter dem Scheine einer bloß gelehrten Beſchäftigung mit der Litteratur und den Alterthümern dieſes Landes wollte ich eigentlich die Prieſterherrſchaft in unſerm Europa fördern; durch die Darſtellung der Mythologie einen myſtiſchen Aberglauben vorbereiten; und was ich von den Brahmanen erzählt, wollte ich mit den Jeſuiten zur Wirklichkeit gebracht wißen.

Wenn dem ſo iſt, ſo muß ich nur beſorgen, daß meine Winke zu verſtohlen waren, und daß die meiſten Leſer meiner indiſchen Bibliothek ſie gar nicht gefaßt haben werden. Man muß geſtehen, ich wußte ehemals nachdrücklicher gegen Napoleon zu ſchreiben, der doch noch ziemlich mächtig war, als für die Jeſuiten, die doch ſchon ziemlich mächtig ſind. Man muß geſtehen, ihr Orden hat an franzöſiſchen Schriftſtellern und Rednern ganz anders r Verfechter gefunden, die der Sache gerade auf den Le cken. Was bin ich gegen einen Vicomte de Bonald?

der Brahmanen mit Achtung gesprochen. Das thaten schon die Griechen. Das that in neueren Zeiten Voltaire ebenfalls, wiewohl er dabei nur aus äußerst mangelhaften, zum Theil entstellenden Berichten schöpfen konnte. Wär es dem scharfsinnigen Manne etwa auch darum zu thun, die theokratische Verfaßung in Europa herzustellen und zu befestigen? Noch hat sich kein Voß in Frankreich gefunden, der ihn dessen angeklagt hätte.

Um keine Seite der voßischen Beschuldigungen zu übergehen, setze ich die auf meine gelehrten Arbeiten bezüglichen Stellen der Anti-Symbolik her.

Th. I. S. 105. Anm.

'Er (Herr Creuzer) konnte es (das Buch von Ward) 'leicht bekommen durch seinen Freund A. W. von Schle-'gel, Mitglied des geheimen Bundes zur Herstellung des 'Mittelalters. Auch er in der indischen Bibliothek I. '1. (Bonn 1820) bekennt sich also: „Der Zusammenhang „der alten priesterlichen Lehre und Verfaßung Indiens mit „der frühesten Bildungsgeschichte der Westwelt ist, in „Hinsicht der Zeit, der Weise, der Richtung, worin die Mit-„theilungen erfolgt sein mögen, weit räthselhafter, gleichwohl „sehr wahrscheinlich, ja durch so viele auffallende „Uebereinstimmungen wird er fast unläugbar." 'p. XII. Zu Wegweisern in die indische Mythologie empfiehlt 'er p. 34. die weisen Männer Jones, Robertson und 'Maurice; nicht Wilford, nicht Polier, ein Wohlkun-'diger. Wir andern, meint er, wißen nicht, daß Maurice 'bloß nacherzählt: nach Jones, des Dionysus Geburtsberg 'Meros bei Nysa sei Meru bei Naischada; nach Wilford, 'der wahre Dionysus sei Dewa-Nahuscha oder Deo-'sch, ein Eroberer bis Waraha-Dwip, und so fort.

'Aber, ſagt Hr. von Schlegel, „wen es vergnügt, ein Paar „Bände hindurch auf das verruchte Heidenthum ſchimpfen zu „hören, der mag das Buch von Ward leſen, welches jedoch „in England viele Leſer zu finden ſcheint."

S. 120.

'Ehe der Artillerie-Leutnant Wilford im Jahre 1792 'die gediegenſten Grundwahrheiten der ſymboliſchen Offenba-'rung, genannt Indomanie, von ſeinem Pandit durch gar 'verſtändige Fragen herauslockte, hatte bereits 1789 der Prä-'ſident Jones, oder, wie der Indoman Hr. A. W. von 'Schlegel ihn betitelt, Sir William Jones*), in Neben-'ſtunden der rühmlich verwalteten Staatsgeſchäfte, mit der 'vergleichenden Mythologie, wie er ſagt, durch Pomeys 'Hülfe geſpielt.'

S. 136.

„Sir William Jones, der weiſe Menſchen- und Völ-

*) Ich betitle den berühmten Gelehrten, wie jedermann in England thut. Sir, als Anrede, iſt von ganz allgemeinem Gebrauch; dem Taufnamen vorgeſetzt, iſt es der Titel eines Ritters oder Baronets, und ſo unzertrennlich damit verbunden, daß man wohl den Familien-Namen weglaßen kann, wenn die Perſon ſchon ſonſt hinlänglich bezeichnet iſt, niemals aber den Taufnamen, z. B. Sir Isaac Newton, und wenn der Name in derſelben Rede öfter vorkommt, bloß Sir Isaac. So wenig verſtand der Mann, welcher den Shakſpeare zu überſetzen unternahm, den gemeinſten engliſchen Sprachgebrauch! Daß Voß, nachäffend, mich 'Sir Wilhelm von Schlegel' nennt, ſoll vermuthlich ein Spott darauf ſein, daß ich mich A. W. von Schlegel unterzeichne. Mich berechtigt dazu ein Diplom, wodurch Kaiſer Ferdinand der Dritte meinem Urältervater für ſich und ſeine männliche Nachkommenſchaft zugleich den Reichs- und ungariſchen Adel verliehen, und wovon das Original in meinen Händen iſt.

„ker-Kenner, hat mit anderen seiner Art," 'nach der Bemer-'kung des Sir Wilhelm von Schlegel (Ind. Bibl. I. 1. p. '34.), „das Große und Schöne in jenen uralten Ueberliefe-„rungen gefühlt und in einem menschlichen und philosophi-„schen Sinne darüber gesprochen. Jetzt aber ist eine Par-„tei —" Nun, die laßen wir gehn, oder wünschen ihr mit-'zupilgern in das Land, wo der Pfeffer wächst.'

Wenn es Voßen bloß um die Wahrheit, um die Berichtigung wißenschaftlicher Irrthümer, zu thun war, so begreife ich nicht, wie ich dazu kam, von ihm aus eigenem Antriebe in den Streit hineingezogen zu werden. Hrn. Creuzers Schriften handeln von vielen Dingen, die weit außerhalb des Kreißes meiner Forschungen liegen. Deswegen habe ich mich nie darüber ausgesprochen, weder in der indischen Bibliothek, noch anderswo. Hr. Creuzer behauptet einen großen Zusammenhang zwischen den Religionen der alten Völker. Diese Meinung hat im Allgemeinen viel für sich. Im Einzelnen aber kann man bei der Herleitung eines Kultus aus einem fremden Lande nicht behutsam genug zu Werke gehn, wo es uns an geschichtlichen Zeugnissen fehlt, und wo wir die Mittelglieder und Wege der Mittheilung nicht nachweisen können. Die vielgestaltigen polytheistischen Religionen sind dennoch aus Einem und demselben Princip entsprungen: aus einer höchst lebendigen Anschauung der Natur. Die magische Gewalt, welche die Naturkräfte über sinnliche Gemüther ausübten, verdunkelte die reinere Erkenntniß der großen einfachen Religionswahrheiten, in deren Besitz wenigstens ein Theil des ältesten Menschengeschlechtes gewesen zu sein scheint. Dagegen wurde durch eben diese magische Gewalt der unbewußt spielenden Einbildungskraft der Glaube an ihre eianen Schöpfungen aufgenöthigt: so entstand Mythologie,

ein räthſelhaftes unauflösliches Gewebe von kühnen, ungeheuern, furchtbaren und lieblichen Dichtungen; die bunte Hülle der Erfahrung, der Ueberlieferung und der ahndungsvollen Betrachtung. In den Religionen der alten Völker bemerkt man allgemeine Aehnlichkeiten, welche daraus entſtanden ſein können, daß überall dieſelben Triebe, Bedürfniſſe und Anlagen der menſchlichen Natur wirkſam waren; und wiederum beſondere Uebereinſtimmungen, welche uns berechtigen, auf eine vorgefallene Mittheilung zu ſchließen. Jene muß man ſorgfältig von dieſen unterſcheiden. Wenn der alte gottbegeiſterte Geſetzgeber bei den Indiern Manus heißt, bei den Griechen Minos; der erſte König bei den Aegyptiern Menes, bei den Lydiern Manes; wenn wir bei den Aegyptiern genau dieſelbe Erblichkeit der Stände, dieſelbe Kasten-Eintheilung der ganzen geſelligen Verfaßung finden, wie bei den Indiern; hier und dort die Lehre von der Unſterblichkeit mit der beſondern Beſtimmung der Seelenwanderung; hier und dort die Verehrung und Schonung der Kuh als eines geheiligten Thieres; hier und dort daſſelbe Verbot gewiſſer Speiſen; wenn Manus in ſeinen Sprüchen eben ſo wie die alten griechiſchen Dichter lehrt, durch vier Weltalter hindurch ſei das Menſchengeſchlecht, von der urſprünglichen Vollkommenheit immerfort ausartend, allmälich zu dem gegenwärtigen Zuſtande der Verderbtheit und des Unheils herabgeſunken: dürfen wir dieſe Uebereinſtimmungen ſo geradezu für zufällig erklären? Wird nicht der beſonnenſte und vorſichtigſte Forſcher ſich bewogen finden, einen vorgeſchichtlichen Zuſammenhang anzunehmen? Die Religionen haben ſich örtlich und national bis zu einer erſtaunlich Verſchiedenheit entwickelt; gewiſſe Grundzüge aber ſcheinen die Völker aus einer gemeinſamen Quelle geſchöpft, und

die Wohnsitze, wo wir sie kennen lernen, schon mitgebracht zu haben. Dazu kommt nun die Verwandtschaft der Sprachen (z. B. des Sanskrit, des Griechischen und des Lateinischen), welche eine ursprüngliche Verwandtschaft sehr weit von einander entfernt wohnender Völker unwiderleglich beweiset.

Voß hat in der zuerst angeführten Stelle mehrere meiner Ausdrücke unterstrichen, als ob Wunder was Verdächtiges dahinter steckte. Jedem in diesen Untersuchungen nicht ganz unbewanderten Leser war es wohl klar, daß ich bei 'der frühesten Bildungsgeschichte der Westwelt' hauptsächlich das alte Aegypten vor Augen hatte. Robertson, Sir William Jones und Maurice habe ich wegen ihrer allgemeinen Ansicht von den indischen Alterthümern gelobt, nicht wegen der kritischen Genauigkeit im Einzelnen. Zwar hat Robertson die Geschichte des Handels mit Indien vortrefflich behandelt; er hat die hohe Kultur dieses Landes, so weit unsere geschichtlichen Nachrichten hinaufreichen, in's Licht gesetzt: von der Religion und Mythologie handelt er nur nebenbei. Es konnte mir nicht einfallen, die von Jones angestellte Vergleichung der indischen Mythologie mit der griechischen und römischen anzupreisen. Sein unkritisches Verfahren hiebei hat schon vor vielen Jahren Heyne gerügt*), so daß Voß darüber gar nicht einmal etwas Neues sagt. Aber wer wird nicht einem um die Gelehrsamkeit und um die Menschheit so hochverdienten Manne die Schwäche eines voreiligen und mißlungenen Versuchs gern zu gute halten? In jenem Aufsatze sprach ich von der dichterischen Seite der indischen Mythologie, und diese hat Jones in seinen Hymnen auf die indischen Götter sehr geschmackvoll hervorgehoben.

---

*) Vergl. Göttingische Anzeigen 1790. Bd. III. S. 1459.

Ich habe ferner Wards Buch getadelt. Voß giebt zu verstehen, es sei mir deswegen zuwider, weil darin der brahmanische Aberglaube nachtheilig geschildert wird, da ich hingegen diesen in einem günstigen Lichte zeigen wolle, um einen europäisch-christlichen Aberglauben zu befördern *). Wie solche Kombinationen in den Kopf eines Menschen kommen können, ist schwer zu begreifen. Von einem Missionar, und vollends von einem Missionar, welcher den Verdruß gehabt hat, niemand zu bekehren, kann es nicht sonderlich befremden, wenn er den vergeblich bekämpften Götzendienst mit den schwärzesten Farben malt; dem philosophischen Forscher ist es aber auch nicht zu verargen, wenn er einem so einseitigen Berichte sein Zutrauen versagt. Wird wohl jemand behaup-

*) Ein deutscher Missionar im südlichen Indien hat mir auch in einem Briefe Ungerechtigkeit gegen Ward vorgeworfen. Der wackre Mann hatte mich so mißverstanden, als ob ich das Werk der Missionen herabsetzen wollte, vor welchem ich vielmehr die größte Achtung hege, wenn es aus wahrer Frömmigkeit unternommen und mit dem gehörigen Verstande betrieben wird. Ward hat sich aber selbst als den Missionar geschildert, wie er nicht sein soll. Zweierlei mißfiel mir nicht nur, sondern empörte mich in seinem Buche. Erstlich die Anschwärzung einer Nation von hundert und zwanzig Millionen Menschen bei ihren ausländischen Beherrschern; dann die unzweideutige Anmahnung, den Götzendienst durch gewaltsame Maßregeln zu unterdrücken. Das Buch ist in England fleißig gelesen worden, von einer Religionspartei, welche das Bekehrungsgeschäft auf solche Weise betrieben wißen will, wie es schwerlich etwas Heilsames wirken, zuverläßig aber die brittische Herrschaft in Indien stürzen würde. Ich hatte mir vorgesetzt, den Brief des deutschen Missionars mit meiner Antwort zusammen drucken zu laßen; unter so vielen andern Arbeiten ist aber die letzte halb vollendet liegen geblieben. Hier ist es meinem Zwecke fremd, den interessanten Gegenstand weiter abzuhandeln: es kann aber ein andermal geschehen.

ten, man müße die Religion und Mythologie der Griechen und Römer, mit Uebergehung ihrer eignen Dichter, ihrer Geſchichtſchreiber, ihrer Kunſtwerke, ausſchließlich aus den Streitſchriften des Arnobius und anderer Kirchenväter adversus paganos kennen lernen? Freigebig zugeſtanden, Alles, was ſie ſagen, ſei wahr: ſo iſt es doch nicht die ganze Wahrheit; ſie haben nur Eine Seite der Sache gefaßt. Es fällt ſchon an ſich ſchwer genug, ſich in die Denkart der Vorzeit zu verſetzen; wenn man mit leidenſchaftlicher Parteilichkeit an das Werk geht, und ſogleich zur Verurtheilung ſchreitet, ſo wird es damit gewiß nicht gelingen. Die Aufgabe für den Denker iſt vielmehr, zu begreifen, wie ſolche Meinungen, Sitten, Gebräuche haben entſtehen und ſo tief wurzeln können, daß ſie ein auf Jahrtauſende hin unvertilgbares National-Gepräge hervorgebracht? Wie es kam, daß die Menſchen tauſendfache Hemmungen ihrer natürlichen Freiheit vermöge einer religiöſen Geſetzgebung ſich ſo willig gefallen ließen? Endlich zu beſtimmen, welchen Einfluß die Religionen auf die moraliſche, intellektuelle und imaginative Ausbildung gehabt? Wo man dann vielleicht mit Erſtaunen würde eingeſtehen müßen, daß trotz dem verkehrteſten Aberglauben, ja zum Theil aus ihm, viel Schönes, Gutes und Großes ſich entwickelt hat.

Es iſt nicht im mindeſten zu tadeln, daß Voß Hypotheſen beſtritt, die nach ſeiner Meinung gewagt und grundlos waren. Aber dieſes Beſtreben hätte ihn vermögen ſollen, die Erforſchung der alt-indiſchen Sprache und Litteratur als verdienſtlich anzuerkennen. Denn je mehr die Wißenſchaft ſich erweitert, deſto enger wird das Gebiet der Hypotheſe beſchränkt. Sind erſt die einheimiſchen Urkunden der Indier vollſtändiger an's Licht gezogen, gründlich ausgelegt, nach

ihrem Alter und ihrer Aechtheit kritisch beleuchtet: dann wird es nicht mehr erlaubt sein, bei Untersuchungen über den Zusammenhang der brahmanischen Religion und Mythologie mit der Religion und Mythologie anderer alter Völker bei den vielleicht verfälschten, auf jeden Fall mittelbaren Berichten ausländischer Zeitgenoßen stehen zu bleiben; man wird auf die Quellen zurückgehn müßen. Daß der Pater Paulinus und Anquetil du Perron sich schlecht auf die indischen Alterthümer verstanden, habe ich schon im ersten Bande meiner indischen Bibliothek bemerkt. Im ersten Hefte des zweiten, welches gleichzeitig mit dem ersten Bande der Anti-Symbolik erschien, und also von Voß für den zweiten Band noch benutzt werden konnte, habe ich ausführlich von Wilford gesprochen. Ich habe es in das hellste Licht gesetzt, wie seine bereitwillige Selbsttäuschung, verbunden mit einer künstlich angelegten Mystification, eine solche Masse des Apokryphischen durch alle seine Schriften verbreitet hat, daß sie völlig unbrauchbar sind. Wer künftig noch nach meiner Warnung Wilford als Gewährsmann anführt, wird eingeständig sein müßen, daß er sich selbst geflißentlich verblenden will. Herr Creuzer hat sich, wie vor ihm andre Gelehrte, häufig auf Wilford berufen; ich zweifle nicht, er wird bei einer künftigen Ausgabe seiner Symbolik alle diese Anführungen ausstreichen, und andre Beweisgründe suchen. In einem der letzten Hefte meiner indischen Bibliothek habe ich gegen Hrn. Creuzer behauptet, die Fabel von dem Eroberungszuge des Bacchus nach Indien sei erst seit Alexander dem Großen, und durch ihn, aufgekommen. Hätte man mich über die Herleitung des Bacchusdienstes aus Indien befragt, so würde ich viele Zweifel und Bedenklichkeiten geäußert haben.

Vor langer Zeit erfuhr Voß, wie er selbst erzählt (Anti-

die notorischen Uebertritte unserer Zeit im Allgemeinen zu erwähnen. Man wird mir leicht glauben, daß es sehr ungern geschehen ist. Viele Uebertritte sind in dem Kreiße meiner Beobachtung vorgefallen. Einige darunter haben mich sehr nahe berührt. Aber gerade dieser Umstand machte mich zurückhaltend, und ich habe nur nothgedrungen mein Stillschweigen gebrochen. Wenn die Uebergetretenen in meiner Erklärung, daß ich nicht gesonnen bin, ihrem Beispiele zu folgen, schon einen Angriff und einen Anfang der Feindseligkeiten sehen, so wird dieß ohne Zweifel nur ihrer neu angenommenen Denkart zuzuschreiben seyn. Ich meinerseits wünsche, daß sie, bloß ihres Uebertrittes wegen, nicht im mindesten beeinträchtigt werden mögen.

Wir können es unmöglich als einen allgemeinen Grundsatz aufstellen, jeder solle bei der Religion verharren, die von seinen Vorfahren und Vätern auf ihn vererbt worden ist. Die Befolgung dieses Grundsatzes hätte die Verbreitung des Christenthums, und wiederum in neueren Zeiten die Verbreitung der Reformation unmöglich gemacht. Ferner behaupten wir als Protestanten das Recht der freien Prüfung. Dieses Recht wäre aber illusorisch, wenn wir nicht zugeben wollten, daß ein redlicher Prüfer, nach Maßgabe seiner Geisteskräfte, Kenntnisse und Einsichten, auf ein dem unsrigen entgegengesetztes Resultat geführt werden könne. Das Verhältniß der heiligen Schriften zu einem systematischen Lehrbegriff ist ein sehr verwickeltes; noch verwickelter wird es dadurch, daß ja eben auch über den Grad und Umfang der Gültigkeit gestritten wird, welche man neben den schriftlichen Urkunden der Ueberlieferung und den Beschlüßen des christlichen Gemeinwesens zugestehen soll. Es ist, so zu sagen, eine irrationale Gleichung. Daß hiebei keine streng wißen-

schaftlichen Demonstrationen möglich sind, welche jedem einleuchten müßen, sobald er nur die Begriffe gefaßt hat, beweiset der Erfolg. In der Geometrie giebt es keine Sekten. In der Christenheit hat die Abweichung der Meinungen von den Zeiten der Apostel her angefangen. Vollkommene Einheit der Lehre hat nur durch künstliche und gewaltsame Mittel behauptet oder hergestellt werden können. Bei der allgemeinen Annahme festgesetzter Formeln steht es noch dahin, was jeder sich dabei denkt: weil für den metaphysischen Theil der Dogmatik die Ausdrücke aller menschlichen Sprachen inadäquat sind.

Indessen sind solche theologisch gelehrte Uebertritte, vorbereitet durch ein kritisches Studium der Schrift in den Ursprachen, der Kirchenväter, der Kirchen- und Dogmengeschichte, endlich der neueren Polemik, wohl die seltensten unter allen. Aber die geistigen Bedürfnisse der Menschen und ihre daher entspringenden Neigungen und Abneigungen sind gar mannichfaltig; nach ihrer individuellen Richtung kann diese oder jene Form des Christenthums eine stärkere Anziehungskraft auf den Einzelnen ausüben. Die römisch katholische Kirche unterscheidet sich von der evangelischen nicht bloß in ihren Lehren; sondern auch durch die Hierarchie und kirchliche Verfaßung, und durch die Gestalt des Gottesdienstes. Wer wollte es läugnen, daß diese Dinge mächtig auf die Einbildungskraft wirken können? Was die Hierarchie betrifft, so erwähne ich sie nicht in Bezug auf das Bündniß des weltlichen Ehrgeizes mit dem geistlichen. Die Geschichte zeigt uns allerdings Beispiele von berühmten und berüchtigten Uebertritten, welche erfolgt sind, quia honor sacerdotii firmamentum potentiae adsumebatur. In einem benachbarten Lande sehen wir vor Augen, wie sich ein solcher politischer

Religionseifer bis in Regionen hinunter verbreiten kann, wo man es gar nicht mehr erwarten ſollte. Nein, ich rede hier bloß von dem Eindrucke, den die Stufenleiter der geiſtlichen Würden bis zu dem gemeinſamen Mittelpunkte und Gipfel hinauf, die metaphoriſche Genealogie der Weihungen bis auf den Stifter zurück, zu machen vermögend iſt. Bei allen ſolchen Zuthaten und Umgebungen der Religion, die einzig und allein im Geiſte und im Herzen wohnt, kommt noch dieſes in Betracht, daß das den bisherigen Gewöhnungen Entgegengeſetzte eben durch ſeine Neuheit um ſo ſtärker wirkt. Die Anziehungskraft kann hier alſo in beiden Richtungen ſtattfinden.

In den Drangſalen des Lebens vollends glaubt wohl ein geängſtetes Herz in einem neuen Gelübde Troſt und Halt zu finden. Wer nahe daran iſt, in den Wellen unterzugehen, ergreift wohl auch einen brüchigen Aſt als den Anker ſeiner Rettung. Wozu nun eine vorübergehende Gemüthsſtimmung hingerißen hat, das will man bei einer ruhigeren Verfaßung nicht wieder zurücknehmen, um nicht mit ſich ſelbſt in offenkundigen Widerſpruch zu gerathen. Ob aber jene gehoffte Befriedigung in der Fremde gefunden wird, die man zu Hauſe vielleicht nie in vollem Ernſte geſucht hatte, das iſt eine andere Frage.

Zur freien Religionsübung gehört auch die Freiheit der Uebertritte. Es dürfen ihnen alſo keine äußern Hinderniſſe in den Weg gelegt werden, die wenigen Fälle ausgenommen, welche die Geſetzgebung allerdings vorausſehen muß, um Zwieſpalt und Zerrüttung in den Familien zu verhüten. Wo Chriſten verſchiedener Bekenntniſſe in einem Staate beiſammen leben, iſt vollkommene Gleichheit der bürgerlichen Rechte das beſte Mittel zur Bewahrung der Eintracht. England,

so groß durch die Festigkeit seiner gesetzlichen Einrichtungen, ist noch nicht bis zu diesem glücklichen Verhältnisse gelangt. In einigen Ländern Europas haben die neuesten Ereignisse Fortschritte herbeigeführt. In den vereinigten Niederlanden fanden alle unterdrückten Religionsparteien eine sichre Zuflucht; auch einzelne wegen ihrer Meinungen verfolgte Gelehrte; Spinozas und Baylés Schriften wurden dort gedruckt. Die Freiheit war so groß, daß ungehindert neue Sekten gestiftet werden konnten. Jedoch waren Alle, die sich nicht zu der herrschenden Kirche bekannten, von Staatsämtern ausgeschloßen. Dieß war eine natürliche Folge davon, daß in Holland wie in England die freie Verfaßung aus dem siegreichen Kampfe gegen den aufgedrungenen Katholicismus hervorgegangen war. Aber die Sicherheits-Maßregel hatte in Holland die Gefahr lange überlebt, und überlebt sie in England in gewissem Grade noch jetzt. In Deutschland war, seit dem westphälischen Frieden, die Gleichheit der Rechte beider Religionsparteien in dem unvollkommnen Staatenbunde, der noch das deutsche Reich hieß, anerkannt; sogar durch das Jus discedendi in partes auf eine für die gemeinsame Wirksamkeit nach Außen sehr nachtheilige Weise. Indessen war es ein immer bewaffneter Friede, wo jeder eifersüchtig darüber wachte, daß kein Eingriff in seine Rechte geschähe. Deutschland zerfiel großentheils in katholische und protestantische Staaten. Wo sich eine kleine Minderzahl von Bürgern der in dem einzelnen Staate bloß geduldeten Kirche fand, blieb sie von öffentlichen Aemtern ausgeschloßen. Durch die Aufhebung der geistlichen Fürstenthümer, durch die neue Umgränzung der Staaten, wo nunmehr die Bevölkerung beinahe bis zur Gleichheit oder wenigstens in einem starken Verhältnisse aus beiden Religionsparteien zusammengesetzt ist,

mußte jene Ausschließung wegfallen. Wie könnte ein Staat wohl gedeihen, der sich selbst der Kenntnisse, der Talente, der thätigen Tugenden eines so großen Theils seiner Angehörigen bei der Führung seiner Geschäfte beraubte, und dadurch ein gerechtes Mißvergnügen über eine solche Zurücksetzung nährte? Wie gleiche Pflichten, so haben auch Alle gleiche Rechte und Ansprüche.

Diesen Grundsätzen scheint es gemäß zu sein, daß durch die gesetzlich erlaubte Handlung des Uebertrittes hieran nichts eingebüßt werde. Es ist aber auch in anderer Hinsicht wünschenswerth, daß einem Uebergetretenen von Staats wegen nichts Nachtheiliges widerfahre. Dieß könnte gar leicht zum Märterthum umgedeutet werden; und das Märterthum, weiß man schon, lockt zur Nachfolge: vollends so ein gelindes Märterthum, wobei man sich im Spiegel der Eigenliebe mit einem Nimbus um das Haupt, mit einem Palmenzweige in der Hand erblicken kann, und dabei doch ein ziemlich behagliches irdisches Dasein genießt.

An den angenehmen Verhältnissen des geselligen Lebens mögen die Uebergetretenen oft eine Einbuße erleiden: das liegt in der Natur der Sache, und steht nicht zu ändern. Wenige Freundschaften sind so fest gegründet, daß sie nicht durch einen hervortretenden Widerstreit der Meinungen über einen wichtigen Gegenstand erschüttert werden sollten. Seine eigene Denkart und die abweichende des Freundes gleichsam von oben herab in ihrem ganzen individuellen Zusammenhange unparteiisch zu betrachten: dazu gehört philosophischer Geist, und dieser ist sogar unter den gebildetsten Ständen sehr selten. Seine Empfindlichkeit, seine Aufwallungen, sein eignes Unrecht macht man dem Freunde zum Vorwurf; so [illegible]t sich bald von der einen Seite, bald von der andern

zuerst, Kälte, Gleichgültigkeit und Abneigung ein. Ach! es ist nur zu wahr, was der große Dichter sagt:

Keimt ein Glaube neu,
Wird oft Lieb' und Treu
Wie ein böses Unkraut ausgerauft.

Jeder, der in der menschlichen Gesellschaft lebt, muß es sich gefallen laßen, daß seine Bekannten und Mitbürger über seine einigermaßen bedeutenden Handlungen hin und her sprechen, daß sie die Triebfedern zu errathen suchen, und darnach ihr Urtheil fällen. Wie vielmehr muß dieses bei einem so auffallenden Entschluß, als ein Uebertritt ist, erfolgen! Die christliche Gemeinschaft, worin der Uebergetretene auferzogen worden, worin die übrigen verharren, war ihm nicht gut genug. Ist es nicht natürlich, daß die letzten die Erinnerung an seinen bisherigen Lebenslauf prüfender aufwecken, ihn in seinem ferneren Lebenslaufe mit einer genaueren Beobachtung begleiten? Allen Menschen gilt die Sittlichkeit, die thätige Tugend für den Prüfstein des Ernstes in der Religion. 'Opfer, Andacht, Almosen, Buße', sagt ein indischer Dichter, 'können auch aus Heuchelei geübt 'werden; Wahrheit, Ausdauer, Geduld, Uneigennützigkeit, 'wohnen nur in großen Seelen.' — Man ist begierig zu sehen, ob unzweideutige Beweise einer neuen Heiligung zum Vorschein kommen. Das gewöhnliche Resultat wird wohl sein, daß Alles beim Alten bleibt, sowohl in Bezug auf die guten Eigenschaften, als auf die Schwächen, Fehler und unregelmäßigen Neigungen. Doch kommen auch rührende und erhebende Ausnahmen hievon vor. Mag der Uebergetretene immerhin seinen Aufenthalt unter den
bensgenoßen wählen: ich bezweifle sehr, daß
jener geschärften Sitten-Censur werde entgehen

So weit bleibt jedoch Alles noch in dem Kreiße des Privatlebens beschloßen. Nehmen wir aber an, der Uebergetretene habe eine öffentliche Laufbahn, zum Beispiel als Schriftsteller; er setze seine Wirksamkeit in diesem Fache fort, und rücke mit dem Eifer eines neu angeworbenen Soldaten, der gern das Kreuz der Ehrenlegion verdienen will, für die römische Kirche gegen uns in das Feld. Auch dieses muß ihm verstattet sein. Protestanten und Katholiken widersprechen einander durch die That; ihre Theologen sind im alten Besitz des Rechtes, sich gegenseitig zu widerlegen: sie könnten ohne das ihre Dogmatik gar nicht lehren; die Polemik ist ein integrierender Theil der Theologie. Dadurch wird das gute Verständniß nicht im mindesten gestört. Wenn niemand seine Argumente mit Gewalt durchsetzen kann, so bleibt es nur, wie ich mich anderswo ausgedrückt habe, ein friedlicher Konflikt der Meinungen. Ueberhaupt liegt die ausgedehnteste Freiheit der Erörterung in Religionssachen im Geiste des Protestantismus. Und dieses gilt nicht nur von den verschiedenen christlichen Parteien; sondern auch von dem Verhältnisse der Philosophie und der Geschichtforschung zur positiven Theologie.

Können wir es je vergeßen, daß die Reformation nur vermöge der Preßfreiheit zu Stande gekommen ist? Die unschätzbare Kunst der Buchdruckerei, seit einem halben Jahrhundert erfunden, wurde bereits mit Leichtigkeit ausgeübt; aber noch hatten die geistlichen und weltlichen Gewalthaber die Kraft dieses Hebels der menschlichen Geister und Gemüther nicht durch die Erfahrung kennen gelernt. Es gab noch keine polizeiliche Aufsicht über den Buchhandel, keine Censur, keine Bücherverbote. Ohne diesen einzig glücklichen Umstand hätte Luther wahrscheinlich kein beßeres Schicksal gehabt, als

seine Vorgänger, und die Reformation wäre im Keime erstickt worden.

Es versteht sich, das Recht der Erwiederung behalten wir uns vor. Sonst aber laße man doch ja die Uebergetretenen frei ausreden, man laße sie ungehindert mitten in protestantischen Ländern die evangelische Lehre in Druckschriften bestreiten. Wir werden vielleicht etwas Neues vernehmen, und etwas sehr Ersprießliches. Etwas Neues: weil es gar wohl sein könnte, daß die Uebergetretenen, wiewohl sie den Lehrsätzen der katholischen Kirche unbedingt gehuldigt haben, dennoch vermöge ihrer früheren bei uns empfangenen Geistesbildung einen eigenthümlichen Gesichtspunkt dafür hätten; daß sie gewisse Folgerungen dreist aussprächen, welche die verständigsten unter den katholischen Theologen gern bei Seite schoben und in den Schatten stellten; und daß sie uns dadurch eine verstärkte Ueberzeugung von dem hohen Werth und der Wohlthätigkeit der Reformation gäben. Etwas sehr Ersprießliches: wenn sich ergeben sollte, daß die zur römischen Kirche übergetretenen Schriftsteller, wie viel Gelehrsamkeit und Scharfsinn sie auch mit hinzubr'ngen mochten, nunmehr alle Freiheit und Unbefangenheit der wißenschaftlichen Forschung eingebüßt haben, und einbüßen mußten, um folgerecht zu bleiben. Mancher, der aus Regungen der Einbildungskraft und des Gefühls eine Anwandlung zum Uebertritt gehabt hatte, dem aber der Gedanke als ein edles Vorrecht der Menschheit theuer ist, wird durch diese Erscheinung am nachdrücklichsten von der Nachfolge abgeschreckt werden.

Als Bonaparte die Bücher ordnen wollte, und einer seiner Staatsräthe ihm politischen Zeitschriften und Büch

übrigen Fächer ja unbedenklich ſeien, erwiederte er: On peut faire de la politique sur tout. — Nach ſeinem Zwecke hatte er vollkommen Recht, und es war, wie ſo viele ſeiner Reden, ein treffendes Wort. Auf wie manchen Umwegen kann ohne ausdrückliche Aeußerung in der Philoſophie, in der Geſchichtſchreibung und in der Litteratur das Streben nach einer geſetzlich freien Verfaßung angeregt, oder der Deſpotiſmus empfohlen werden! Eben ſo ließe ſich nun wohl behaupten: On peut faire de la théologie sur tout. Mehrere unter den katholiſchen Neophyten in Deutſchland bemühen ſich beſtens, dieß ins Werk zu richten. Diejenigen, welche geradezu polemiſch auftreten, beweiſen ihre Freimüthigkeit: wir wißen im voraus, was wir von ihnen zu erwarten haben, und werden uns vermuthlich mit der Widerlegung nicht ſtark in Unkoſten zu ſetzen brauchen. Andere aber ſchreiben über eine Menge außerhalb der Theologie liegender Gegenſtände: über die Zeitereigniſſe; über den Geiſt des Zeitalters, das heißt über den moraliſchen, intellektuellen und ſocialen Zuſtand des heutigen Menſchengeſchlechtes; über alte und neue Weltgeſchichte; über Philoſophie und Litteratur. Sie geben ſich das Anſehen, als ob ſie wirklich freie philoſophiſche und hiſtoriſche Forſchungen anſtellten, und gleichwohl ſind ſie nur die Waffenträger einer auf dieſem Gebiete ganz ungültigen geiſtlichen Autorität. Das Verfahren dabei iſt ungefähr folgendes. Anfangs tritt man leiſe mit conciliatoriſchen Filzſohlen auf; wenn dieß ungerügt, und vielleicht von argloſen Leſern unbemerkt durchgegangen iſt, dann wird man dreiſter; man holt aus der Rumpelkammer der Zeiten Sätze hervor, die wenigſtens 'an dieſer Seite der bewohnten Welt' längſt abgethan waren; man ſtellt ſie hin, als ob) von ſelbſt verſtänden, und niemand etwas dagegen

einzuwenden hätte; die wißenschaftlichen Unterſuchungen, welche den Zweifel und die Verneinung nothwendig herbeigeführt, verſchweigt man als gänzlich ungeſchehen, oder man erwähnt ſie aus der Ferne als Verirrungen des menſchlichen Verſtandes; jedoch klüglich, ohne ſich in irgend eine Erörterung einzulaßen.

Ich will für jetzt keine Beiſpiele anführen. Eine Satire zu ſchreiben, wäre leicht; oder vielmehr, wie der römiſche Dichter ſagt: es iſt ſchwer, keine Satire zu ſchreiben.

Daß die römiſch-katholiſche Kirche ehemals, wie über alle weltlichen Angelegenheiten der Staaten und Völker, ſo über alle menſchlichen Wißenſchaften ſich die oberſte Gerichtsbarkeit angemaßt hat, iſt unleugbar. Man denke nur an Galilei, ſeit deſſen Verurtheilung vor dem Tribunale der Inquiſition kaum zwei Jahrhunderte verfloßen ſind. Aber dieſe Anſprüche ſchlummern in den Archiven der römiſchen Curie, wie ſo manche andere, die man wegen der ungünſtigen Zeitläufe nicht geltend zu machen weiß. Die eben bezeichneten Schriftſteller ziehen ſie unbeſonnener Weiſe wieder an's Licht. Sie ſollen auch hiemit willkommen ſein: denn ſo ſehen wir ja klar, daß es auf Feßelung des menſchlichen Geiſtes abgeſehen iſt.

Jede wißenſchaftliche Unterſuchung muß nach den auf ihrem eigenen Gebiete gültigen Geſetzen ihren Gang ungehindert fortgehn. Wenn man ſie von einer fremden Autorität abhängig machen, ihr im Voraus die Reſultate vorſchreiben will, welche ſie finden ſoll, ſo iſt ihr ganzes Weſen aufgehoben, und ſie iſt eigentlich vernichtet. Wer ſeiner Vernunft die Augen [illegible] wißenſchaftliche Entdeckung nicht zu ſe[illegible]ie Unterſcheidung des Wahren [illegible]in.

Schelm Pamurg einen mit Gewalt über Bord geworfen hatte. Einzelne Rücktritte ſind ſeit der Reformation wohl immer vorgefallen: ſie haben keinen Einfluß auf das Ganze gehabt, man hat ſie vergeßen. Wenn ſie in dem letzten Menſchenalter, wie behauptet wird, wirklich häufiger in Deutſchland geworden ſind als ehedem, ſo müßen wir erwägen, daß die Weltgeſchichte überhaupt ſeit einem halben Jahrhundert ſehr raſchen Ganges fortgeſchritten iſt, und daß das Gedränge großer Ereigniſſe auch mancherlei geiſtigen Gährungsſtoff aufgeregt hat. Ich weiß wohl, was manche meiner evangeliſchen Landsleute bei dem Uebertritt einzelner Deutſchen, bei den Bekehrungsverſuchen und insbeſondere bei der nur zu deutlich ausgeſprochenen Richtung einiger übergetretenen Schriftſteller beunruhigt: es iſt der Blick auf das weſtliche Europa. Sie denken: Jam proximus ardet Ucalegon! Ich ehre ihre Geſinnung ohne ihre Beſorgniſſe zu theilen. Wir haben viele und ſtarke Bürgſchaften. Das bei uns Vorgefallene ſcheint mir mit jenen Ereigniſſen nicht in dem mindeſten Zuſammenhange zu ſtehen, und nur zufällig in der Zeit zuſammenzutreffen. Billigen mag es vielleicht dieſer oder jener Fanatiker in Deutſchland, daß in Frankreich, ungeachtet der beredteſten menſchlichen und chriſtlichen Gegenvorſtellungen, ein blutdürſtiges Geſetz über das Sakrilegium durchgeht; daß in Spanien ein von Mönchen verhetzter Pöbel ſchreit: 'Es lebe die Inquiſition!' — Wenn er ſich aber rühmte, er habe es bewirken helfen, ſo wäre dieß doch nur eine wahnwitzige Prahlerei.

XIII.

Ueber Friedrich Schlegel.

Brief an Windiſchmann. d. d. 29. Decemb. 1834.

Der König Chilperich beſaß für einen Franken des ſechsten Jahrhunderts eine bedeutende litterariſche Bildung. Er machte lateiniſche Verſe, und war ein Liebhaber der Theologie. Er hatte einen lateiniſchen Traktat über die Dreieinigkeit geſchrieben, und ſchmeichelte ſich, dieſes Dogma wißenſchaftlicher, als bisher geſchehen war, behandelt zu haben. Er lud einige Biſchöfe ein, denen er es vorlas; aber es gerieth ihm übel damit. Die Biſchöfe mißbilligten einſtimmig ſeine Abhandlung; indeſſen mochten die, welche aus römiſchen Familien abſtammten, aus Scheu vor ſeiner Würde und Macht ſich mit einiger Mäßigung äußern; der Biſchof Bertram aber, ein Franke von Geburt, der in ſeinem geiſtlichen Stande ſein angeerbtes Kriegergeblüt nicht ganz verleugnen konnte, riß dem Könige das Manuſkript aus der Hand und warf es in den brennenden Kamin.

Ob eine Verſammlung von gelehrten, beſonnenen und gläubig bei den Lehren ihrer Kirche verharrenden katholiſchen Geiſtlichen, wenn ſie zu einer Entſcheidung berufen wäre, mit dieſen fünf Heften ‘zur Philoſophie und Friedrich Schlegel], die ja auch großentheil einer Abhandlung über die Dreieinigkeit et

Brief meiner Schwägerin veranlaßt, indem sie schreibt: Was sonst noch zerstreut bei verschiedenen Anlässen oder Zeitblättern bereits in früherer Zeit gedruckt ist, was sich eignen möchte, wieder aufgenommen zu werden, das weiß Niemand so gut, als Sie, da Sie ja früher mit allen seinen Arbeiten bekannt waren.' Von diesen seit vielen Jahren aus dem Umlauf gekommenen, und also für die jüngeren Zeitgenossen so gut wie neuen Schriften habe ich nun ein, soviel möglich, vollständiges Verzeichniß mit Anmerkungen aufgesetzt, wovon ich Ihnen, so wie meiner Schwägerin, eine Abschrift einhändigen werde *). Diese

*) [Das Original liegt vor mir; das Verzeichniß ist aber nicht ganz vollständig, sondern enthält nur Angabe 1) einiger in [Reichardts] Deutschland (Berlin bei Unger 1796. 8. 4 Bde.), welche Zeitschrift A. W. S. selbst nicht besaß, enthaltener Schriften Friedrich Schlegels; dann derer 2) im Lyceum (Berl. bei Unger 1797. 8.), 3) im Athenäum (Berl. 1798...1800. 8. 3 Bde.), 4) in den Charakteristiken und Kritiken (Königsb. 1801. 8. 2 Bde.), 5) in der Europa (F. a. M., 1803. 2 Bde. 8.), 6) Lessings Gedanken und Meinungen. 3 Thle., Lpzg. 1804. 8. 7) in dem Poet. Taschenbuch auf 1806. von Fr. Schlegel. Berl. Unger 1806. 16., 8) der Schrift 'Ueber d. Sprache u. Weisheit der Indier.' Heidelb. 1808. 8., 9) in den Heidelb. Jahrbüchern (1808. Abth. für Theologie und Philos. S. 129...159. Rec. Fichtescher Schriften S. 266...90. Stolbergs Gesch. der Religion, unterzeichnet; Abth. f. Philologie, Historie u. s. w. S. 134...42. Büsching u. v. d. Hagen deutsche Volkslieder, anonym, wie die in die sämmtl. Werke aufgenommene Rec. v. Goethes Werken Bd. 1...4.), 10) des Deutschen Museums (Wien 1812. 1813. 8. 4 Bde.), 11) der Concordia, herausgeg. v. F. Schl. Wien 1823. 8. und 12) der Wiener Jahrbücher der Litteratur 1818. ff.

Von den hinzugefügten Anmerkungen hebe ich nur folgende raus: Zu Nr. 1. über die Rec. des Woldemar von Jacobi:

Nachweisungen können, wo nicht jetzt, in Zukunft nützlich sein. Sie beiden mögen entscheiden, was aufgenommen und was ausgeschloßen werden soll.

"Meisterlich geschrieben und voller Witz; aber man fand sie damals hart, weil sie so tief in das Persönliche eingreift."

Zu Nr. 6. "Es versteht sich wohl von selbst, daß die Auszüge aus Lessings Werken nicht wieder gedruckt werden dürfen. Sie waren schon damals ein kaum verkleideter Nachdruck. Alles aber, was Friedrich beigefügt, wäre herauszuheben u. s. w."

Zu Nr. 8. "Diese Schrift hätte einer durchgängigen Umarbeitung bedurft, um dem gegenwärtigen Stande der Forschungen über das alte Indien und den unermeßlich erweiterten Kenntnissen zu entsprechen. Aber da Friedrich zu dem Studium der Quellen nicht zurückgekehrt war, so wäre er auch zu einer solchen Umarbeitung nicht gehörig gerüstet gewesen. Alle drei Bücher über Sprache, Philosophie und Poesie sind gleichermaßen mager und unbefriedigend. Indessen ist, von der Dürftigkeit der Materialien abgesehen, die Ausführung vortrefflich. Dem Verfaßer bleibt der Anspruch auf Priorität in manchen Stücken, und das Verdienst, eine neue Bahn betreten zu können. Alles muß so bleiben, wie es ist. Nur in dem ersten Buche, über die Sprache, ist die Schreibung der sanskritischen Wörter durchgängig zu reformieren, und die erweislich falschen etymologischen Zusammenstellungen sind auszustreichen. Das Resultat, das Sanskrit sei als die Muttersprache des lateinischen, griechischen und germanischen Sprachstammes zu betrachten, ist viel zu gewagt: hierin werden alle Kenner, Grimm, W. v. Humboldt, Bopp, Burnouf, Lassen, Friedr. Windischmann u. s. w. mit mir einverstanden sein. Ich bin erbötig, in einer Vorerinnerung den Standpunkt des Ganzen aufzustellen, und zu dem ersten Buche eine berichtigende und ergänzende Nachschrift zu geben."

Zu Nr. 9. die Rec. von Goethes Werken betreffend: "Vermuthlich hat sich Friedrich nicht genannt aus Schonung für Goethe; denn es ist eine Parodie auf Goethes Rece
ben Wunderhorn [zuerst in der Jen. Allg. Lit.
Daß dieser Aufsatz aber von ihm herrührt, wei

sichtbaren, sehr nachtheiligen Einfluß: sie wurde durch alle die Bevorwortungen, Limitationen und Kautelen schwerfällig und verworren.

Wiewohl er in die 'Sämmtlichen Werke' so manche Jugendschriften aufgenommen hat, unverändert, nur mit dem Korrektiv einer Einleitung oder Schlußbemerkung, so ist doch die Reihe an die Fragmente aus dem Lyceum und Athenäum nicht gekommen. Und hier hatte er ja nichts weiter zu thun, als das ihm anstößig Gewordene auszustreichen, und ihm wäre noch eine reiche Auswahl witziger Einfälle, treffender Urtheile und sinnreicher Gedanken übrig geblieben.

Aus allem Obigen schließe ich, daß er nur sehr Weniges aus diesen Heften in der Form oder Unform der ersten abgerißnen Aufzeichnung öffentlich ausgesprochen haben würde.

Da mir nun Frau Dorothee von Schlegel schreibt, die Hefte historischen, litterarischen und philologischen Inhalts hätten die Professoren Steingaß und Bock (mir ziemlich unbekannte Namen) übernommen, so bin ich eigentlich mit keinem Theil des ungedruckten Nachlaßes beauftragt. Selbst die neueren Studien über Indien, die Sie erwähnen, gehören ja zu dem philologischen Fach.

Was die bereits gedruckten Schriften betrifft, so kann nur bei einigen der früheften ein Zweifel eintreten, ob er sie in die Sammlung seiner Werke aufgenommen oder davon ausgeschloßen haben würde. Denn das mußte er doch einsehen, daß es unmöglich sei, die mannichfaltigen Verwandlungen seiner Denkart der Welt zu verheimlichen. Die Bahn seines Geistes war von jeher mehr als kometenhaft. Die höchst excentrische Ellipse wechselte plötzlich ihre Neigung gegen die Himmelsgegenden, ihre Neigung gegen die Ekliptik und

en positiven und negativen Brennpunkt.

Aus der späteren Zeit sind, ohne noch die zerstreuten Aufsätze zu rechnen, vier starke Bände vorhanden. Die sämmtlichen Werke würden folglich auf 16 bis 18 Bände anwachsen, und diese Vervollständigung scheint mir für seinen Ruhm das Ersprießlichste.

Friedrichs Briefe an mich habe ich nur eben angefangen durchzugehen und kann Ihnen meine Resultate und Bedenklichkeiten erst später vorlegen.

XIV.

Vorläufiger Entwurf

einer

neuen Ausgabe der Werke Friedrichs des Großen.

1844.

Bisherige Aufnahme.

König Friedrich der Zweite hatte schon in früher Jugend, mehrere Jahre vor seiner Thronbesteigung durch eine einnehmende Persönlichkeit und ein reges Streben nach jeder Art von edler Geistesbildung die günstigste Meinung von seinen Anlagen begründet, nicht bloß in seiner näheren Umgebung, sondern auch im Auslande, besonders in Frankreich. In seinen Briefen an zwei Veteranen der französischen Litteratur, den sinnreichen Fontenelle und den gründlichen und frommen Rollin, sprach sich zugleich seine Bescheidenheit und Wißbegierde aus, in dem eifrig fortgesetzten Briefwechsel mit Voltaire seine leidenschaftliche Neigung zur französischen Poesie.

Seine Laufbahn als Schriftsteller eröffnete er mit dem Anti-Machiavel, den er schon als Kronprinz ausgearbeitet hatte. Diese kleine Schrift erschien ungefähr gleichzeitig mit seiner Thronbesteigung. Sie erregte allgemeines Aufsehen, wurde in verschiedene Sprachen übersetzt und mehrmals wie-

der gedruckt. Man kann wohl sagen, daß der Beifall, womit sie aufgenommen ward, ein wahrhaft begeisterter war. Was konnte erhebender sein, als zu erfahren, daß ein Thronerbe das alte Erbtheil des Königthums, die Staats-Raison, entschieden verwarf und sowohl im Innern als in den äußern Verhältnissen keine andern Grundsätze der Regierungskunst und der Politik anerkannte, als die Gerechtigkeit und die Menschlichkeit. Besonders jubelten der neu aufgehenden Sonne die Philosophen entgegen, die noch nicht so wie später zu einer politischen Partei gediehen waren, aber doch schon großen Einfluß auf die allgemeine Denkart in Frankreich gewonnen hatten, und sich schmeichelten, durch Annahme ihrer Lehren von Seiten der Machthaber ein neues goldenes Zeitalter, ja vielleicht den ewigen Frieden, herbeizuführen. Diese chimärischen Hoffnungen wurden zwar einigermaßen durch die Ereignisse gedämpft, welche der Tod Kaiser Karls des Sechsten veranlaßte. Aber auch während der schlesischen Feldzüge ließ König Friedrich II. in seinen früheren Bestrebungen nicht nach. Kaum waren die beiden schlesischen Kriege durch die Abtretung der Provinz beendigt, als er den früher gefaßten Plan, in Berlin eine Akademie der Wißenschaften zu stiften oder vielmehr zu erneuern, wieder aufnahm und außer den einheimischen mehrere französische Gelehrte dazu berief. In den folgenden Friedensjahren blieb die Poesie, neben einer heitern und geistreichen Geselligkeit, in Erholungsstunden seine Lieblingsbeschäftigung. Aber er bestimmte seinen Gedichten nur eine beschränkte Oeffentlichkeit; er ließ nur eine kleine Anzahl Exemplare in einer eigens dazu eingerichteten Druckerei im Schloße zu Rheinsberg drucken. Als Geschichtschreiber zeigte er sich zuerst in den Denkschriften der Akademie, wo seine Mémoires pour servir à l'histoire de la

maison de Brandebourg ſtückweiſe vorgeleſen wurden. Später veranſtaltete er davon eine verzierte Ausgabe in Quart. Die an litterariſche Freunde vertheilten früheren Gedichte konnten nicht geheim bleiben; es erſchienen davon, jedoch ziemlich ſpät, erſt im Jahre 1760, in Frankreich und in Holland fehlerhafte und hier und da verfälſchte Nachdrücke. Dieß bewog den König noch während des ſiebenjährigen Krieges eine authentiſche Ausgabe unter dem Titel 'Poésies diverses' zu veranſtalten. Wie ſehr die allgemeine Aufmerkſamkeit auf die Geiſteswerke eines Mannes gerichtet war, den man als einen unüberwindlichen Helden kennen gelernt hatte, läßt ſich aus dem einzigen Umſtande ſchließen, daß die Offiziere des rußiſchen Heeres, ehe ſie in ihr Vaterland nach geſchloßenem Frieden zurückkehrten, 900 Exemplare der Poésies diverses beſtellt hatten. Es wird behauptet, Friedrich der Große habe es zuweilen nicht unter ſeiner Würde gehalten, anonyme Artikel von ſeiner Hand in Zeitſchriften einrücken zu laßen, um berichtigte Anſichten unter dem Publikum zu verbreiten. Andere Schriften theilte er gedruckt, in wenigen Exemplaren, oder abſchriftlich nur vertrauten Freunden mit. Die einzige Schrift von einigem Umfange, die er einer uneingeſchränkten Oeffentlichkeit unmittelbar übergab, war die über die deutſche Litteratur. Dieſe Schrift, die im Jahre 1780 erſchien, rief lebhaften Widerſpruch hervor, weil der Verfaßer Alles, was in einer Periode der regſten Entwickelung des deutſchen Geiſtes ſeit vierzig Jahren geſchehen war, entweder nicht kannte, oder verkannte, oder nicht kennen zu wollen ſchien, und eine ausſchließende Vorliebe für die damals ſchon geſunkene franzöſiſche Litteratur kund gab. Eine Menge Widerlegungen traten an's Licht. Noch bei Lebzeiten des großen Königs dichtete Klopſtock eine Ode ge-

gen ihn, die er zwar nicht veröffentlichte, aber doch in wenigen Exemplaren gedruckt an seine Freunde vertheilte; nachher ist sie in der Sammlung seiner Oden erschienen. Jene Schrift kränkte im höchsten Grade das deutsche Nationalgefühl; dem Ruhme des Helden ließ sich zwar nichts abdingen, aber gegen den Dichter und Denker begründete sie eine oft leidenschaftliche Stimmung. Auch brachte sie eine gewisse Abneigung gegen die französische Litteratur hervor, deren Studium Friedrich II. in Deutschland auszubreiten sich bemüht hatte. Die Nachahmung, welche 40 Jahre früher auf dem tragischen Theater stattgefunden hatte, war schon längst aufgegeben worden, und deren Rückkehr war durch Lessings siegreiche Polemik unmöglich gemacht; überhaupt hatte die deutsche Litteratur begonnen, sich eine Sphäre zu bilden, die sie mehr und mehr von der Denkart der westlichen Nachbarn abschied.

Seine späteren dichterischen Hervorbringungen fuhr der König fort wenigen litterarischen Freunden mitzutheilen, aber es ergieng damit nicht so, wie mit den früheren, daß sie in die Hände der Nachdrucker gerathen wären. Außerdem hatte er während seiner Feldzüge beständig ein Tagebuch gehalten. Dieses arbeitete er nun von Neuem durch und schrieb es im Jahre 1775 eigenhändig ab, ergänzt durch einen kurzen Bericht über die in den Zwischenzeiten vorgefallenen politischen Verhandlungen *). Diese Arbeit erstreckte sich bis zum Schluße des siebenjährigen Krieges, so daß also damit die Geschichte seiner Zeit von dem Regierungsantritte bis zum Hubertsburger Frieden vollendet war. Diese hielt er aber

*) [Zu diesem letztern Satze hat der Verf. ein Zeichen gemacht, wahrscheinlich in Betreff der Zeitangabe.]

durchaus geheim, da ihm sehr daran gelegen war, daß sie nicht wider seinen Willen unzeitig erschiene, weil er sie nur für die Nachlebenden bestimmt hatte. Die späteren Ereignisse gaben ihm noch Stoff zu Nachträgen, die ebenfalls geheim blieben.

Man kann wohl sagen, daß die Thaten des Helden die Schriften des Denkers und Dichters in den Schatten zurückgedrängt hatten, was um so weniger zu verwundern ist, da nur ein sehr kleiner Theil davon bekannt geworden war.

Dieser Zustand dauerte unverändert fort, bis im zweiten Jahre nach dem Tode des Verewigten eine Ausgabe seiner nachgelaßenenen Werke an's Licht trat. Sie betrug nicht weniger als 15 Bände, denen im nächsten Jahre noch 4 Bände der schon früher gedruckten Schriften, dann zwei Supplement-Bände solcher Schriften beigefügt wurden, die man dem großen Könige zugeschrieben hatte, für deren Aechtheit aber die Herausgeber nicht Gewähr leisten wollten.

Diese Sammlung bot den reichsten Stoff dar, nicht nur für Befriedigung der Wißbegierde, sondern auch der Neugier: Geschichtbücher, abgefaßt von dem Manne, der in seinem Zeitalter die Hauptrolle gespielt hatte; Gedichte, voll von biographischen Zügen, die vielleicht in Bezug auf die Lagen, worin er seine innigsten Gefühle ausgesprochen hatte, in der ganzen Litteraturgeschichte als einzig da stehen; einen Briefwechsel mit den bedeutendsten und einflußreichsten Männern Frankreichs. Ist die Sammlung mit derselben Wärme aufgenommen worden, wie die früher erschienenen vereinzelten Schriften? Man wird wohl noch jetzt durch die Erben der Verlagshandlung erfahren können, wie stark die Auflage gewesen, und wie hoch sich der Absatz unmittelbar nach der Erscheinung belaufen hat. Wenn er auch beträchtlich war,

so ist es doch kaum glaublich, daß eine lebhafte Nachfrage lange angedauert habe. Denn seitdem sind ja einige funfzig Jahre verflossen und bis auf den heutigen Tag sind noch immer vollständige Exemplare vorräthig.

Freilich möchte es auch schwer fallen, einen ungünstigeren Zeitpunkt für die Herausgabe dieser Sammlung auszusinnen, als der war, wo sie stattfand. Frankreich war schon in voller Gährung: im übrigen Europa war man auf die die dortigen Vorfälle gespannt. Die immer steigenden Besorgnisse wurden bei dem schnellen Wechsel der Ereignisse durch die Wirklichkeit noch überboten. Nun erfolgten in einem großen Theile Europas verwüstende Kriege; im Innern Frankreichs, nach dem Umsturz alles Bestehenden, eine unerhörte Epoche der Barbarei, wobei die Hervorbringung und der Genuß freier Geisteswerke ganz unmöglich war. Erst gegen Anfang des laufenden Jahehunderts unter einer eroberungssüchtigen Alleinherrschaft, deren Kriege aber die Gränzen Frankreichs nicht berührten, erwachte die einheimische Industrie und zeigte sich besonders im Buchhandel rege. Man kehrte zu den ehemals bewunderten oder beliebten Schriftstellern zurück: man veranstaltete in Paris eine Menge berichtigter, verschönerter, zum Theil auch zusammengedrängter Ausgaben ihrer Werke. Die Kunst der Typographie sammt allem Zubehör machte die glänzendsten Fortschritte. Und dennoch ist in so langen Jahren die Reihe niemals an Friedrich den Großen gekommen; kein Litterator, kein Buchhändler, kein Drucker ist auf die so nahe liegende Spekulation verfallen, eine neue beßer geordnete und beßer ausgestattete Ausgabe zu ermäßigtem Preise zu liefern.

Hiernach muß man wohl vermuthen, daß diese so wichtigen Schriften in Frankreich und den übrigen französisch reden-

den Ländern in eine vorübergehende Vergeßenheit gerathen sind, und diese Vermuthung wird durch manche einzelne Züge bestätigt.

Laharpe hat in seinen bändereichen Vorlesungen dem großen Könige nirgends einen Platz eingeräumt. Nur ein einziges Mal hat er Stellen aus dessen Briefen angeführt: in dem Abschnitt über oder vielmehr gegen die Philosophie des Jahrhunderts. (Cours de littérature T. XV. p. 124.) Laharpe hatte sich früher gerühmt, ein Schüler Voltaires zu sein, was er doch von Seiten der Talente niemals war; in seiner letzten Lebensepoche trat er nun plötzlich verwandelt wieder auf und bekämpfte mit dem blinden Eifer eines Neubekehrten seine ehemaligen Meinungsgenoßen. Die angeführten Stellen stehen wirklich in den Briefen Friedrichs II. an Voltaire und d'Alembert; der König hat sie einmal bei einer besondern Gelegenheit zurecht gewiesen. Nichts desto weniger hat sich Laharpe hier eines groben Betruges schuldig gemacht, indem er die Sache so stellte, als wäre Friedrich II. überhaupt ein Gegner dieser Männer gewesen. Eine so unverschämte Behauptung konnte er nur in der Zuversicht vortragen, daß keiner seiner Zuhörer die Schriften des großen Königs gelesen habe; sonst hätte er sich der Gefahr ausgesetzt, förmlich einer Lüge geziehen zu werden.

Die Schrift über die Feldzüge Karls XII. in Rußland gewann im Jahr 1812 eine neue Bedeutung durch das riesenhafte Unternehmen Bonapartes und dessen kläglichen Ausgang. Bonaparte begieng alle die Fehler, welche ein großer Meister der Kriegskunst an Karl XII. gerügt hatte, und stürzte sich dadurch, wie der schwedische Held, in sein Verderben. Ich habe oft Staatsmänner und Generale ihr Erstaunen darüber aussprechen hören, daß Napoleon die Schrift nicht gelesen

zu haben scheine. Vielleicht ist sie ihm ganz unbekannt geblieben, da sie in der Ausgabe von 1789 ziemlich versteckt steht.

Lacretelle hat in seiner Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts mit Verleugnung der nationalen Eitelkeit die Thaten Friedrichs unparteiisch geschildert. Er hat auch dessen historische Schriften benutzt, und ein Paar Stellen aus den Gedichten angeführt. Wenn er aber in dieser Beziehung den König ziemlich unschicklich le métromane nennt, so muß ich behaupten, daß er die Gedichte entweder nicht gründlich gelesen, oder daß es ihm an allem Sinne für tiefe Gedanken und erhabene Gesinnungen gefehlt habe.

Beurtheilung der Ausgabe von 1788...89.

Wenn demnach die gesammelten Schriften nicht mit derselben Wärme aufgenommen worden sind, wie die früher einzeln erschienenen, wenn sie eine ihrem Werthe entsprechende Verbreitung nicht erlangt haben, so muß, außer den allgemeinen ungünstigen Zeitumständen, ein Theil der Schuld auch den sehr auffallenden Mängeln der Ausgabe beigemeßen werden.

Das Aeußere ist in hohem Grade vernachläßigt. Diese Bände, mit abgestumpften Lettern und blaßer Schwärze auf grauem Papier gedruckt, können keine Zierde prächtiger Bibliotheken sein.

Schon zeitig hat Gibbon nicht nur ein strenges Urtheil, sondern auch seinen Unwillen über diese unwürdige Behandlung eines solchen Denkmals der geistigen Hinterlaßenschaft eines glorreichen Monarchen ausgesprochen, dem der Staat seinen erhöheten Wohlstand, seine Stärke und seinen Ruhm verdankte.

Die Ausgabe leidet aber außerdem an vielen andern und wesentlicheren Gebrechen. Zuvörderst bemerke ich die fehlerhafte Anordnung, oder vielmehr den gänzlichen Mangel eines wohlgeordneten Planes in der Reihenfolge der verschiedenartigen Schriften.

Diese, wiewohl ungemein zahlreich, vertheilen sich doch bei einem allgemeinen Ueberblick wie von selbst in folgende vier Klassen: 1) die historischen Werke; 2) die übrigen Schriften in Prosa: philosophische, politische und moralische Abhandlungen, akademische Lobreden, scherzhafte Aufsätze, u. s. w. 3) die Gedichte, und 4) die Briefe.

Der Umstand, daß die Herausgeber zuerst die nachgelaßenen Werke (Oeuvres posthumes) angekündigt hatten, nachher aber die bereits bei Lebzeiten des Verfaßers erschienenen Schriften gesammelt zu einem Nachtrage verbanden, war Schuld daran, daß jene so natürliche Ordnung nicht überall befolgt werden konnte. Das Zusammengehörige ward auseinander gerißen, und das Gleichartige durcheinander geworfen.

Die Mémoires de Brandebourg, wiewohl früher und abgesondert geschrieben, sind dennoch offenbar dazu bestimmt, an die Spitze der übrigen geschichtlichen Bücher gestellt zu werden, da sie bis zum Schluße der Regierung König Friedrich Wilhelms I. fortgehen, wo sich dann die Zeitgeschichte (Histoire de mon temps) unter verschiedenen Titeln von 1740 bis 78 daran anschließt. Statt dessen sind sie unter die bei Lebzeiten des Verfaßers gedruckten Schriften verwiesen worden: ein Uebelstand, der um so schlimmer ist, weil sich viele Exemplare der Oeuvres posthumes ohne den Nachtrag in Bibliotheken vorfinden.

Wie gesagt, dieß war unvermeidlich; aber die Un-

ordnung geht noch viel weiter, besonders bei dem Briefwechsel, wo sich dann keine andere Entschuldigung für die Herausgeber aussinnen läßt, als die Annahme, sie seien nicht gleich anfangs im Besitze aller Materialien gewesen.

Aber es sind noch weit schwerere Beschuldigungen auf diese Männer gehäuft worden, welche doch das Zutrauen des erhabenen Verfaßers genoßen zu haben scheinen; sie sollen sich nämlich Verfälschungen erlaubt haben. Dieser Vorwurf, der sich nur auf die historischen Schriften bezog und beziehen konnte, ist jetzt durch die That widerlegt. Ich werde im Folgenden darauf zurückkommen.

Das Meiste, was man sonst den Herausgebern Schuld gegeben hat, besteht in Unterlaßungs-Sünden. Sie haben nirgends für die Beglaubigung ihrer Ausgabe gesorgt, wozu sie insbesondere ihre Vollmacht hätten darlegen müßen. Haben sie dieß in den vorausgeschickten Ankündigungen gethan, so sollten diese den Werken selbst wieder vorgedruckt sein. Sie haben ferner zwei Supplement-Bände gegeben, unter dem Titel: Supplément des Oeuvres posthumes — — contenant plusieurs pièces qu'on attribue à cet illustre auteur; sie haben aber die Leser in der Ungewißheit darüber gelaßen, ob diese Stücke mit einigem Grunde oder fälschlich dem Könige zugeschrieben worden seien. Endlich, da es nicht fehlen konnte, daß bei einer in Deutschland gedruckten Ausgabe französischer Schriften Druckfehler sich einschlichen, da diese Druckfehler zum Theil von der Art sind, daß sie den Sinn gänzlich entstellen, und in Ermangelung anderer Hülfsmittel nur durch divinatorische Kritik berichtigt werden können, so haben sie doch nirgends ein Verzeichniß (Errata) beigefügt. Dieß heißt in der That den Lakonismus zu weit treiben.

Prüfung der beiden Supplementbände.

Wir begegnen hier zuvörderſt einer ſeltſamen und auffallenden Erſcheinung. Man erkennt auf den erſten Blick, daß dieſe Abtheilung, betitelt: Pièces qu'on attribue à cet illustre auteur, aus derſelben Druckerei hervorgegangen iſt, wie die übrigen 19 Bände; aber auf dem Titelblatt iſt der Name des Verlegers ausgelaßen, und ein falſcher Druckort, Cologne, geſetzt. Man hat mir zwar geſagt, hierunter ſei 'Köln an der Sprec' zu verſtehen. Allein dieß iſt eine leere Ausflucht. Nur ſehr wenige Ausländer wißen, daß ein Theil von Berlin dieſen beſondern Namen führt. Wenn Köln ohne Beiwort genannt wird, ſo denkt jedermann nur an die berühmte Metropole und ehemalige freie Reichsſtadt am Rhein, um ſo mehr, weil Cologne als angeblicher Druckort auf dem Titel vieler Bücher ſteht, die in Frankreich nicht öffentlich erſcheinen durften.

Wie kommt es, wird demnach jeder aufmerkſame Leſer fragen, daß eine Sammlung von Schriften, wovon die meiſten unleugbar von der Hand des glorreichen Monarchen ſind, in deſſen eigner Hauptſtadt ſich unter der Verkleidung eines fremden Druckortes wie ein ungeſetzmäßiger Nachdruck hat einſchleichen müßen? Aus den perſönlichen Verhältniſſen der Herausgeber läßt ſich dieß vielleicht begreifen, aber ſchwerlich rechtfertigen. Wenn ſie dieſe Schriften des großen Mannes nicht würdig achteten, ſo hätten ſie beßer gethan, dieſelben ganz zu übergehen.

Da der Titel der beiden Supplementbände Schriften ankündigt, die man dem erlauchten Verfaßer zuſchreibe, ſo erhellet hieraus, daß ſie ſämmtlich bereits früher in einem gewiſſen Grade bekannt geworden waren. Aber man findet nirgends eine Nachweiſung, wo und wann ſie im Druck

erschienen, und ob sie wirklich in den Buchhandel gekommen, oder nur in einer kleinen Anzahl Exemplare vertheilt worden sind.

Durch welchen Zufall, oder welche seltsame Fahrläßigkeit ein beträchtlicher Theil der Briefe des Königs an Voltaire, gegen deren Aechtheit nicht der mindeste Zweifel erhoben werden kann, abgetrennt von der übrigen Korrespondenz, sich in diese Abtheilung verirrt hat, weiß ich vollends nicht zu erklären.

Pensées sur la réligion.

Die so betitelte Schrift, die in dem zweiten Supplementbande nicht weniger als 170 Seiten einnimmt, ist, bloß nach innern Gründen zu urtheilen, offenbar unächt und muß von der neuen Ausgabe ausgeschloßen bleiben. Es ist weder die Schreibart, noch die Methode des Königs. Ohne Zweifel war der Verfaßer ein geborner Franzose, und war, wie die ganze Richtung seiner Polemik ausweist, in der katholischen Religion erzogen worden. Vielleicht war er sogar zum geistlichen Stande bestimmt, und hatte seine frühere Bildung in einem Priester-Seminar erhalten, denn er zeigt sich nicht unbewandert in den Kirchenvätern und den scholastischen Theologen. Was aber ganz entschieden gegen Friedrich II. als vermutheten Urheber spricht, ist der Umstand, daß er die Stellen der heiligen Schrift immer lateinisch nach der Vulgata citiert, mit welcher sich vertraut zu machen der in der protestantischen Kirche erzogene König nicht den mindesten An[illegible] hatte. Hingegen ist es die Sitte der französischen Ka[illegible] redner, ihren Predigten biblische Beweissprüche in den S[illegible] ten der Vulgata einzuflechten.

Herr Preuß giebt in seinem Buche über F[illegible]

Großen (Th. I. S. 476) eine bibliographische Notiz von zwei Drucken, die im Jahre 1745 mit falscher Angabe des Verfaßers erschienen seien. Die Aussage eines Predigers in Mastricht: ein Offizier Namens de la Serre habe sich auf dem Todbette dazu bekannt, hat nach allem Obigen wenig Wahrscheinlichkeit für sich. Aus einer Stelle (Pensées, p. 70), wo von der Verfolgung der Protestanten in den Cevennen als einem gegenwärtigen Ereignisse die Rede ist, läßt sich sogar schließen, daß die Schrift beträchtlich früher abgefaßt worden, und schon deswegen dem großen Könige nicht zugeschrieben werden darf. Der unbekannte Urheber zeigt hier und da Scharfsinn; andre Male hat ihn seine Leidenschaftlichkeit zu starken Fehlschlüßen hingerißen. Seine Ansichten sind beschränkt: es fehlt überall an einem philosophischen Ueberblick.

Anforderungen an die beabsichtete neue Ausgabe.

Aus der Nachweisung der wichtigsten Mängel, welche in der Ausgabe von 1788...89 so störend auffallen, ergeben sich schon die Vorzüge, wodurch sich die neue Ausgabe wird auszeichnen müßen, um der großen, in ganz Europa erregten Erwartung zu entsprechen: 1) eine würdige typographische Ausstattung; 2) eine zweckmäßige und leicht überschauliche Anordnung; 3) vollkommene grammatische und orthographische Korrektheit, und Reinheit von Druckfehlern. Hieraus erhellet zugleich, welche schwierige Aufgabe den mit der Ausführung des königlichen Geschäftes beauftragten Akademikern gestellt worden ist, zu deren glücklicher Lösung außer der vertrautesten Bekanntschaft mit der Zeitgeschichte eine gründ-

Kenntniß der französischen Sprache, verbunden mit einer

ner geschmackvollen Kennerschaft der französischen Litteratur, wie der verewigte Ancillon beides besaß, unerläßlich gefordert wird.

Die oft erwähnten Herausgeber haben nur sehr wenige und zum Theil ungenügende Anmerkungen beigefügt. Die Sparsamkeit und Kürze ist an sich nicht zu tadeln, da bei Werken, die nicht bloß für Gelehrte, sondern für das allgemeine europäische Publikum bestimmt sind, der Schein eines fortgehenden Kommentars möglichst vermieden werden muß. Vielleicht war auch in dem Zeitpunkte der Erscheinung das Bedürfniß der Erklärungen nicht so fühlbar, wie jetzt nach dem Verlauf von einigen funfzig Jahren. Aus den Stürmen, die kurz darauf losbrachen, ist erst nach einem Viertel-Jahrhundert durch den allgemeinen Frieden ein vielfach verwandeltes Europa hervorgegangen. Auch unterrichteten jüngern Lesern fällt es schwer, sich in den Gesichtspunkt jenes Zeitalters zu versetzen. Manche Ereignisse, die damals in lebhaftem Andenken standen, sind durch gewaltigere Glückswechsel verdunkelt worden; viele Namen, die einen gewissen litterarischen oder politischen Ruf erworben hatten, sind in Vergeßenheit gerathen. Wenn ich die Bedürfnisse anderer Leser nach den meinigen beurtheilen darf, so werden viele Anspielungen und Andeutungen, besonders in den Briefen und den Gedichten, ihnen als Räthsel erscheinen, worüber ein Aufschluß sehr willkommen gewesen wäre, aber vergeblich gesucht wird. Je beßer die Schriften des großen Königs verstanden werden, desto höher wird auch ihre Schätzung steigen. Die Worte bedürfen keiner Auslegung, da der Vortrag von großer Klarheit ist, wohl aber die Sachen. Die Ueberhäufung mit Anmerkungen läßt sich sehr leicht vermeiden, wenn man andre Formen, z. B. kurze Vorerinnerun-

gen, chronologiſche Anzeichnungen, und Namen-Regiſter zu den erforderlichen Aufklärungen benutzt.

Die hiſtoriſchen Schriften.

Daß dieſe die ganze Sammlung eröffnen müßen, darüber iſt man allgemein einverſtanden. Auch die Herausgeber vom Jahre 1788 haben dieß eingeſehen. Aber weil ſie ihre Ankündigung auf die nachgelaßenen, noch nie zuvor gedruckten Werke beſchränkt hatten, ſo entſtand hieraus, wie ich ſchon oben bemerkte, der Uebelſtand, daß ſie das Werk, welches offenbar dazu beſtimmt iſt, den übrigen zur Einleitung zu dienen, in einen ſpäter erſchienenen Nachtrag verweiſen mußten.

Mémoires pour servir à l'histoire de la maison de Brandebourg.

Ein Theil von dem erſten Entwurfe dieſes Werkes iſt zuerſt unter den Abhandlungen der königlichen Akademie der Wißenſchaften T. II....IV. erſchienen. Der Verfaßer hat es kurz nachher wieder durchgearbeitet, und hierauf das Ganze im Jahre 1751 in Quart drucken laßen. Hierauf folgte noch im Jahre 1767 eine mit Bildniſſen verzierte Quartausgabe, welche dem neuen Abdrucke wird zum Grunde gelegt werden müßen. Da nun dieſes Werk in ſeiner letzten Geſtalt den höchſten Grad der Beglaubigung darbietet, ſo hat die ſprachliche Kritik nichts weiter zu thun, als die Orthographie nach dem heutigen klaſſiſchen Gebrauch zu ordnen, und die etwa eingeſchlichenen Druckfehler wegzuräumen.

Histoire de mon temps.

Dieſer Titel, im Weſentlichen auf die ganze folgende
e paßend, pflegt beſonders den erſten beiden Bänden

zugeeignet zu werden, welche die beiden schlesischen Kriege bis zum Dresdener Friedensschluß umfaßen.

Der Herausgeber der historischen Werke, namentlich der Staatsminister Graf von Hertzberg, der die Oberaufsicht führte, während der Prediger Moulines den Druck besorgte, ist der Verfälschung beschuldigt worden, und zwar von Dohm, einem angesehenen Diplomaten und Geschichtschreiber.

Da diese Behauptung nun, wie natürlich, Glauben fand, und von Vielen, auch von Hrn. Preuß in seiner Kompilation über das Leben Friedrichs des Zweiten unvorsichtiger Weise nachgesprochen worden ist, so war es wichtig, der Sache auf den Grund zu kommen. Dieß konnte nur durch Nachforschungen in den königlichen Archiven geschehen, womit Herr Preuß seitens der Akademie beauftragt ward.

Es fand sich eine eigenhändige Handschrift mit Angabe der Zeit der Beendigung, 1775, welche ausgemacht als die Bearbeitung letzter Hand betrachtet werden muß. Es ergab sich ferner, daß eine Kopie derselben dem Drucke von 1788 zum Grunde gelegt worden ist.

Verfälschung im strengeren Sinne des Wortes verdient nur die Unterschiebung eines fremden Machwerkes, unter dem Vorgeben, daß es von dem bekannten Verfaßer herrühre, genannt zu werden. Nun hat sich bei genauer Kollation der bezeichneten Original-Schrift durchaus kein unächter Zusatz gefunden, dagegen aber sind einige Auslaßungen erwiesen worden. Auslaßungen können auch gewissermaßen für Verfälschungen gelten, wenn sie das Wesentliche betreffen, und in der Absicht vorgenommen werden, die Erzählung des Verfaßers zu entstellen, oder sein Urtheil über die Thatsachen zu verheimlichen. Dieß ist aber hier keineswegs der Fall. Die ausgelaßenen Stellen laßen keine Lücke bemerken, auch sind

ſie von ſehr geringem Umfange: die im erſten Bande befindlichen mögen, zuſammen gerechnet, ungefähr dreißig Druckzeilen betragen. In dem zweiten werden ſie auch nicht viel mehr ausmachen. Man ſieht hieraus, wie ſehr Herr Preuß im Irrthume war, als er in ſeiner Lebensgeſchichte Friedrichs des Großen (Th. IV. S. 359.) behauptete: „Auch ‘verſtümmelt’ hat der Graf von Hertzberg die hiſtoriſchen Werke um „‘ein Großes’.“

Die im Druck übergangenen Stellen ſind, wie ich bei genauer Vergleichung der Varianten des Manuſkriptes bemerkt habe, ſämmtlich von derſelben Art: ſatiriſche Ausfälle gegen einzelne Perſonen und ganze Völker, lächerliche oder anſtößige Anekdoten. Der Graf von Hertzberg ſcheint das Amt des Cenſors übernommen zu haben, und man begreift ſehr wohl die damaligen Bedenklichkeiten des Staatsmannes, die freilich jetzt nach einem ſo langen Zeitraume wegfallen. So findet ſich z. B. (Vol. I. ad pag. 84. 85.) eine ſehr deutliche Anſpielung darauf, daß Don Carlos, König von Neapel, nachher von Spanien, unnatürlichen Lüſten ergeben geweſen ſei. König Karl III. von Spanien ſtarb erſt gegen Ende des Jahres 1788; er lebte alſo noch, als der Druck der Oeuvres posthumes im Jahre zuvor begann. Wenn auch die meiſten der ausgelaßenen Stellen heutzutage ohne Bedenken eingerückt werden können, ſo möchte man doch wohl bei einigen zweifeln, ob ſie dem Werke, das der Verfaßer ſelbſt un ouvrage grave nennt, zur Zierde gereichen würden. Eine Schilderung, wie die von den Ausſchweifungen der Kaiſerin Eliſabeth (Vol. II. ad pag. 96. 97.) iſt man vom Suetonius gewohnt; beim Tacitus würde man dergleichen vergeblich ſuchen.

Da der König, wie Herr Preuß bemerkt, das Manu-

ſkript von 1775 offenbar nicht wieder durchgeleſen hat, ſo tritt auch natürlich die Frage ein, ob er nicht, bei einer ſpäteren Erwägung, ſelbſt ausgeſtrichen haben würde was er in einer muthwilligen Laune auf das Papier hingeworfen hatte.

Histoire de la guerre de sept ans.

Die Handſchrift, die dem Druck dieſer Abtheilung der hiſtoriſchen Werke in einer Kopie zum Grunde gelegt worden iſt, führt am Schluße die Zeitangabe: d. 17ten Dec. 1763. In der Vorrede ſpricht der Verfaßer von der Schilderung der ſchleſiſchen Kriege mit einer gewiſſen Geringſchätzung als von einer jugendlichen Arbeit. Dieſes kann aber nicht auf die Behandlung, wie ſie im Druck erſchienen iſt, ſondern nur auf den erſten Entwurf vom J. 1746 bezogen werden. Es erhellet ferner daraus, daß der König damals noch nicht den Vorſatz gefaßt hatte, eine neue und zwar verkürzte Bearbeitung davon zu unternehmen: einen Vorſatz, den er erſt zwölf Jahre ſpäter ausführte.

Da ich noch nicht Gelegenheit gehabt, die Varianten nach der Kollation des Hrn. Preuß zu vergleichen, ſo kann ich über die etwanigen Auslaßungen in dieſem zweiten Werke nichts ſagen: doch wird vermuthlich dabei daſſelbe Verhältniß ſtattgefunden haben, wie in den erſten beiden Bänden. Daſſelbe gilt von den Mémoires, worin die Geſchichte bis zum Schluße des baieriſchen Erbfolge-Krieges fortgeführt wird.

Die Varianten der autographen Handſchrift vom J. 1775.

Sobald die Kollation des erſten Bandes der Histoire de mon temps beendigt war, ward ſie mir eingehändigt, und ich nahm auch unverzüglich eine genaue Prüfung vor. Ich

war in hohem Grade erstaunt, ja ich darf wohl sagen bestürzt, die Handschrift so ungemein fehlerhaft in der Schreibart zu finden. Da ich den Bericht des Herrn Preuß gerade nicht zur Hand hatte, so wurde ich dadurch sogar zu der irrigen Meinung verleitet, als sei die kollationierte Handschrift nicht die Redaktion der letzten Hand, sondern ein früherer Entwurf.

Um meinen Aufenthalt in Berlin auf das beste zu benutzen, versparte ich die unbedeutenden Abweichungen auf eine andere Zeit, und hob nur die Lesearten der Handschrift aus, einige dreißig an der Zahl, worin ich die auffallendsten Sprachfehler fand. Diese legte ich abschriftlich, von meinen Anmerkungen begleitet, dem akademischen Ausschuße vor.

Derselbe erklärte sich in der Sitzung vom 29. Juli 1841, welcher persönlich beizuwohnen ich durch Unpäßlichkeit verhindert ward, im Allgemeinen mit mir dahin einverstanden, daß eine grammatische Reinigung des Textes allerdings erforderlich sei, wie folgender Auszug aus dem Protokolle ausweiset:

„Was die bloß formellen Aenderungen betrifft, so hat „sich erst jetzo, nach Einsicht der Handschriften, herausge„stellt, wie dieselben beschaffen seien, und der Ausschuß erkennt „nach der Denkschrift des Herrn v. Schlegel an, daß viele „derselben beizubehalten, und überhaupt daß alles 'gramma„tisch Unrichtige' zu verbeßern sei; indem auch in dem Be„richte vom 24. Januar 1841 der Grundsatz aufgestellt wor„den ist, unwesentliche Fehler und bloße Versehen zu verbeßern. „Dagegen kann sich der Ausschuß nicht für ermächtigt hal„ten, über das Grammatische hinaus den Stil oder was man „im Unterschiede vom Grammatischen 'das Rhetorische' nennen
[illegible], zu verbeßern, da hierdurch in die Eigenthümlichkeit
[illegible]faßers eingegriffen werden würde."

Diese Mittheilung erwiderte ich durch ein an Hrn. Böckh als Kenner der philologischen Kritik gerichtetes Schreiben, worin ich den Begriff des Grammatischen und die Ausdehnung, welche demselben in dem vorliegenden Falle gegeben werden müße, prüfte.

Auf diese so wichtige Erörterung, das Ergebniß meines reifsten Nachdenkens, ist mir keine schriftliche Antwort zu Theil geworden.

Nach meiner Zurückkunft in Bonn im Herbste 1841 erhielt ich die Kollation beider Theile der Histoire de mon temps, aber in einer fritzlichen, sehr unleserlichen, auch nachläßig angefertigten Kopie. Indessen ließ ich mich dadurch nicht abschrecken, und nahm, ungeachtet meiner damals sehr geschwächten Gesundheit, zuvörderst den zweiten Band vor, da ich die wichtigsten fehlerhaften Lesearten der Handschrift des ersten Bandes schon in der oben erwähnten Vorarbeit behandelt hatte.

Bei dieser Durchsicht habe ich alle Abweichungen der Berliner Ausgabe von der Handschrift, auch die unbedeutendsten nicht ausgenommen, aufgezeichnet. Ich habe Anmerkungen beigefügt, worin ich die Gründe darlegte, warum diese oder jene Leseart grammatisch unzuläßig sei. Wo ich beide einander entsprechende Lesearten unbefriedigend fand, that ich Vorschläge zur Berichtigung des Ausdrucks, indem ich mich so sehr wie möglich der Handschrift annäherte.

Wie mühsam und weitläuftig diese Arbeit war, erhellet daraus, daß meine Analyse grammaticale der ersten 200 Druckseiten in einer auf die leichteste Uebersicht eingerichteten Reinschrift ungefähr anderthalb hundert Quartseiten einnimmt.

Der akademische Ausschuß hatte mir seine Verantwortlichkeit entgegengestellt, und zur Prüfung der Sache eine

'kollegialiſche Berathung' vorgeſchlagen. Es war vorauszuſehen, daß dieſe nicht anders als weitläuftig ausfallen könne, da wegen meiner Entfernung Alles ſchriftlich verhandelt werden mußte: indeſſen ließ ich mir den Antrag gern gefallen. Das erſte Heft meiner Analyse ſandte ich den 15. Mai 1842 ab, das zweite folgte in nicht langer Zeit nach. Meine Arbeit hat alſo dem akademiſchen Ausſchuße lange genug vorgelegen: allein es iſt keine Gegenbemerkung oder Belehrung erfolgt. Dem Ausſchuße hat es nicht beliebt, das übernommene Richteramt zu verwalten, und ich bin im Zweifel, ob deſſen Mitglieder meine Aufſätze auch nur durchgeleſen haben.

Unter ſolchen Umſtänden wollte ich nicht vergeblich fortarbeiten. Meines Erachtens hat der Prediger Moulines bei Feſtſtellung des Textes eine ſo gründliche Kenntniß der franzöſiſchen Sprache bewieſen, wie ſie heut zu Tage unter den deutſchen Gelehrten äußerſt ſelten vorkommt. Er iſt auch mit großer Treue zu Werke gegangen, hat nichts Weſentliches an dem Inhalt verändert, und meiſtens nur den richtigen Ausdruck an die Stelle des verfehlten geſetzt.

Das Urtheil des Hrn. Preuß iſt dem meinigen gerade entgegengeſetzt. In den Berichten über ſeine Kollationen hat er die Herausgeber wiederum mit leidenſchaftlichen Beſchuldigungen überhäuft. Man mag dem wohlgemeinten, aber blinden Eifer des fleißigen Sammlers, der keinen Begriff davon hat, was zu einer reinen und klaſſiſchen Schreibart gehört, dergleichen allenfalls zu Gute halten, aber es verdient keine Berückſichtigung.

Es würde allerdings ſehr bequem ſein, die eigenhändige Handſchrift, ganz roh wie ſie iſt, mit allen Solöciſmen und Verſtößen gegen den Sprachgebrauch buchſtäblich genau

ken: aber ich ſehe davon ſehr nachtheilige Folgen

voraus, die ich in dem beigelegten französischen Aufsatze angedeutet habe. Die Bewunderer Friedrichs II. haben ohne Zweifel seine Geschichtbücher schon gelesen; sie werden nun eine Vergleichung der Ausgabe von 1788 mit der neuen anstellen, und die bemerkte Unähnlichkeit wird ganz zum Nachtheil der letzten ausfallen. Es werden grammatisch berichtigte Nachdrücke erscheinen, und alle Leser von Geschmack werden diese vorziehen.

Wenn überhaupt den Herausgebern nachgelaßener Werke die Verpflichtung obliegt, den ausdrücklich erklärten oder sonst genugsam bekannten Absichten des Verfaßers gemäß zu handeln, so kann diese Verpflichtung wohl nirgends in höherem Grade stattfinden, als in dem vorliegenden Falle, daß nämlich der verewigte Verfaßer ein glorwürdiger Monarch war. Nun ist aber aus vielen Stellen der Schriften K. Friedrichs des Zweiten erweislich, daß er eifrigst um die Reinheit der Diktion bemüht war. Nichts würde also seinen Absichten mehr entgegengesetzt sein, als wenn man die seiner Feder entschlüpften Sprachfehler der Nachwelt als geheiligte Reliquien überliefern wollte. Die meisten bei Lebzeiten des Königs erschienenen Schriften sind vor dem Druck wiederholt durchgesehen worden; auch kommen auffallende Verstöße gegen die Grammatik und den Sprachgebrauch sowohl in den prosaischen Abhandlungen als in den Gedichten nur selten vor. Mit den historischen Werken verhält es sich aber anders: um die Geheimhaltung zu sichern, die ihm sehr wichtig war, hat der Verfaßer keinen litterarischen Freund zu Rathe gezogen, auch nicht einmal einem Schreiber diktiert; und es läßt sich leicht begreifen, daß die mühselige Arbeit, mehrere Bände mit eigner Hand niederzuschreiben, seine Aufmerksamkeit von der Vollendung des Stils abgelenkt hat.

Ausstatttung der historischen Werke mit Anmerkungen und andern zum beßern Verständniß dienlichen Zugaben.

Mir ist nicht bekannt, ob es in dem Plane der neuen Ausgabe liegt, der Darstellung der Feldzüge Specialkarten des jedesmaligen Kriegsschauplatzes, Riße der Festungen nach ihrer damaligen Beschaffenheit, endlich Zeichnungen von der Stellung und den Bewegungen der Heere in den Hauptschlachten beizufügen. Daß aber diese Mittel der Anschaulichkeit vielen Lesern, und namentlich denen, welche gründliche Belehrung suchen, sehr erwünscht sein würden, nehme ich keinen Anstand zu behaupten. Die Meinung des großen Meisters der Kriegskunst hierüber ist nicht zweifelhaft: er hat sie selbst auf das entschiedenste ausgesprochen. Voltaire hatte ihm ein neues Werk über die Feldzüge des Marschalls von Sachsen angekündigt; der König erwiedert hierauf:

L'ouvrage dont vous me parlez du Maréchal de Saxe m'est connu, et j'ai écrit pour en avoir un exemplaire. Les faits sont récents et connus; il n'y a que les cartes qui intéressent, parce que le terrain est l'échiquier de nous autres anthropophages, et que c'est lui qui décide de l'habileté ou de l'ignorance de ceux qui l'ont occupé. (Oeuvres posthumes. T. IX. p. 259.)

Es haben sich sogar im Archiv flüchtige Skizzen der Schlachten bei Leuthen und Zorndorf von des Königs eigner Hand vorgefunden.

Auch der originalen Quartausgabe der Mémoires de Brandebourg sind auf Befehl des Verfaßers ein paar Landkarten der östlichen preußischen Staaten beigefügt, die aber noch unvollkommener ausgefallen sind, als es damals erwartet werden konnte.

Seit dem Anfange der Kriege K. Friedrichs II. ist ein volles Jahrhundert verflossen, während dessen mannichfaltige und wichtige Veränderungen eingetreten sind, besonders in den Gränzbestimmungen ganzer Staaten und ihrer landschaftlichen Unterabtheilungen. Ehemals berühmte Namen sind sogar völlig aus der Geographie verschwunden. Die allgemeinen und Special-Karten, welche den heutigen Zustand darstellen, können dem so nachdrücklich ausgesprochenen Zwecke, dem Leser die Feldzüge anschaulich zu machen, nicht genügen, sie könnten vielmehr Irrthum und Verwirrung verursachen. Die älteren Landkarten, für den heutigen Gebrauch nicht mehr tauglich, überdieß auch in andern Hinsichten mangelhaft, werden nur noch in großen Bibliotheken aufbewahrt, und dürften im Auslande überhaupt schwer zu finden sein. Die Unentbehrlichkeit dieser Hülfsmittel für das gründliche Verständniß der Geschichtbücher tritt demnach bei der unternommenen authentischen Ausgabe, besonders in dem siebenjährigen Kriege, der auf so weit von einander entlegenen Schauplätzen gleichzeitig geführt ward, auf das stärkste hervor.

Ungeachtet der sehr zusammengedrängten Erzählung, worin unzählig viele kleinere Einzelheiten übergangen werden mußten, ist dennoch die Menge der Orts- und Personen-Namen beinahe unübersehlich, und es erfordert eine große Aufmerksamkeit, sie dem Gedächtnisse einzuprägen, und überall wo sie vorkommen, sich der früheren Erwähnungen zu erinnern. Für die Ausländer ist die Schwierigkeit noch größer, weil es ihnen nicht leicht gelingt, sich die Aussprache so vieler fremd klingender Wörter anzueignen. Meines Erachtens würde demnach ein doppeltes alphabetisches Register, eines der Ortsnamen, mit Beifügung der geographischen Bestimmungen, das andere der Personen-Namen mit kurzen biographischen Notizen un-

gemein nützlich sein. In beiden müßten die sämmtlichen Stellen, wo jeder Name vorkommt, mit Angabe des Bandes und der Seitenzahl nachgewiesen werden. In Bezug auf die handelnden Personen erscheint dieß doppelt nothwendig, weil sehr häufig mehrere, die denselben Familiennamen führen, unterschieden werden müßen, und der Verfaßer dennoch diese näheren Bezeichnungen, so wie auch die Geburtstitel ausläßt. Wegen der bekannten Sorglosigkeit in diesem Punkte, da der König nicht selten die Namen seiner eignen Generale oder seiner Gegner fortwährend fehlerhaft schreibt, ist eine durchgängige Berichtigung der Namen unerläßlich, die am sichersten bei Anfertigung der beiden vorgeschlagenen Register vorgenommen werden wird. Diese Arbeit fällt großentheils dem Geographen und dem Historiker zu. Indessen giebt es nicht wenige Ortsnamen, bei welchen der französische Sprachgebrauch eine abweichende Schreibung festgesetzt hat, und hier wird ein gründlicher Kenner der Grammatik zu Rathe gezogen werden müßen. Für die Umsetzung der rußischen Namen in lateinische Buchstaben gilt in gewissem Grade dasselbe.

Berühmte neuere Geschichtschreiber, Voltaire und Gibbon haben nicht geglaubt, ihre Werke durch dergleichen Zuthaten zu verunzieren.

Ob die militärischen Ereigniße, wegen der seit jener Zeit in manchen Stücken veränderten Gestalt des Kriegswesens, besonderer Erklärungen bedürfen, darüber steht das Urtheil den Kennern des Faches zu.

Zweite Abtheilung.

Den historischen Werken werden die übrigen Schriften *in* Prosa: politische, philosophische, moralische Abhandlungen,

einige satirische Gespräche, endlich die akademischen Lobreden, sich am natürlichsten anschließen.

Im Ganzen wird man hiebei der Zeitordnung folgen können; auf solche Weise begleitet der Leser gleichsam den Verfaßer durch die verschiedenen Lebensstufen hindurch, und wird in den Stand gesetzt zu beobachten, in wie fern seine Ansichten von den menschlichen Angelegenheiten mit dem Fortschritte des Alters sich entweder mehr und mehr festgesetzt haben, oder einigermaßen durch spätere Erfahrungen abgeändert worden sind.

Von einigen ist die Zeit der Abfaßung bekannt, bei andern läßt sie sich aus einzelnen Zügen oder aus Erwähnungen in dem Briefwechsel des Königs wenigstens ungefähr bestimmen. In einigen Fällen dürfte eine Abweichung von der Zeitfolge nicht nur erlaubt, sondern rathsam sein.

Um dieser Abtheilung eine glänzende Einfaßung zu geben, schlage ich vor, den Anti-Machiavell voranzustellen, und die Reihe mit der Schrift über die deutsche Litteratur zu beschließen, die im J. 1780 erschienen ist. Beide haben großes Aufsehen erregt, aber freilich in durchaus entgegengesetztem Sinne: die erste in ganz Europa, die zweite nur in Deutschland. Diese ist, so weit ich es übersehen kann, unter allen bisher im Druck erschienenen die späteste.

Die ältesten Ausgaben des Anti-Machiavel finden sich in der königlichen Bibliothek, wo ich die Gelegenheit benutzt habe, sie genau zu prüfen; da sie mir aber jetzt nicht zur Hand sind, so kann ich das Verhältniß zu der Ausgabe von 88. nicht angeben. Ein holländischer Buchhändler hat Voltairen Verfälschungen Schuld gegeben, wie es scheint, mit Unrecht: wenn dieser nichts Schlimmeres gethan, als solche Sprachfehler wie propaginer und les parties belliqueuses,

zelnen beweisen keine wirklichen Lücken, da der Briefwechsel natürlicherweise wegfiel, wenn der Marquis, wie so häufig, in der Nähe des Königs lebte. Von den Briefen des Königs sind etwa vierzig ohne Angabe des Ortes und der Zeit; die Herausgeber haben sie zusammen an den Schluß des Bandes gesetzt und sie unordentlich durcheinander geworfen; von vielen wird sich aus Erwähnung der Zeitereignisse ermitteln laßen, wohin sie gehören, und der künftige Herausgeber hat hierauf den größten Fleiß zu verwenden. Endlich muß dem Briefwechsel noch ein Brief der Wittwe beigefügt werden, worin sie dem Könige einen ausführlichen Bericht über das letzte Krankenlager ihres Gemahls ertheilt. Dieser ist in der Ausgabe von 1788 an den Schluß des XII. Bandes geschoben.

Die Briefe des Königs an d'Alembert füllen den ganzen XI. Band aus und von dem folgenden noch p. 1...60. Die Briefe des berühmten Gelehrten an seinen Gönner füllen den XIV. und die erste Hälfte des XV. Bandes, p. 1...236.

Dieser Briefwechsel ist folglich nach der Zahl und Ausführlichkeit der Briefe von großem Umfange, und zugleich, was den Gehalt betrifft, von hoher Bedeutung. Er fängt erst, einige Briefe von d'Alembert ausgenommen, mit dem Hubertsburger Frieden an, und dauert fort bis auf die letzten Lebensjahre des Königs. Man lernt also daraus seine Gemüthsstimmungen in diesem Zeitraume kennen, so wie auch den Ausdruck seiner Meinungen, wie sie sich nach vielfältigen Prüfungen festgesetzt hatten.

Als Anhang müßen beigefügt werden die Briefe des Marquis de Condorcet an den König, welche Tome XV. p. 261 bis zum Schluße p. 284 stehen. Die Briefe des Königs an denselben, wie auch einige an den bekannten

Grimm, sind unter die Lettres mêlees Tome XII. p. 71...90 geworfen.

Der König hat ohne Zweifel außerdem noch viele litterarische Briefe geschrieben, die vielleicht zufällig verloren gegangen oder von ihm selbst vernichtet worden sind. Die letztere Vermuthung ist die wahrscheinlichere. Zuverläßig hatte er an den Präsidenten seiner Akademie Maupertuis während dessen lange dauernden Abwesenheiten häufig geschrieben. Er bezeugt aber, daß Maupertuis alle Papiere, die er von ihm hatte, vor seinem Tode versiegelt an ihn zurückgesendet habe. Auch seine Briefe an d'Alembert forderte er von dem Marquis de Condorcet zurück, und beruhigte sich damit, daß ihm gemeldet wurde, sie seien verbrannt; da dieses doch nicht geschehen ist. Die übrigen einzeln gedruckten Briefe habe ich mir aus der hiesigen Bibliothek nicht verschaffen können; viel weniger kenne ich die Inedita, und kann also auch nicht sagen, ob dadurch eine wahre Bereicherung der Ausgabe von 1788 erworben werden würde.

XV.

Ueber hiſtoriſche und geographiſche Beſtimmungen der Zoologie.

[Einleitung einer vermuthlich zur Vorleſung in der Berliner Akademie der Wißenſchaften beſtimmten Rede.]

Nicht ohne Schüchternheit trete ich vor dieſer zahlreichen und durch die mannichfaltigſten Verdienſte ausgezeichneten Verſammlung auf. Ich muß befürchten, das Unternehmen eines öffentlichen Vortrags über Gegenſtände, wovon ich nur die zur allgemeinen Bildung gehörende Kenntniß beſitze, möchte für eine Anmaßung gelten. Auch erkläre ich ausdrücklich im voraus, daß ich keine neuen Entdeckungen mitzutheilen, ſondern nur Zweifel und Fragen vorzulegen habe. Ich wünſche die Aufmerkſamkeit der Forſcher auf eine Bahn zu lenken, wo vielleicht für unſre Kenntniß der Thierwelt noch eine Nachleſe zu erwarten iſt.

Ich hoffe mir ein geneigtes Gehör zu verſchaffen, indem ich meinen Vortrag mit dem europäiſch berühmten Namen eines Mannes, den ein allzufrüher Tod vor wenigen Jahren der Wißenſchaft entriß, mit dem Namen Cuviers eröffne.

Es gereicht dieſem unermüdlichen Forſcher und geiſtreichen Denker zum größten Ruhme, daß er, zu hohen Würden und Aemtern gelangt, dennoch ſeinem Berufe als Profeſſor mit unvermindertem Eifer oblag. Ich hatte das Glück, zugleich mit Alex. von Humboldt, noch mehrere ſeiner Vorleſungen im Winter 31...32. anzuhören, wovon die letzte leider ſeine Krankheit durch eine plötzliche Erkältung verurſachte.

Aus Veranlaßung unſerer häufigen Unterredungen über wißenſchaftliche Gegenſtände ſchenkte er mir ein Exemplar ſeines kurz zu-

vor erſchienenen Commentars über die Bücher des Plinius, welche die Zoologie betreffen.

Dieſe Arbeit iſt vielleicht nicht ſo bekannt geworden, als ſie zu ſein verdiente, theils weil die von Lemaire beſorgte Ausgabe der lateiniſchen Klaſſiker außer Frankreich wenig in Umlauf gekommen iſt, theils weil man den Naturforſcher unter einem Schwarme philologiſcher Commentatoren nicht zu finden erwartet. Cuviers Anmerkungen ſind durch den Herausgeber ins Lateiniſche übertragen.

Ich habe einen berühmten deutſchen Anatomen behaupten hören, Plinius ſei wegen der Unbeſtimmtheit ſeiner Angaben, und ſeiner endloſen Verworrenheit wißenſchaftlich gar nicht zu benutzen. Cuvier dachte nicht ſo: er hat in der allgemeinen Biographie die Vorzüge und Mängel des Plinius unübertrefflich richtig gewürdigt. Er fand freilich hier Vieles zu berichtigen, ja als Fabel und volksmäßigen Aberglauben zu verwerfen; aber er beſtätigt auch nicht Weniges, und deutet glücklich was bisher unbegreiflich ſchien.

Da nun Cuvier in andern Schriften ſich's überall angelegen ſein läßt, dem größten Zoologen des Alterthums, dem Ariſtoteles, Gerechtigkeit widerfahren zu laßen, ſo darf ich mich wohl auf ſein Anſehen berufen, wenn ich es wage, den Forſchern die Prüfung alter Zeugniſſe über die Thierwelt zu empfehlen.

Es giebt bereits eine doppelte Zoologie: die der Gegenwart und die der Urwelt. Die erſte hat ſeit Linné und Buffon durch die Entdeckung unzähliger zuvor unbekannter Arten unermeßlich an Umfang, und durch Zuziehung der Phyſiologie und vergleichenden Anatomie an wißenſchaftlicher Tiefe gewonnen. Die zweite iſt eine ganz neue Wißenſchaft: man kann wohl ſagen, ein Triumph des menſchlichen Scharfſinns, wo die reſtaurierende Kritik Wunder geleiſtet hat.

Zwiſchen der Gegenwart und jener Vorzeit, wo eine andre Verfaßung des Planeten auch andre ſowohl in den Dimenſionen, als ſpecifiſch von den heutigen verſchiedene Geſtalten des thieriſchen Lebens, wiewohl immer in verwandten Richtungen der bildenden Kraft hervorrief, liegt ein unbeſtimmbar langer Zeitraum in der Mitte. Von dieſem Zeitraume nimmt die irdiſche Laufbahn des Menſchengeſchlechtes nur den letzten, und wahrſcheinlich den kleinſten Theil ein. Unſre hiſtoriſche Kenntniß iſt noch weit beſchränkter: denn die

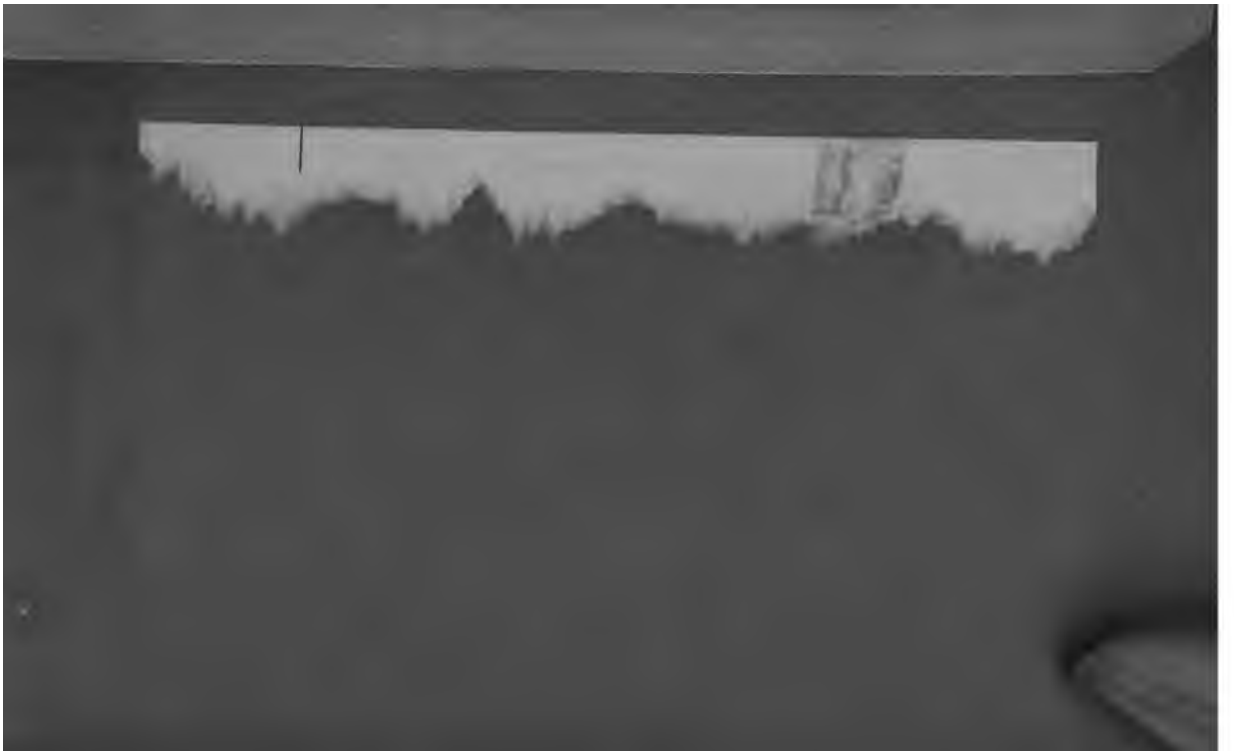
älteſten auf uns gekommenen ſchriftlichen Zeugniſſe ſind nicht viel älter als dreitauſend Jahre. Freilich iſt aber in dieſen Zeugniſſen und in andern Spuren und Denkmalen Manches enthalten, was uns auf eine beträchtlich weiter entlegene Vorzeit zurückweiſt.

Es iſt nicht glaublich, daß ſeit dem Daſein des Menſchengeſchlechtes auf der Erde neue Arten von Thieren der oberen Ordnungen zum Vorſchein gekommen ſein ſollten. Eher wäre es möglich, daß manche von der Natur gegen die Angriffe ſtärkerer Raubthiere nicht ſonderlich gewaffnete Arten ganz ausgeſtorben ſeien. Hiſtoriſch gewiß aber iſt es, daß mehrere dem Menſchen feindliche oder wenigſtens hinderliche Gattungen durch den im Ganzen immer ſteigenden Anbau der Länder verſcheucht und weit zurückgedrängt ſind, ſo daß ſie ſich nur noch in einem Theil des urſprünglich inne gehabten Bezirkes behaupten. Auf der andern Seite haben die zu mancherlei Zwecken gezähmten Thiere die Völker auf ihren Wanderungen begleitet. Da iſt es dann für den Zoologen wichtig zu wißen, an wie verſchiedne Klimate ſie ſich gewöhnen konnten, und welche Abartungen dadurch bewirkt worden ſind.

Dieß läßt ſich nun, wie mich dünkt, ganz ſchicklich mit dem Namen der hiſtoriſchen und geographiſchen Zoologie bezeichnen.

Es erhellet ſchon im Voraus, daß die Unterſuchung ſich nur auf eine kleine Abtheilung der Wißenſchaft beziehen wird: - - - - -

Druck von J. B. Hirſchfeld in Leipzig.



JAN 20 '67 MAR 1 6 1971
OCT JUN 23 1986
FEB 22 1976
MAR 2 1982

Stanford University Library
Stanford, California

In order that others may use this book, please return it as soon as possible, but not later than the date due.